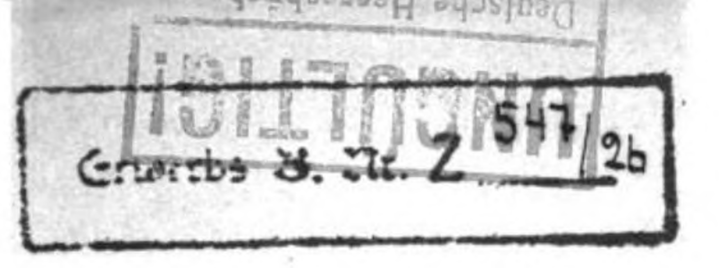
BERLINER REVUE: SOCIAL-POLITISCHE WOCHENSCHRIFT.

1855,4







Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Clemens Grafen Pinto.

Dritter Band.

Viertes Quartal. 1855.



Berlin.

Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

1855.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Inhalts-Verzeichniß.

Inseraten-Verzeichniß.

Alle Post-Anstalten, so wie alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf die „Berliner Revue" an. Der Abonnements-Preis beträgt vierteljährlich bei den Königlich Preußischen Post-Anstalten 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., bei den Post-Anstalten des deutsch-österreichischen Post-Vereins 2 Thlr. 20 Sgr.



Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Fünftes Capitel.

Ein Tag unter dem Directorium.

Der Sieg vom dreizehnten Vendémiaire war die letzte That des königsmörderischen Conventes gewesen. Nachdem er die Herstellung der legitimen Monarchie, diese persönliche Gefahr für ihn, für's Erste wenigstens, beseitigt hatte, löste er sich auf. Aus der scheußlichen Conventsraupe, die sich in Verbrechen und Blut eingepuppt hatte, ging der plumpe freche Schmetterling, das Directorium, hervor. Von der Furcht vor dem legitimen Königthum befreit, setzten sich die demokratischen Königsmörder an die Spitze der revolutionsscheuen Masse, namentlich der Jugend, und führten die Flucht des Volkes zum Despotismus.

Man hatte es satt, die Livrée des Sansculottismus zu tragen, man fand keinen Geschmack mehr an der republikanischen schwarzen Suppe des Maximums. Ueberall gab sich ein unermeßlicher Durst nach Vergnügen, nach Genüssen, nach Wohlleben und Luxus kund. Mit der Guillotine hatte die Republik die französische Natur vertrieben, jetzt kehrte sie im Galopp zurück. Diese Jugend wollte endlich wieder einen Rock haben, den ein wirklicher Schneider gemacht hatte, sie wollte ein Pferd reiten, das ihr nicht über Nacht auf Requisition genommen werden konnte, sie wollte unter Paukenwirbeln und Lichterglanz sich mit schönen Frauen im Tanze drehen, wie es in Frankreich alle Zeit Sitte gewesen bis zu dieser Revolution. In der rasenden Gier, mit der sich die französische Gesellschaft in die Vergnügungen warf, war immer noch ein Stück politischer Leidenschaft. Die Muscadins mit ihren grünen Cravatten, mit ihren weißen Strümpfen und fliegenden Strumpfbändern, mit ihrem ge-

puderten Haar und engen Beinkleidern waren nichts als eine Protestation gegen den Jacobinismus und die erzwungene und erheuchelte republikanische Einfachheit. Vergebens versuchte der Rest des Jacobinismus Widerstand gegen die Flucht zum Despotismus; er ist in der Gesellschaft eben so vergeblich wie in der Politik; die Jugend, die an der Spitze dieser Flucht steht, hat zwei furchtbare Verbündete, den Stock und die Presse, und es läßt sich kaum sagen, welche von beiden Waffen sie rücksichtsloser gegen die Jacobiner braucht. Die ganze Presse ist für die Jugend, sie läutet die Glocke zum Beginn der Directorial-Orgien.

Ganz Paris tanzt, es tanzt auf sechshundert vier und vierzig Bällen. Fort mit der Erinnerung! Fort mit den Gedanken an die Zukunft! Tanz-Musik, rauschende Lust, blendender Lichtglanz, flatternde Gewande, betäubende Parfums, enthüllte Formen, pochende Herzen, ein Meer von Wollust, — die Geige herrscht an Stelle der Guillotine.

Die ci-devant strengen Republikaner, die königsmörderischen Demokraten des Conventes sind immer voran, sie geben in der großen Louvre-Galerie der Gesellschaft von Paris einen Ball, dreißig Quadrillen zu sechzehn Personen tanzen zugleich den Contredanse. Dreihundert Frauen im Venusgewand treten zugleich zur Ronde an, bemüht, Alles zu zeigen vom „pied fripon“ bis zum Hals der Armide und den Formen der Venus Callipygos; so winden sie sich in den Armen der Tänzer in einem Lichtmeer, das aus den hohen Spiegelwänden wiederstrahlt.

Draußen aber verhungern Andere in der Kälte, Gras im Munde findet man ihre Leichen am Morgen; das ist die Rückseite. In Paris giebt es keinen Zucker mehr für die Kranken und bei den Armeen ruft man umsonst nach hölzernen Beinen für die Amputirten, die Couriere der Minister können oft nicht abgehen, weil man ihnen kein Geld geben kann; nur zum Vergnügen hat man immer Geld. Man läßt täglich hundert Millionen Assignaten drucken, aber sie reichen nicht zur Hälfte für die Bedürfnisse der Regierung. Die Bettler betteln auf den Straßen kurz und gut um zwei-, dreihundert Francs. Ein Paar Strümpfe kosten funfzehnhundert Francs, ein Hut zweitausend, ein Paar Stiefeln dreitausend, ein Diner für einen sehr mäßigen Mann fünfhundert Francs; man kann funfzigtausend Francs täglich ausgeben ohne große Mühe. Aber die Hast, mit der man sich in die Vergnügungen wirft, steigert sich, die Mittel müssen geschafft werden, es beginnt ein Feilschen, ein Handeln, ein Speculiren mit allen Dingen, mit Bonbons und weiblichen Reizen, Schuhen und Ministerstellen, mit Wachslichtern und Kirchen, es giebt in Frankreich nichts, was nicht Gegenstand des Handels und der Speculation würde. Jetzt machen sich zuerst die entsetzlichen Folgen der Revolution ganz klar; der Volkscharakter hat sich in den wenigen Jahren total geändert, fast alle Vermögen und Besitze gehen in andere Hände über, gehen täglich in andere Hände über. Jedermann bezahlt jetzt seine Schulden mit Assignaten. Gläubiger, die im Jahre 1789 zwei-

tausend Louisd'or verliehen haben, sie bekommen diese Summe jetzt in Assignaten ausgezahlt und haben gerade so viel, um sich für ihre zehntausend Thaler einen neuen Rock machen zu lassen. Am 6. Juni 1796 kostete der Louisd'or dreiundzwanzigtausend Francs Assignaten.

In dieser Zeit wurde Frankreich seiner schönen Wälder beraubt, alle, alle wurden sie niedergeschlagen, und die Minister machten den Damen ihrer Bekanntschaft Hochzeitpräsente für fünfundzwanzig Millionen Francs.

Aber nicht nur die Vermögen und Besitze wechseln, auch die Berufe und Gewerbe wechseln; der Schuhmacher handelt mit Holz, die Wäscherin mit Edelsteinen, der Professor mit Stiefeln, aber Alles handelt und speculirt.

Von den alten feinen französischen Sitten ist nichts mehr zu bemerken. Die jungen Leute reden mit den Frauen den Hut auf dem Kopf; ist ein Greis etwa zuvorkommend gegen Frauen, so moquirt man sich über ihn. Läßt eine Frau ihr Tuch fallen und Jemand hebt es ihr auf, so dankt sie nicht. Grüßest du eine Frau, so erwiedert sie den Gruß nicht; bist du hübsch, so starrt sie dich unverschämt an; bist du häßlich, so lacht sie dir in's Gesicht.

Die Verwilderung der Sitten geht jetzt Hand in Hand mit der Verwilderung der Manieren; von Liebe ist gar nicht mehr die Rede, man sucht nur Genuß, die Ehescheidungen nehmen so überhand, daß man Frauen mit ihren fünf geschiedenen Männern soupiren sehen kann; der Minister Gohier war nacheinander der Mann von zwei Schwestern gewesen; von Beiden geschieden, heirathete er deren Mutter.

Die Mißachtung gegen die Frauen erreichte den höchsten Grad. Cambacérès sagt in seinem Project des Civilcoder geradezu: „Die Ehe ist weder ein bürgerlicher, noch ein religiöser, sondern ein natürlicher Act.“

Und die jungen Leute singen:

Pourquoi nous marier?
Quand les femmes des autres
Pour être aussi les nôtres
Se font si peu prier?
Pourquoi nous marier?

„Es ist ein Handel mit Menschenfleisch, das noch lebt,“ rief Delville eines Tages empört aus: „Die Jacobiner verkauften ihre Waare erst, nachdem sie dieselbe geschlachtet hatten, ihr gebt euch nicht einmal die Mühe!“

Die natürlichen Kinder hatten kraft des Gesetzes der Revolution gleiche Erbrechte mit den ehelichen Kindern, aber trotzdem gab es allein im Jahre V der Republik funfzigtausend Findelkinder in Frankreich.

Wie unter dem Schreckensregiment Paris Paris mordete, so verkauft Paris Paris unter dem Directorialregiment.

Und wie sah äußerlich dieses Volk aus, das von einem Tanzsaal zu dem andern schwärmte?

Die Jacobiner trugen noch die rothe Mütze, die runde Weste, die Holzschuhe, ihre Weiber machten sich das Haar noch immer nicht und banden sich noch immer ein schmutziges baumwollenes Tuch um den Kopf.

Die Bourgeoisie aber und die jämmerlichen Bruchtheile des Adels, die sich mit derselben alliirt hatten, die Gesellschaft der herrschenden Partei, theilte sich in zwei feindliche Feldlager, in ein griechisches und ein römisches.

Die Griechen und Römer befehdeten sich eben so zornig jetzt, wie kurz zuvor Royalisten und Republikaner. Denn war bis zum neunten Thermidor die Gesellschaft im Staat völlig untergegangen, und hatte sie bis zum dreizehnten Vendemiaire das verlorene Terrain wieder erorbert, so ging von diesem Tage an der Staat nach und nach völlig in der Gesellschaft unter.

Die Römer bildeten eine Art von höherer Gesellschaftsklasse; die Kreise des Luxembourg-Palastes, wo sich um die Directorial-Pentarchie sofort eine Art von Hof bildete, waren römisch, das heißt, die Frauen, an ihrer Spitze die schöne Therese Cabarrus, damals die Frau Talliens, — sie hatte vor und nach ihm noch einige Männer — trugen die rothe patrizische Robe der Römer mit Gold und Silber gestickt, Flechten à la Portia mit Edelsteinen geschmückt, fleischfarbene Strümpfe, die Zehen mit Ringen besteckt und goldene Gürtel. Die Gegenpartei der Griechen trug die laconische Tunica, die nur bis zum Knie reichte, die Kopf, Brust, Arm und Bein frei ließ. Man fror darin meist aufs erbärmlichste. Die Frauen dieser modernen Griechen trugen Hemden von weißem Percal, und Gewänder von weißem Mousselin, die Brust und Schultern nackt ließen, aber dicht unter dem Busen mit einem schmalen Wollenbande zusammengebunden waren; das Haar war kurz geschnitten und ebenfalls von einem rothen Wollenbande zusammengehalten. Das Bein war nackt, der Schuh hoch und durchbrochen. Handschuhe trug man gar nicht und um ein Schnupftuch mit sich führen zu können, mußte man sich ein Netz (reticule) an die Seite hängen. So sahen die armen Frauen allerdings wie Griechinnen aus, aber nicht wie die ächten, sondern wie die steifen, frostigen Figuren auf den Bildern Davids. Eine abscheuliche Mode machte diese modernen Griechinnen noch lächerlicher, denn durch eine künstliche Vorrichtung gaben sie sich alle das Ansehen einer beginnenden Schwangerschaft, demi-termes nannten sie das. Die Lacedämonierinnen waren stolz darauf gewesen, dem Vaterlande Söhne zu gebären, die Französinnen wollten sich wenigstens das Ansehn geben, als hätten sie gleichen Stolz. Dieser Narrheit der Frauen gegenüber die Narrheit der jungen Leute, die sich mit Ohrringen und Medaillons behängten, die Spazierstöcke in Form von Kochlöffeln trugen, die nach

tausend Salben dufteten, wer will da sagen, wem das Scepter der Lächerlichkeit gebührt?

Wenn die Grazien sich völlig entkleiden, so übernehmen die Portechaisenträger billig die Don Juan-Rolle. In der kurz vorhergegangenen Zeit der Revolution bedurfte man der Körperkraft zur persönlichen Vertheidigung, die Faust der jungen Leute übte sich im Kampf gegen die Jacobiner, jetzt wurde die Körperkraft ein Luxus und in dieser Zeit der brutalen Wollust war sie der höchste Ruhm. Die alten Götter waren wieder herabgestiegen zur Erde und diese gänzlich heidnische Gesellschaft hatte keinen andern Altar als den der Körperkraft.

Doch gab es neben und in dieser heidnischen großen Gesellschaft noch andere enger geschlossene Kreise.

In einem kleinen etwas verwüsteten Salon eines Gasthauses in der Straße Richelieu finden wir den frühern treuen Begleiter des Barons von Batz, den jungen Thélusson, der mit seinem Weinrebenstock, der natürlich die unvermeidliche aber abscheuliche Modeform eines Kochlöffels hat, unbarmherzig an eine verschlossene Thür schlägt und unaufhörlich dazu schreit: „Oeffnen Sie doch, Herr von Minnigerode, öffnen Sie doch, man schläft in Paris nicht so viel wie in Ihren Bärenhöhlen in Deutschland. Oeffnen Sie, öffnen Sie!"

Endlich öffnet sich die Thür und ein junger Mann mit offenem, freundlichem Gesicht tritt höflich und herzlich grüßend über die Schwelle.

„Deutscher Langschläfer," zürnt Thélusson scherzend.

„Oh, ich schlief nicht, ich war nur mit meiner Wäscherin, die wollte mir durchaus für hunderttausend Francs Schuhe verkaufen."

„Und Sie haben sie gekauft?"

„Nein," rief der Deutsche seinerseits lachend; „die kleine hübsche Person ist im Zorn von mir geschieden, denn als ich sie fragte, was ich mit so viel Schuhen machen sollte, entgegnete sie mir sehr derb, daß man keine Schuhe kaufe, um sie zu tragen, sondern um sie wieder zu verkaufen und damit einen Gewinn zu machen. Sie selbst habe diese Schuhe für eine große Waschrechnung von einem hohen Beamten angenommen. Sie glauben nicht, was diese kleine Person böse war über meine ungeschickte Frage und meinen Mangel an Kauflust!"

Thélusson lachte; er war ein großer, hübscher Mensch, hübsch selbst in dem verdammt unsinnigen Aufzuge, in welchen ihn die Mode gekleidet hatte. Es gab keine Farbe, von der er nicht wenigstens ein Stück an sich gehabt hätte; Alles war unglaublich übertrieben an ihm; er war ein ächter Incroyable. Sein Hut war unglaublich klein, sein Haar unglaublich gepudert, in seiner unglaublich hohen Halsbinde konnte er sich nach Belieben bis an die Augen verstecken; zehn bis zwölf Medaillons mit Damenlocken trug er an verschiedenfarbigen Bändern um den Hals; seine kurzen Beinkleidern waren so eng, daß man fürchten mußte, sie bei jeder Bewegung platzen zu sehen. Er hatte Ohrringe in

den Ohren, alle Finger voll Ringe, goldene Strumpfbänder; er war gekleidet wie ein Narr, aber sein keckes, etwas impertinentes Gesicht und seine ganze Haltung zeigten, daß er sich närrisch kleidete zu seinem Vergnügen und daß er sich dessen wohl bewußt war. Der junge deutsche Edelmann, mit dem er die Treppe hinabstieg, war anständig und reich gekleidet, ohne alle Uebertreibung. Er war ein feiner junger Herr von edlem Anstand, aber er war nicht hübscher als Thélusson in seiner Narrentracht. Thélusson würde in der Kleidung des deutschen Herrn eben so gut wie dieser ausgesehen haben, der Deutsche aber in der Tracht Thélusson's geradezu abscheulich.

So schritten sie plaudernd die Richelieustraße hinab. Die Frauen starrten ihnen so unverschämt in's Gesicht, daß der Deutsche mehrmals verlegen wurde. Thélusson lachte. Auf die ärgerliche Frage seines Begleiters erwiederte er kurz: „Elles sont curieuses de Vous!"

Der Commentar, mit dem er diese Antwort begleitete, kann nicht wohl wiedergegeben werden. Der deutsche Edelmann aber erröthete.

An der Ecke bestiegen sie einen Fiacre.

„Wie hoch der Cours heute?" fragte Thélusson.

„Siebentausend Francs die Tour!" entgegnete der Kutscher.

Vor einem stattlichen Hause hielten sie; als Thélusson den deutschen Begleiter voran treten ließ, sagte er halblaut: „Halten Sie sich nicht zu lange auf, mein Theurer, Frau von Staël schwatzt gerne und ich komme sonst zu spät zu meiner kleinen Braut. Sie müssen wissen, daß das arme Kind den ganzen Tag Unterricht nehmen muß, damit sie meiner würdig wird, wie ihr braver Papa sagt. Meiner würdig, ist es nicht köstlich? und ich weiß gar nichts! gar nichts!"

„Frau von Staël, Frau Baronin!" rief Thélusson, sehr ungenirt in den Salon tretend, doch nahm er den Hut ab, „hier ist Herr von Minnigerode, einer meiner deutschen Freunde, er wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen!"

„Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle, gnädige Frau!" rief Herr von Minnigerode, „Herr Thélusson ist so, wie soll ich sagen —" Der Deutsche stockte.

„Sprechen Sie es aus, mein Herr!" half die Staël nach, „Herr Thélusson ist so ohne Form, daß er noch bei den Bauern in Deutschland in die Schule gehen könnte!"

„Habe ich Ihnen nicht eben noch gesagt, daß ich gar nichts wüßte?" lachte Thélusson, „aber die deutsche Schule ist mir doch zu weit!"

„Sein Sie mir willkommen in Paris, wo Paris nicht mehr ist, Herr von Minnigerode, und auch Sie, Thélusson, lieber Landsmann, sind mir willkommen, obgleich Ihnen gerade heute Niemand den Preis der Narrheit streitig machen würde!"

Die Baronin musterte die Kleidung des Incroyable's mit spöttischen Blicken, der aber verneigte sich und antwortete unverschämt:

„Niemand ist würdiger, darüber zu urtheilen, Niemand hat ein größeres Recht, die Preise der Narrheit zu vertheilen, als Sie, Frau Baronin!“

Allerdings sah die Staël mit ihrem Turban und ihrem orientalischen Odaliskencostüme, für das die geistreiche Frau, trotz ihres Mangels an weiblichen Reizen, eine solche Vorliebe hatte, so verwünscht aus, daß Herr von Minnigerode im Herzen seinem Begleiter nicht Unrecht geben konnte.

„Sie sehen, wie unverschämt er ist,“ rief die Staël lebhaft, „und ich versichere Sie, dieser junge Unverschämte ist noch der Anständigste unter den jungen Leuten hier!“

„Sagen Sie das nicht weiter, Frau Baronin, sonst verliere ich allen Credit in Griechenland und Rom!“ entgegnete Thélusson, sich erschrocken stellend.

„Pah!“ meinte die Staël, „die antiken Damen von heute haben zu gern Credit bei den Bankhäusern von Genf, um ihnen nicht gern Credit zu geben!“

„Es giebt auch männliche Tugenden in dem modernen Rom,“ entgegnete Thélusson kurz, „die nicht vergessen haben, daß Frau von Staël eine Genfer Banquiertochter ist!“

„Gott weiß es,“ entgegnete die Staël, die den Hohn zu überhören schien, „man ist uns hier schon Millionen schuldig!“

Während sich Frau von Staël nun mit dem Deutschen von Deutschland unterhielt, blätterte Thélusson, ohne irgend wie Antheil an dem Gespräch zu nehmen, in den Zeitungen, die auf einem Seitentisch lagen, lachte über die Ausfälle der Journalisten gegen die Directoren und schrie endlich aufspringend: „Kommen Sie, Minnigerode, wir haben nur noch eine halbe Stunde Zeit; um zwölf Uhr hat meine kleine Braut chinesischen oder tungusischen Sprachunterricht, was weiß ich's; kommen Sie!“

„Er ist wirklich ein ganz unglaublicher junger Mann!“ sagte die Staël lächelnd, „er hat in dieser Zeit eine Braut; ich glaube, er ist der einzige Bräutigam in Paris; er ist wirklich unglaublich!“

Die Herren verabschiedeten sich und fuhren nach der Wohnung des Doctors Desmousseaux de Givré. Aber, wie Thélusson vorhergesehen hatte, seine Braut war nicht mehr sichtbar; irgend ein Lehrer nahm sie bereits in Anspruch.

Thélusson war übler Laune. Er stellte seinen Begleiter vor und erklärte dann dem guten Doctor rund heraus: „Wissen Sie, lieber Herr Desmousseaux de Givré, ich habe diese Geschichten satt, entweder, oder; diese liebe kleine Anna heirathet mich, oder einen Sprachlehrer; sie soll selbst entscheiden!“

Ohne die Antwort seines etwas verblüfften zukünftigen Schwiegervaters abzuwarten, zog Thélusson die Klingel und befahl dem eintretenden Diener: „Man bittet Mademoiselle, so bald als möglich herüber zu kommen!“

„Aber, lieber Thélusson?" rief der Doctor.

„Was beliebt?" antwortete der junge Mann.

„Es ist doch nöthig, daß man . . ."

„Ich werde mit meiner Frau eine Sprache sprechen, lieber Herr, die sie nicht erst bei einem Sprachlehrer zu lernen braucht."

„Aber meine Frau . . ."

„Ich küsse meiner verehrten zukünftigen Schwiegermama die Hand."

„Aber . . ."

„Aber, lieber Doctor, Sie haben gar kein Recht mehr, mitzusprechen, wissen Sie das? Die Gesetze der Republik gestatten mir und Anna völlige Freiheit."

„Das ist das erste Mal, daß ich höre, wie sich der Freund des Barons von Batz auf die Gesetze der Republik beruft."

„Lieber Papa, Sie könnten den Baron selbst zum Republikaner machen mit ihrem „Aber"!"

„Erzürnen wir uns nicht!" bat der arme Doctor.

„Wie könnte ich Ihnen zürnen," rief Thélusson, „dem Vater einer solchen Tochter!"

Damit eilte er dem jungen Mädchen entgegen, das eben eintrat.

Wer Thélusson dem schönen Mädchen gegenüber sah, bemerkte sofort, daß er wohl verstand, sich auch edel und fein zu benehmen; übermüthig war er immer, aber es war eine andere, ganz andere Weise. Bei aller Etourderie besaß der junge Mann einen feinen Tact.

„Papa hat mir erlaubt, Sie einen Augenblick zu sehen, meine liebe Anna," sagte er, nachdem er ihr die Hand geküßt, „ich bin ihm sehr dankbar dafür." Er warf dem alten Herrn etwas leichtfertig eine Kußhand zu. „Ich wünschte Ihnen einen deutschen Freund, Herrn von Minnigerode, vorzustellen. Sein Sie freundlich mit ihm, liebes Kind, vielleicht erzeigt er mir dann die Ehre, mein Brautführer zu sein!"

Das junge Mädchen riß den deutschen Herrn durch ihre Schönheit, wie durch ihre Naivetät völlig hin, und Thélusson bemerkte mit Vergnügen den Eindruck, den seine Braut auf seinen Freund machte. Dennoch aber rief er plötzlich: „Liebste Anna, unser theurer Papa wird unruhig, Ihr Lehrer wartet, der Zorn eines zukünftigen Schwiegervaters aber ist für einen Bräutigam viel zu gefährlich, als daß ich Lust hätte, demselben zu trotzen; adieu, liebe Anna, wir sehen uns doch in Coblenz? spätestens um zwei Uhr?"

Anna nickte und entfernte sich.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so rief Thélusson in der früheren brüsken Manier: „Sie sehen, mein lieber Papa, daß ich ein guter Mensch bin, daß ich Sie nicht bei Anna verklagt habe, aber sein Sie nun auch verständig und quälen Sie meine arme kleine Frau nicht allzu sehr mit Unterricht."

„Anna ist die Tochter eines Gelehrten!“ entgegnete der Doctor scherzend.

„Die Frau eines Gelehrten wird sie aber nicht!“ lachte Thélusson. Gleich darauf fuhr er ernsthaft fort: „Ich Unsinniger bin seit acht Tagen nicht in Viroflay gewesen. Wie geht es dem Baron, Doctor?“

„Nun,“ entgegnete der spöttisch, „ich glaube, er hat früher Hochzeit, als ein gewisser Herr Thélusson.“

„Das ist doch sehr die Frage!“ lachte Thélusson.

„Oh! nein, das ist durchaus nicht die Frage!“ versetzte der Doctor ernsthaft, „Anna ist noch viel zu jung.“

„Papa, nehmen Sie sich in Acht,“ warnte Thélusson scherzend, „ich habe gestern mit Frau von Desmousseaux de Givré gesprochen, und dieselbe war nicht Ihrer Ansicht!“

„Wissenschaftlichen Ueberzeugungen wird meine Frau schwerlich etwas entgegen zu setzen haben!“ entgegnete der Doctor etwas ängstlich.

„Doch, doch,“ rief Thélusson, „Ihre Frau Gemahlin hat etwas Besseres, als Ueberzeugungen; sie hat Erfahrungen, und mir hat sie gestern versichert, daß sie auch im funfzehnten Jahre die Frau eines gewissen Herrn Desmousseaux de Givré geworden sei.“

„Nun das Gesetz ....“ rief der Doctor rasch, biß sich aber auf die Lippen, denn Thélusson brach in ein schallendes Gelächter aus. Es dauerte eine Weile, ehe er seiner Heiterkeit, die dem guten Doctor sehr störend schien, einigen Zwang anthat, dann sagte er immer noch lachend:

„Oh, mein guter Doctor, es ist das erste Mal, daß ich es höre, wie sich der Freund des Grafen Maulevrier auf das Gesetz der Republik beruft!“

Damit ging der junge Mann, um seiner zukünftigen Schwiegermutter, mit der er ein Herz und eine Seele war, einen Besuch zu machen.

Frau von Desmousseaux de Givré war noch eine sehr hübsche, muntre Frau; sie verließ ihr Zimmer noch nicht, weil sie vor Kurzem erst von einer Krankheit genesen war.

Der gute Doctor dagegen führte mit dem jungen Deutschen, der wohlgebildet vor kurzer Zeit erst die Universität Göttingen verlassen hatte, ein gelehrtes Gespräch über die Aussprache der lateinischen Worte, und war sehr glücklich, daß ihm der deutsche Edelmann aus reiner Höflichkeit zugab, die Franzosen sprächen die lateinischen Worte richtiger aus.

Doctor Desmousseaux de Givré war ein sehr gescheuter Mann; er wußte sehr gut, daß die alten Römer Krämpfe bekommen haben würden, wenn sie ihre lateinische Sprache aus französischem Munde vernommen hätten, aber er erkannte auch, daß der deutsche Edelmann das wisse. Er war entzückt über die Höflichkeit, mit welcher der junge Ausländer ihm Recht gab. Der brave Franzose war förmlich ergriffen von dieser Höflichkeit, die er so schwer vermißte bei seinen jungen Landsleuten.

Der Arzt war ein geistreicher Mensch; er erzählte dem deutschen Edelmann eine Menge der wunderbarsten Geschichten aus der jetzigen Pariser Gesellschaft und schilderte mit komischer Verzweiflung die Wuth aller dieser ehemaligen Stubenmädchen, Wäscherinnen und kleinen Bürgerweiber, die jetzt reich und ihrer Ansicht nach vornehm geworden, sich nervenkrank zu stellen.

„Oh! mein lieber deutscher Herr!“ rief der Arzt. „Sie glauben gar nicht, wie abscheulich diese Frauenzimmer Nerven, die sie gar nicht haben, verleumden! Sonst hatte ich die größeste Mühe, um den Damen meiner Praxis ein gesundes Ansehen zu verschaffen, jetzt soll ich diesen Frauenzimmern, die alle rothbackig sind, durchaus ein schmachtendes, leidendes Ansehen ancuriren; aber alle Mittel helfen nichts, denn sie trinken, sobald ich die Thür geschlossen habe, einige Gläser Cognac und essen ein Pfund Schinken und ein halbes Dutzend harte Eier dazu. Sie glauben nicht, was ich für ein geplagter Mann bin. Sonst, ja diese vornehmen Damen haben mich mit ihren Launen oft zur Verzweiflung gebracht, aber bei ihnen war der Arzt doch an seiner Stelle; es waren wirklich zarte Wesen, die der Stärkung immer und der Heilung oft bedurften. Aber diese Damen der neuen Gesellschaft mit ihrer robusten Ammengesundheit verlangen, daß man sie krank erscheinen lassen soll, und das ist doch nimmermehr die Aufgabe der Heilkunde!“ — „Und,“ setzte der gute alte Mann beinahe weinerlich hinzu, „selbst beim aufrichtigsten Streben findet man nicht einmal Unterstützung bei ihnen; sie essen die ungeheuersten Quantitäten Fleisch, trinken wie Deutsche, entschuldigen Sie, bleiben in unverwüstlicher Gesundheit, werden immer corpulenter und fahren fort, ihre Nerven zu verleumden, selbst dem Arzt gegenüber. Sie glauben nicht, theurer Herr, was ich mich nach den tausend kleinen Quälereien und Minauderieen, die ich Wahnsinniger einst so oft verwünscht habe, sehne. Ach! es war doch ganz anders bei meinen kleinen, bösen Herzoginnen und Marquisinnen, die mich immer schalten und dann doch so dankbar waren, wenn sie ihren „beau jour“ hatten! Herr, ich habe manche kleine Hand küssen dürfen, ich habe manches freundliche Wort gehört, um das mich Pairs von Frankreich beneideten; jetzt aber lassen mich ganz sonderbare Frauenzimmer rufen. Neulich fand ich die Tochter, ein dickes, hübsches Mädchen, die Tochter meines früheren Portiers, in einem vergoldeten Schlafzimmer eines Hotels in der Rue de Grenelle, in demselben Bett, in welchem mich die arme, liebe Herzogin von Ventadour so oft empfangen hatte. Corbleu, auch dieses Frauenzimmer klagte über ihre Nerven. Der schändliche Robespierre hat meine arme, kleine Herzogin morden lassen; der Mann meiner dicken Portiertochter ist Director im Ministerium des Innern, er hat das Hotel, die Betten, die Wäsche der Frau Herzogin, Alles hat er seiner Frau gegeben, aber die zarten Nerven der Frau Herzogin kann er ihr doch nicht geben!“

Der arme Arzt triumphirte förmlich darüber und mußte doch zu gleicher Zeit lachen.

Thélusson trat wieder ein: „Papa", rief er, „ich habe mich sehr kurz gefaßt bei meiner Schwiegermama, nur um Sie nicht eifersüchtig zu machen; jetzt adieu, in Coblenz sehen wir uns wieder!"

Die beiden jungen Herren schlenderten langsam durch einige Straßen, die einen keineswegs angenehmen Anblick boten. Die Wände und Mauern der Häuser waren mit Inschriften aller Art bedeckt, alle Ecken starrten von Papierfetzen; durchweichte Bekanntmachungen der Commune wechselten mit den letzten Resten ehemaliger Decrete des ehemaligen Convents. An vielen Häusern sah man noch als Wahrzeichen einer jüngsten Vergangenheit die rothe Jacobiner-Mütze, an andern war sie sorgfältig abgewaschen; hier war das: liberté, fraternité, égalité ausgestrichen, dort hatte man diese Mühe der langsamen Thätigkeit des Regens überlassen. Nichts sah man ausbessern oder gar neu bauen, daran dachte Niemand; überall aber grins'te den Vorübergehenden das Wort entgegen: à vendre! Das war in der That das große Wort von damals, es war eben Alles zu verkaufen.

Am abscheulichsten sah diese Inschrift über den Kirchenthüren aus; man konnte sich sogar für ein paar Louisd'or eine recht hübsche Kirche kaufen.

Auf den Plätzen standen noch die Freiheitsbäume, aber sie sahen jammervoll aus, zersprungen, verdorrt, schief und krumm: der Flitterkram, mit dem sie behängt waren, zerlumpt und zerrissen. Niemand kümmerte sich um sie, man hielt es nicht für der Mühe werth, sie wegzuschaffen.

Eine Unzahl von herrenlosen Hunden durchstreifte die Straßen, in den Elysäischen Feldern konnte man Ziegen in völliger Freiheit sehen.

Thélusson führte seinen deutschen Freund in das Palais-Royal zum Frühstück. Man befand sich offenbar in der schlechtesten Gesellschaft; überall schmutzige Anekdoten und ungezogene Scherze, Ziererei und Plumpheit, wüste Schlemmerei und freches Großthun; es war interessant und widerwärtig zugleich, aber das war so zu sagen der officielle Ton der Directorial-Gesellschaft. Kleine Beamte und kleine Krämer, Advocatenschreiber und entlaufene Mönche, Alle reich geworden, überreich, bildeten den Kern dieser Gesellschaft. Und wie frühstückten sie? Sie aßen nur Poularden von Mans, Truthähne von Mortie und Ananasse von den Inseln; dazu tranken sie Rheinwein, der hundert Jahre und länger im Keller der Kurfürsten von Mainz oder Trier gelegen, oder Ungar-Wein, den Kaiser Joseph einst Ludwig XVI. geschenkt. Sie genossen nur das Theuerste, und sie genossen es nicht, weil es gut, sondern weil es theuer war. Sie würden Schuhsohlen und Pfützenwasser gefrühstückt haben, wenn das eben so theuer gewesen wäre. Angewidert von dieser Gesellschaft, drängte der Deutsche seinen Begleiter zum baldi-

gen Aufbruch, und Thélusson in seiner unermüdlichen Gefälligkeit war auch sofort bereit.

Man besuchte eine schöne „Römerin" und zwar die berühmte Therese Cabarrus, die damals die Gemahlin Tallien's war, des bekannten Thermidorianers.

Viele Herren waren in dem Zimmer der Dame, die damals allmächtig im Luxembourg war durch ihre Herrschaft über den Director Barras. Therese Cabarrus saß halb liegend auf einem mit Purpur belegten, sehr harten und unbequemen Möbel, das antik sein sollte; ein Hemd von weißem Linon, das nichts mehr zu errathen übrig ließ, und ein weißer Seidenmantel ohne Aermel, der nichts verbarg, bildeten die ganze Kleidung dieser in Bezug auf die Formen ihres Körpers allerdings tadellos schönen Frau, deren Augen eben so scharf und stolz funkelten wie die Unzahl von Diamanten, die in ihrem dunkeln Haar, das leicht mit Goldstaub gepudert war, blitzten. Therese Cabarrus spielte mit ihren kleinen Füßchen, an deren Zehen die kostbarsten Ringe prunkten, und unterhielt sich mit den Herren, die im Doppelkreise sie umsaßen oder umstanden. Die Stehenden hatten das bequemere Theil erwählt, denn das Sitzen auf den niedrigen römischen Stühlen mit den scharfen Seitenborden, ohne Lehnen, war für die Meisten eine Art von Folter.

„Was sagt man heut in der Stadt, kleiner Thélusson?" redete Therese Cabarrus den Eintretenden mit Gönnermiene und Ton an.

„Man sagt," rief Thélusson unverschämt, „Madame sei seit gestern débarrassée."

Dieses Wortspiel, gegen den Director Barras, den Geliebten der Römerin, gerichtet, erregte allgemeinen Beifall. Therese Cabarrus lachte herzlich und sagte dann: „Sie sehen, er hat Geist, dieser junge Mann!"

Darauf wendete sie sich an einen andern Herrn und fragte: „Hat man gestern neue Moden gesehen, was wissen Sie davon?"

„Madame, die Griechinnen wollen die Hemden abschaffen; sie sagen, es sei das die allerälteste Mode, ein paar Tausend Jahre alt, und müsse endlich einer neuen Platz machen."

„Aber was bleibt ihnen denn, wenn sie auch das Hemd ablegen?" rief Einer.

„Ich bin nicht zugegen gewesen," bemerkte ein Anderer, „aber das Volk hat gestern auf den Boulevards zwei Griechinnen verhöhnt, die sich ohne Hemden, nur von Flor umwallt, zeigten."

„Diese Griechinnen sind lächerlich," rief Therese Cabarrus, „sie übertreiben Alles!"

Die Römerin hatte keine Ahnung davon, daß sie nicht viel weniger lächerlich war; vielleicht wollte ihr Thélusson eine Ahnung davon beibringen, denn er begann ganz ungenirt zu singen:

„Grace à la mode
Une chemise suffit.
Une chemise suffit,
Ah! que c'est commode
Une chemise suffit
C'est tout profit!"

Hatte er aber die Absicht gehabt, die Römerin durch seinen Spott zu treffen, so hatte er sich geirrt, denn Therese Cabarrus klatschte Beifall und versicherte noch ein Mal, daß der junge Mann Geist habe. Dann wendete sie sich an einen alten Herrn, der ihr zunächst saß, und bemerkte halb befehlend: „Sie werden die Güte haben und dafür sorgen, daß das allerliebste Couplet des Herrn Thélusson gegen die Griechinnen noch heute in Paris bekannt werde, ich meine so, daß man es morgen überall singt."

Thélusson amüsirte sich ungemein über das naive Erstaunen seines deutschen Freundes, der sich von Zeit zu Zeit des Gedankens nicht erwehren konnte, daß er sich in einem Tollhause befinde, denn diese Männer, die fast alle wie verkleidete Athleten aus einer römischen Palästra aussahen, diese weiblichen Nacktheiten in Linon und Mousselin affectirten sämmtlich eine schwache Brust und schwache Nerven. Das paßte trefflich zu dem forcirten Römerthum! Keiner von ihnen sprach den Buchstaben „R" aus, der war völlig verfehmt, sie schworen „paôle d'honneu!" und priesen die „fomes" der Damen; aber auch die Buchstaben „D", „Ch" und „G" waren oft noch zu derb für diese zarten Römer, und sie flüsterten, daß „Maame" eine „visase anzelique" habe. Man lobte das „théât-e moliè-e", war aber „su-p-is", daß Madame „Duza-din" schon wieder „en t-avail d'enfant" sei.

Zuletzt mußte der deutsche Herr über diese Narrheiten so furchtbar lachen, daß sich Thélusson genöthigt sah, ihn hinaus zu führen; denn der junge Mann war in Gefahr, Krämpfe zu bekommen, und als er sich etwas erholt hatte, betheuerte er mit einer ungeheuren Anzahl ächt deutscher Kernflüche, das, was er so eben gesehen und gehört, sei der Gipfel irdischer Tollheit.

Thélusson widersprach und versicherte, das sei Kleinigkeit, er werde ihn jetzt zu einer berühmten Griechin führen, dort werde er noch ganz andere Dinge zu sehen und zu hören bekommen. Der Deutsche aber rief empört: „Nein, lassen Sie mich, ich habe vollkommen genug, zu Ihrer Griechin sollen mich nicht zehn Pferde ziehen. Wir Deutsche lieben unsere Hemden viel zu sehr, eins unserer Sprichwörter sagt: Das Hemd ist uns näher, als der Rock! Sagen Sie mir, lieber Thélusson, giebt es denn in Paris gar keine anständige Gesellschaft mehr, gar keine Frauen mehr, denn diese Damen kann ich nicht Frauen nennen, sagen Sie?"

„O ja, wir haben noch ein paar Frauen hier," lachte Thélusson, „Sie werden sie sehen, wir finden sie in Koblenz!"

„Nun, Gott sei Dank, lassen Sie uns eilen, daß wir nach Koblenz kommen. Wenn ich nicht irre, finden Sie Ihre Braut dort, und ich hoffe, das wird Sie abhalten, mich erst noch einen Umweg durch ein anderes Tollhaus machen zu lassen!“

Koblenz war ein kleines Stückchen Boulevard an der rue grange-batolière, das Rendez-vous der Royalisten, das Feldlager des guten Tons, eine Galerie des feinen Geschmacks. Koblenz war ein Salon, ein Club, eine Partei, Alles zugleich. Auf den sechs Reihen von Strohstühlen in Koblenz saß die royalistische Opposition gegen das Directorium, hier versammelte sich Alles, was gegen den schlechten Geschmack und gegen die schlechten Sitten der Republik protestirte. In dieser kleinen royalistischen Welt war ein stetes Concert von beißenden Bemerkungen, Sarcasmen und Epigrammen gegen die Republik, hier wurden all die Tausend Pfeile geschmiedet, mit denen die Journale das Directorium überschütteten. Die Leute von Koblenz nannten sich das Regiment Royale-Anarchie, und dieses Regiment war immer auf dem Kampfplatz.

Als Thélusson mit seinem Freunde in Koblenz erschien, war es schon ziemlich gefüllt, aber noch immer kamen zu Fuß und zu Wagen neue Besucher.

Diese Leute erkannten sich untereinander an gewissen Paßworten und auch äußern Zeichen, die sich alle auf das Königthum bezogen.

Sie trugen auf der Vorderseite ihrer Röcke achtzehn Knöpfe zu Ehren Ludwigs XVIII. Sahen sie einen Unbekannten, so fragten sie ihn: „Wieviel brauchen Sie zu neun, um gerecht zu werden? und erfolgte nicht sofort die Antwort „neun“, so waren ein halb Dutzend Duelle in nächster Aussicht. Koblenz duldete nichts Fremdes.

Thélusson war auch hier überall bekannt und gern gesehen.

Eine liebliche, junge Frau in einem grünen Chouanspencer, die allein unter einem Baume saß und einen mächtigen Hund streichelte, rief Thélusson zu sich und fragte nach der Gesundheit des Barons von Batz; dann erzählte sie ihm, daß der „Mercure“ in den Worten „Révolution française“ das Anagramm gefunden habe „La France veut son Roi“ und sah dabei so glücklich aus, daß sie dem deutschen Herrn noch schöner schien als vorher.

Ueberhaupt konnte sich der junge Mann nicht satt sehen an dieser Menge schöner, junger, eleganter Frauen, er hatte das nicht mehr für möglich gehalten in Paris. Ueberall, wohin er blickte, sah er kokett versteckt die Zeichen des französischen Königthums. Der Fächer in den Händen der schönen Aristokratinnen bildete stets eine Lilie.

Meist waren die Damen in Halb-Trauer, um die runden Schultern schmiegte sich ein schwarzes Spitzenmäntelchen, die Robe war von grauer Seide, nur der rosenrothe Crêpe, mit dem der Hut gefüttert war, war etwas heiterer und lachte wie eine Blume unter einer Cypresse und

wenn diese schönen Royalistinnen ihre kleinen Füße auf die Strohbänkchen setzten, so sah man die silbernen Lilien, mit denen die Zwickel ihrer Strümpfe gestickt waren.

Es war da noch das alte französische Geplauder, die Damen allein saßen, die Herren gingen von Reihe zu Reihe, um ihren Hof zu machen, oder um Anekdoten und Neuigkeiten zu erzählen. Man sah sich in Koblenz in eine ganz neue Welt versetzt.

Viel Spielerei, viel Narrheit zeigte sich auch in dieser Gesellschaft, aber es herrschte dabei überall ein so edler und feiner Ton, die Albernheit selbst war artig und die Spielerei immer gefällig.

Thélusson begann bereits etwas ungeduldig zu werden, als Doctor Desmousseaux de Givré mit der schönen Anna erschien. Der Arzt war ein Mann von Bedeutung für diese Reste der royalistischen Partei, er wurde überall mit großer Freundlichkeit begrüßt und Thélusson's Braut war das verzogene Kind von Koblenz. Frau von Bonchamps, die Wittwe des Helden der Vendée, pflegte das anmuthige Kind, wenn es ohne seine Mutter erschien, unter ihren mütterlichen Schutz zu nehmen, was Thélusson, welcher der erklärte Liebling der edlen Frau war, ganz besonders erfreute. Frau von Bonchamps wußte immer dafür zu sorgen, daß das junge Paar ein Viertelstündchen allein plaudern konnte, in Mitten dieser lebhaften Gesellschaft. Für seinen deutschen Begleiter brauchte Thélusson in Koblenz keine Sorge zu tragen, er hatte denselben so vielen Herren und Damen vorgestellt und derselbe war so glücklich, wenigstens noch einen Rest von der alten Wunderstadt Paris zu finden, daß er seinen Mentor völlig vergessen zu haben schien.

Minnigerode war entschieden der Held des Tages in Koblenz, denn er hatte die Prinzen des königlichen Hauses von Frankreich vor nicht langer Zeit in Deutschland gesehen und wußte von ihnen zu erzählen; er fand begeisterte Hörer und war sehr verwundert über die Flucht der Zeit, als er bemerkte, daß sich die Gesellschaft trennte und Thélusson zu ihm trat, um ihn zum Diner zu führen.

Nach dem Diner schlug Thélusson seinem Telemach abermals einen Besuch in Griechenland vor, der aber wollte weder nach Griechenland noch nach Rom, sondern verlangte den Abend in einem Hause der guten alten Gesellschaft zuzubringen.

Thélusson machte keine weiteren Einwendungen, aber vielleicht hätte sich Herr von Minnigerode doch anders besonnen, wenn er das spöttische Lächeln bemerkt hätte, mit dem sein Freund den Vorschlag aufnahm. Sie begaben sich nach Thélusson's Wohnung, machten dort Toilette und fuhren dann nach dem Faubourg St. Germain.

In dem Hofe des großen Hotels der Rue Saint Dominique hielt bereits eine Anzahl von Equipagen; zwei eisgraue Lakaien, kaum noch im Stande die schweren Armleuchter zu tragen, empfingen die Eintretenden in der Halle und geleiteten sie in den Salon, wo die Dame vom

Hause, eine Greisin, die ganz nach der strengsten Vorschrift der Versailler Etikette von einst gekleidet war, am Kamin saß und die beiden jungen Leute mit vornehmer Herablassung aufnahm. Die Marquise de Lareynière war sehr höflich, aber sehr förmlich, und machte eben nicht viel Umstände weder mit Théluſſon noch mit dem deutschen Edelmann.

Sechs bis acht Damen, sämmtlich in dem ehrwürdigen Alter der Dame vom Hause, und etwa doppelt so viele Herren, alle in alter Hoftracht mit rothen und blauen Ordensbändern geschmückt, bildeten die Gesellschaft, die um den Kamin versammelt miteinander plauderte.

Théluſſon wußte sich bald zu entfernen und er lachte ziemlich schadenfroh, als er den Salon der alten Marquise verlassen, die er nicht leiden konnte, weil sie in ihm immer nur den „Sohn meines frühern Banquiers", wie sie ihn ihrer Gesellschaft vorstellte, sah. Er freute sich über die Qualen der langen Weile, die sein deutscher Freund, wie er überzeugt war, würde ertragen müssen bei den alten Leuten. Aber er täuschte sich; der deutsche Edelmann hatte Geist genug, um sich bei der Beobachtung dieser alten Damen und Herren nicht zu langweilen.

Er befand sich in einer Gesellschaft von Originalen, die Dame vom Hause war unstreitig das interessanteste darunter.

„Nein, Herr Marschall," sagte sie zu einem Herrn, der neben ihr Platz genommen, gewendet; „seit dieser Revolution lohnt es nicht mehr der Mühe, sich zu geniren, ich sage jetzt Alles, was ich denke. Es ist mir wirklich unangenehm, daß dieser elende Robespierre die Vicomtesse von Narbonne nicht hat guillotiniren lassen."

„Aber, mein Gott, Frau Marquise," rief der alte Marschall, „wie ist es möglich, so etwas zu wünschen!"

„Ah! es ist mir lieb, daß Sie meine Gründe hören wollen. Erstlich ist es mir langweilig, immer noch von ihr reden zu hören."

„Frau Marquise, die Frau Vicomtesse ist ungefähr in demselben Alter wie Sie, sie kann Ihnen also bestimmt denselben Vorwurf machen!"

„Ah! das ist eine andere Sache, aber außerdem hat sie im Jahre 79 im Hotel Soubise mir eine Beleidigung zugefügt und darum wollte ich, man hätte sie guillotinirt. Wissen Sie übrigens, daß die gemeinen Menschen, die Directoren, den Abbé von Albignac haben deportiren lassen; nun, das ist nicht das Schlimmste, was sie gethan haben, das verzeihe ich ihnen, denn der Abbé war so langweilig!"

„Und, wenn ich fragen darf," näselte eine alte Herzogin, die goldene Dose in der Hand von der andern Seite des Kamins herüber, „was ist denn aus Ihrem Herrn Sohn geworden?"

„Mein Sohn?" entgegnete die Marquise ärgerlich, „warum fragen Sie mich gerade nach meinem Sohn, meine theure Coislin? Er hat sein Vermögen für sich und ich habe seit langer Zeit nichts von ihm gehört. Als mir Gott die Gnade zu Theil werden ließ, Herrn von

Lareynière zu verlieren, sagte man mir, mein Sohn sei zu Nantes ersäuft worden. Das war nicht wahr. Sie wissen, daß seit der Revolution die Väter und Mütter ihre Kinder beerben und da mein Sohn stets einen sehr schlechten Gebrauch von seinem Vermögen gemacht hatte, so hätte ich wohl gewünscht, ihn zu beerben!"

„Sie glauben nicht, Herr von Vaupalière", schaltete eine Freundin der Marquise ein, „was dieser Sohn der armen Lareynière für Kummer gemacht hat, er ist so habgierig, so häßlich, so jähzornig. Ich kenne nichts Schmerzlicheres, als ein so schlimmes Kind zu haben, seine Mutter ist in Verzweiflung darüber."

„Ich glaube es wohl," flüsterte der ehemalige erste Maitre d'Hotel Ludwigs XV., fein lächelnd, „sie hat ein Pfauenei ausgebrütet und es ist ein Truthahn daraus hervorgekommen."

„Ach, ich wünschte, die Frau Herzogin von Fitz-James stürbe!" seufzte die Herzogin von Chevreuse.

„Frau Herzogin, Ihre alte Jugendfreundin, diese edle, fromme Frau?" rief man von allen Seiten.

„Ja, ich würde sie sehr beweinen", entgegnete die Duchesse, „ich glaube es sicher; aber wenn sie todt wäre, würde ich die Zimmer, welche diese liebe Fitz-James in meinem Hotel bewohnt, an die charmante Frau von Bourny vermiethen, die dann alle Abend zu mir herunterkäme und meine Partie machte. Ach, ich hoffe, daß die Fitz-James bald sterben wird!"

„Und warum wollen Sie jetzt nach Spanien reisen?" fragte ein Ludwigsritter die Herzogin von Bethune.

„Ich will dort in ein Carmeliterkloster treten."

„Mein Gott, warum denn?"

„Ach, ich habe in dieser Zeit lauter Widerwärtigkeiten, ich kann es nicht mehr ertragen. Denken Sie, gestern habe ich auch noch das Unglück gehabt, meinen alten Aumônier zu verlieren!"

„Wie, diesen alten, einäugigen Capuziner?"

„Denselben, aber was wollen Sie, ich hatte ihn seit drei und vierzig Jahren und ich mag ohne ihn nicht länger in der Welt leben!"

Die alte Dame sagte das tief traurig.

An der andern Seite des Kamins hatte sich ein alter Herr mit dem rothen Bande, der Graf du Roure, zu dem jungen Deutschen gesellt und beklagte sich gegen denselben über seine Tochter. Der brave Alte war seit Jahren gewohnt, sich jeden Abend in dem Salon der Marquise über seine Tochter zu beklagen. „Sehen Sie", sagte er, „meine Tochter will nicht einsehen, daß ich einen Gesellschafts-Cavalier haben muß, sie hat den Muth, mir einen Gesellschafts-Cavalier zu verweigern. Aber ich habe doch nun ein Mal das Recht und die Gewohnheit, einen Gesellschafts-Cavalier zu haben, ich kann nicht ohne einen Cavalier

leben, und man kann doch einen Cavalier, selbst von guter Familie, für funfzig große Thaler monatlich haben!"

Der junge Deutsche bemerkte recht gut, daß ein Theil der Gesellschaft mit Neugier auf seine Antwort wartete, er half sich ziemlich gut und sagte: „Ich fürchte, Herr Graf, daß die Cavaliere hier seit der Revolution viel theurer geworden sind!"

„Ah, allerdings, das ist möglich", sagte der alte Herr, „denn man hat ja so viele hingerichtet, oh! dieses Ungeheuer, der Robespierre, aber es scheint mir doch, als wenn man bis achtzig oder hundert Thaler zahlen könnte für einen Cavalier, wenn er gut Trictrac spielen kann und das Ludwigskreuz hat!"

„Gesellschafts-Cavaliere sind sehr theuer, ein sehr kostspieliges Vergnügen!" seufzte die greise Prinzeß von Monaco, sich ihrer wilden Jugend erinnernd.

Der Art waren die Gespräche im Hotel de Lareynière. Dort versammelten sich die Reste jener herzlosen, liederlichen, eigensüchtigen Gesellschaft, welche die Revolution groß gezogen hatte. Diese Gesellschaft war herzlos und eigensüchtig nachher, wie sie es vorher war, aber sie war nicht herzloser und nicht eigensüchtiger, nicht liederlicher und schlechter, als die neue Gesellschaft, welche die Revolution geschaffen, und hatte vor dieser noch immer Geist und feine Manieren voraus.

Minnigerode hatte unter den alten Damen und Herren einen sehr interessanten Abend verlebt.



Der Bankverkehr.

Wer die finanziellen Verhältnisse in den verschiedenen Staaten mit Aufmerksamkeit und Sachkenntniß betrachtet, wird sich nicht verhehlen können, daß die Situation anfängt, bedenklich zu werden. Die Sache selbst entgeht übrigens der öffentlichen Aufmerksamkeit durchaus nicht, das zeigen die vielen Erörterungen über die Finanzlage Oesterreichs, Frankreichs, Englands in den verschiedensten Blättern. Diese Erörterungen beweisen aber, daß es an der rechten Verständniß fehlt.

Namentlich hat unsere Presse scheinbar noch gar nicht erkannt, daß die bevorstehende Krise auch Preußen hart betreffen kann; — sie forscht nicht nach den Fäden, welche uns in die Calamitäten, die zunächst außerhalb unseres Vaterlandes in Aussicht stehen, hineinzuziehen drohen. Und doch kann es nur dann möglich werden, die Anknüpfung weiterer schädlicher Verbindungen zu beschränken, die vorhandenen zu trennen, und somit einen großen Theil des Unheils abzuwenden, wenn es gelingt, jene Fäden zu erkennen und richtig zu würdigen.

Die Finanzgrundsätze, welche für die preußische Regierung bei Concessionirung von Bank-Instituten seit langer Zeit maßgebend waren, scheinen ganz geeignet, Preußen vor der Gefahr zu bewahren, daß aus den Geschäften, welche jene erleichtern und somit großentheils herbeiführen, eine Finanzkrise entsteht. Natürlich bedingt dies, daß jene Institute in guten Zeiten weit hinter den öffentlichen Anforderungen und Wünschen zurückbleiben, und bei dem Verkehr günstigen Verhältnissen bei Weitem das nicht leisten, was sie ohne Beschränkungen leisten könnten. Immer aber muß man eine sorgfältige Abwägung der Vortheile, welche in finanziell ungünstigen Zeiten und der Nachtheile, welche in finanziell günstigen Zeiten aus den Beschränkungen entstehen, die unserem Bankverkehr auferlegt sind, vornehmen, wenn man ermessen will, ob die Vortheile oder die Nachtheile überwiegen, und ehe man entscheiden kann, ob und in wie weit die bestehenden Berechtigungen zu erweitern sind.

Es versteht sich aber von selbst, daß hierbei eine consequente Durchführung der preußischen Finanzgrundsätze und das Aufhören der abnormen Lage vorausgesetzt ist, die jetzt bei uns besteht. Preußische Unterthanen sind in der Bildung von Bank-Instituten beschränkt und behindert, während Ausländer Institute der Art, zum Theil dicht an unseren Grenzen, mit der erkennbaren Aufgabe errichten, in Preußen ihre Geschäfte zu machen und ungehindert und unbesteuert hier einen unseren Unterthanen untersagten Bankverkehr treiben. Jene genießen nun in finanziell günstigen Zeiten alle Vortheile der Sache, — da die preußischen Unterthanen gehindert sind, ihnen Concurrenz zu machen, doppelt, — und die Nachtheile, welche aus jenem Verkehre, sobald sich die Verhältnisse ungünstig gestalten, erwachsen, werden unserem Vaterlande nicht erspart. Wir haben also nur die Nachtheile, nicht die Vortheile.

Hierin liegt die Macht der Forderung, welche jetzt von allen Seiten auftaucht, den Bankverkehr zu erweitern, ja ganz frei zu geben, — eine Forderung, auf welche wir mit großer Besorgniß sehen. Zunächst deshalb, weil, wenn man den jetzigen Ansprüchen ausgedehnt nachgiebt, ein Bankverkehr zu Stande kommen muß, der in finanziell ungünstigen Zeiten — besonders so lange bei uns noch nicht eine unerläßlich nothwendige Reform des Hypotheken-Verkehrs erfolgt ist und so lange die neue Concursordnung mit ihren bei einer Finanzkrise vernichtend wirkenden Bestimmungen in voller Kraft steht — höchst gefährlich werden würde. Auch dürften, sobald man den jetzigen Forderungen nachgiebt, wieder die wirklich zweckmäßigen Abänderungen im Bankverkehr ganz unterbleiben, oder mit einer Menge anderer nachtheiliger Bestimmungen zugleich gegeben werden. Drängen dann später die gemachten traurigen Erfahrungen von Neuem auf die Einführung von Beschränkungen hin, dann dürfte wieder das Zweckmäßige, selbst wenn wir es erlangen, mit dem Unbrauchbaren zugleich aufgegeben werden. Der

größte Nachtheil der jetzt allgemeiner heraustretenden Forderungen besteht aber darin, daß sie den Blick von der herannahenden Gefahr abwenden und die Würdigung derselben, wie die Ergreifung der geeigneten Vorsichtsmaßregeln hindern.

Wir wollen deshalb die Gefahren erörtern, welche aus Bank-Instituten erwachsen, die nicht so solide begründet und verwaltet sind, wie die preußischen.

Nur der kleinere Theil der Geschäfte der Banken pflegen Kaufgeschäfte zu sein, bei welchen die eingelegten Capitalien zum Ankauf von Effecten ꝛc. verwendet und diese gelegentlich wieder vortheilhaft verwerthet werden.

So lange und so weit sich die Banken auf diese Geschäfte beschränken, werden die dort zusammengeflossenen Capitalien ihrer natürlichen Bestimmung nicht entzogen. Es entsteht nur die Abänderung, daß Capitalien, welche vorher in vielen Händen waren, natürlich auch häufig gegen einander operirten, und sich somit die Waage hielten, in eine Verwaltung vereinigt werden. Aus vielen kleinen Bankiers entsteht gleichsam ein großer Bankier, ein Börsenkönig.

Die Zahl derer ist gering, welche die Macht der großen Capitalien an der Börse kennen und zu ermessen verstehen, wie der geschickte Börsenmann, der über große Capitalien verfügt, bei gewissen Operationen die Entscheidung, den Gewinn sicher in der Hand hat. Es hängt ganz von den Grundsätzen ab, welche bei der Verwaltung maßgebend sind, ob die große Macht der Bank gemeinnützlich oder gemeingefährlich wird. Deshalb ist das Bestreben, eine solide Bankverwaltung einzusetzen, und der Einfluß des Staats auf dieselbe gerechtfertigt, bei richtiger Handhabung sehr nützlich.

Aber die Banken beschränken sich nicht auf die Kaufgeschäfte, sondern suchen überwiegend ihre Aufgabe und ihren Vortheil im Darlehnsgeschäft, und gelangen dadurch zu einer veränderten Stellung. Auch werden sie wegen des Nutzens, den sie als Credit-Institute gewähren können, gebildet, geschützt und gefördert.

Ueber den Vortheil aber, den die Gewährung des Credits bringt, wird häufig der Nachtheil übersehen, den die Auflösung des Schuldverhältnisses herbeiführt. Die öffentliche Anschauung in Betreff dieses höchst wichtigen Punktes ist außerordentlich mangelhaft, und die Abänderungen in der Darlehnsgesetzgebung aus der neueren Zeit erweisen, daß das Verständniß für die Nachtheile, welche eine unzweckmäßig geordnete Abwickelung der Schuldverhältnisse hervorruft, täglich mehr verloren geht. Und doch können diese Nachtheile einen großen Theil der Vortheile aufwiegen, welche ein Darlehen gebracht hat, das an sich gemeinnützlich war, — ja noch mehr, die Nachtheile können die Vortheile überwiegen, und überwiegen dieselben häufig, so daß das geförderte Darlehnsgeschäft statt segensreich gemeingefährlich wird.

So lange die Banken Darlehne mit der redlichen Absicht, dieselben zweckmäßig verwaltet und rentabel gemacht zu sehen, an Personen geben, welche sich hierzu eignen, werden die Darlehne in der Regel nützlich sein, obgleich bei der gewerblichen Fabrication wie beim Handel die Gefahr eintritt, daß über den Bedarf gearbeitet und Waaren aus der Ferne herbeigeholt werden. Dieser Nachtheil wird von Vielen deshalb gering geachtet, weil dann die nächste Folge die ist, daß die Fabricate und zugeführten Waaren ungerechtfertigt billig werden. Es pflegt dies aber der Anfang sehr schlimmer Calamitäten zu sein. Da Handel und Gewerbe überwiegend mit geliehenen Capitalien arbeiten, ein Verhältniß, das übrigens an sich nicht tadelnswerth ist, muß die Nothwendigkeit, die gefertigten Fabricate und im Handel herbeigezogenen Waaren mit Verlust zu verwerthen, sehr bald zu einer Krise führen. Fabrikant und Kaufmann verlieren nämlich nicht einen Theil ihres Eigenthums, sondern sie kommen gewöhnlich sofort in Schulden, zu deren Tilgung sie nunmehr neben ihrem Bedarf das Nöthige erwerben müssen, eine Aufgabe, die Vielen ganz unlösbar ist, gar Manchen zum unredlichen Erwerb treibt. Die gewöhnliche Annahme: daß Kaufmann nnd Fabrikant sich selbst vor Verlusten zu schützen wissen werden, berücksichtigt nicht ausreichend die Schwierigkeit, Verhältnisse der Art vorher zu übersehen.

Die Banken pflegen sich aber nicht darauf zu beschränken, Credit zu geben: sie nehmen gewöhnlich zugleich ausgedehnten Credit, indem sie nicht für, sondern neben ihren eingelegten Capitalien Papiergeld ausgeben. Die so künstlich geschaffenen Capitalien werden unter Bedingungen in Circulation gesetzt, die keineswegs ihre dauernde Circulation sichern. Zunächst werden sie der Fabrication, dem Handel und dem Gewerbe zugeführt. Die günstigen Bedingungen, unter denen sie hier angeboten werden, tragen viel dazu bei, daß mit ihnen nicht mehr gesicherte, sondern gewagte Geschäfte gemacht werden. Hierdurch ganz besonders werden Handel und Gewerbe gefährliche Unternehmungen, die nicht mehr den Erwerb sichern, sondern Gewinn und Verluste herbeiführen können, und bald reichen dort Redlichkeit, Intelligenz, Fleiß und Sparsamkeit nicht mehr aus; es wird Vermögen nothwendig.

Die größten Gefahren für den öffentlichen Wohlstand entwickeln sich aber daraus, wenn die Banken die durch ihre Papiergeld-Emission geschaffenen Capitalien dem Börsenverkehr zuwenden und mit denselben Börsenpapiere beleihen. Die Leichtigkeit, bei ihnen Geld zu erhalten, macht die Banken, welche in solchen Beleihungen ihre Aufgabe sehen, bei den Börsenleuten außerordentlich beliebt, weil sie alle Operationen, welche den Cours der Börsenpapiere steigern, sehr befördern. Der Besitz einer mäßigen Summe genügt zur Abnahme der Papiere, wenn man den bei Weitem größeren Theil darauf geliehen erhalten kann.

Fortgesetzt vermitteln und erleichtern grade diese Banken Ankäufe, denen weder die Anschauung zu Grunde liegt, daß das gesuchte Papier

einen größeren Werth habe, noch der Wunsch, dasselbe dauernd zu besitzen, sondern nur die Absicht, dasselbe mit Vortheil zu verwerthen. Durch die Erfolge, welche sie bei Speculationen der Art lange Zeit gewähren, führen sie dahin, daß die Bevölkerung mehr und mehr die Haupt-Aufgabe beim Eigenthum aus den Augen verliert, die, dafür zu sorgen, daß die Brauchbarkeit, der Ertrag und die Ertragsfähigkeit des Eigenthums sich mehren, — und nur noch daran denkt, den Preis des Eigenthums zu steigern, respective herabzudrücken, — zu speculiren.

In immer weiteren Kreisen steckt diese Krankheit alle Schichten der Bevölkerung an, und auch wir haben die Wirkungen gründlich, seitdem ausländische Banken in unserem Vaterlande die Ursachen hervorrufen.

Theoretisch wird angenommen, daß die Banken selbst die Ausbildung eines krankhaften Verkehrs zu hindern bemüht sein würden, um sich vor Verlusten zu bewahren. Die Sache ist unter Umständen richtig. So lange es nämlich gelingt, eine streng rechtliche und einsichtsvolle Verwaltung zu erlangen, welche die Interessen der Bank nach Kräften fördert, wird sich die Bank selbst in soliden Grenzen bewegen.

Bei einem großen Theil der Bank-Institute aber, welche in der Neuzeit entstanden sind und fortgesetzt begründet werden, ist diesem Bedürfniß nicht ausreichend Rechnung getragen. Die Bankverwaltungen werden grade aus Börsenleuten zusammengesetzt, die sich als Börsenspeculanten Ruf und Vermögen erworben haben. Gewohnt, à la hausse oder à la baisse zu speculiren, je nachdem sich für sie Gewinn in einer dieser beiden Richtungen in Aussicht stellt, — stets bemüht, die Ereignisse in einen für sie günstigen Gang zu drängen, ist manchem der Directoren das Schicksal des Unternehmens ganz gleichgültig. Sie haben es begründet, um zu verdienen, sie führen es, um zu verdienen.

Macht solche Bank schlechte Geschäfte, so weiß es die Verwaltung zeitig genug, um auf die traurige Lage des Unternehmens und die Enthüllung desselben eine äußerst gewinnreiche Speculation à la baisse begründen zu können.

Das Schutzmittel, welches gewöhnlich die Bank-Institute, denen eine gründliche staatliche Oberaufsicht und Leitung mangelt, gegen die Möglichkeit wählen, daß die Bankverwalter die Interessen der Bank verletzen, die Bestimmung, daß Jeder derselben eine gewisse Anzahl Bank-Actien besitzen muß, beweist, daß man die Nothwendigkeit, sich hier zu sichern, erkannt hat, ist aber Börsenleuten gegenüber ganz ungenügend. Es hindert sie nichts, einen weit größeren Betrag von Bank-Actien auf Lieferung schuldig zu sein, als sie haben deponiren müssen, und so beim Sturz der Bank oder deren Verfall ihren scheinbaren Verlust in einen weit größeren Gewinn zu verwandeln.

Die Schuldverpflichtungen der Banken, welche aus der Papiergeldemission derselben erwachsen, bringen, sobald deren Realisirung nothwendig wird, eine rasche Entwerthung aller Papiere hervor und müssen in Ländern, wo dieselbe durch ihre Darlehen das Eingehen umfassender Schuldverbindlichkeiten herbeigeführt haben, Mißstände aller Art, selbst eine Finanzkrise, verursachen.

Daß die Banken außerhalb der preußischen Landesgrenzen, welche durch unsere Börse einen großen Theil des hiesigen Geschäfts in der Hand haben, keine genügende Garantie bieten, wird jeder Sachverständige, der sie unbefangen prüft, zugestehen müssen. Einen verheerenden Einfluß auf unsere Verkehrsverhältnisse dürfte der Sturz der unsoliden — der früher oder später sicher erfolgen muß — aber nur herbeiführen, wenn sie dann noch ihr Papiergeld bei uns in Circulation haben.

Bei der Lage des Geldmarktes halten wir es deshalb für unerläßlich, die Frage, welche in diesem Jahre die Königliche Regierung und die Kammern beschäftigte, von Neuem ungesäumt aufzunehmen, ob und in wie weit die Circulation des fremden Papiergeldes in Preußen zu beschränken ist.

Wir werden dieselbe in einem zweiten Artikel erörtern.

Franz von Baader über la Mennais.

I.

Der Heros, den die Revolution in Frankreich erhöhet hatte, war gestürzt. Das Branden und Wellenschlagen der revolutionirten Gesellschaft hatte sich gelegt, und dennoch durfte man dem Frieden nicht trauen. Glaubte man auch für die europäische Freiheit nichts mehr fürchten zu brauchen, seitdem der Eine nicht mehr herrschte, der sie in Ketten schlug, um sie als Sclavin bei den Triumphzügen, die seine Siege feierten, mit aufzuführen, so schien es doch sehr Vielen zweifelhaft, ob nicht bald genug die Geister, welche bisher für die Freiheit gestritten hatten, sich würden rüsten müssen, um für die Autorität gegen die Licenz zu kämpfen. Denn Vielen wollte es scheinen, als ob man doch zu viel Gewalt gelegt hätte auf Seiten des Volkes. Die alten Autoritäten zu Magistraturen herabgezogen; das, was historisch gegeben, urkundlich verbrieft war, mißachtet; der Besitz moralischer Personen zerstreut 2c.: das Alles schien doch nur eine sehr schwache Brücke zu sein über die tiefe und weite Kluft, durch welche die Revolution die Vergangenheit von der Gegenwart getrennt hatte; und das Bedenken machte sich geltend, daß man das Revolutionsfeuer nur verdeckt, nicht gelöscht habe. — Solche Zeiten forderten wohl auf, die Gefahren der Societät zu be-

leuchten und ihren Gründen und Wurzeln nachzuforschen. Die bedeutendsten Versuche der Art gingen aus dem Schooße der katholischen Kirche hervor. Wir erinnern hier nur an Haller, Görres, Bonald und Lamennais. Von dem Letzteren erschien in den Jahren 1818—1823 zu Paris in 4 Bänden: „Essai sur l'indifférence en matière de Religion", ein Werk, das, bei dem Aufsehen, welches es auch in Deutschland erregte, nicht verfehlen konnte, auch die Aufmerksamkeit Baader's in Anspruch zu nehmen. In dem ersten Bande seiner societätsphilosophischen Schriften finden wir darüber eine 120 Seiten umfassende, eingehende Recension, die IV. in der Reihenfolge der hier gesammelten Schriften.

Es wird gut sein mit dieser Recension noch andere Aufsätze Baaders zu vergleichen: nämlich den VI., VII., VIII., IX., X. des ersten Bandes, und den III. und IV. des zweiten Bandes seiner Societäts-Philosophie, weil nur aus dieser Vergleichung sich die Stellung Baaders zum Katholicismus, wie im Besondern zu de la Mennais ergiebt, und der Protest verständlich wird, welchen Baader am Schluß des ersten Bandes gegen jegliche Parallele zwischen ihm und de la Mennais einlegt. Die Aufmerksamkeit, welche Baader den Schriften dieses Mannes zugewendet hatte, rechtfertigt einen Rückblick auf den nach Geist, Tiefe und Wissen, und nach der Kraft seiner Sprache und seiner Gedanken glänzenden, aber durch eine stürmische Leidenschaft irregeführten Schriftsteller Frankreichs, der zu seiner Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, die verschiedenste Beurtheilung erfuhr, der noch jetzt Beachtung verdient, und durch die Verirrung, in welcher er unterging, lehrreich ist.

La Mennais hatte seine schriftstellerische Laufbahn mit den „Reflexions sur l'état de l'église en France pendant le 18me siècle" im Jahre 1808 begonnen. Das Concordat vom 15. Juli 1801 sollte die aufs tiefste zerrütteten kirchlichen Verhältnisse ordnen, aber es war ein Concordat abgeschlossen, „wodurch der erste Consul und der Papst einander gegenseitig gewährten, was keinem von Beiden zustand, und einer dem andern die Freiheit der Kirche, die er hätte schirmen sollen, zum Opfer hingab und hinwieder als Opfer empfing." Die alten Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche wurden verachtet und vergessen; der Papst erschien nur als ein Verbündeter der politischen Macht, um die Anmaßungen der letzteren zu verstärken und zu sanctioniren, und sämmtliche kirchliche Angelegenheiten wurden unter eine Regierungsstelle dieser Macht gestellt, die die Kirche vollends zu einem politischen Institute herabdrückte, kurz, die französische Kirche, aus tausend Wunden blutend, ihrer Güter und Rechte beraubt, wurde jetzt unter den rohen Mechanismus eines abstracten Verwaltungssystems gestellt, das sie, anstatt ihre Wunden zu heilen und sie zu stärken, nur um so tiefer und schmerzlicher verletzte, als die politische Macht sich mit der Prätension breit machte, sie wieder hergestellt zu

haben. In dem Unwillen über solche Prätensionen, in dem gerechten Schmerz über die neu erlittenen Kränkungen, in der gerechten Würdigung des Verderblichen dieses neu begründeten Zustandes, schrieb la Mennais seine erste Schrift und forderte Selbstständigkeit der Kirche. Die Schrift konnte weder dem Gewalthaber, noch der damals herrschenden religiösen Stimmung gefallen: sie ward unterdrückt. Es folgte der Sturz Napoleons, die Restitution des Königthums; aber der Restitution der Kirche ward wenig gedacht. Während man über die Sünden der Revolution gegen das Königthum zu Gericht saß, achtete man nicht auf die Sünden der Revolution gegen die Kirche. Aus dieser Zeit stammt die Schrift de la Mennais: „Essai sur l'indifférence en matière de Religion", die den Ruhm und Ruf des Verfassers begründete. Der Restauration folgte die Juli-Revolution, und la Mennais folgte ihr in den „Paroles d'un Croyant". Auf Veranlassung des sich gänzlich Lossagens der französischen Regierung von allem Cultus (de dato 30. Juli 1830) hatte la Mennais, sagt Baader, pag. I. 285, den Gedanken gefaßt, diese Regierung in dieser ihrer absoluten Trennung von der Kirche beim Worte zu nehmen (cf. die Zeitschrift: „l'Avenir"), hiermit aber, den Katholicismus mit dem Revolutionsprincip identificirend, den Barrikaden dieselbe Weihe und Segnung ertheilt, welche sonst der Königskrone in Rheims gegeben ward. Dieses Vorhaben hoffte la Mennais vorerst durch eine servile Unterwerfung unter den römischen Stuhl zu sanctioniren und zu virtualisiren, somit, von Rom aus, den roi-citoyen zu stürzen, hiermit aber eine Demokratie ins Leben zu rufen, welche ihr centre d'union in Rom, als in einem Pontifex maximus, wenigstens vorerst haben sollte. Wenn nun schon der römische Stuhl diesen kühnen oder vielmehr phantastischen Plan, als besonders den Zeitumständen völlig entgegen, höchlich mißbilligte, so faßte doch la Mennais' Gedanke, das revolutionaire Princip mit dem Katholicismus zu verbinden, wirklich an mehreren Orten außer Frankreich Wurzel, so in Belgien, Polen, Irland und Deutschland, wovon man sich bei Gelegenheit der Kölner Händel überzeugen konnte.

So hat la Mennais mit seiner Theilnahme die für die französische Kirche wichtigsten politischen Ereignisse Frankreichs in diesem Jahrhundert, das Concordat, die Restauration, die Juli-Revolution, begleitet, und ist unter der Macht der wechselnden Zeitereignisse aus einem erklärten Widersacher der Revolution ein apokalyptisch-prophetischer Prediger der Revolution geworden. Man könnte zweifeln, ob la Mennais auf diesem Wege derselbe geblieben, oder ob nicht irgend wo auf diesem Wege ein Abfall von seinen eigenen Grundsätzen anzunehmen sei; und doch sehen wir in dieser vulkanischen Natur nur den endlichen verheerenden Durchbruch derselben Feuersäule, die lange zuvor auf dem tief verborgenen Feuerheerd sich entzündet hatte; wir sehen in ihm die bis zur äußersten Consequenz fortgetriebene Grundidee, die ihn von Anfang an beherrschte,

und die in ihren Tiefen so wahr, sich doch zu der Mißgestalt des ultramontanen Irrthums, zu einer Mißgeburt gestaltete. Die Grundidee, aus welcher die reiche Gedankenwelt la Mennais' mit ihren Wahrheiten und Irrthümern sich entwickelte und in seinen Schriften wie eine Zauberwelt dem Leser entgegentritt, diese Grundidee ist die religiöse Autorität als das einige und alleinige Centrum, um welches und in welchem die Societät zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen kann, ohne welches aber die Societät nur in Selbstentgründung, in Revolution und Selbstzerrüttung endigen muß. Diese Autorität verleiblichte sich ihm nicht sowohl in der Hierarchie des Katholicismus als vielmehr umgekehrt in dem Katholicismus der Hierarchie, und gab ihm eine Position, die drei bis vier Jahrhunderte früher ein sehr weites Terrain beherrscht haben würde, jetzt aber durch die Zeitverhältnisse sich nach allen Seiten hin eingeengt fand und zu einer hartnäckigen, weil erfolglosen Opposition sich genöthigt sah. So ward er zuerst ein entschiedener Gegner des Concordates und der durch dasselbe herbeigeführten kirchlichen Zustände; dann tritt er als Feind des Protestantismus auf; später erscheint er als Widersacher des Staates, und endlich als Verbündeter der Demokratie gegen Staat und Hierarchie, welche letztere seinem Ideale wenig entsprach.

La Mennais war mehr ein historischer als philosophischer Kopf, weniger mit Ehrgeiz als mit einem glühenden Eifer für das, was er als Wahrheit ansah, ausgerüstet. Die ganze Geschichte der Kirche lebte in seinem Kopfe und ward hier inficirt von den mächtigen politischen Bewegungen der Gegenwart. So gestaltete sich in ihm sein Begriff von Hierarchie und Autorität. Die Bedeutung der Hierarchie, ihre Integrität mit der katholischen Kirche, ist die beständige Doctrin dieser Kirche, die sie, ohne sich selbst zu zerstören, nicht aufgeben kann; allein im System der Hierarchie ist die Spitze derselben, nämlich das Papstthum, nicht von Allen und nicht immer in gleicher Weise aufgefaßt, und es begründet einen wesentlichen Unterschied, ob man die Hierarchie mehr corporativ als Träger des christlichen Lebens in der Societät durch Zucht und Lehre, oder ob man sie mehr als Selbstzweck, als eine mit aller Macht ausgerüstete Autorität, die sich der politischen Autorität allgemach bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg entgegensetzte, auffaßt. Die erste Auffassung ist die älteste und auch keineswegs in der Christenheit verloren gegangene. Wir finden sie in den Apokryphen des neuen Testamentes, in den apostolischen Constitutionen und in der geistvollsten Vertretung bei Augustinus; wir finden sie in den bestehenden Zuständen der griechischen Kirche. Die Verhältnisse, sagt Baumgarten-Crusius, haben diese Kirche immer in Unterordnung unter dem Staate gehalten, ungeachtet der einzelnen Versuche zur Hierarchie, und ungeachtet die Kirche sich oft unter rohen Völkern, welche sie geistig überwand, zu begründen und zu behaupten hatte. Aber man muß es ihr auch zum Ruhme lassen, daß ihre Sprecher niemals die abendländische Idee von

Hierarchie gehabt haben; und eben darum ist auch jene Abhängigkeit vom Staate bei ihr immer zuletzt in eine würdige Stellung und Verfassung übergegangen. Dies Urtheil bestätigt und vervollständigt Baader (I. pag. 397), wenn er sagt, daß die morgenländische Kirche, indem sie der primitiven, nämlich der synodalen Verwaltungsform treu blieb, sowohl von der Verunstaltung zur dienenden Staatskirche, als von der zum herrschenden Kirchenstaat sich freigehalten habe; und daß man zugeben müsse, daß diese morgenländische Kirche sich mit mehrerem Rechte die römische, die apostolische und altgläubige nenne, wenn man z. B. nur die Apostelgeschichte aufschlage, welche von einem ersten Zusammentritt der Gemeinde zu Antiochien und jener in Jerusalem als nur in Form einer Synode geschehen erzählt, nicht aber in jener einer Unterwürfigkeit der einen Gemeinde unter die andere, geschweige unter Ein infallibeles, d. h. inappellabeles Oberhaupt und Regenten beider. Wie viel übrigens auch der abendländischen Kirche an einer Auffassung und Bewahrung der Hierarchie in mehr corporativem Sinn hätte gelegen sein müssen, zeigt Baader sehr gut in einer kurz vorhergehenden Anmerkung: Es kann so wenig im socialen Organismus als im physischen das corporative Element oder Princip ohne das monarchische (das nicht persönlich concentrirte Gliederleben ohne das persönlich concentrirte Hauptleben) als dieses ohne jenes bestehen und frei sich entwickeln, wie wir denn in den physischen Organismen sehen, daß die Entwickelung und Erstarkung beider gleichen Schritt hält. Ueberschreitet darum entweder das corporative Element seine Sphäre, indem es sich neben, somit gegen die Monarchie selber als solche (in einem sichtbaren Oberhaupt oder Regenten) behaupten will, oder überschreitet das monarchische Element seine Sphäre, indem es in das innere Walten der Corporation eingreift, so entsteht der Revolutionismus als Opposition und Hemmung der freien Evolution beider, und beide meinen sodann, nur dadurch von einander frei und selbstständig zu werden, daß sie durch wechselseitiges Tilgen sich von einander losmachen 2c. Die katholische Kirche ist auch in der That gar nicht mit der Behauptung in der Geschichte aufgetreten, daß sie mit dem Primate ihrer Bischöfe identisch wäre und unauflöslich zusammenfiele, wie denn noch selbst Gregor I. sich dahin äußerte, daß seit dem Anfange der christlichen Kirche man kein Beispiel habe, daß sich irgend ein Bischof den Namen eines allgemeinen beigelegt hätte, weil man eingesehen, daß, sobald sich ein Bischof den allgemeinen nenne, und er das Unglück habe, in irgend einen Irrthum zu fallen, die ganze Kirche Gefahr laufe, zusammenzustürzen, und daß folglich die Einwilligung (der übrigen Bischöfe) in einen solchen Vorzug eine wahre Gotteslästerung und Verleugnung des Glaubens sei (Epist. ad Anast. ad Maurit. ad Sabimanum); woran sich denn noch deutlich genug ein Bewußtsein von der Bedeutung der Lehre und Zucht für die Kirche, und von einer nothwendigen Gemeinsamkeit der Bischöfe zur Aufrechterhaltung dieser Lehre und Zucht und damit zugleich

von der rechten Stellung der Hierarchie in der katholischen Kirche ausspricht.

Indessen machten sich in der Reihe dieser römischen Bischöfe, der auch Gregor I. angehörte, bald ganz andere Erwägungen geltend. Es ist nicht zu leugnen, daß das römische Episcopat auf einer historischen Vergangenheit ruhet, die bei den gewaltigen Bewegungen, die einmal nach dem andern die politische Macht in Rom zertrümmerten, ferner bei den so seltsamen Verschlingungen, welche das Exarchat herbeiführten, von dem Bischofe in Rom eine Fülle politischer und kirchlicher Tugenden forderte und förderte, ohne welche das immer im Sturme schwankende Schiff der Kirche schwerlich über die wogende Zeit hinwegdirigirt worden wäre. In der historischen Tradition dieses Episcopates sind politische Gedanken, die ihre heilsame Frucht getragen haben, die aber nicht verloren gingen, und wenn sie auch im Großen und Ganzen einem mehr kirchlichen, als hierarchischen Bewußtsein sich einordneten, doch nach Maßgabe der Umstände, so wie der politischen und kirchlichen Persönlichkeiten sehr merklich hervortraten, und eine hierarchische Anschauungsweise begründeten, die es mindestens sehr disputabel ließ, ob nicht der römische Bischof die höchste Autorität auf Erden inne habe. Die corporative Verfassung der Kirche ward nun, wie Baader sehr richtig und treffend bemerkt, zuerst dadurch deprimirt, daß die weltlichen Regenten (namentlich Karl der Große) die Kirche zur Staatskirche, somit die Kirchendiener zu Staatsdienern und Staatsbeamten machten, daß aber bald genug (nach Karl's Tode) eine vom römischen Bischofe ausgehende zweite Umgestaltung der Kirchenverfassung aus einer Staatskirche in einen Kirchenstaat eintrat, womit die Kirchenvorsteher nicht nur den weltlichen Regenten den Dienst aufsagten, sondern letztere für sich in Dienst nahmen, welche In-Dienst-Nehmung in absolut autokratischer Form bekanntlich unter Gregor VII. ihren Culminationspunkt erreichte, oder sich auf die Spitze trieb, und zwar von da an de facto wieder stets in Abnehmen kam, ohne daß jedoch der römische Hof von seinen Ansprüchen auf diese In-Dienst-Nehmung der weltlichen Macht bis jetzt abgegangen wäre, wie denn derselbe nicht nur gegen den westphälischen Frieden in der Bulle Zelo domus Dei protestirte, sondern auch dieselben Grundsätze auf dem Congreß in Wien 1815 aussprechen ließ. Während die autokratischen Prätensionen der römischen Curie factisch einen sehr erheblichen Widerstand an dem mit ihrer Hülfe wieder errichteten heiligen römischen Reiche fanden, fehlte es nicht an großen und berühmten Lehrern der Kirche, welche diesen Prätensionen wenigstens in der Doctrin immer wieder Vorschub leisteten. Die im Interesse des römischen Bischofs aufgefaßte Hierarchie lag im System der abendländischen Theologen vor W. Okkam; dieselbe Anschauungsweise findet sich bei dem h. Bernhard, bei Thomas Aquinas, bei Bonaventura; sie findet sich zu gleicher Zeit in der Lehre eines Fenelon, wie der

Jesuiten. Diese letzten warfen die zündenden Funken der Revolution in die politische Societät, indem sie zur Begründung der päpstlichen Prätensionen den Lehrsatz aufstellten, daß nur die kirchliche (päpstliche) Autorität unmittelbar von Gott sei, die politische Macht aber ihren Ausfluß aus dem Volke habe, dem es daher, wie Mariana docirte, wiederum zustehe, die Regierung, die es eingesetzt habe, auch wieder abzusetzen, wenn es das öffentliche Wohl fordere. Die Absicht dieser Lehre war offenbar, die päpstliche Gewalt auf Unkosten der politischen Macht zu erheben, und indem sie diese bis zur Gnade des Volks degradirte, das Volk selbst zum Bundesgenossen der päpstlichen Macht gegen die politische zu machen; eine Absicht, die, wie immer, den Stachel der Lüge gegen den Lügner selbst gekehrt hat. Uebrigens war diesen Jesuiten die Bulle des Bonifaz VIII. „Unam sanctam" (in den extravag. comm. Lib. I. Tit. VIII. Cap. 1) nicht unbekannt, in welcher es unter andern heißt: oportet gladium esse sub gladio, et temporalem auctoritatem spiritali subjici potestati, etc. Sie schließt mit den Worten: Porro subesse romano Pontifici omnem humanam creaturam declaramus, dicimus, definimus et pronunciamus omnino esse de necessitate salutis. Zu der auch in dieser Bulle wiederholten Berufung auf die beiden Schwerter des Petrus bemerkt Baader, bezeichnend für seine Stellung in dieser Frage: Wenn der Apostel sagt, daß Gott der weltlichen Obrigkeit zur Handhabung des (an sich göttlichen) Rechtes das Schwert giebt, so meint er hiermit jede (christliche, wie nichtchristliche) Obrigkeit, und erkennt deren Einsetzung von Gott ohne die Sanctionirung des Priesters, so wie er die Subordination des letztern unter jene hiemit ausspricht. Obiges päpstliche Decret ist also direct unchristlich, und der Papstgläubige hier ein Christungläubiger.

Nachdem aber lange die päpstlich-hierarchische Anmaßung die Opposition der politischen Macht provocirt, und die angestrebte In-Dienst-Nehmung derselben immer unmöglicher gemacht hatte, kam es in der Reformation zum völligen Bruch. Wenn jetzt das schon längst gefühlte Bedürfniß einer Reformation „an Haupt und Gliedern" zur Durchführung kommen sollte, so erwog man wohl nicht ruhig und gründlich genug das Gefährliche dieser Operation. Eine solche Reformation ließ sich schwerlich durchführen, ohne Haupt und Glieder aus ihrem nöthigen organischen Zusammenhange zu lösen und die kirchliche Societät in einen Zustand zu versetzen, der leicht den Tod herbeiführen konnte. In der That erkannten auch früh genug die Reformatoren die Nothwendigkeit, einen neuen kirchlichen Organismus mit dem Verhältniß von Haupt und Gliedern wieder in's Leben zu rufen. Zunächst dachte man daran, gegen die staatskirchliche und kirchenstaatliche Verfassung die ursprüngliche corporative wieder herzustellen. Baader giebt unter den Hinderungsgründen, daß dies nicht gelang, daß vielmehr die protestantische Kirche größtentheils wieder zur Staatskirche zurückkam, an, daß zu jener Zeit selbst

noch bei mehreren Reformatoren die Meinung von der Untrennbarkeit des Katholicismus von dem Absolutismus oder Monarchismus seiner Verwaltung zu tief eingewurzelt gewesen sei, als daß sie nicht Zweifel gegen die Thunlichkeit der Wiedereinführung einer corporativen Kirchenverwaltung wenigstens in petto gehegt haben sollten. Es ist wohl unleugbar, daß sie bei der großen und vollen Bedeutung, welche sie auf die Verkündigung der reinen Lehre legten, eine Scheu hatten, die zur Bewahrung der reinen Lehre so nöthige Verfassung aufzurichten, aus Furcht, es könne doch wieder der Cardinalpunkt, auf den es ihnen ankam, in die Aeußerlichkeit einer Verfassung aufgehen. Und wenn Luther in der Disputation mit Eck diesen in die Enge trieb mit der Hinweisung auf die morgenländische Kirche, in welcher ja auch ohne sichtbares Oberhaupt die Einheit bestehe; so würde er gleichwohl es abgelehnt haben, die Verfassung dieser Kirche zu adoptiren. Wenn aber, sagt Baader weiter, der eine Theil der Reformatoren die monarchische Concentration der Kirchenverwaltung zum Bestande der Einheit der Kirche nicht bloß als National-, sondern als Weltkirche noch nöthig erachtete (was außer Rußland und Griechenland noch allgemein jetzt geschieht), so schlug vorzüglich bei Luther der Protest gegen die römische Dictatur guten Theils in einen Protest gegen die Principien des Katholicismus selber aus, welche hierdurch gleichsam dem Papstthum nachgeworfen wurden, und dieses hiermit nur bestärkt ward. Das ist nun wohl wahr; allein es war doch auch wahr, daß „das absolutistische und despotische" Papstthum durch alle Institutionen, Lehren und Principien der katholischen Kirche hindurchgewachsen war. Da man aber dies Papstthum selbst nicht mehr ausstoßen konnte, so mußte man es freilich gewissermaßen stärken, indem man ihm, anstatt es zu beseitigen, überließ, was sein war, und ihm nur eine Opposition schaffte, an dem es seine Stärke beweisen und üben konnte. Auf der andern Seite muß auch zugestanden werden, daß Luther in Manchem nur des P a p st e s „Kinderspiel, Larven und Narrenwerk" zu sehen glaubte, wo er, wenn ihn nicht die Polemik seiner Widersacher bis auf's Aeußerste erbittert hätte, heilsame kirchliche Institutionen, nicht den Geist des abgefallenen Papstthums, sondern den Geist der kirchlichen Societät vernommen haben würde. Aber die Derbheit, Kraft und rücksichtslose Strenge, womit Luther das Reformationswerk betrieb, machte Viele, und selbst edlere Naturen diesem Werke abgeneigt und zu Verbündeten des römischen Papstthums. Denn auch in der katholischen Kirche mußte man Angesichts der Folgen, welche die Reformation wirklich oder auch nur scheinbar veranlaßt hatte, großes Bedenken tragen, auf die ursprüngliche kirchliche, corporative Auffassung der Hierarchie zurückzugehen, und so blieb in der That nur der monarchisch-autokratische Begriff der Hierarchie, dem die Reformation in dieser Weise Vorschub leistete. Es kam nun immer mehr dahin, daß der Katholicismus mit der Hierarchie, diese mit dem Papstthum, der Papst

aber, mehr noch als mit der Kirche, mit dem Kirchenstaat zusammen gedacht wurde. Dazu kommt noch, daß wesentlich mit Hülfe der Reformation neue politische Verhältnisse und Anschauungen empor kamen, die das Papstthum nicht mehr bewältigen konnte, und genug zu thun hatte, sich nur mit ihnen im Gleichgewichte zu erhalten, wobei es denn mit dem Kirchenstaat immer mehr in das System der politischen Staaten hineinkam, und in dem Maße, als seine kirchliche Bedeutung zurücktrat, in seiner politischen Ohnmacht unterzugehen drohete. — Indeß sollte es doch noch einmal vor diesem Untergange bewahrt werden. Das deutsch-römische Reich nämlich war im Mittelalter nicht bloß der Höhenpunkt der politischen Societät, es war auch das mächtige Hinderniß, an dem die monarchisch-autokratischen Ideen des Papstthums nicht zur Entwicklung kommen konnten. Dies Reich finden wir nach der Reformation und während derselben im Bunde mit der römischen Curie, in welchem Bunde es sich so schwächte, daß es der politischen Verhältnisse nicht mehr Meister werden konnte. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert lag das politische Uebergewicht in Frankreich, wo endlich die Revolution die politische Societät auf's Tiefste zerrüttete und in die allgemeine Calamität auch den Kirchenstaat mit hineinriß. Das päpstliche Regiment konnte man zerbrechen, den Katholicismus nicht also bald; und während jetzt der Papst den Katholicismus nicht mehr halten konnte, hielt der Katholicismus den Papst. Dies konnte nicht unbemerkt bleiben; aber man faßte die Bedeutung des Katholicismus so auf, wie er sich bisher im Abendlande entwickelt hatte, in seinem Zusammensein mit der römischen Hierarchie. In dieser Weise faßte man den Begriff der katholischen Kirche bei den Verhandlungen des Wiener Friedens, wo man nicht mit der Hierarchie der katholischen Kirche, sondern vielmehr mit dem Papst unterhandelte; man glaubte nur dadurch die katholische Kirche zu restituiren, daß man den Papst (den Kirchenstaat) restituirte, und die Verhältnisse der katholischen Kirche in den einzelnen namentlich protestantischen Ländern durch Concordate mit dem Papste zu ordnen suchte.

Es war natürlich, wenn unter den gegebenen Verhältnissen alte Sympathieen, Doctrinen und Anschauungen in der katholischen Kirche wieder lebendig wurden, ja selbst die Hoffnung und der Versuch sich regte, mit dem Primate Petri Ernst zu machen, zumal dies in einer Zeit, wo alle Autoritäten der politischen Societät, und somit auch aller Widerstand, den sie bisher dem päpstlichen Hierarchismus entgegen gesetzt hatten, erschüttert, ja gebrochen schien. Unter diesen Vorkämpfern für die Hierarchie und Autorität des Papstes finden wir als einen der genialsten den Abbé de la Mennais. Sein Werk über den religiösen Indifferentismus ist durchaus in diesem Geiste geschrieben, und hat darin die Position genommen, auf welcher sich der Reichthum und die Stärke dessen entfaltet, was man die sentimens und reflexions dieses Werkes nennen muß, wie sich ihm auch in dieser Position der Gegensatz gestal-

tet, gegen welchen es gerichtet ist. Die Position des Verfassers und die Opposition, gegen welche er seine Waffen richtet, sind die beiden Pole, zwischen welchen sich der reiche und allerdings beachtenswerthe Inhalt dieses Werkes hin und her bewegt, und welchen die Recension Baaders mit gewohnter Meisterschaft beleuchtet.

Reden wir zuerst von dieser. Mit dem, was Baader, seinen Autor resumirend, oder erläuternd, oder ergänzend beibringt, enthüllt er Wesen und Tiefe, Ursprung, Gang und Erfolg jener irreligiösen Doctrinen und Maximen, welche die höchste Autorität verachtend und verleugnend, irregeführt durch trübe Grübeleien, und an Allem zweifelnd und über Alles ungewiß, somit unentschlossen und unthätig machten, und doch wieder Alles zu wissen und unternehmen zu können glaubten; in diesem Hochmuthe mit den socialen Verhältnissen so lange experimentirten, bis sie den lebendigen Geist ausgetrieben hatten, und nun in den Eingeweiden der zerfleischten Societät das Geheimniß ihres Ursprungs und ihres Lebens gefunden zu haben wähnen.

Da das Lebensprincip der Societät, da das Gesetz der Autorität keine menschliche Erfindung ist, konnte es in den Eingeweiden der zerfleischten Societät nicht gefunden werden, — man hat aber anderes darin gefunden, man hat Schichten und Regionen gefunden, wo alle jene Laster hausen, die die Societät zerrütten, die durch Gesetze nicht gebessert, von der wahren Intelligenz nicht durchdrungen werden, die an der socialen Bildung gar nicht in gleichem Maße Theil nehmen und Theil nehmen können, immerdar unmündig bleiben mit dem Bedürfniß, regiert, gelenkt, getragen zu werden, und die nur dadurch nützliche und wohlthätige Mitglieder der Societät werden können, daß sie organisch sich einfügen in einen organischen Ueberbau von Systemen, Ständen und höheren Organismen; aber nicht dadurch, daß man sie alle frei und gleich macht nach moderner Anschauung, als ob die Societät nicht ein Leib mit vielen Gliedern, sondern nur ein Aggregat gleicher Atome wäre, bei denen es durchaus gleichgültig ist, wer oben, wer unten und wer in der Mitte liegt; — aber daß in den Eingeweiden der zerfleischten Societät das Gesetz der Autorität nicht gefunden wird und somit auch keine menschliche Erfindung ist, beweisen diese Experimenteure selbst damit, wie Baader sagt, daß sie diese Macht nicht zu erklären vermögen, so wie sie von Gott dabei abstrahiren und die Hörigkeit des Menschen an ihn leugnend, den Menschen selbst für absolut souverain (autonom) declariren. Was aber ihre Philosophie nicht erklären kann, nämlich die Autorität, das leugnet sie nach altem Brauche; und nachdem sie erst aus der Region des Erkennens und der Ueberzeugung den Begriff der Autorität verbannt hatte, so that sie dies auch in der Region der Societät, wo sie die Gewalt (den Zwang) und eine beliebige Uebereinkunft (contrat social) an die Stelle der Autorität setzte, welche beide freilich nichts weniger als letztere zu ersetzen sich geeignet zeigen. Die Gewalt (der

Zwang) kann weder das Recht zu befehlen, noch die Pflicht zu gehorchen begründen, wenn die Begründung nicht durch die Physik des Volkslebens möglich wird, welche letztere nichts anders, als der religiöse Glaube, und die in demselben gegebene allgemeine Subjection unter eine gemeinschaftliche Autorität ist, und dies sich in der Gesammtstimmung der Societät, in der öffentlichen Meinung und herrschenden Ueberzeugung ausspricht. Nachdem aber jene Experimenteure zuerst in der öffentlichen Meinung die Autorität labil gemacht und die Physik des Volkslebens zersetzt und verdorben hatten, recurrirten sie, um doch einen Grund für die eingeführte „Gewalt" zu haben, auf den allgemeinen Volkswillen, für dessen Begründung sich, außer etwa dem Teufel, keinerlei raison findet, wie denn auch dieser Wille durch keinerlei innere raison verbunden, unirt ist, und darum auch als ein geeinter Wille gar nicht erscheinen kann. Gegen diese Pluralität des Willens kann sich die Singularität des Willens nur durch physische Macht (Polizeistaat) oder durch Respect vor dem Herrn Omnes erhalten.

Auf den Respect scheinen zwei ziemlich geläufige und doch in ihren Wirkungen auf die Societät so verderbliche Maximen zu deuten. Einmal nämlich die große Berücksichtigung, Schonung und Förderung der „Privat-Interessen", die man in Verbindung mit dem zeitlichen, sinnlichen Erwerb zu den Hauptlebensfactoren der Einzelnen erhebt, und darin die Brutstätten der Selbstsucht, des Eigennutzes, der Habsucht rc. etablirt, in welche sich dann der bis zum letzten Residuum seines Ichs zusammengeschrumpfte Egoist verschließt und sich eine Welt der Gegenwart und des Diesseits schafft, die sich nur um das Ego dreht und viel zu eng ist für Societät und Religion, und die Erhebung der Societät durch ihr eigenstes Lebensprincip, die Religion, ganz unmöglich macht. Welche tiefe Vergessenheit aller Pflicht, welche insolente Verachtung aller Tugend! Stolz und Wollust scheinen die einzigen Lebensgeister, welche diese Menschenmasse noch thätig und in ihnen eine zügellose Begierlichkeit und einen unersättlichen Gelddurst unterhält, denen die Wissenschaften und Künste selbst nur mehr knechtisch, als in ihrem Solde stehend, zu dienen vermögen. Da man dem Mammon nur dient, kann man weder Gott noch den Menschen mehr dienen; und da dieses Gold wirklich den Menschen die spinozistische allgemeine Substanz geworden ist, die sie sich, wie Spinoza seinen Gott, aus Allem machen, so verschließt sich nothwendig dies metallificirte Herz allen Gefühlen der Menschlichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Großmuth, des Vertrauens; und besonders sehen wir die zarten Familienbande erlöschen, indem die Verhältnisse des Mannes zur Frau, beider zu den Kindern, sowie zu den Hörigen oder Dienstleuten in wohlcalculirte Miethscontracte sich umgestalten, welche ihre Sanctionirung nicht mehr in der Religion und im Glauben, oder in der Treue der Contrahenten unter sich, sondern lediglich in einer Polizeivormerkung suchen.

Eine andere, in ihren Wirkungen auf die Societät nicht minder verderbliche Maxime liegt in dem Irrthume jener Machthaber, welche, anstatt die Societät für das zu achten, was sie ist, nämlich für einen Kriegszustand der Guten gegen die Bösen (ein Inzuchtnehmen des sonst Zuchtlosen, ein Erziehen und Conserviren des ohne diese Zucht Ungezogenen und Putrescirenden) glauben, die Kunst des Regierens bestehe darin, zwischen diesen Parteien sich in Mitte zu halten, und abwechselnd mit beiden sich abzufinden. „Natürlich," sagt Baader, „verschwindet bei einer solchen Regierungsmaxime alles Positive, Feste und Sichere in den Institutionen, wie in den Gedanken und Gesinnungen, und so wie die Regierung sich zu keiner Doctrin mehr bekennt, so bekennt auch das Volk sich zu keinem Glauben mehr. Ein solcher schwankender Zustand der öffentlichen Autorität oder Macht selber ist von keinem Bestande, weil der Nichtgebrauch der legitimen Macht bald das Entstehen einer illegitimen oder usurpirten veranlaßt, der Nichtglaube an die Wahrheit den Glauben an kräftige Irrthümer, wie der Apostel sich ausdrückt; und wie die Sünde nur stark und kräftig wird durch die Kraft, welche wir ihr lassen, d. h. welche wir nicht gegen sie gebrauchen, und welche von unsern Säften lebt; — so erzeugt sich in einer solchen Societät bald eine zweite Societät, die den Untergang der letzteren gründlich, weil von innen heraus, bewirkt. Und es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß alle Societäten dermalen mehr oder minder an einem solchen Wurmübel kränkeln, indem wir in jeder einen zwiefachen Bildungstrieb wirksam sehen, nämlich jenen der alten Societät der Autorität, des Glaubens und Vertrauens, welche die Individuen nur durch ihren Bezug auf die gemeinsame Societät zu erhalten sucht, so wie jenen einer neuen, autoritätlosen Societät, welche umgekehrt, indem sie Alles auf das Individuum bezieht, die Gemeinsamkeit ihres Seins zerstört."

So viel aus den Bemerkungen Baader's über de la Mennais' Schrift. Wir sagten oben, daß sich der Inhalt dieser Schrift zwischen zwei Polen bewege, zwischen der Position des Verfassers und der sich ihm gegenüberstellenden Opposition. Wir müssen nun auch hierbei noch ein wenig verweilen.



Literatur.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, von G. G. Gervinus. Einleitung 1853. Erster Band 1855. Leipzig, bei W. Engelmann.

Die Einleitung.

Leo in seiner körnigen Weise der Polemik hat dem Gervinus einst vorgeworfen: er wolle aus Germanien Gervinien machen, d. h. also: er sei einseitig subjectiv, benommen in seinen persönlichen Anschauungen, und verliere darüber den Begriff der allgemeinen, höheren Bedeutung der Welt-Ereignisse. Das ist freilich immer ein Fehler vom Historiker; wenn er ihn aber schon begeht, muß er wenigstens in sich selbst klar, teres atque rotundus, der Inbegriff jener seiner Anschauungen muß ein abgeschlossener, fertig und deutlich vor Augen liegender sein. Entgegengesetzten Falles muß der subjective Historiker da, wo er charakterisiren aill, in's Faseln gerathen, dem Leser aber wird die Unmöglichkeit einleuchten, aus solcher Darstellung ein deutliches Bild der Personen und Zustände zu gewinnen. Gervinus fehlt ein klares Princip, ein fester Maßstab, an dem er die Gegensätze der Begriffswelt messen könnte. Bei Leo ist dies Princip das christliche Sittengesetz. Rancke stellt das Gesetz der politischen Zweckmäßigkeit als historischen Maßstab auf: der Staatsmann, der seine Mission erfolgreich durchzuführen weiß, wird ihm Ideal, ohne daß er jedoch darum das christliche Sittengesetz verläugnete: er stellt nur für die specielle historische Betrachtung die politische Rücksicht in den Vordergrund. So schildert er z. B. Henri IV., der jedenfalls einer der schwächsten Christen war, die es je gegeben hat, um seiner politischen Fähigkeiten und Erfolge willen mit unläugbarer Vorliebe. Und in der That bezeichnen diese beiden hervorragendsten unserer Geschichtsschreiber in ihrer Verschiedenheit die beiden allein rationellen Weisen der Geschichtsschreibung: Rancke die pragmatische, Leo die construirende. Die pragmatische sucht die Ereignisse aus sich selbst zu begründen, ihren inneren Zusammenhang findet sie in dem mechanischen Gesetz der thatsächlichen Nothwendigkeit. Die construirende sucht für die Ereignisse das spirituelle Gesetz und findet dasselbe im Idealismus: entweder, wie Leo, im Glauben an Gott und seine Offenbarung, oder, wie Gervinus, im Glauben an die menschliche Vortrefflichkeit und an den der menschlichen Gattung immanenten Vervollkommnungstrieb. Gervinus geht bei allen seinen Betrachtungen über die Geschichte unserer Zeit von drei Voraussetzungen aus: 1) der Gattungstrieb nöthigt die Menschheit zum Fortschritt; 2) Jeder, der nicht verrückt ist, weiß, daß der politische und religiöse Fortschritt im Triumph des in Frankreich

und Amerika erfundenen und entwickelten Liberalismus liegt; 3) dieser Liberalismus ist kein unbestimmter, schwankender, sondern ein ganz positiver und allgemein anerkannter Begriff: ein Dogma. — Gervinus spricht diese Sätze nirgends scharf aus; aber jedes Urtheil, was er fällt, läßt sich auf eine von diesen drei Voraussetzungen zurückführen: läugnet man, daß Gervinus diese Voraussetzungen hege, so sind seine Urtheile durch Nichts zu begründen, da er ein ethisches Princip entweder gar nicht hat oder doch keins aufstellt. Die drei gervinischen Voraussetzungen aber haben den Fehler, daß jede derselben total falsch ist. Das Gesetz des Fortschreitens liegt zwar in der menschlichen Gattung, aber eben so das des Rückschreitens: daß die Menschheit trotz dieses Gegensatzes bisher im Ganzen vorgeschritten ist, beweist eben das Dasein der göttlichen Führung oder die Vorsehung, denn ohne diese wäre kein dauernder, sondern nur ein augenblicklicher Fortschritt möglich, dem der Rückschritt mit logischer Nothwendigkeit folgen und das Gleichgewicht halten müßte. Die zweite und dritte Voraussetzung ist ganz willkürlich. Den Liberalismus als die absolute Wahrheit voraussetzen: das möchte noch gehen, denn ein Jeder hat das Recht, an sein Princip zu glauben; aber das, was man sich unter Liberalismus denkt, als bekannt vorauszusetzen, also den Begriff undefinirt zu lassen und auf dieser in der Luft schwebenden Basis die Geschichte construiren zu wollen — das ist eine Thorheit. Es findet sich aber weder in der Einleitung, noch im ersten Bande klar ausgesprochen, zu was für einer Gesellschaftsgestaltung der Fortschritt führen soll. Die der christlichen Ethik soll es nach Gervinus wohl nicht sein; die des Communismus auch nicht; die des frivolen Eigennutzes bei Leibe nicht. Welche bleibt denn nun übrig? Die der Heidelberger Philosophie? Da haben wir ja die lachenden Gefilde von Gervinien!

Es geht nun einmal heutzutage nicht mehr an, daß ein Historiker die Religion übersieht: er muß seinen Standpunkt ihr gegenüber bezeichnen. Gervinus thut das nur andeutungsweise und ziemlich unklar. Schon darum ist er ein schlechter Geschichtsschreiber. Denn von Einem, dessen religiösen und moralischen Standpunkt man nicht kennt, kann man auch nie wissen, was er eigentlich meint. Seine Schrift bleibt stets ein Buch mit sieben Siegeln. Gervinus zeigt sich als Feind des Katholicismus und giebt an: Freund des Protestantismus zu sein. Das Wesen des Protestantismus — folglich der Religion überhaupt — setzt er in den „Individualismus, den Zug des persönlichen Selbstgefühls, der die Saat demokratischer Freiheit ausgestreut hat.“ „Dieser Individualismus“ — fährt er fort — „hat gegen die Gleichförmigkeit des religiösen Universalismus den Gegenschlag der Reformation bereitet.“ Also danach ist die individuelle Religion der „Gegenschlag“ gegen die universelle. Von Pythagoras bis Feuerbach haben alle Denker bisher die Religion für das Bewußtsein der Abhängigkeit

des Menschen von Gott gehalten: Gervinus belehrt uns, daß sie vielmehr das individuelle Selbstgefühl sei. Es möchte schwer halten, in der ganzen deutschen Literatur ein Citat zu finden, was in so wenigen Sätzen eine solche Fülle von confuser Hirnverbranntheit zusammenfaßte wie die angeführten Sätze von Gervinus. Den Begriff „Individualismus" definirt er wieder nicht. Ich denke mir unter „Individualismus" das Princip, daß jeder Mensch die Bestimmung oder das Recht habe, nach seiner Individualität, also nach seinen Neigungen sich selbst die Grundsätze für seine Handlungsweise zu bilden, woraus dann folgt, daß er auch das Recht hat, diese selbstgebildeten Grundsätze beliebig oft, etwa aller fünf Minuten, durch andere, möglicherweise entgegengesetzte, zu ersetzen, oder mit anderen Worten: der Individualismus ist die Moral, daß es für den sittlichen Werth einer Handlung keinen universellen Maßstab geben kann, sondern nur einen individuellen, dessen Anlegung und Feststellung lediglich von dem Individuum selbst abhängt, was die betreffende Handlung begeht: glaubt dasselbe mit der That im Recht zu sein, so ist dieselbe absolutes Recht, auch wenn sie das scheußlichste aller Verbrechen wäre. Natürlich ist dies Princip ein Wahnsinn und nicht einmal ein Hamletischer, aber wie in diesem, so ist auch hier Methode darin. Was dagegen Gervinus sich unter Individualismus gedacht haben mag, darüber wird weder einer von seinen Lesern, noch er selbst ins Klare kommen. Denn daß der „Gegenschlag gegen den religiösen Universalismus" keineswegs im Geltenlassen des griechischen Gebotes: „Sei, wie du bist!" bei ihm besteht, sieht man aus der Catonischen Strenge, mit der er sich zum Sittenrichter des Privatlebens der Talleyrand, Metternich, Gentz u. s. w. aufwirft. Was kann er, vom Standpunkte des Individualismus, diesen Männern, wenn sie wirklich so zügellos debauchirt haben, wie er sagt, vorwerfen? Soll etwa die Freiheit des Individualismus nur den temperamentslosen Leuten zu Gute kommen, die mit starken Leidenschaften ausgestatteten aber von seiner Licenz ausgenommen sein? Offenbar ist es Gervinus mit seinem Individualismusprincip nicht Ernst. Nur zum Köder für die unreife Jugend, die sich durch Schlagwörter blenden läßt, stickt er dieses Wappen auf seine Fahne: das Buch „geht" dadurch besser, wie die Geschäftsmänner sagen; es ist eben nur eine Speculation und kein wissenschaftliches Unternehmen. Um sich zu überzeugen, wie Gervinus mit Begriffen spielt, die er selbst entweder nicht versteht, oder über die er sich absichtlich nicht auslassen will, muß man in seiner „Einleitung" die Seite 134 nachschlagen und den Abschnitt lesen, welcher folgende prunkvolle Ueberschrift trägt: „Universeller Karakter der neuen Freiheits-Principien der französischen Theorie und der amerikanischen Praxis." Er bezeichnet als Kern jenes Karakters: „die beiden Eigenschaften des Idealismus und Universalismus, die Bewußtheit des politischen Gedankens und seine Allgemeingültigkeit. . . . . Man stellte den Staats-

Gesetzen leitende Vernunftsätze voraus, die allgültig waren; man bezeichnete einen gewissen Geist der Freiheit und Menschlichkeit, der, von allen besonderen Verhältnissen absehend, jede besondere Gesetzgebung als allgemeiner Grundsatz bestimmen sollte." Es entsteht nun die Frage: Bedeutet die „Allgemeingültigkeit" des in den vereinigten Staaten incarnirten, in Frankreich erfundenen politischen Gedankens: daß die amerikanische Staats- und Gesellschaftsform für alle Völker, Länder und Zeiten passe; also daß England, Frankreich, Spanien, Deutschland, China, Rußland die Bestimmung hätten, ihre Bevölkerungen in 30 souveraine politische Staatskörper abzutheilen, jedem dieser Staaten dann das Recht zu vindiciren, sich eine eigene Gesetzgebung zu machen, und endlich in der Hälfte jener Staaten die Sklaverei einzuführen, während die andere Hälfte dies Institut für eine National-Schmach erklärte? Wenn die amerikanische Freiheits-Praxis wirklich allgemeingültig wäre, müßte diese Consequenz richtig sein, und wenn Professor Gervinus nicht an aller Logik oder auch an seinem Karakter bankerott wäre, so würde er entweder den obigen Humbug unterdrückt, oder, wenn er ihn einmal veröffentlicht, auch dessen Consequenz nicht gescheut haben. Allein der Humbug war ihm unentbehrlich, um seine Geschichte des 19. Jahrhunderts schmackhaft zu machen für Halbgebildete, und diese bilden doch die Mehrzahl der Abnehmer im buchhändlerischen Geschäft, und die Consequenz erforderte, um einigermaßen plausibel zu werden, Witz, Geist und logische Schärfe. Es ist immer ein schlechtes Gewerbe: bloß um des Geldes willen Bücher zu machen; wenn man sich aber einmal dazu hergiebt, muß man wenigstens einiges Talent zeigen, etwa so viel wie Eugen Sue, Dumas, Victor Hugo.

Man höre nun, wie Gervinus die Anwendung seiner Allgemeingültigkeitsdoctrin macht: „Ob die Republik oder die Monarchie, die constitutionelle oder die demokratische Monarchie den Sieg behalten wird, ob sich nur ein Durchgang durch den Freistaat bildet oder seine dauerhafte Niederlassung, ob der vierte Stand nur neben den übrigen Ständen seine Rechte und Einordnungen erhalten soll, oder ob er sich ihnen gleichstellen, mit ihnen in Eine gleichförmige Gesellschaft verschmelzen wird, das muß die Fähigkeit der anderen Stände und politischen Gewalten, der Verstand oder Unverstand ihres Widerstandes entscheiden." Das heißt verdolmetscht: Ich verstehe vom Lauf der Geschichte so gut wie Nichts, weil ich in derselben nur das Spiel blinden Zufalls sehe und das, was ich „den der Geschichte im Großen verordneten Lauf" nenne, eben nur eine Redensart ist, mit der ich die Gimpel bei der Nase herumführe, die sich auf meine Weisheit verlassen. Darum kauft mein Buch und seid überzeugt, daß ihr nach Durchlesung desselben genau eben solche Tröpfe sein werdet wie ihr vordem gewesen.

Das Papier ist geduldig, das liberale Publicum dumm und die Kritiker der ihm dienenden Blätter preisen das Werk des renommirten

Parteigenossen eifrig. So ist es so einem Mann vergönnt, faustdicken Unsinn zu Tage zu fördern und dafür noch gepriesen und bewundert zu werden. S. 165 der Einleitung liest man: „Daß die Bewegungen dieses Jahrhunderts von dem Instinkte der großen Massen getragen werden, daß ihr Ziel ein gemeinsames und gleichartiges ist, daß sie in einem ganz gesetzmäßigen Verlaufe vor sich gehen — dies sind drei Eigenschaften, die ihre Unwiderstehlichkeit verbürgen." — Also: Fiat applicatio: „Alles, was vom Instinkte großer Massen getragen wird, dessen Ziel ein gemeinsames und gleichartiges ist und was in einem ganz gesetzmäßigen Verlaufe vor sich geht, ist unwiderstehlich. Nun: die Bauernaufstände zur Reformationszeit in Deutschland und Frankreich waren doch gewiß vom Instinkte der Massen getragen, ihr Ziel (Ausrottung des Adels und Verbrennung der Städte) war auch ein gemeinsames und gleichartiges, endlich gesetzmäßig war ihr Verlauf mit ebensovielem Rechte zu nennen wie derjenige, den die Bewegungen dieses Jahrhunderts nahmen — sind nun diese Aufstände unwiderstehlich gewesen?



Deutsche Wochen- und Monatsschriften.

Die Grenzboten. Philosophie und Naturwissenschaft. Der Materialismus und die Naturwissenschaft. Ludwig Feuerbach. Carl Voigt. Moleschott. Louis Büchner. Eine weitere Consequenz. Heinrich Czolbe. Verzweiflung an der Logik. Das Sinken der öffentlichen Vernunft. Die Halbheit des Liberalismus. Unsere Antwort. Die Pflichten des Staates und die „freie Forschung". Liberale Trugschlüsse.

Die „Grenzboten" betrachten in ihrer jüngsten Nummer ein sehr interessantes Capitel der Chronik dieser Zeit. Es trägt die Ueberschrift: „Philosophie und Naturwissenschaft", und bespricht eine Reihe von Werken, die dahin schlagende Fragen behandeln. Auch wir folgen seit Längerem mit großem Interesse diesen literarischen Erscheinungen und benutzen die Gelegenheit, um ein Wort über ihren Charakter zu geben. Es liegt uns noch eine reichere Auswahl derselben vor, als anscheinend den „Grenzboten". Dieses kritische Organ sagt: „Wenn es auch zuweilen den Anschein haben will, als ob seit einem Jahrzehnt die Speculation in Deutschland um allen Credit gekommen wäre, so zeigen doch fortwährend neue Versuche, daß man die Hoffnung, auf diesem Wege zur Wahrheit zu dringen, noch immer nicht aufgegeben hat, daß man nur noch nicht darüber in's Klare gekommen ist, in welcher Art dieser Weg am sichersten zum Ziele führt. Bei der immer größeren Ausdehnung der naturwissenschaftlichen Studien ist es begreiflich, daß man sich zunächst bemüht, hier anzuknüpfen, und so sehen wir denn auch den meisten neuen philosophischen Systemen naturwissenschaftliche Notizen zu Grunde gelegt." Wir können

uns gegen die kalte Wissenschaftlichkeit dieser Erklärung der Entstehung neuer Versuche dieser Art nur abwehrend verhalten. Nicht die größere Ausdehnung der naturwissenschaftlichen Studien, sondern der bisherige Gang und Verlauf der deutschen Philosophie macht es begreiflich, daß man neuen philosophischen Systemen jetzt naturwissenschaftliche Notizen zu Grunde legt. Allerdings hat England, Frankreich und Deutschland auf den vielen vielen Gebieten der Naturforschung seit funfzig Jahren Unendliches geleistet, aber es fehlt diesen Leistungen an sich meistens die Neigung, auf das Ganze zu gehen; sie beschränkten sich grade, je tiefer und bedeutender sie waren, auf das Einzelne. Die deutsche Philosophie hatte aber während dieser Arbeiten der Naturforscher eine Entwickelung vollendet, in welcher sich der absolute Gedanke auf den Thron gesetzt und alle Vergangenheit und alle Offenbarung, Gott, Welt und Geschichte in seine Abhängigkeit gezogen und ihre Existenz aus dem Denken des menschlichen Individuums abgeleitet hatte. Die Gefahren solch eines Resultats des Philosophirens konnten so lange verborgen bleiben, als der deutsche Volksgeist mit seiner Ehrfurcht, seiner Demuth und seinen andern schönen Tugenden auch in dem einzelnen Philosophen noch mächtig genug wirkte, um ihn von Consequenzen zurückzuhalten, die diese Ehrfurcht und Demuth und diese ganze deutsche und christliche Charakterart gefährden mußte. Wie aber alle Philosophie nur ein eigen formulirter Ausdruck der treibenden Kräfte der Zeit ist, so mußte auch die fortschreitende Versumpfung des Volkslebens, welche die Epoche nach den Freiheitskriegen immer tiefer bedeckte, in unserer Philosophie zum Ausdruck kommen. Als der raffinirte Materialismus in unserer Börsenwelt, in den Schachereien unserer Literatur, in den Verzerrungen unserer Kunst, in der Haltungslosigkeit des Polizeistaates zu Tage getreten war, kam auch die Lehre, daß alle idealen Gestalten, daß Gott der Herr selbst nur Einbildungen unseres Geistes, nur dichterische Verallgemeinerungen unserer selbst seien. So folgte Ludwig Feuerbach auf den alten sittlich noch kernigen Hegel. Dieser Materialismus suchte nach immer weiterer Anerkennung und Befestigung seines Systemes, und er fand dazu Gelegenheit auf dem Boden der Naturwissenschaften, die ihm erstens Beweise gegen die Richtigkeit der historischen Wahrheiten der christlichen Offenbarung in der Bibel gaben und zweitens ihm eine Construction des Individuums nachweisen mußten, welche den bisher ihm beigemessenen geistigen Inhalt geradezu leugnet. Was das Erste anbetrifft, so hatten die Naturforscher seit Langem z. B. die Schöpfungsgeschichte, die Bildung der nachsündfluthlichen Erde, die Epochen der Erde u. s. w. ganz anders dargestellt als die Bibel, sie hatten dabei aber meistens, wohlgemerkt, nur von einem vereinzelten und bornirten Gesichtspunkte aus gearbeitet und waren darum verhältnißmäßig wenig gefährlich geworden, so z. B. mit ihren Beweisen von der Existenz der Erde seit Millionen Jahren, was sie aus

den Verwitterungen einzelner Steinarten und aus der Stärke, in der diese Verwitterung bereits erfolgt war, folgerten. Solche Beweise können vernünftiger Weise nichts sein wollen, als rücksichtslos aus einem Vordersatze mit Hinweglassung vieler anderer nahe liegender, aber nicht demselben Gebiete (also z. B. der Geologie) angehörender abgeleitete Schlüsse. Dem Gläubigen bedeuten sie so wenig, als dem Ganzen der Naturwissenschaft, denn letztere verlangt, um zu einer Theorie über die Schöpfung zu kommen, eine Combination der Resultate ihrer verschiedenen Abtheilungen und wird durch die Reihen von Widersprüchen, welche ihr bei dieser Combination begegnen, zu einer großen Nüchternheit und Vorsicht in Behauptungen gelangen. Der Materialismus ist nun aber von einer solchen vergleichenden Thätigkeit in Bezug auf die Resultate vieler vereinzelten Forschungen weit entfernt, es genügt ihm stets derjenige Satz, der seinen Wünschen und seinem eigenthümlichen Lebensinhalt paßt. Diese unwissenschaftliche Rohheit, vor der sich selbst die alten Freidenker empören würden, entspringt aus der Verworfenheit der Anschauung, welche der Materialismus vom Individuum hat. Ludwig Feuerbach kommt in seinem „Wesen des Christenthums", nachdem er die ganze übersinnliche Welt mit Bibelsprüchen, Anführungen aus Kirchenvätern und alten Kirchengesängen mit entsetzlicher Unbefangenheit zu Grabe getragen hat, auf das hinaus, was nach der Ausfegung des Geistes allein noch übrig bleiben kann, auf die Materie, den Stoff. Ihm gilt sein Loblied und seine Anbetung. Auf diesem Boden hat nun eine Reihe von Männern unverzagt und voll Dünkel weitergebaut. Der Gott ist hinweggethan, aber es blieben die Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen. Auch mit ihnen muß reiner Tisch gemacht werden, denn es ist in ihnen ein Etwas der Unheimlichkeit und Unheimathlichkeit, sie tragen einen Stempel, der ihre Abkunft aus einem fernen übersinnlichen Lande verräth, sie sind nicht Fleisch vom Fleische und Stoff vom Stoffe. Da kommt denn Moleschott mit seiner Lehre vom „Stoffwechsel" und ruft: „Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffes!" und „der denkende Mensch ist die Summe seiner Sinne," da kommt Carl Voigt und sagt: „Die Gedanken stehen in demselben Verhältniß zu dem Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren," da kommt Louis Büchner mit seinem Buche „Kraft und Stoff" und feiert „die Würde des Stoffes" und beweist: „daß es keine religiösen oder moralischen Werthe gäbe, daß das Alles von den äußerlichen Umgebungen der Menschen abhängig sei." Für diese Standpunkte müssen die Naturwissenschaften denn in der That als Sclavinnen herhalten. Da wird mit haarsträubender Willkür Alles zusammengeworfen, was für den Beweis zu passen scheint, da werden die willkürlichsten Voraussetzungen gemacht und die offenkundigsten Thatsachen verdreht. Es ist interessant zu sehen, wie der Materialismus auf diesem Wege bereits dahin kommt, auch die Fähigkeiten zu leugnen, die man bisher dem menschlichen

Geiste zutraute. So überschlägt er sich selbst. Ein Dr. med. Heinrich Czolbe geht in der That in seinem eben erschienenen Buche: „Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf. Leipzig. Costenoble" so weit. Der Logik traut er nicht mehr. „Es ist bekannt," sagt er, „daß die Logik kein Unterscheidungsmerkmal für eine richtige und angemessene und eine zu weite Deduction hat. Wenn ich also behaupte, daß die Induction, die Natur selbst habe eine Ursache, viel zu weit ausgedehnt und deshalb eine unrichtige Hypothese ist, daß innerhalb der Natur allerdings ungemein Vieles entstehe, aber kein hinreichender Grund sei, daß sie selbst einen Anfang genommen oder eine Ursache habe: wenn ich somit die Existenz oder Dauer der Natur von Ewigkeit behaupte, so läßt sich vom Standpunkte der Logik durchaus dagegen nichts einwenden; schwankt man bei den logisch vollkommen gleichberechtigten oder gleichmöglichen Ansichten, so können nur andere Gründe, namentlich die der directen sinnlichen Erfahrung die mehr berechtigte Annahme der einen oder der andern entscheiden."

Die „Grenzboten", denen dieser Satz auch aufgefallen ist, kommen dabei zu dem „wunderlichen" Ausrufe: „Es ist ein wunderlicher Gemüthszustand, der uns in diesen Behauptungen entgegen tritt. Auf der einen Seite die Ewigkeit der Welt und ihrer Gesetze zu behaupten, auf der andern die Absolutheit des Causalitätsgesetzes zu leugnen, ist fast nicht weniger seltsam, als die Annahme der Möglichkeit, sich durch directe sinnliche Erfahrung von der Ewigkeit oder von der Schöpfung der Welt zu überzeugen." Die „Grenzboten" haben in der That das rechte Wort getroffen, wenn sie diese geistige Lage einen „Gemüthszustand" nennen. Der unglückliche Medicus, der die oben citirten Zeilen schrieb, hat mit seinem Zweifel gegen die Logik nur einen sehr consequenten und, um uns des Ausdrucks zu bedienen, logischen Schritt gethan. Nur so lange wird einiger Verlaß auf die „Logik" sein können, als das Menschengeschlecht im Ganzen einen Weg rechter und innerlich wahrer Entwickelung geht, den Weg, den die Hand Gottes vorgezeichnet. Auf diesem Wege kam das Menschengeschlecht aus den Wüsten des Heidenthums und der thierähnlichen Stierheit und Rohheit zu der Bildung, die auf dem Grunde des Christenthums ruht, es kam zu einer Entfaltung und Bethätigung seiner Kraft und seines Geistes in der Geschichte und in der Wissenschaft. An der Hand der christlichen Offenbarung und in den Erfahrungen des christlichen Lebens ward in der That die Geschichte logischer und ward unser Wissen mehr und mehr organischer und vernünftiger. Mit der Ausbreitung des Christenthums wurden die Völker, je mehr sie des göttlichen Geistes Diener und Gefäße wurden, auch desto fügsamer der vernünftigen Entwickelung, der Entwickelung zum Höheren und Höchsten hin, wurden die Völker, je mehr sie göttlichen Geistes wurden, auch desto mehr gleichsam Glieder eines lebendigen, sich nach richtigen Gesetzen ausbreitenden Gedankens, wurden sie

immer mehr Theile und Schaken eines großen Kettenschlusses, dessen Lösung in jene Welt hinüberreicht. Je mehr aber nun in dieser modernen Zeit Revolution und Unglaube um sich greifen, je weiter die Lehre und der Glaube des Materialismus um sich frißt, je mehr sich die Individuen und die Völker vom Wege der Offenbarung entfernen, desto mehr wird auch ihre Verstandeskraft in das nächtliche Dunkel zurückgleiten, desto größer werden die Widersprüche unter ihnen werden, desto unzuverlässiger auch die Logik. Und dafür giebt uns eben der „wunderliche Gemüthszustand" des armen Philosophasters Czolbe einen düstern und ergreifenden Belag.

Die „Grenzboten" mögen und werden sich in ihrer Halbheit gewiß gegen die von uns hier ausgesprochenen Sätze sträuben, aber sie müssen die vorliegenden Thatsachen wie wir anerkennen, wenn sie auch ihren tieferen Grund nicht sehen. Sie rufen an einer andern Stelle in ihrer Nummer 36 aus: „Es ist im Interesse der Wahrheit und Freiheit, daß dem jetzt einbrechenden Materialismus, welcher mit der Läugnung des Uebersinnlichen in der Erscheinungswelt auch die Läugnung der übersinnlichen Ideen in der moralischen Welt verbindet, ein sehr ernsthafter Widerstand geleistet werde. Es treten jetzt große in der Naturwissenschaft talentvolle Männer auf, die angeblich aus der Naturwissenschaft zu erweisen suchen, daß die Lehren der Religion und indirect (?) die der Sittlichkeit nur auf Einbildungen beruhen. Da es nun im Interesse der Theologie liegt, die freie Untersuchung von allen den Gebieten abzuwenden, zu denen sie in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung steht, so wird es ihr leicht werden, den widerstrebenden Staat ganz auf ihre Seite zu ziehen, wenn sie ihm nachweist, die freie Wissenschaft sei nicht nur negirend in der Physik und Metaphysik, sondern auch auf dem ethischen Gebiete. Der Staat wird heutzutage Anstand nehmen, denjenigen zu verfolgen, der die Umdrehung der Sonne um die Erde läugnet; wenn man ihn aber darauf aufmerksam macht, daß derselbe den Unterschied des Guten und Bösen läugnet, und daß das Eine nothwendig mit dem Andern zusammenhängt, so wird er im guten Glauben zu handeln vermeinen, wenn er solchen Einflüsterungen Gehör giebt. Um dies zu vermeiden, müssen wir stets darauf zurückkommen, daß die Naturwissenschaft mit dem Glauben, d. h. mit dem Glauben an sittliche Ideen nichts zu thun hat; und diesen Unterschied müssen wir selbst immer auf's Lebhafteste vor Augen haben, wenn wir für das Princip der freien Forschung kämpfen."

Bekanntlich sind die vier Koryphäen des Materialismus; von den Staaten, so weit als thunlich, unschädlich gemacht; Ludwig Feuerbach konnte es höchstens in der tollen Zeit so weit bringen, daß er ein Semester hindurch in Heidelberg ein Privatissimum las; Carl Voigt hat Gießen, wo er lehrte, als Flüchtling des Rumpfparlamentes geräumt; Moleschott ist durch die Regierung und den akademischen

Senat vom Lehrstuhl zu Heidelberg entfernt; und vor Kurzem ist auch der Tübinger Privatdocent Dr. Louis Büchner abgesetzt worden. Die Staaten erfüllten damit zweifelsohne nur eine heilige Pflicht gegen die Jugend, welche die Eltern ihnen auf ihren großen Anstalten zur Erziehung anvertrauten, und die „Grenzboten" selbst hüten sich auch, dagegen etwas einzuwenden. Sie verhüllen sich hinter eine dicke Wolke von Phrasen, mit denen sie der „freien Forschung" ihr Recht wahren wollen. Das ist unredlich von den „Grenzboten". Die „freie Forschung" mag den Herren Büchner, Moleschott und Genossen gewahrt bleiben, ihre Studierstube und das öffentliche Katheder sind aber zwei ganz verschiedene Dinge. Die „Grenzboten" fürchten aber die öffentliche Meinung, deren großen Durchschnitt zu repräsentiren sie als „Organ der gebildeten Bourgeoisie" stolz sind, zu sehr, um diesen Unterschied hervorzuheben und daran offen ihre Billigung der Maßregeln zu knüpfen, welche Baden und Württemberg zur Wahrung der Jugend gegen jene Lehrer ergriffen haben. Thäten die Staaten aber in solchem Falle nicht das Erforderliche, so wäre es wirklich eine heilige Pflicht zunächst der Kanzeln und der theologischen Facultäten, mit Donnerworten gegen solche Entweihung des Lehrstuhles vorzugehen und um Einhalt zu bitten. Die „Grenzboten" meinen allerdings eine passendere Waffe gegen diese zurückkehrende Barbarei darin gefunden zu haben, daß sie die Unzusammengehörigkeit der Naturwissenschaft und des Glaubens hervorheben. Das ist eine komische Abwehr, sie erinnert wirklich an das bekannte Manöver des Vogel Strauß. Also weil die „freie Forschung" erhalten werden soll, darum soll die „freie Forschung" nicht über die Naturwissenschaften hinaus und an den Glauben heran? O si tacuisses! Es ist ja eben das Wesen der „freien Forschung", daß sie keine Dogmen anerkennt. Warum soll sie es denn nun als das unsterbliche Verdienst des alten Kant anerkennen, daß er hervorgehoben habe, die sittlichen Ideen könnten sich nur in der Form des Glaubens wirksam zeigen? Die „freie Forschung" ist eben der Gegensatz der Autoritäten.

Was wir oft gesagt haben, wiederholen wir hier: Die Zeit der Halbheiten ist vorüber, es geht einmal nicht an, daß man sich in der Mitte zwischen Christenthum und Heidenthum einen bequemen Sitz herrichtet und sich darauf steift, nicht weiter gehen zu wollen. Man wird nur ein Resultat davon haben: Beide feindliche Reihen werden auf die in der Mitte feuern.

Tages-Ereignisse.

Paris, September.

Die Königin Victoria glaubte dem französischen Volk ein Compliment zu machen, indem sie für ihren Einzug Galawagen und Hofsuite abschlug und in einer bürgerlichen Calèche über die Boulevards fuhr. — Sie sah bald, daß sie sich gründlich geirrt hatte. Diese demokratische Einfachheit machte Fiasko. Das Volk wollte eine Königin und einen Hof sehen und keine Familienmutter.

Die Idee des Bürgerkönigthums ist hier ganz verschwunden. Man beschuldigte Ludwig Philipp, zu karg zu sein, um sich einen Hof zu halten. Was bei ihm politische Absicht war, wurde als Knickerei verhöhnt. Die Republik selbst hat den Sinn für Sparsamkeit getödtet, denn unter ihr entstand der ungeheuere Luxus, der seither in Frankreich in alle Klassen der Gesellschaft gedrungen ist.

Die Königin wurde überall mit Achtung und warmer Höflichkeit empfangen. Wahrhaften Enthusiasmus aber erregte sie nicht, weil überhaupt das Pariser Volk nicht enthusiastisch ist. Wären in dem Theater keine Claqueurs, selten würde Jemand Beifall klatschen. Das Volk in Paris kommt nur für eine Idee in Bewegung.

Freilich lag eine Idee in dieser Reise. Der „Moniteur" hob sie heraus.

Er behauptete, die Allianz mit England werde Frankreich die Folgen der Principien von 1789 sichern — es hat dies aber seine Haken. Denn wenn Frankreich auch seine demokratisch-cäsaristischen Principien bis zur Preßfreiheit ausdehnt, so müßte England, wenn es der Allianz treu bliebe, seine Aristokratie und seine Majorate abschaffen. Die Franzosen schätzen sich trotz des Kaiserthums freier, wenigstens gleicher, als die Engländer. Sie bemerkten, daß außer dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten keine Lords die Königin begleiteten. Der Adel Englands hielt sich von jeder Manifestation fern, und nur hie und da erkannte man einen englischen Edelmann, der incognito sich in Paris aufhielt. Das Pariser Volk machte diese Bemerkung oft, und man sagte sich in's Ohr, daß der französische Kaiser mehr gebe als empfange. Die Königin mag ihm gewogen sein. Was nützt dies, wenn das Parlament eines Tages anderer Meinung ist? Die Königin wenigstens weiß, warum sie dem Kaiser ihren Besuch machte. Was der Kaiser will, kann er. Kann er Gleiches für Gleiches erlangen? Hier lag der Grund des mangelnden Enthusiasmus. Ich spreche nicht von den Kosten dieser Feste. Es ist mehr als eine Million werth, ein englisch gekröntes Haupt in dem Invaliden-Dom auf dem Grabe Napoleon's zu sehen. Die Idee ist philosophisch, aber sonderbar — nicht populär. Von den

Fahnen und Banderolen war so manches nicht ächt. Die Polizei zwang zwar Niemanden, die Häuser zu schmücken, doch lud sie höflich dazu ein. Viele speculirten auch auf ihre gute Gesinnung. — Die Aufnahme war, was man gut zu nennen pflegt, und die Bürger schrieen herzlich: „Vive la reine d'Angleterre!“ Die Abreise war besonders glänzend.

Nun aber das Alles vorüber, suchen wir vergebens die hohe politische Wichtigkeit, die manche Blätter der Reise beilegen. Liebt das französische Volk den Krieg mehr seit dieser Reise? Schwerlich! Freilich ist das Volk kriegerisch und es weiß den Muth ritterlich zu schätzen. Als neulich einige russische gefangene Soldaten durch die Straßen von Paris geführt wurden, nahmen alle Arbeiter, die ihnen begegneten, die Mütze ab, um den Muth auch im Unglück zu ehren. Die armen Gefangenen merkten es kaum. Sie waren zu sehr in die Betrachtung der Schönheiten von Paris vertieft, obschon ihre Haltung traurig war.

Eine Caricatur des „Charivari“ — der sonst nichts weniger als geistreich ist und dessen Caricaturen über Rußland hier keinen großen Anklang finden — machte so Manchen lächeln. Zwei Zuaven der Krim sagen nach einem Siege zu einander: „La Bourse de Paris sera contente de nous.“ Das ist ein Schlagwort, und deßwegen muß so Manches gewagt werden.

Man sagt, die Königin sei mit der Idee abgereist, in London ganze Stadtviertel niederzureißen und sie neu wieder aufzubauen. In der That kann man in Paris bauen lernen.

Was die ungeheueren Geldsummen anbetrifft, welche hierzu erfordert werden, so habe ich unlängst darüber von einem Manne, der der Regierung nahe steht und derselben zugethan ist, eine Bemerkung gehört, die mich überrascht hat: „Frankreich lebt jetzt von seiner Zukunft.“

Wir erleben sonderbare Zeiten. Abd-el-Kader predigt die Fusion des Christenthums mit dem Judenthum und dem Mohamedanismus, Omer Pascha trägt den Bathorden und die Königin Victoria betet auf dem Grabe des Kaisers Napoleon.

Berlin.

Die Urwahlen sind vorüber. Nicht mehr in Tabaks- und Bierdunst, wie die ersten Wahlen zur Frankfurter und Berliner National-Versammlung, aber freilich auch mit ungleich schwächerer Theilnahme haben sie stattgefunden. Die Sache ist gewohnt und anständig geworden. Man hört kein Toben, kein Geschrei, aber man sieht auch keine Begeisterung. Man begiebt sich ohne Befürchtungen, aber auch ohne Hoffnungen in das Wahllocal, dem jetzt — ganz besondern Dank dafür dem geistlichen Minister! — wenigstens die Kirchen verschlossen worden sind. Es wird wohl intriguirt, geworben, überredet, aber so harmlos und rücksichtsvoll, daß man dabei gar nicht mehr zum Gefühl des Mißbehagens und der Unsicherheit kommt. Wir können natürlich nur über den

kleinen Kreis urtheilen, in dem wir uns bewegt und von dessen andern Radien wir gehört. In einer Provinzialstadt mögen sich die Sachen anders gestalten, als in den großen und Hauptstädten. Was in dieser geschieht, ist aber auch eben deshalb bekannter. Versuchen wir eine Zusammenstellung des Bemerkten in der Provinz.

In circa 20 Wahlbezirken, die hundert und einige Wahlmänner zu wählen hatten, fand sich nirgend die Hälfte und durchschnittlich nur zwischen ein Drittel und ein Viertel der berechtigten Urwähler ein. Rechnet man selbst die Kranken und Verreisten ab, so bleibt doch eine erweislich geringe Theilnahme übrig. Auf dem Wege zum Wahllocal begegneten wir Spaziergängern und Beschäftigten, die eine wenig reverente Antwort zur Hand hatten, als man sie fragte, ob sie denn nicht auch zu den Wahlen gingen? Die Wahl selbst war eigentlich schon im Voraus fertig und entschieden, denn auf der einen Seite hatte der Treubund, auf der andern ein liberales Comité, in welchem sich auch der Name des früheren Abgeordneten der Stadt befand, Candidatenzettel ausgegeben. Auf beiden fanden sich neben allgemein populären Namen auch die eigentlich Gewünschten und Entscheidenden. Die Populären auf beiden gleichlautend, die Entscheidenden, Parteibezeichnenden natürlich verschieden. Man wußte ziemlich voraus, wie Jeder stimmen würde, und obgleich nur zwei Wähler ihre Stimme laut und allgemein verständlich, alle andern möglichst leise und über den Tisch des Wahl-Commissarius gelegt abgaben, so konnte man aus dem controllirenden Nachschreiben der Ausschußglieder, den Blicken, Winken und Rubriken erkennen, wer genannt wurde. Ein eigentlicher Demokrat, — es giebt deren vier oder fünf in der Stadt, die noch den ehrlichen Muth haben, sich selbst so zu nennen, — kam gar nicht vor. Das demokratische Interesse nahmen die Liberalen wahr, und zwar, wie gewöhnlich, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen. Es verlief sich eben Alles à l'amiable. In der dritten Abtheilung sollten 149 stimmen, es waren aber nur 63 anwesend, und der Erfolg war ein durchaus conservativer. In der zweiten Abtheilung sollten einige 40 stimmen, aber es waren nur 13 anwesend, und das Ergebniß war, ein conservativer Bürger und ein liberaler Beamter. In der ersten Abtheilung endlich stimmten 2 Personen und ernannten sich vernünftiger Weise selbst. Aehnlich, ja gleich war es in den andern Wahlbezirken der Stadt und mag es auch in andern Städten gewesen sein.

Die ganze Angelegenheit war matt und müde behandelt worden. Von einer eigentlichen Opposition war nicht die Rede, man machte die Sache so rasch als möglich ab und wäre gewiß sehr ärgerlich gewesen, wenn irgend eine Unregelmäßigkeit, eine zweite oder dritte Wahl-Procedur nöthig gemacht hätte Das Wählen war nur interessant, als der Eine Angst hatte und der Andere Uebermuth zeigte. Das Geschäft hat sich zurechtgerückt und dadurch das Aufregende verloren. Man geht zur

Wahl, wie man Abgaben bezahlt oder zur Feuerwehr bestellt wird. Bei Handwerkern ist übrigens wirklicher Zeitverlust also Geldeinbuße mit in Anschlag zu bringen.

Wie gewöhnlich bei unbehaglichen Erscheinungen und Erlebnissen werden die Ursachen ganz wo anders gesucht, als wo sie wirklich liegen. Schiebt man doch so gern die selbstverschuldeten Enttäuschungen Andern in die Schuhe. Mein Nachbar, der 1848 vorn an in der Bürgerwehr, obenauf in dem Bezirksclub und bei jeder Versammlung gegenwärtig gewesen war, der für sich und seine Leute zwölf Fackeln gekauft hatte, um in dem Fackelzuge mitmarschiren zu können, der nach Verleihung der Verfassung im December veranstaltet wurde, meinte ganz unverholen: Wenn man nur die Verfassung erst wieder los wäre, dann würde man den Scheffel Kartoffeln doch wieder zu zehn Silbergroschen bekommen können. Bei dem sonst ganz vernünftigen und namentlich streng rechtlichen Mann half auch gar keine Vorstellung, ebenso wie 1848 keine Vorstellung bei ihm geholfen hatte. Er lief damals mit, wo es irgend etwas zu sehen oder zu hören gab, und er würde auch morgen wieder mitlaufen, wenn gerade das Gegentheil von dem geschehen sollte, wofür er 1848 gelaufen ist.

Wie immer hat der Besitz des Ersehnten abgekühlt für die Freude daran. Wieder einmal sieht die Masse ein, daß die liberale Phrase sie offenbar belogen oder doch wenigstens getäuscht hat, und doch ist sie wieder im Begriff derselben Phrase abermals andächtig zuzuhören.

Es konnte nicht fehlen, daß das neueste Stichwort der Gothaer — dieser unverbesserlichen deutschen Girondins, — „Volksvertretung am Bundestage“, ein weiteres Echo in deutschen Kammern gefunden. Auch in Baiern ist es ausgesprochen worden und wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Runde durch den ganzen deutschen Parlamentarismus machen, ja, es soll uns nicht wundern, wenn irgend ein todesmuthiger künftiger Linker in der Leipziger Straße zu Berlin den Vorschlag macht, auch einige Stunden mit der Discussion über dieses Thema angenehm zu durchleben. Der Gegenstand ist ganz dazu angethan, ein stehender parlamentarischer Artikel zu werden, ungefähr wie die „Wiederherstellung Polens“ während der ganzen Regierung Louis Philipp's von Orleans in der französischen Kammer. Er kam bekanntlich jedes Jahr vor, wurde jedes Jahr in den „Débats“ gedruckt und half eben so bekanntlich in keinem Jahr etwas. Der Minister v. d. Pfordten hat dem Antragsteller in München freilich gesagt, daß er den jetzigen Zeitpunkt nicht für geeignet halte, eine so wichtige Frage zu erledigen, denn die bisherige Eintracht des deutschen Volkes könne gerade dadurch am leichtesten gestört werden, wenn in der Gegenwart eine Reform der Bundesverfassung versucht werde. Aehnliches werden andere Minister Gelegenheit haben, in nächster Zeit auch zu sagen; das wird aber nicht

verhindern, den Antrag zu gelegener — das heißt den Männern von Heppenheim gelegen scheinender — Zeit doch wieder vorzubringen und den deutschen Regierungen wieder Verlegenheiten zu bereiten. Daß nach den Erfahrungen der Paulskirche und ihren Kaiserwahlgelüsten der Vorschlag doch noch gemacht wird, beweist auf's Neue, in einem wie engen Begriffskreise sich der deutsche Liberalismus umherdreht. Leicht ist übrigens die Sache wahrlich nicht zu nehmen, denn sie stellt ein Stichwort auf und schreibt eine bestimmte Devise auf die Fahne der Unzufriedenen.

Sinope war gerächt! so ruft ein englischer Correspondent in seinem Bericht an die Times über die endliche Vernichtung der russischen Kriegsschiffe in Sebastopol aus, und von dem ganzen, mit vollster Herzensfreude über den Sieg Englands geschriebenen Berichte wird uns dieser Ausruf am längsten im Gedächtniß bleiben, denn er giebt mit wenigen Worten die ganze Bedeutung, die Ursache und den Zweck dieses Kampfes. Schon als wir in diesen Blättern die wöchentlich wiederkehrende Umschau nach den Tages-Ereignissen begannen, sagten wir, England könne Alles aber keinen Seesieg verzeihen! und jetzt klingt uns die Bestätigung dafür aus dem unwillkürlich hervorbrechenden Jubel der Times entgegen. Als der Schlag bei Sinope gefallen war, hätte Rußland wissen sollen, daß es sich von nun an um einen sehr ernsten Krieg handelt, und von diesem Augenblicke an hat es keine Bedeutung mehr, wenn man für Rußland anführt, daß es überhaupt keinen ernsthaften Krieg beabsichtigt. Bis zu Sinope hatte es seine vollkommene Richtigkeit, und Maßnahmen wie Begebenheiten entsprachen der wiederholt gegebenen Versicherung. Mit Sinope hatte sich das Alles geändert, und man mußte sich in Rußland sagen, so wenig wir einen Aufstand oder eine Unabhängigkeits-Erklärung in einer uns unterworfenen Provinz dulden dürfen, so wenig kann England zugeben, daß neben ihm und ohne seine Mitwirkung Seesiege erfochten werden. Sinope ist keine Capitel-Ueberschrift in der künftigen Geschichte dieser Kämpfe. Es ist das Motto für das g a n z e Buch.

Wir haben neulich die zweite sehr vermehrte Auflage des Werkes von Pz. „über die militairische Bedeutung der Eisenbahnen“ wieder aufmerksam durchgelesen und konnten uns der Frage nicht erwehren, welche Gestalt der gegenwärtige Kampf in der Krim wohl angenommen hätte, wenn die Pläne des Kaisers Nikolaus für die russischen Eisenbahnen ausgeführt gewesen wären, ehe der Krieg überhaupt begann? — Petersburg sollte durch zwei große Linien mit Odessa verbunden werden. Die eine über Moskau, die andere über Warschau, und dann eine directe zwischen Warschau und Moskau. Wenn diese Linien bereits fahrbar gewesen wären, so hätten die Ereignisse jedenfalls eine ganz andere Wendung nehmen müssen. Daß die Russen mit einer vollkommen ungenügenden Zahl von Truppen in die Donaufürstenthümer einrückten, be-

weist zwar, daß sie keinen Krieg wollten, oder glaubten, aber es beweist auch keinen besondern militairischen Scharfblick. Sobald durch Kalafat, Oltenizza und Czetate der Fehler erkannt war, hätten die bis heute noch unthätig im Innern stehenden Truppenmassen dorthin transportirt werden können. Die Minderzahl der Russen an der Alma wäre nicht möglich gewesen. Garde- und Grenadier-Corps hätten auf dem Kriegsschauplatze erscheinen können, und die Zufuhr hätte keine Schwierigkeiten gehabt. Welch andere Factoren hätten sich dann gegenübergestanden! Der Vortheil der zahlreicheren Armeen ist für Rußland bis jetzt vollständig durch den Raum paralysirt worden. Selbst der Druck, den die österreichische Armee auf die ganze Kriegführung der Russen ausgeübt, wäre durch Eisenbahnen im Innern Rußlands unwirksam geworden, denn die Vertheidigungskraft des Landes würde sich verdoppelt, ja vervierfacht haben. Nirgend waren die Russen bis jetzt, trotz ihrer sehr viel zahlreichern Armee, den Feinden an Zahl überlegen. Mit Eisenbahnen würden sie den andringenden Feind durch Massen nahezu erdrückt haben.

Die piemontesische Armee geht in diesem Augenblicke einer schweren Prüfung entgegen. Der Mangel an tüchtigen Offizieren nämlich hat zu Verhandlungen mit den Männern geführt, welche 1848 in Venedig bei den Insurgenten gegen Oesterreich gedient. Einer derselben, Marquis Paulucci, ist bereits als Schiffs-Capitain erster Klasse in die sardinische Marine aufgenommen worden, weil er nicht dieselben Anforderungen gestellt, welche bis jetzt den Eintritt vieler seiner früheren Kameraden in diese Armee verhindert. Die Herren verlangen nämlich Anrechnung ihrer in Venedig dem Aufruhr geleisteten Dienste als Kriegsjahre im piemontesischen Dienste. Dem Prinzipe nach mögen sie nicht ganz Unrecht haben, denn Piemont und Venedig waren damals, wenn auch nicht officiell, so doch factisch gegen Oesterreich verbündet. Nur dürften piemontesische Offiziere denn doch einen wesentlichin Unterschied zwischen sich und jenen früheren Insurgenten-Offizieren in Venedig anerkennen und auch wohl durchzuführen suchen. Daß ähnliche Verhältnisse wenigstens später zu den unangenehmsten Reibungen und Vorgängen führen, beweisen die Beispiele mit den polnischen und französischen Offizieren in Belgien. Sie werden auch in Piemont nicht ausbleiben, wenn die Zeit des augenblicklichen Bedürfnisses erst vorüber ist.

Nicht genug, daß der spanische Minister des Innern ein Theatergesetz für ganz Spanien ausarbeiten läßt, während die Revolution in vollster Blüthe steht; auch 1½ Millionen preußische Thaler verlangt dieser Mann des unzweifelhaftesten Fortschrittes von den Cortes für die Unterstützung der Theater. Und das geschieht in demselben Augenblick, wo die Kirchengüter verkauft, eine freiwillige Anleihe vom Volke er-

zwungen wird, der Bürgerkrieg in den Provinzen Opfer fordert, die Königin unter eine unwürdige Abhängigkeit von ihrer Umgebung gestellt und die Armee für Spanien ganz fremde Zwecke an England vermiethet wird! Es gehört die ganze Unbefangenheit eines Barrikaden-Ministers dazu, um in einer solchen Zeit anderthalb Millionen für die „circenses“ zu verlangen. Die dringende Nothwendigkeit einer solchen Summe geht besonders aus den speciellen Zwecken hervor, für welche sie bestimmt ist. Es soll nämlich eine Art von Appellationsgericht eingesetzt werden, zur Entscheidung theatralischer Streitigkeiten (!), dann aber handelt es sich um das Aussetzen von Preisen für die besten dramatischen Werke. Nebenbei hat die Sache Eile, denn sie soll den zusammentretenden Cortes gleich in den ersten Sitzungen vorgelegt werden. Wir sind in der That neugierig zu erfahren, welche Aufnahme dieser nicht ganz wohlfeile Gesetzvorschlag bei den Cortes finden wird? Und mit solchen Dingen beschäftigt sich ein Minister des Innern in Spanien, während die Parteien im Begriff stehen, den Kehraus zu beginnen! Wahrscheinlich haben die spanischen Theater sich als jubelnde Beförderer des Fortschritts bewiesen und verdienen deshalb von dem Ministerium diese Unterstützung. Aehnliches hat sich auch anderwärts gezeigt. Nach der Februar-Revolution in Paris sang ja Mlle. Rachel auf dem Théâtre français die Marseillaise mit einem Ausdruck und einem Effect ohne Gleichen. „Elle ne chantait pas — elle hurlait,“ so hieß es damals in den Zeitungen. Mit dem Blick einer Hyäne, dem geheimnißvollen Stolze einer Druidin 2c. 2c. sang die célèbre tragédienne dieses „welterschütternde“ Lied, und zwar auf einem Theater, wo nie zuvor gesungen worden war, unverlangt und vor allen Dingen unverpflichtet, aus reinster Hingebung. Jetzt, wo man in Nord-Amerika die Wiederholung verlangt, schützt sie Heiserkeit und Angegriffensein vor. Von einer berühmten Sängerin, das enfant gaté der Europäischen Höfe, erzählte man, daß sie bei ihrer Ankunft in Nord-Amerika das Sternen-Banner als den einzigen Hort der Freiheit begrüßt und geküßt, und von einer englischen Tänzerin rühmen die Zeitungen, daß sie in Pesth das Publikum durch ihr Erscheinen in den verbotenen ungarischen Nationalfarben hingerissen, ja daß sie sogar die einschreitende Polizei zu überlisten gewußt. Durch dergleichen werden die anderthalb Millionen in Spanien allerdings begreiflich.



Zum Frühling und Sommer des Englisch-Französischen Bündnisses.

I.

Der Waterloosaal.

1.

Vom Tudorbau im Walde tönt laut der Festhall her,
Und alt' und junge Kronen umglänzt ein Lichtermeer.
Die alten Feinde reichen in Hulden sich die Hand,
Die junge Treu' umspielet ein buntes Blüthenband.

In welschen Jubelweisen hallt's durch den Windsorhain,
Und trunken stimmt Alt-England in diesen Jubel ein.
Die in dem Thronsaal droben vereint zu Kampf und Krieg,
Sie feiern bei frohem Mahle im Voraus schon den Sieg.

Sie sitzen hoch zu Tafel in der Georgen Saal,
Sie schwingen stolz im Bunde den schweren Goldpokal,
Und Frauenschönheit streuet die Rosenzier hinein,
Das mag im Tudorschlosse ein Zauberglänzen sein!

2.

Und in demselben Schloßbau wölbt sich ein weiter Saal,
Hoch oben durch die Kuppel beglänzt vom Tagesstrahl,
Und mahnend an den Wänden da reiht sich Bild an Bild,
Von hohen Rittérehren spricht manch ein Siegerschild.

Da steht von Königsblute manch hocherhabner Sproß,
Da steht aus schweren Kämpfen manch werther Ruhmgenoß.
Von diesem Saal den Namen schrieb in ihr Buch die Zeit,
Die er weithin durchstrahlet, wohl tausend Jahre weit.

Er trug seit vierzig Jahren den Namen der Ehrenschlacht,
Jetzt hat ihn seine Staatskunst zum Bildersaal gemacht.
Verschwunden ist der Name, der stolze von Waterloo,
Verschwunden ist der Name, deß ist der Kaiser froh.

3.

Den Saal durchzieht ein Flüstern in stiller Mitternacht,
Es ist der Eisenherzog aus seinem Schlaf erwacht;
Sein Waterloo sieht er streichen, sieht vor Napoleon
Einen Herzog die Knice beugen, — das ist sein eigner Sohn.

Von seinen Lippen klingt es wie leiser Klagelaut,
Voll Trauer Alexander hin auf den Helden schaut,
Es rasselt mit dem Schwerte der alte Blücher wild,
Und ernst blickt aus dem Rahmen des Preußenkönigs Bild.

O weh Dir, schnödes England, dem todten Wellington
Nahmst Du die Schlacht, die Tochter — nahmst Du zumal den Sohn:
Doch ihm, dem Briten-Herzog, dem Greis voll Schlachtenglanz,
Umhüllt ein deutscher Sänger mit Flor den Lorbeerkranz.

II.

Auch eine Stimme aus England.

Der Waterloo-Invalide
Schlägt an sein hölzernes Bein
Und höret voll Ingrimm die Menge
Dem Kaiser jauchzen und schrei'n.

Der Krieger vom Eisernen Herzog
Spricht herb: Hätt' es nimmer gedacht!
Gott gab uns die ehrliche Feindschaft,
Der Teufel hat Freundschaft gemacht!

Vor der Weltschlacht hab' ich gebetet,
Gebetet vor jedem Gefecht;
Wie mag der Lord-Mayor noch beten?
Steht da, als des Lügengeist's Knecht.

Wie mag die City noch schauen
Empor zu dem Bau von St. Paul,
Dem Grabstein des Eisernen Herzogs?
Gedächtniß der Siege, fahr' wohl!

Alt-England trank Schwefeläther,
Bis es versank in den Sumpf.
Wie soll's mit dem Leopard werden
Und wie mit dem hölzernen Stumpf?

Ich freute mich auf meinen Schlafrock
Von Tannenholz, ehrlich und ächt,
Doch nun ist die lustige Erde
Alt-Englands mir wahrlich zu schlecht.

In's Meer nur werf't meinen Leichnam,
Geschmückt mit dem Waterlookleid,
Da will ich schlafen und träumen
Bis zu des Allweltgerichts Zeit.

III.

Die alte Legion und die neue.

Es schaart sich die Menge im Parke
Und feiert die neue Legion,
Die schmucke, die tapf're, die starke,
Aus Deutschlands tiefinnerstem Marke,
Gleich als triumphirte sie schon.

Die Herrin vom Ganges und Niger
Von ihrem Fünfweltenthron,
Sprach ihnen vom Lohne der Krieger
Und daß auch die zweite stets Sieger,
Wie einst die erste Legion.

Dann hat man, derweil sie den Kaiser
Umarmt an des Oheims Gruft,
Bei'm Festmahl geschrieen sich heiser
Und künftige Lorbeerreiser
Erstritten im Bratenduft.

Doch zürnende Schatten zogen
Von oben, zum Lustgezelt
Ingrimmig herniedergebogen;
Sie kamen aus brausenden Wogen,
Sie kamen vom Waterloofeld,

Die meisten aus spanischer Erden,
Und ihnen folgte die Schaar,
Der der Siegesheimzug sollt' werden
Und Gräber auf heimischer Erden,
Durch vierzig der Friedensjahr'.

Sie stellten sich dräuend zusammen
Hoch über der Lustbarkeit,
In geistigen Zornes Flammen
So fest wie im Kampf einst zusammen,
Und riefen ein Wehe der Zeit!

Ist Einer von uns noch auf Erden,
Zu sprechen ein zorniges Wort,
Der möge in Treuen jetzt werden
Für unser Gedächtniß auf Erden
Der Ehre rächender Hort!

Als wir unter Engellands Farben,
Und vom britischen Heere der Kern,
Unsterblichen Ruhm uns erwarben,
Da kämpften wir, siegten und starben
Für unsern Erbfürsten und Herrn.

Wir dienten dem Vaterlande,
Dem deutschen, in heiliger Treu,
Zerhieben des Bonapart's Bande
Und kämpften im spanischen Lande
Den heimischen Boden uns frei.

Doch Diese, zusammengelaufen,
Erkaufet um schmählichen Lohn,
Allerwelts-Gesindel zu Haufen,
Wer wagt's, diese Rotte zu taufen
Der Königin Deutsche Legion? —

Zieht hin mit Engellands Schaaren
Auf den Wink von Napoleon,
Doch den deutschen Namen laßt fahren,
Nur wir sind die Aechten, die Wahren,
Nur wir sind die Deutsche Legion!

IV.

Victoria im Dom der Invaliden.

Lustig waren sie in Frankreich,
Dorten in der Stadt Paris,
Als die Erbin der Georgen
Sich zum Dom geleiten ließ.

Nicht gefangen in der Heerschlacht,
Nicht bekämpft und doch besiegt,
Huldigt sie dem Erbfeind Englands,
Der im Sarkophage liegt.

Wohl mit Recht erfreut Paris sich,
Wohl mit Recht ist Frankreich froh,
Da Victoria von England
Buße thut für Waterloo,

Buße thut für Nelson's Siege,
Buße für Peninsula,
Buße für den Eisenherzog,
Buße thut für Helena;

Buße, daß im Welfenerbe
Nicht mehr herrscht König Jerom',
Der ihr halbversöhnt die Hand reicht
Dort im Invalidendom.

Leicht zum Bündniß warst Du fertig
Mit dem Erbfeind, Königin,
Und Alt-Englands stolzes Zürnen
Warfst Du fort mit leichtem Sinn;

Leicht, als sei's zu Spiel und Tanze,
Trat'st Du an des Grabes Rand,
Und in's Reich der Geister streckst Du
Sorgenlos die zarte Hand.

Leise, nur dem Geiste sichtbar,
Schlägt die Geisterhand Dir ein,
Und dem Geisterreich verfallen
Furchtbar wird die Strafe sein.

V.

Der Türke in Notre-Dame.

Standst Du je vor Notre-Dame,
Tratst Du in die Hallen ein,
Die in ries'ger Wucht umschließen
Uns'rer Frauen heil'gen Schrein?

Dreifach durch gewölbte Thore
Ist der Eingang, hoch und weit,
Daß die Kathedrale Zeugniß
Gebe der Dreieinigkeit.

Siebenhundert Jahre steht er,
Sully's Bau, so fest und reich,
Und von seinen Glocken tönt es
Donnerstark und liebeweich.

Oftmals hallten diese Glocken,
Wenn aus fernem Türkenkrieg
Heimgekehrt der fromme Ritter,
Feierte des Kreuzes Sieg.

Heute von denselben Glocken
Hallt derselbe Feierklang,
Und aus Notre-Dame schallet
Der ambrosische Gesang.

Ja, es rauschet ein Tedeum
Von dem Chor die Wölbung an,
Einen Sieg gemeinsam feiert
Frank' und Britt' und Muselmann.

Durch die Pforten des Dreieinen
Lenkt der Türke seinen Schritt,
Und das Fest in Christenweise
Feiert er gemüthlich mit.

Christenfahnen, Türkenfahnen,
Wehen um den Hochaltar,
Oberhalb des heil'gen Kreuzes
Glänzt der halbe Mond sogar.

Also treibt das Volk des Westens
Vor dem Altar seinen Spott,
Aber neu schon glänzt's im Morgen,
Irrt euch nicht, noch lebet Gott!

M. M.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Sechstes Capitel.

Der Communist und sein Werk, der Ritter und seine Liebe. —

Aus den hochgehenden Wogen der revolutionären Bewegung, die das arme Volk von Frankreich, trotz mannichfachen Widerstandes, dem Despotismus zuführte, tauchten nun auch ganz plötzlich Erscheinungen auf, die man im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich wohl nicht mehr vermuthen konnte. Der Aberglaube in seinen häßlichsten und lächerlichsten Formen begleitete das französische Volk auf seiner Flucht zum Despotismus.

Plötzlich wimmelte Paris von Kartenlegerinnen und Chiromanten, von Necromanten, Thaumaturgen und Schwarzkünstlern. Wie Pilze nach dem Regen, so schossen nach dem Blutregen des Pöbelregiments alberne, schlechte und gefährliche Zauberbücher auf, und das böse Gewissen der Mörder bevölkerte die Straßen mit den dräuenden Gespenstern der Gemordeten. Die schaurigen Hexen-Sagen des fünfzehnten Jahrhunderts wurden wieder lebendig in Paris, und die überklugen Leute, die vor lauter Weisheit gar nichts mehr geglaubt hatten, sie glaubten jetzt mit einer wahren Wuth die furchtbarsten Albernheiten.

Apollonius von Thyana war ein armer Schächer gegen Zauberer wie Signor Martino oder die Frau Villeneuve. Liebestränke und Zaubermittel fanden den reißendsten Absatz.

Es war ein ekelhaftes Schauspiel und wäre ganz dazu angethan gewesen, zur trostlosesten Verzweiflung zu führen, wenn nicht neben dem Aberglauben eine andere, noch weit mächtigere Erscheinung aufgetaucht wäre.

An einem Sonntage in dieser Zeit war es, als der Bischof von Saint-Papoul plötzlich wieder pontificirte in der Kirche von Saint-Roch vor einer dichten Menge gläubiger Christen, die sich heilsbedürftig zusammendrängten in dem verwüsteten Gotteshause, unter den zertrümmerten Kreuzstöcken, den zerrissenen Bildern, vor den entweihten Gräbern!

Das machte einen gewaltigen Eindruck auf die heidnische Gesellschaft! Die Männer staunten, sie hatten das nicht mehr für möglich gehalten. So manche Griechin erschrak und bedeckte, in Schaam erglühend, die entblößten Brüste, und manche Römerin zog, unwillkürlich in tiefster Seele erzitternd, das patricische Purpurgewand enger zusammen über den nackten Schultern.

Das Wehen des Geistes machte sich kund. Da trat der Priester Desforges auf die Kanzel der Gottestöchter-Kirche und widerrief öffentlich seine Irrthümer, widerrief den Eid, den er freventlich, im Widerspruch gegen seine Priester-Gelübde, der revolutionären Civil-Constitution geleistet hatte.

Sein Beispiel fand massenhaft Nachahmung.

Hundert und fünfzig Cleriker feierten öffentlich das Fest des heiligen Vincenz da Paula, dessen Gebeine ein Notar während der ganzen Revolution treulich bewahrt hatte.

Am Osterfeste des Jahres VI. waren zum ersten Male wieder fast alle Läden in Paris geschlossen.

Wer hätte das für möglich gehalten?

Seit dem Osterfeste sah man wieder Geistliche im Ornat auf den Straßen.

Die Schulen und Pensionate redeten kein Wort mehr in ihren Anzeigen von dem Unterricht in den Bürgerpflichten und in der Constitution, wie in früheren Jahren; sie sprachen nur davon, daß sie den Kindern Gefühle der Ehre und Rechtschaffenheit einflößen wollten, gestützt auf die Religion, die unerschütterliche Grundlage jeder Moral.

Ueberall tauchte der Katholicismus wieder auf; die Revolution glaubte ihn vernichtet zu haben, und nun stand er da, gerüstet und gewappnet zum Streit und zum Siege.

Die Landleute wollten zuerst ihre Pfarrer wieder haben, ihre Glocken und ihren Sonntag, und die vereinzelten Rufe verschmolzen endlich in dem einen Donnerruf, mit dem achtzehn Zwanzigstel aller Franzosen ihre Kirchen, ihre Altäre, ihre Priester zurückverlangten.

Die herrschende heidnische Gesellschaft konnte diesen Ruf nicht überhören; die Directoren, die Alten und die Fünfhundertmänner zitterten auf ihren curulischen Sesseln; sie beeilten sich in ihrer Art und begannen einen Gesetz=Entwurf über die Culte zu discutiren.

Der Katholicismus kümmerte sich kaum um diese Albernheiten — er verlangte die Herstellung der katholischen Staatskirche, auf etwas Anderes ließ er sich gar nicht ein. Er verhandelte gar nicht mit den armseligen, zahm und feige gewordenen Demokraten, er hatte die Zeit und das Bedürfniß des Volkes viel besser begriffen, als die directoriale Pentarchie im Luxembourg mit ihrem demokratischen Schweife.

Die katholischen Priester hielten schon wieder Concilien in Nôtre=Dame; Camus, der Patriarch der revolutionären Civilconstitution, rief unbeeidigte Priester an das Sterbebett seiner Tochter; die Glocken klangen bereits wieder hie und da von den Kirchthürmen, und die Demokraten in der Regierung waren noch immer so einfältig, daß sie sich müheten, eine Staatsreligion für Frankreich zu erfinden.

Die Aufgabe, eine Religion zu erfinden, war nicht so leicht, wie sie sich diese Staatsweisen gedacht hatten, die mit verächtlichem Achselzucken sagten: „Es scheint, daß das Volk eine religiöse Bestie ist; wir müssen sein Bedürfniß befriedigen!“

Director Carnot lachte über die Verlegenheit seiner Collegen und schwur in seiner brutalen Weise nur bei dem „Evangelium der Gensd'armerie“. Seine Freunde aber zuckten die Achseln und sagten kläglich: „Gewiß, Gensd'armerie ist gut, aber wir müssen auch noch ein Evangelium haben!“

In ihrer Verlegenheit decretirten die Räthe endlich, die jetzt eine eben so große Angst vor dem Katholicismus hatten, wie am dreizehnten Vendemiaire vor dem legitimen Königthum, der Director Laréveillière-Lepaux habe sofort eine Religion aus dem vorhandenen Material zusammenzustellen.

Die Lieferung einer Staatsreligion auf Accord!

Nie hat sich vielleicht die Revolution so in ihrer ganzen Armseligkeit gezeigt, wie bei dieser Gelegenheit.

Und wer war denn der Lieferant, welcher eine neue Religion paragraphenweise zu bestimmten Terminen zu liefern hatte?

Larévelllière=Lepaux war Derjenige, von dem die Demokraten sagten, er sei der reinste Mann der Revolution; er habe nicht wie die Andern gemordet, geraubt, gestohlen, Unzucht getrieben, verleumdet u. s. w., kurz, er war der Pharisäer der Revolution, er war nicht wie die Andern gewesen, wenn er auch wahrscheinlich Gott nicht dafür dankte.

Und die Religion, die er lieferte, war denn auch ganz seiner würdig.

Das Glaubensbekenntniß lautete sehr kurz, aber wenig erbaulich: „Es giebt einen Gott und die Seele ist unsterblich!“ Weniger konnte er unmöglich geben; der brave Robespierre hatte das ungefähr auch

gütigst zugestanden. Dieser neue französische Staatsgott wurde mit einem Morgengebet von achtundzwanzig Zeilen etwas mager abgespeist. Dafür verlangte man aber auch weiter nichts von ihm. Abends wurde seiner nicht gedacht, — da hatte man bloß seine Fehler mit seinem Gewissen zu ordnen. Durch gleiche Einfachheit war der Cultus ausgezeichnet. Die Menschen versammelten sich in einem heitern Tempel, über dessen Thür die Worte standen: „Ruhe, Achtung, denn hier betet man Gott an!“ Der Altar war geschmückt mit Blumen und Früchten, „wie sie die Jahreszeit bietet.“ Hier ertönte zuerst ein Gesang zu Ehren irgend einer Tugend, dann bestieg ein Lector in einer himmelblauen Tunica eine Kanzel, die mit einem morgenrothfarbenen Behang versehen war, und recitirte Ermahnungen zur Befolgung einer andern Tugend. Es war Alles sehr schön und sehr einfach, sehr bescheiden und ganz bequem. Den ganzen Kram nannte man Theophilanthropismus. Der Name war das Wunderbarste eigentlich an der ganzen Farce. Während die christlichen Bekenntnisse ihre Moral auf den religiösen Glauben basiren, war hier die ganze sogenannte Religion auf eine Moral gegründet, dünn wie eine Wassersuppe im Spital.

Eine Religion ohne Offenbarung ist eine todtgeborene Schöpfung. Der Katholicismus that recht daran, daß er sich um Theophilanthropismus gar nicht bekümmerte, der dem Menschen zwar verkündete: Du hast eine unsterbliche Seele! aber weder vom Paradies, noch von der Hölle ein Sterbenswörtchen zu sagen wußte.

Von allen Seiten warf der Katholicismus die Mauern der Burg der Unglaubens nieder; er brach die Thürme der Religionsspötter und stürzte die Bastionen der religionslosen Philosophie. Die Theaterdecorationen des Theophilanthropismus rührte er nicht an, die fielen von selbst um.

Der Katholicismus fand Bundesgenossen, wo sie ein menschliches Auge nimmermehr gesucht hätte. Da wurde Laharpe Christ, der Voltärianer, der seine Feder in Blut und Gift tauchte, wenn er sonst gegen Königthum und Kirche schrieb. Laharpe, der Panegyrist des Wohlfahrts-Ausschusses, Laharpe, der die „Charlatans mit Krone und Scepter“ eben so verachtet hatte, wie die „Charlatans in Stola und Mitra“. Er wurde Christ und schleuderte Feuerpfeile gegen die Feinde des Glaubens. Er war viel gewaltiger als Vertheidiger des Glaubens, denn früher als des Glaubens Feind. Man hat an der Aufrichtigkeit der Bekehrung Laharpe's gezweifelt, weil er sich erst nach dem neunten Thermidor bekehrte; man hat aber dabei vergessen, was von den Arbeitern im Weinberge geschrieben steht, die in der eilften Stunde noch kamen. Man hat die Uebertriebenheit seines Eifers hervorgehoben. Mit Unrecht. Gewiß, Laharpe war klug genug, um zu wissen, daß sein glühender Eifer ihn verdächtig machen konnte, aber [illegible] nicht — den Geist zu dämpfen! Den Menschen [illegible] wie der ehrwürdige

Abbé Raynal höher stehen, der, wie der Dichter sagt, „mit seinen zitternden Händen das zusammenstürzende Haus des christlichen Königthums zu stützen suchte im Sturm der Revolution". Der herrliche Abbé Raynal aber war Priester, Laharpe nicht, und im Himmel ist ja nach den Worten der Schrift mehr Freude über einen bekehrten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte!

In dieser Zeit, wo der Katholicismus, siegreich vordringend, überall helfend, heilend, heiligend seine Hand auf all die tausend und aber tausend Wunden legte, welche die Revolution geschlagen, hatte er auch eines armen Weibes nicht vergessen, das verlassen auf einer Dachkammer saß und Alles verloren hatte auf Erden außer dem Glauben an ihre Kirche.

Louison Morlier, das Weib Babeuf's, war freudlos, freundlos, allein im weiten Babel Paris. Ihr braver Vater war todt, das stattliche Gut eines reichen Bürgergeschlechts zum Theil mit Freuden dem Königthum geopfert, zum Theil der Revolution verfallen. Der Meister Louis Morlier saß, ein verarmter Mann, auf der Kastanienschmiede zu Rhodez, dem alten Vatererbe. Der zweite Bruder, einst Vicar von Sanct Anton in jener Stadt, hatte lange zuvor schon, reuig und versöhnt mit der heiligen Kirche, sein Leben gelassen, Sühne für schwere vorangegangene Irrung. Louison hatte nur die Schwester behalten, die geliebte Margot; aber Wahnsinn umnachtete den Geist der einst so gefeierten Schönheit. Stumm und still saß sie Tage lang in dem Kämmerlein der treuen Schwester, dann ging sie aus, ihr Kind zu suchen, und sie fand es nimmer. Weinend kehrte sie heim, klagte der Schwester ihr Leid, hörte der Schwester Trost, vernahm ihr liebendes Wort, weinte, schwieg und blieb, bis der finstre Geist sie wieder hinaustrieb.

Louison litt und weinte mit Margot und hielt an im treuen Gebete für sie. Aber die Seelenkraft der armen Frau begann zu erlahmen unter dem steten Druck, denn der Mann, an den sie gewiesen, bei ihm Trost, Kraft und Muth zu gewinnen, Babeuf, stand ihr feindlich entgegen, die Liebe zur Schwester verhöhnend, die stumme Ergebung in die gewaltige Hand Gottes verspottend.

Babeuf quälte sein Weib nicht mehr durch seine Zärtlichkeit; die Tage kleiner, abscheulicher Rache lagen ihm fern. Gewaltige, verbrecherisch große Gedanken beschäftigten die Seele des schlauen, gefährlichen Menschen. Von dem geschmolzenen Gut des alten königstreuen Marschalls von der Kastanie hatte sich der Schlaue, Vielgewandte den besten Theil zu sichern gewußt für die Erbschaft seines Weibes, und er gab ihr davon, ja, er gab seinem Weibe grade so viel, daß sie nicht hungern durfte und frieren im Dachkämmerlein mit ihrer wahnsinnigen Schwester. Aber er gab ihr nicht um ihretwillen, sondern aus Berechnung, weil er Pläne, finstre Pläne hegte mit dem Wahnsinn der armen Margot.

Gleichgültig kam der Mann jede Woche zwei, drei Mal zu seinem Weibe. Er mühte sich fast nur um die Schwester, er studirte klug das Wesen ihres Wahnsinns, denn der Wahnsinn ist eine Waffe, die gefährlich treffen kann in kund'gen Händen. Wer Babeuf gesehen hätte, so bemüht um Margot, hätte sicherlich geglaubt, er liebe dieses Weib. Denn schön war sie noch immer, diese arme Margot, schöner fast an Leibesreizen, denn zuvor; je mehr ihr Geist verflog in Wahnsinn, desto schöner erblühte ihr Leib.

Auch Louison wußte das Mühen Babeuf's um die arme Schwester nicht anders zu deuten, als daß er in sünd'ger Liebe und heißer Leidenschaft für ihrer Schwester stolze Reize entbrannt sei.

Wie wenig kannte sie das Wesen dieses Mannes!

Wie wenig aber kannte sie sich selbst! Denn von der Stunde ab, da sie die Schwester als ihre Nebenbuhlerin betrachten zu müssen glaubte, fühlte sie in ihrer Seele einen scharfen Schmerz, und dennoch hatte sie Babeuf niemals geliebt. Sie hatte stets Schaudern und Entsetzen in seiner Nähe gefühlt, und nun, da sie entbrannt ihn glaubte in Liebe für die Schwester, kam neuer Jammer über sie und raubte grausam ihr die letzte Kraft.

Gott leget keiner Creatur mehr auf, als sie ertragen kann. In ihrer höchsten Noth und Pein fand Louison einen Helfer. Das war ein stattlich ernster Greis, ein Priester, der mit dem Weib Babeuf's in einem Hause wohnte.

Des Abbé Gerard ernste, kluge Weise rettete Louison vom Verderben, er ließ sie wieder treten in die Kirche, die sie so lange schmerzlich vermißte. Der Kirche Gnadenmittel, Beichte, Messe, wurden mächtig in dem schwachen Weib, sie gaben Kraft und Muth der müden Seele, sie stärkten neu zu fern'rer Pflichterfüllung; und heiter fast übt Louison die schweren Pflichten der Schwesterliebe gegen Margot, und ernst, gefaßt weiß sie den Mann zu nehmen, dem sie als Gattin vor dem Altar sich verbunden.

Babeuf hatte wenig Acht auf seines Weibes Treiben. Er war kaum neugierig, als er den Priester zum öftern bei ihr fand, er konnte sie ja nicht zu seinen Plänen brauchen! Und als er eines Tages den Abbé Gerard frug: „Wer bist Du, Bürger?" antwortete der ihm kurz: „Ein Priester des dreieinen Gottes!"

„Was suchst Du hier?"

„Seelen für den Himmel!"

Babeuf schlug eine Lache auf und rief dann frech: „Die Seele meines Weibes laß ich Dir, an der ist nichts verloren, die Seele dieser da," auf Margot zeigend, „gehört dem Teufel an und mir!"

„Auch sie ist getaufet und erkaufet in Christi Blut und Gerechtigkeit!" antwortete der Priester feierlich. „Die Barmherzigkeit Gottes wird sie nicht verlassen. Du aber, armer Mensch, der Du so kühn

Dich zum Teufel bekennst, hüte Dich, denn Gott läßt sich nicht spotten!"

Es lag in der Stimme des Priesters ein so hoher und heiliger Ernst, dabei ein so unsägliches Mitleid, daß Babeuf unwillkürlich sich getroffen fühlte. Es war eine Mahnung, die an sein hartes Herz schlug. Er starrte dem Priester halb verwundert und halb verlegen in's Gesicht. Dann murmelte er unverständliche Worte und entfernte sich, unzufrieden mit sich selbst, grollend und zürnend.

Erst als er die Treppen alle hinabgestiegen, hatte er seine Replik fertig und war nun außer sich vor Zorn, daß er nicht gleich zu antworten vermocht. Armer Mensch! Die Duplik des Priesters auf Deine Replik würde Dich vermuthlich noch ganz anders getroffen haben.

Grollend mit sich selbst, denn er besaß nicht einmal jene blasse Abstraction, die sich minder ehrliche Schurken seitdem als Gott zurecht gemacht haben, um nach ihrer Bequemlichkeit ungestraft mit Gott grollen zu können, also grollend mit sich selbst setzte Babeuf seinen Weg fort nach dem Ort, wo sein Tempel stand, nach dem Ort, wo er selbst eine Art von, allerdings höchst schäbigem, Gott war.

Vermöge einer seltsamen Ironie lag auf dem Boulevard, gerade Coblenz gegenüber, wo eine Art von Vendée muthig auf Strohsesseln saß und den alten Salon in seiner Herrlichkeit, französische feine Sitten, loyale Begeisterung für das Königthum wieder herzustellen trachtete, ein Café, zu den „chinesischen Bädern" benannt.

Das war der Sammelplatz der Reste jener Terroristen, die einst im Pöbelregiment französisch Land mit Strömen von französischem Blut überschwemmt; hier sahen sich und sprachen jene Männer, die in unheilbarer Verblendung noch immer in der Tyrannei Aller das Ideal des Staats sahen und mit anerkennenswerther Ehrlichkeit in starrer Opposition gegen die Directorial-Regierung verharrten. Zu den offenen Schurken, zu den ehrlichen Narren aber hatten sich hier Menschen gesellt, die freilich noch ganz anderen Ideen huldigten und noch ganz andere Pläne hegten. Sie waren gering noch an Zahl, aber sie hatten das Uebergewicht über die Terroristen, denn in revolutionären Versammlungen, Gesellschaften, Staaten ist stets die Herrschaft bei denen, die am weitesten gehen.

Am weitesten aber gingen die Freunde und Jünger Babeuf's!

Babeuf hatte einen politischen Fehler begangen, den er sich nie verzieh, er hatte einmal fehlgegriffen und er bereuete es tief, aber zu ändern vermochte er's nicht.

Er hatte nach dem neunten Thermidor sich mit den Terroristen alliirt, die mit den Thermidorianern gemeinsame Sache zum Sturze Robespierre's gemacht, er hatte geglaubt, sie würden die Herrschaft behalten; alte Bekanntschaft hatte ihn zu diesen Männern geführt und nun

war er verwickelt in ihren Sturz. Babeuf, der zur Verwirklichung seiner Idee von einem neuen vierten Stand, das heißt von einem Stand, der eben kein Stand mehr ist, mit der herrschenden Partei gern gegangen wäre, er mußte es nun halten mit der Opposition. Und zwar mit einer Opposition, die in der Directorial-Pentarchie der Revolution keinen berechtigten Platz mehr hatte, mit einer Opposition, die selbst in der revolutionären Gesellschaft den Boden ganz verloren.

Das war hart für den Schöpfer des vierten Standes, denn er würde seinen Ideen weit leichter Eingang verschafft haben, hätte er auf Seiten der Directorial-Regierung gestanden.

Die revolutionäre Opposition war für ihn so wenig ein Princip wie die revolutionäre Regierung, nun mußte er in der Opposition auf die Regierungsmittel verzichten und das war sein Schmerz. —

Es galt den Armen zu empören gegen den Reichen, den Regierten gegen jede Regierung.

In diesem Sinne sprach Babeuf an jenem Tage im Café der chinesischen Bäder, er war erregt und zornig, er stieß seine Sätze heraus, heftig, kurz und abgebrochen, aber mit jener Leidenschaft, die durch Jahre langen Widerspruch und Druck gezwängt, endlich aller Fesseln spottend, das Herz auf die Lippen drängt.

Solche Sprecher verfehlen nie Eindruck zu machen, besonders wenn die Gemüther vorbereitet sind.

Babeuf hatte nach seinem Eintritt in das Café der chinesischen Bäder hastig einige Gläser Cognac hinunter gestürzt, darauf begann er zu reden: „Das Land, es muß getheilt werden, das Geld und auch die Macht; der Privatbesitz muß neu geordnet werden; an die Stelle des Gleichgewichts der socialen Ungleichheiten muß die Anarchie der natürlichen Gleichheiten treten. Die Revolution ist eine Narrheit, so lange sie gegen die Bürger geht; der Eigenthümer, der Besitzende muß das Ziel ihres Angriffs sein. Die Natur hat Alle gleich berechtigt, und wir müssen eine republikanische Constitution haben, welche die Brüderlichkeit decretirt durch die Gleichheit im Hause. Die Revolution soll den Menschen unabhängig vom Menschen machen, sie soll den Unterschied zwischen „mein" und „dein", den „abscheulichen Worten", wie der große Jean Jacques Rousseau sagt, völlig aufheben. Sie soll den eingewurzelten Krebs des „Eigenthums" gänzlich beseitigen, sie soll auch die Künste vernichten, um den Generationen den Weg zur Gleichheit zu bahnen. Wir wollen die Menschen zum Aufruhr rufen nicht durch das Versprechen eines ungewissen und fernen Ruhms, sondern durch den Reiz einer sofortigen Belohnung, einer sichern, baaren Belohnung; wir wollen das Volk mit uns fortreißen, indem wir ihm die Aecker zeigen, welche die Tribunen Rom's der hungernden Plebs wiesen. Wir wollen die Faubourgs zum Aufstand stacheln, indem wir ihnen das Geld und die Weiber der Besiegten als die Beute ihrer Waffen und die Rückgabe der

versetzten Pfänder versprechen. Wie wollen die Furien des Krieges der Vortheile, der Begierden und der Gelüste entfesseln."

So sprach der Bürger Babeuf im Café der chinesischen Bäder. Seine Freunde klatschten ihm Beifall, denn so klar wie heute hatte er noch nie seine Ideen ausgesprochen. Der Zorn über den christlichen Priester, der Cognac, hatte ihn weiter getrieben, als er sich und Andern eingestand. Er hatte das Wesen seiner fluchwürdigen Lehre enthüllt.

Manche wendeten sich von ihm schaudernd seit jenem Tage; das waren aber nur Wenige, an deren Stelle wendeten sich ihm Viele zu.

Gracchus Babeuf nannten ihn seit dieser Rede seine Freunde. Wahrlich, er war ein Gracchus, der im Hain der Furien die ganze moderne Gesellschaft der ewigen Drohung weihete und alle Regierungen für künftige Zeiten zwang, statt das Heil und Recht der Völker zu wahren, für das materielle Wohlsein der Einzelnen zu *sorgen*.

Das aber ist der Fluch, daß das materielle Wohlsein Anfang und Ende der Staatskunst geworden ist.

Von seinem Stuhl steigt Babeuf. Er sieht den Eindruck seiner Worte auf den Gesichtern seiner Hörer.

Er reißt den Leilach keck von jener Wiege, in der der Sünde Hercules noch schlummert, der freche Götze, der den Kampf mit Gottes heiliger Ordnung soll bestehen.

Der neuen Lehre Prediger tritt zum Schenktisch. In Cognac trinkt man ihm zu auf die Gleichheit, mit frechem Wort höhnt er den Gott der Christen. Das Bild des alten Abbé Gérard schwebt ihm immer vor und stachelt ihn zu den vermessensten Worten. Kleine Geister können Demüthigung nie vertragen, nie vergessen.

Als die Sitzung nun zu Ende, da fühlt Babeuf geheimes Grauen; er mochte nicht einmal allein nach Hause gehen, denn menschenleer und einsam sind die Straßen.

Was fürchtet er?

Den Christengott, den er verhöhnte? Der findet ihn an jedem Ort.

Er fürchtet ihn, wenn er auch nicht an ihn glaubt. Weil er gar nichts glaubt, so fürchtet er Alles! Das ist des Unglaubens Fluch hienieden.

Sie führen ihn nach Hause, doch nicht zu seinem Weib. Der Mann, der predigt, daß Allen Alles gehört, der Alles theilet, er würde auch bereit sein, mit Andern sein Weib zu theilen. Doch Louison ist sehr häßlich geworden in Kummer und in Gram. Das ist sein eigenes Werk. So mag er sie denn behalten ganz und ungetheilt, nur schöne Weiber theilen die Jünger von Gracchus Babeuf.

Die Nacht ist fast vergangen. In tiefem Schlafe liegt Paris; da hebt sich Margot auf von ihrem Lager, der Wahnsinn über ihr. Sie denkt der Reden Babeuf's, die sie nur halb verstand; sie eilt ihr Kind zu suchen im Luxembourg-Pallast. Lange steht sie auf der Treppe,

bevor das Thor geöffnet wird. Sie steht in der Antichambre. Der Minister läßt Niemand vor. Er hat am vergangenen Abend getanzt bei Tallien, gespeiset hat er bei Barras, und der Ruhe bedarf er sehr.

Wenngleich der Minister durch seinen langen Schlaf die Geduld der meisten Bittsteller im Vorzimmer entmuthigt, die Geduld Margot's entmuthigt er nicht. Sie harrt und wartet stundenlang; einsam sitzt sie in dem Vorzimmer, sie kümmert sich nicht um die, welche gehen und kommen, nicht ein Mal sucht ihr Auge ungeduldig den Zeiger der Uhr.

Sie hat so lange Jahre gewartet, sie kann auch noch einige Stunden warten, und im Vorzimmer des Ministers, oder in der Dachkammer der treuen Schwester, oder sonst irgend wo, sie ist immer im Wahnsinn.

Als endlich der Minister der Directorial-Regierung sich entschlossen hat, Audienz zu ertheilen, da ist Margot die Einzige, die von so hochherzigem Entschlusse Gebrauch machen kann. Sie wird vorgelassen.

Der Satrap der Pentarchie empfängt die arme Frau in jener übeln Stimmung, die Männern eigen, welche die Nacht hindurch den Freuden der Tafel eifrig nachgegangen; er ist verstimmt und reizbar, der Kopf schmerzt ihm heftig, und als Margot ruhig vor ihn hintritt und mit ernster Stimme ihr Kind von ihm verlangt, da weicht sein anfängliches Erstaunen bald dem heftigsten Zorne.

„Unverschämte," schreit er, „Dein Kind? Was soll's mit Deinem Kinde? Hab ich Dein Kind? Was geht mich Dein Kind an?"

„Du weißt wohl nicht, Bürger Minister," entgegnete Margot traurig, „wie einer Mutter zu Muth ist, die so lange schon vergebens ihr Kind sucht?"

„Unverschämte, willst Du noch höhnen? Hinaus! hinaus mit Dir!"

„Bürger Minister, man hat mir mein Kind genommen," flehte Margot, „es ist so lange, lange schon her, daß ich's nicht gesehen, Du mußt es mir endlich wiedergeben!

„Hinaus!"

„Ich gehe nicht von Deiner Schwelle, Du kannst mir mein Kind wiedergeben, Du mußt es!" antwortete Margot fest.

„Der Teufel hole Dich und Deinen Bastard!" schrie der Minister außer sich.

„Er mag es thun, doch Du, Du gieb mir erst mein Kind!"

„Hinaus!"

Gohier riß an der Klingel, die Diener stürzten herein.

„Er will mir mein Kind nicht wiedergeben!" klagte Margot.

„Werft die freche Person hinaus!" befahl der Minister.

„Mein Kind, gieb mir mein Kind!" Margot's Stimme verhallte.

Die Diener zogen sie hinaus mit unsanfter Art. Der Minister sank stöhnend in seinen Sessel, empört über die Frechheit der Dirne.

Margot aber stand sinnend am Fuße der Treppe. Sie vermochte es nicht zu fassen, warum der Minister ihr so hart begegnet, warum er

ihr Kind behalte. „Es ist doch nun so lange her schon, daß ich's nicht gesehen!“ setzte sie leise bei sich selbst klagend hinzu.

Da fielen ihre Augen auf ein kleines Mädchen, das auf dem Vorplatz spielend saß. Sie erkannte an der Aehnlichkeit mit dem Vater des Ministers Tochter.

„Bist Du die kleine Gohier?“ so fragte sie.

Das Kind bejahte die Frage. Da blitzte es eigenthümlich auf in Margot's dunkeln Augen. Schmeichelnd nahm sie das Kind in ihre Arme, sie ging und trug das Kind des Ministers mit sich fort.

„Er soll sein Kind nicht eher wieder haben, als bis er mir mein Kind zurückgiebt!“

Margot war schon fern vom Luxembourg, als die Ministerin ihr Kind vermißte. Da gab's ein Suchen, Rufen, Laufen, ein Schelten, ... Weinen, doch umsonst, denn selbst der Posten vor dem Gitter ... Margot's Entfernung mit dem Kinde zufällig nicht gesehen.

Der Minister dachte wohl im Herzen an die schöne Frau und an ... on des tiefsten Kummers, mit dem sie ihr Kind von ihm verlangt ... orgen; er ahnte jetzt den Schmerz des Weibes, das er so hart ... einer Schwelle wies; ihm kam auch der Gedanke, daß das Weib ... Rache ihm sein Kind gestohlen haben könnte, und ihm graus'te, als ... aran dachte. Doch vergeblich gab er den Spionen, die in seinem ... de waren, das Signalement. Margot war allen bekannt, die Spione ... en die früheren Genossen Margot's, aber keiner dachte, daß sie es ..., die der Minister meine, und sie suchten in der Ferne, was sie so ... he hatten.

Louison erschrak nicht wenig, als Margot mit dem Kinde kam; das ind begann zu weinen, es nannte seinen Namen, aber Louison kannte hn nicht, und Margot setzte sich ermüdet, wie sie zu thun pflegte, in ine Ecke. Dort saß sie schweigend, bis sie einschlief.

Am Abend kam Babeuf. Er freute sich, er rieb sich still die Hände und durchschaute bald was sich begeben. Er nahm das Kind mit sich. Louison glaubte, er werde es den Eltern zurückbringen. Babeuf aber brachte es zu einem würdigen Ehepaar, das kranke Hunde in Kost und Pflege nahm gegen Zahlung. Er zahlte den Leuten ein Stück Geld aus für den ersten Monat und ging.

Der Gedanke kitzelte den Mann des vierten Standes, daß er des hochmüthigen Ministers Kind in Pension gegeben bei den Hunden; der Gedanke ergötzte ihn so, daß er beim Rückweg ein paar Mal laut auflachend auf der Straße stehen blieb.

Als Margot am andern Morgen erwachte, fragte sie nicht nach dem Kinde, sie schien nichts zu wissen von ihm und ganz vergessen zu haben, daß sie im Luxembourg gewesen. Was litt die arme Louison neben dieser Schwester, von der sich Arzt und Priester mit gleichem Mitleid und mit gleichem Bekenntniß menschlicher Ohnmacht entfernten.

Der Arzt verwies die liebevolle Schwester an den Priester und der Priester verwies sie an Gottes Barmherzigkeit. —

Einige Tage waren verflossen, seit Margot Morlier das Töchterlein des Ministers Gohier gestohlen aus dem Luxembourg, da saßen in dem Hause des Maire's von Viroslev nebeneinander die edle Wittwe von Montsoreau und Julian von Pontalec, der kühne Baron von Batz.

Der Royalist war genesen von seiner Krankheit, das alte Feuer blitzte wieder in seinen Augen, und die Blässe, die noch auf seinem Angesichte lag, war kein Beweis von Schwäche mehr. Er saß neben der Frau, die er liebte, aber heller Unmuth sprach aus seinen Zügen, die Unterlippe verdrossen gesenkt, die Oberlippe halb trotzig, halb höhnisch aufgeworfen, wendete er seine Blicke ab von Claudia.

Er wollte nicht, daß ihm das Herz weich werde bei ihrem Anblick, er wollte stark bleiben, er mußte es, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte gegen ihren Willen.

Er that recht daran, sie nicht anzublicken, denn hätte er's gethan, so wär's vorbei gewesen mit seinem Widerstande. Claudia war schöner geworden, viel schöner in all' dem Kampf, in all' der Noth und dem Jammer der furchtbaren Zeit! Stolz war ihr blaues Auge noch wie damals, als wir sie zuerst in dem halbverfallenen Ehrenfräulein-Gemach des Versailler Schlosses fanden, aber es war nicht hart mehr wie damals es blickte mild und sicher, die Harmonie der schönen Seele sprach aus dem stolzen blauen Auge, die Stirne hoch und rein, die Züge weich und lieblich; streng und ernst war nur der Mund geblieben mit seinen schmalen und geschlossenen Lippen, die Lippen, die so kühn zu Robespierre gesprochen einst.

Wie eine Rose war dieser Mund, die noch der Sonnenstrahl der Leidenschaft nicht aufgeküßt, und verlieh der schönen Frau zu ihren üppig aufgeblühten Reizen den Zauber der Jungfräulichkeit.

Weiß und licht hub sich die lieblich ernste Erscheinung in dem schwarzen Trauerkleide, das sie nicht abgelegt, seit König Ludwig's heil'ges Haupt fiel.

„Sind Sie mir böse, lieber Freund?" fragte Claudia mild und freundlich.

„Wie könnt' ich das? wie wär' es möglich, Claudia!" antwortete der Baron. Doch in dem Tone seiner Stimme klang das Gegentheil

Die Dame schwieg einen Augenblick, dann sprach sie ernst: „Ich weiß es, daß Sie mein bester und mein treuester Freund sind, lieber Batz, ich weiß es, daß ich keinen bessern, treuern finden werde in diesem Leben, ich ahne auch die Leidenschaft, die Sie für mich hegen, und ich bin stolz darauf, die Liebe des Barons von Batz zu haben. Ich schätze Sie vor allen andern Männern hoch. Was ich an wahrer Freundschaft und an Neigung habe, es gehört Ihnen, Ihnen ganz allein. Und dennoch sind Sie unzufrieden, weil ich's nicht vermag, mit äußeren Zeichen

meiner Zärtlichkeit Sie zu grüßen? Ist das recht, mein Freund, und ist das Ihrer würdig?"

Wohl machten die ernsten Worte der Dame Eindruck auf den Baron, aber sein trotzig Herz sträubte sich gewaltig, und er mochte von dem Gedanken nicht lassen, von dem süß schmeichelnden Gedanken, daß er Claudia bewegen könne, weich und zärtlich zu sein, wie er geworden war ihr gegenüber. Der kühne Mann, der hart und fest dem Sturm der Revolution die Stirn geboten, der eisern fest stand in dem Kampf des Lebens, der mit unbesieglicher Energie seine Ziele verfolgte und mit zäher Ausdauer fest hielt an dem, was er einmal ergriffen, er war weich und schwach geworden dem Weibe gegenüber, das er liebte. Das Leben bedurfte seiner ganzen Kraft, er hatte keine Kraft mehr übrig gegen seine Leidenschaft und, sich ihr ganz hingebend, rief er heftig: „Was hilft mir eine Liebe, die mich nicht umarmt und küßt, was soll mir eine Zuneigung, die ich nicht fühle, die mir nicht mit süßen Worten schmeichelt, was soll mir überhaupt die Freundschaft, die wohlbemalte Maske, hinter der Gleichgültigkeit sich breit macht — ich will den vollen Zug aus vollem Leben, fort mit dem ekeln Freundschaftstrank, 's ist laues Wasser!"

Claudia blickte fast mitleidig auf den heftigen Edelmann. Es war ihr ein Schmerz, den stolzen, festen Ritter des Königthums so reden zu hören; sie schwieg eine Weile, das hochmüthige Blut der Arpajon war wach in ihr, und sie fürchtete sich, eine zu harte Antwort zu geben in der ersten Aufwallung. Darum rückte sie ihren Sessel näher an den des Barons, legte ihre weiße, weiche Hand auf seinen Arm und sagte ihm lächelnd in's Gesicht sehend: „Hören Sie mir zu, lieber Freund, oder, wenn Sie das Wort nicht mögen, lieber Batz. Ich will Ihnen sagen, was Ihnen eine Liebe hilft, die Sie nicht küßt, und eine Zuneigung, die Ihnen nicht mit Worten schmeichelt. Die Liebe wird Sie stärken in Ihrem Kampfe für den König; wenn Sie verzweifeln an dem Siege, wird sie zu Ihnen treten und Ihnen neue Hoffnung geben in's verzagte Herz; wenn Ihre Pläne scheitern, wird sie Trost wissen; wenn Schmerz und Kummer über Sie kommen noch so schwer, sie wird theilnehmend Ihre Last erleichtern; wenn Sie froh und stolz sind, wird sie es mit sein und Ihre Freude erhöhen durch herzliche Mitfreude; wenn Sie siegreich sind, wird sie den Lorbeerkranz auf Ihre Stirne drücken; das Alles kann die Liebe, auch wenn sie nicht küßt; und die Zuneigung, die nicht mit süßen Worten schmeichelt, sie kann den Wunden aufnehmen und den Kranken pflegen; sie kann Ihnen endlich auf dem letzten Bett die Augen zudrücken mit sanfter Hand, sie kann Ihr Andenken segnen und in treuer Erinnerung hüten und kann sich freuen auf ein Wiedersehen im Jenseit; das kann die Zuneigung, die nicht schmeichelt, das, mein Freund, ist meine Liebe, ist meine Zuneigung!"

Das Herz brannte dem Baron bei den Worten und dem Klang der Stimme Claudia's; er war so stolz, er fühlte sich so reich beglückt

durch das was er hörte, aber der Rest krankhafter Reizbarkeit verbitterte ihm dieses Gefühl. Er rang mit sich selbst in einem schweren Kampf, vergebens, er vermochte nicht, sich wieder zu finden und, trotzig und verzagt zugleich, schwieg er still und ließ Claudia ohne Antwort.

Auch die Dame schwieg, mehr betrübt als verletzt; es schmerzte sie, den Helden, den sie bewunderte und liebte, so schwach zu finden; so mild Claudia, seit sie die Gemahlin des Ritters von Montsoreau geworden, in allen Beziehungen auftrat, so sehr sie den ritterlichen Baron liebte, so lebte doch in ihr immer noch die stolze, einsame Seele des Fräuleins von Arpajon, die sich gegen jeden Eindruck von Außen her abwehrend verhielt. Wäre Julian von Pontalec zehn Jahre früher ihr genaht, hätte seine Leidenschaft bei dem jungen Mädchen um Gegenliebe angeklopft, wahrscheinlich wäre es ihm gelungen, in seinem Feuer diese Seele mit sich fortzureißen, aber diese Frau hatte in einer furchtbaren Zeit zu viel gelitten und geduldet, die Leidenschaft des Barons konnte wohl die ernste Neigung einer edeln Frau gewinnen, aber sie vermochte nicht, ein zärtlich liebendes Mädchen aus ihr zu machen.

Das war's aber, was der Baron wollte, er fühlte sich jung in seiner Leidenschaft, er war nahe daran, das Ziel seiner Leidenschaft, den Besitz der geliebten Frau, zu erreichen, und nun fand er einen Edelstein, ein Kleinod von unschätzbarem Werthe, da wo er eine Blume finden wollte.

Der Baron stand auf. In hellem Zorne über sich und doch nicht vermögend, zu bekennen, daß er Unrecht habe, schritt er auf und nieder. Er nahm sich vor, zehn, zwölf Mal, hinzutreten zu ihr und ihr zu sagen: „Du hast Recht, ich bin ein Narr, ein Thor, ein Unverschämter." Er nahm sich's vor und that es doch nicht.

Claudia hielt die weißen Arme über der Brust gekreuzt und blickte sinnend vor sich nieder. Sie hatte wohl ein Verständniß für des Mannes ungemessenen Stolz, doch für die kleine Eitelkeit, die jetzt den Baron quälte, für die hatte sie kein Verständniß, weil sie ihr gänzlich fremd war, ihrem großmüthigen, immer wahren Wesen.

Da schlug die Uhr auf dem Kaminsimse!

„Lieber Freund," sprach Claudia, „unser kleiner Marquis wird jetzt kommen!"

Der Baron blieb stehen. Die Dame erhob sich und trat ihm einen Schritt entgegen. Da kämpfte der trotzige, leidenschaftliche Mann den letzten Kampf und kämpfte ihn siegreich; er fühlte, welche unendliche Güte in Claudia's Worten lag, er beugte leicht sein rechtes Knie und faßte der Geliebten linke Hand, sie hob ihn sanft empor, und als er begann: „Verzeihen Sie mir, Claudia, ich bin —"

Da legte sie ihm ihre Hand auf den Mund und sprach mit freundlicher Hoheit: „Still, Freund, ich weiß, was der Baron von Batz ist!" Sie lehnte sich einen Augenblick leicht an seine Schulter, sie duldete,

daß er seinen Arm um sie schlang, sie hielt ihm selbst ihre zarte Wange zum Kuß hin, dann führte sie ihn wie im Triumph zu seinem Sessel zurück, und als er mit tiefer Rührung sagte: „Oh, Claudia, wie viel besser sind Sie doch als ich!" da lachte sie so glockenhell und rein, daß der Baron erbebte vor Entzücken.

In dem Augenblick trat Claudia's Sohn ein, er lief auf seine Mutter zu, umarmte und küßte sie heftig, und der Baron bemerkte wohl die ruhige Freundlichkeit, mit der Claudia den zärtlichen Ungestüm selbst ihres Sohnes halb abwehrte, er erwiederte des Kindes Zärtlichkeit um so inniger, er glaubte das Kind entschädigen zu müssen, aber er tröstete nur sich selbst, indem er Claudia's Ebenbild küßte, denn das Kind, das in der Liebe der Mutter lebte und webte, verlangte gar nicht nach Erwiederung seiner stürmischen Liebkosungen. Claudia lächelte, als sie den Baron ihr Kind so zärtlich herzen sah, sie wußte, daß diese Küsse zum guten Theil ihr galten, und sinnend sagte sie sich selbst: „Er ist wie ein Kind darin und ist doch ein so gewaltiger Mensch!"

„Erzählen Sie mir heute wieder eine Geschichte, mein Herr?" fragte der kleine Marquis von Lanmari den Baron.

„Und welche Geschichte möchten Sie denn gerne hören, Herr Marquis?"

„Von einem rechten tapfern Ritter des Königs!"

„Nun, soll ich erzählen von dem tapfern Ritter Manon von Batz?"

„Nein, nein," rief der Knabe, „die Geschichte ist sehr schön, aber Maman hat sie mir so oft erzählt, daß ich sie auswendig kann. Soll ich sie Ihnen erzählen?"

Claudia erröthete leicht, der Baron blickte ihr stolz in's Gesicht, der kleine Marquis aber erzählte eifrig: „Da war an dem Hofe König Heinrich's ein sehr tapfrer Ritter, der war aus dem Lande Bretagne und hieß Manon von Batz. Der war so tapfer, daß man von ihm sagte, er sei nie weiter von seinem Könige entfernt, als eine Partisane lang ist. Sie wissen aber, daß der König immer voran war in der Schlacht, darum war also der Ritter Manon von Batz der Tapferste nach dem König und der König liebte ihn sehr. Da begab es sich eines Tages, daß die Spanier mit ihren langen Spießen das edle weiße Roß des Königs erstachen und er wäre in Gefangenschaft gekommen, wenn nicht der tapfre Ritter Manon sich vor ihn hingestellt und ihn vertheidigt hätte, bis die andern Ritter kamen. So wurde der König gerettet, der Ritter aber hatte viele Wunden und fühlte, daß er sterben werde. Da weinte der König, Manon von Batz aber sagte: „Sire, mißgönnet mir doch nicht so schönen Tod!" Der König drückte dem tapfern Ritter die Augen zu und die spanischen Fahnen, die sie erobert hatten, die deckten sie auf ihn. Seitdem haben die von Batz zehn Reiterfähnlein auf ihrem Helme, fünf rechts und fünf links, und sind lauter tapfre

Ritter, und der Baron von Batz, der mit meinem armen Papa den guten König Ludwig an seinem Todestage noch aus der Hand seiner Mörder erretten wollte, das ist der tapferste und edelste Ritter in ganz Frankreich!"

„Wie, der tapferste und edelste Ritter in ganz Frankreich, mein theurer Marquis?" rief der Baron und sah Claudia an.

„Schreckliches Kind!" entgegnete die Dame sanft lächelnd.

„Ja, der tapferste und edelste Ritter in ganz Frankreich!" fuhr der Knabe unbefangen fort, „so hat Maman oft gesagt; oh! ich behalte Alles, wie Sie sehen. Nun aber habe ich Ihnen eine schöne Geschichte erzählt und ich bin sicher, daß Sie mir nichts schuldig bleiben werden."

„Ich werde es nicht, mein theurer Knabe; Du sollst der Erbe Manon's von Batz werden!" sagte der Baron.

„Meine Geschichte!" drängte der feurige Knabe, auf den die Erbschaft Manon's von Batz eben keinen besonders tiefen Eindruck zu machen schien. Aufrichtig gestanden, war diese Erbschaft zur Zeit auch eine ziemlich bescheidene Acquisition, denn die verheerte Baronie war vom Staate confiscirt und wenig Aussicht für den Erben, sich jemals in Besitz zu setzen.

Aber wie seltsam es sich oft fügt. Diese zweifelhafte Erbschaft, die Baronie Manon's von Batz, kam wirklich an den Marquis von Lanmarl, während er seine Geschichte, der er so sicher zu sein glaubte, heute nicht erhielt, denn in dem Augenblick, da der Baron seine Erzählung beginnen wollte, meldete ein Diener Herrn Thélusson.

Der junge Mann trat etwas hastig und erhitzt vom wilden Ritte ein. Er verneigte sich tief vor Claudia und faßte die Hand des Barons: „Ich muß Sie bitten, mir einige Augenblicke allein Gehör zu geben!"

„Sie wissen, mein guter Thélusson, daß Frau von Montsoreau Alles wissen kann!" entgegnete der Baron ernst, bitte, bleiben Sie, Madame!"

„Ich glaubte nur," entschuldigte Thélusson, „die Damen sind ängstlich . . . ."

„Sprechen Sie, Frau von Montsoreau ist nie ängstlich."

„Nun denn, ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron, es war unmöglich, die Herren Anne zu befreien; man hielt die Anklage eines demokratischen Complottes gegen sie aufrecht; die Directorial-Schurken wissen recht gut, daß beide Herren gute Royalisten sind, aber gerade deshalb will man sie verderben. Ueberhaupt, oder ich müßte mich sehr täuschen, ist wieder etwas im Werke gegen uns . . . ."

„Herr Thélusson," unterbrach jetzt Claudia, „sind Sie verwundet? Es ist Blut an Ihren Kleidern!"

„Ich bin nicht verwundet, gnädige Frau," entgegnete der junge Mann, „Sie werden gleich hören. Die Herren Anne sollten nach

Cherbourg geführt werden; es war kein Zweifel, daß man sie dort verurtheilen und deportiren würde. Das wollte ich verhindern; ich zog Nachrichten ein, und als ich erfuhr, daß sie gestern Nacht abgeführt werden sollten, setzte ich mich mit einem Dutzend von unseren jungen Leuten zu Pferde und legte mich beim Hölzchen von Sarsanne in Hinterhalt. Mit dem halben Dutzend Gensd'armen der Escorte dachte ich leichtes Spiel zu haben. Der Tag brach eben an, als der Wagen mit der Escorte kam. Ich gab das Signal und wir fielen gut genug über sie her, aber ich weiß nicht, wie es kam, die Schurken von Gensd'armen hielten Stand, es fielen mehrere Schüsse, wir hieben und schossen uns eine Weile herum mit ihnen. Da rief der gute alte Herr Anne aus dem Wagen: Rettet Euch, Freunde, der Feind bekommt Hülfe! Richtig, ein Offizier-Commando kam in gestrecktem Galopp auf der Straße heran. Da half es denn freilich weiter nichts! Wir mußten zurück. Sonderbarer Weise verfolgte uns der Feind nicht. Sechs von uns waren verwundet, schwer Keiner; wir haben uns zerstreut, und ich bin auf Umwegen den ganzen Tag geritten, um Ihnen diese Trauerbotschaft zu bringen, Herr Baron!"

„Und Sie werden," versetzte der Royalisten-Chef ernst, „von mir keinen besonderen Dank erwarten für dieses unsinnige Stück Arbeit. Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß man nie ohne Soutien oder Reserve angreifen darf. Hätten Sie einige Leute mehr genommen, Ihre Mannschaft getheilt, mit der Hälfte angegriffen und die andere Hälfte dem Succurs des Feindes entgegengeschickt, so wäre der gute Herr Anne jetzt wahrscheinlich frei. Der Feind hat Sie für klüger gehalten, als Sie waren, darum verfolgte er Sie nicht. Aber es ist immer der alte Wahn bei Euch jungen Leuten. Ihr denkt, mit Eurem tollen Muth ist Alles gethan. Lernt doch endlich einen Unterschied machen zwischen gedienten Soldaten und dem jacobinischen Gesindel, das Ihr in den Straßen von Paris zu prügeln pflegtet. Ich dächte, die Lehre, die man uns am dreizehnten Vendemiaire gegeben, müßte Euch die Augen geöffnet haben."

Thélusson versuchte nicht, sich zu entschuldigen; er lehnte sich müde in seinen Sessel zurück.

„Ich werde Ihnen einen Becher Wein holen!" sagte Claudia aufstehend, welche die Erschöpfung des jungen Mannes bemerkte. Sie ging hinaus.

Kaum hatte Thélusson sich durch einen raschen Blick versichert, daß sich die Thür hinter Claudia geschlossen, so sagte er hastig: „Ich mochte es vor der Dame nicht sagen, Herr Baron, der gute alte Herr Anne ist todt. Als er sich im Wagen aufrichtete und uns die Warnung zurief, setzte der Gensd'arme, der am Schlage hielt, ihm sein Pistol an die Schläfe und zerschmetterte ihm mit seinem Schuß den Schädel. Ich konnte es nicht hindern."

Thélusson weinte. Der Baron sah den tiefen Schmerz des jungen Mannes und beruhigend sagte er: „Fassen Sie sich, es ist ein Opfer mehr dieser furchtbaren Zeit, der alte Herr war ein treuer Mann, er theilt das Loos Vieler und ist leichter gestorben und schöner, als wenn ihn das Fieber in Cayenne aufgerieben hätte; aber schweigen Sie jetzt davon gegen Frau von Montsoreau."

Claudia trat wieder ein mit ihrem Sohne; sie brachte dem jungen Mann Brod und Wein, der trotz seiner Betrübniß hastig aß und trank, denn er war den ganzen Tag im Sattel gewesen. Das Nachtlager aber, das ihm der Baron bot, nahm er nicht an, obwohl es schon spät war.

„Ich muß nach Paris," sagte er, „um meine Braut zu beruhigen. Aber ich hoffe, Ihnen morgen Nachrichten geben zu können; ich fürchte nur, daß dieselben nicht besonders gut lauten werden; denn Sie können sich darauf verlassen, daß die Schurken im Luxembourg etwas gegen uns im Schilde führen, und unser dummer Streich von heute Morgen mag vielleicht den Ausbruch eines neuen Unwetters beschleunigen. Sie müssen wieder nach Paris, Herr Baron, dort sind Sie sicher, hier aber sind Sie es nicht mehr!"

„Sie haben Recht," erwiderte der Baron nachdenklich, „ich hätte schon längst wieder in Paris sein müssen, nicht sowohl meiner Sicherheit wegen, als wegen der Sache des Königs. Warten Sie, Thélusson, ich begleite Sie gleich — ich muß wissen, was uns vom Luxembourg aus droht, vielleicht kann ich eine Gefahr von unseren Freunden abwenden!"

Der Baron entfernte sich rasch und befahl, sein Pferd zu satteln.

„Halten Sie es wirklich für nothwendig, daß der Herr Baron wieder nach Paris geht?" fragte Claudia den jungen Mann.

„Ja, gnädigste Frau," entgegnete der freimüthig, „die Partei der Royalisten hat ohne ihn keinen Mittelpunkt; wir sind ohne Führer, er fehlt überall, sein Erscheinen allein schon wird neue Hoffnung bringen. Sie können es nicht so wissen, gnädigste Frau, was er für ein Mann ist!"

Claudia nickte, als wolle sie sagen, daß sie es am allerbesten wisse, aber sie schwieg.

Der Baron kehrte zurück in Sporenstiefeln, die Kuppel um den Leib, den Mantel über dem Arm und den Hut in der Hand!

Als er so vor Claudia trat und sich vor ihr neigte, küßte sie ihm leise die Stirn, er aber nahm ihre Hand und drückte die innere Fläche an seine Lippen.

„So wird mein Kuß allein Deine Hand berühren!" flüsterte er ihr zu und sie verstand die wunderliche Weise.

„Wohin gehen Sie, mein Herr?" fragte der Sohn Claudia's, als ihn der Baron umarmte.

„Zum Kampfe für den König, Marquis!" antwortete der Baron.

„Gott segne Sie!" rief das Kind.

„Ja, Gott segne Sie, mein theurer Freund!" rief auch Claudia.

Der Baron grüßte sie stumm noch ein Mal, dann ging er und Thélusson folgte ihm.

Einige Augenblicke danach klang der Ton der Hufschläge vom Hofe herauf, dann hörte Claudia das Thor schließen und danach wurde es ganz stille.

Stunden vergingen. Claudia hatte ihr Kind zu Bett gebracht und wollte eben selbst ihr Lager aufsuchen, da hörte sie deutlich Pferdegetrappel, das sich rasch näherte.

„Sollte er zurückkehren?" fragte sich die edle Frau, doch verwarf sie rasch diesen Gedanken. Sie kannte ihn, sie wußte, daß er sich, wenn es den Dienst des Königs galt, durch nichts aufhalten ließ.

„Halt!" commandirte unten eine Stimme.

„Oeffnet das Thor, im Namen des Gesetzes!" rief es gleich darauf.

„Gott sei gedankt, daß ich auch nicht ein Wort gesprochen habe, ihn zurückzuhalten!" sagte Claudia zu sich selbst.

Sie hörte das Thor öffnen.

Soldaten besetzten Haus und Gehöft.

Der Offizier verhörte Claudia's Bedienten, die beiden Knechte und die Mägde des Maire's, alle die versicherten, außer ihrer Herrschaft befinde sich Niemand im Hause. Der Offizier mußte eine Haussuchung vornehmen, doch that er es mit möglichster Schonung. Er ließ Claudia bitten, ihm ihr Zimmer zu öffnen, er werde sich so viel als möglich beeilen.

Als sich der junge artige Mann entfernte, sagte er rasch zu Claudia: „Sie sehen zuweilen Herrn Thélusson, sagen Sie ihm, daß der premier commis einen Haftbefehl gegen den Baron von Batz ausgefertigt hat, Hauptmann Garnier habe diesen Befehl in den Händen, und könne sich Herr Thélusson dieses Haftbefehls bemächtigen, so werde so bald kein zweiter ausgefertigt werden können."

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" entgegnete Claudia.

„Hauptmann Garnier gehörte zu den Herbergen im Jahre 93 und hat den seligen Ritter von Montsoreau oft gesprochen!"

Der junge Mann entfernte sich rasch.

Als nach dem Abzug der Soldaten die Stille wieder eingetreten war und Claudia ihre Thür schließen wollte, stieß sie mit dem Fuß an ein Papier, das auf der Schwelle lag.

Sie nahm es auf, entfaltete es und las den Befehl, den Baron von Batz lebendig oder todt einzuliefern.

Die schöne Frau lächelte glücklich, der junge Hauptmann hatte den Haftbefehl geflissentlich verloren, seine Bestellung an Thélusson

sollte ihr nur sagen, daß der Baron für's Erste nichts weiter zu fürchten habe.

Sie zündete das Papier an und warf es in's Kamin.

Bis sich der letzte Funken verlaufen hatte auf dem verkohlten Papier, stand sie, dann wendete sie sich um und rief halblaut: „Gute Nacht, lieber, wunderlicher Freund!"

Ueber die Nothwendigkeit, das Papiergeld der ausländischen Banken in Preußen zu verbieten.

Wir haben im letzten Hefte der Revue in dem Artikel „über den Bankverkehr" bereits auf die Gefahren hingewiesen, welche aus unsolide begründeten und unsolide verwalteten Banken besonders dann erwachsen, wenn dieselben ihre eingelegten Capitalien durch Ausgabe von Papiergeld vermehren und dieses Papiergeld überwiegend dem Börsenspiel zuwenden.

Wir haben darauf aufmerksam gemacht, daß viele außerhalb Preußen entstandene Bank-Institute ihren Verkehr auf Preußen berechnet haben und uns durch ihr Papiergeld in die schlimmsten Calamitäten hineinzuziehen drohen, — daß die Gefahr wegen der eigenthümlichen und bedenklichen Lage des europäischen Geldmarktes sehr nahe getreten ist, — und daß große Nachtheile nur abgewendet werden können, wenn es rechtzeitig gelingt, das Papiergeld jener Banken aus Preußen zu entfernen.

Ehe wir nun zur Erörterung der Frage übergehen, in welcher Art die Circulation des Papiergeldes der ausländischen Banken in Preußen zu beschränken ist, müssen wir auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen diesem und dem Staats-Papiergelde besteht, und auch die Stellung zeichnen, welche wir dem Staats-Papiergelde gegenüber einnehmen.

Es ist dies um so nöthiger, da die in Preußen getroffene Maßnahme wegen der Beschränkung der Circulation der kleinen ausländischen Kassen-Anweisungen, sowie die Erörterungen, welche dieselbe in den Kammern hervorrief, deutlich gezeigt haben, daß der Unterschied nicht klar aufgefaßt wird.

Der Unterschied zwischen dem Staats- und Bank-Papiergelde ist aber ganz außerordentlich groß. Das Staats-Papiergeld wird ausgegeben, um damit Staats-Ausgaben zu decken, das Bank-Papiergeld wird überwiegend ausgeliehen. Das Staats-Papiergeld findet sofort einen Eigenthümer, das Bank-Papiergeld einen Nutznießer, der die Verpflichtung der Rückzahlung hat. Es erfordert gründliche finanzielle Kenntnisse, um übersehen zu können, um wie viel mehr schon um deß-

willen allein das Staats-Papiergeld gemeinnützlicher ist, als das Bank-Papiergeld. Der Artikel im letzten Hefte „über den Bankverkehr" und die Artikel im ersten Bande der Revue „über die Concurs-Ordnung" liefern zur Beurtheilung dessen reichlich Material.

Wesentlicher und leichter erkennbar ist der ungeheuere Unterschied, der darin liegt, daß das Staats-Papiergeld eine weit besser gesicherte Ciculation hat, als das Bank-Papiergeld. Wenn nämlich finanziell ungünstige Zeiten, Geldklemme u. s. w. eintreten, dann sind die Banken genöthigt, ihr Papiergeld einzulösen und außer Cours zu halten. Der öffentliche Verkehr muß also grade zu Zeiten, wo er des Geldes am allermeisten bedarf, und nachdem dessen Vorhandensein den Geschäften ihre bestehende Ausdehnung gegeben hat, dasselbe entbehren. Der Staat zieht in solchen Zeiten aber nicht allein sein Papiergeld nicht ein, sondern dasselbe verbleibt oft ausschließlich dem Verkehr, da es sich nicht wie das Metallgeld zum Vergraben ꝛc. eignet.

Der Segen, welcher aus einer den Verkehrsverhältnissen angemessenen Ausgabe von Staats-Papiergeld erwächst, würde viel allgemeiner anerkannt werden, wenn die Regierungen nicht so häufig einen falschen Grundsatz bei der Ausgabe des Papiergeldes verfolgten. Anstatt nämlich mit der Steigerung der Verkehrsverhältnisse Schritt zu halten und fortgesetzt in guten Zeiten das Papiergeld zu vermehren, dasselbe eventuell bei Verkehrsstockungen der Abwickelung der Geschäfte entsprechend zurückzuziehen, sind die meisten Regierungen in günstigen Zeiten abgeneigt, mit der Vermehrung des Papiergeldes vorzugehen, und gehen in schlechten Zeiten mit der Anfertigung und Ausgabe von Papiergeld maßlos vor. Hierdurch wird dann erst die Entwerthung des Staats-Papiergeldes hervorgerufen, deren Nachtheile die Meisten im Auge haben, wenn sie gegen die vermehrte Ausgabe von Staats-Papiergeld in dazu geeigneten Zeiten auftreten.

Die Größe des Nachtheils, welcher in finanziell ungünstigen Zeiten daraus entsteht, daß das Bank-Papiergeld dem Verkehr entzogen wird, hängt nun aber ganz besonders von der Stellung und Haltung ab, welche die Bank in solchen Zeiten einnimmt.

Alle in Preußen begründeten und concessionirten Banken haben nicht blos die Bestimmung, einen ergiebigen Geldverkehr zu vermitteln, sondern dieselben dienen zugleich einer höheren Aufgabe. Sie sind ins Leben gerufen, um den Geldbedürfnissen gewisser Kreise zu genügen, und behalten die Bedürfnisse derer, denen sie dienen, im Auge. Statt in schlechten Zeiten die Verlegenheiten ihrer Schuldner auszubeuten, finden sie gerade dann ihre Aufgabe darin, die Verlegenheiten, so weit es irgend ohne eigene Gefährdung geschehen kann, uneigennützig, ja mit Opfern, abzustellen.

Eine ganz andere Stellung nehmen die Banken außerhalb Preußen ein, welche die Neuzeit in's Leben gerufen hat, und die ihr Papier-

geld nach Preußen in Circulation gesetzt haben. Sie haben nur die eine Aufgabe, Geld zu verdienen, und werden, sobald ungünstige Zeiten eintreten, auch nur daran denken, die Verlegenheiten auszubeuten.

Wir haben in dem Artikel „über den Bankverkehr" bereits darauf hingewiesen, daß die Verwalter jener Banken große renommirte Börsenspeculanten sind, die, wenn sie vorher geschickt in die Baisse gehen, aus dem Verfall und Sturz jener Banken ungeheueren Gewinn ziehen können. Wir haben dem heute eine traurige Wahrnehmung hinzuzufügen: die Verwaltungen der verschiedenen außerpreußischen Banken sind in die Baisse gegangen.

Die Trennung der Verbindung jener Banken von unseren Verhältnissen, die nur durch die Entfernung ihres Bank-Papiergeldes theilweise zu erreichen ist, eilt.

Das mit dem ersten Januar des nächsten Jahres in Gültigkeit tretende Verbot des ausländischen Papiergeldes in Appoints unter zehn Thalern hindert die Verbreitung des Papiergeldes jener Banken durchaus nicht. Es hat sie nur veranlaßt, an Stelle der kleinen Appoints jetzt größere Appoints anzufertigen, eine Maßnahme, der man nicht absprechen kann, daß sie die Bemühungen unserer Regierung auf eine nicht zu duldende Weise höhnt, die aber zugleich, indem sie die Aenderung unseren Bestimmungen entsprechend trifft, keinen Zweifel darüber läßt, daß das Papiergeld jener Banken besonders zum Vertrieb nach Preußen bestimmt ist.

Durch das Verbot in der jetzt beabsichtigten Art werden wir also das Papiergeld jener ausländischen Banken nicht los, und es ist fast nur erreicht, daß dasselbe in einer noch größeren Ausdehnung als bisher den Banquiers, in natürlicher Folge den Börsengeschäften zugewendet wird, und daß also diese Geschäfte an Ausbreitung gewinnen, welche in Zeiten einer Geldkrise für den öffentlichen Wohlstand gerade am gemeingefährlichsten wirken.

Es würde nur zum Ziele führen, wenn in Preußen alles Papiergeld der ausländischen Banken verboten würde, das im vierzehn Thalerfuß ausgeprägt wäre. Auf das ausländische Staatspapiergeld brauchte sich, so lange die Staaten in ihrer Papiergeld-Ausgabe Maß halten, wofür in Deutschland auf anderem Wege Sorge zu tragen wäre, das Verbot nicht zu beziehen. Keiner der auswärtigen Staaten würde in unserem Verbote des ausländischen Bankpapiergeldes für den gemeinen Verkehr eine gehässige Maßnahme sehen können und sehen, da den preußischen Unterthanen die Ausgabe ähnlichen Papiergeldes untersagt ist.

Bankpapiergeld, das anders als im vierzehn Thalerfuß ausgeprägt ist, geht nicht in den gemeinen Verkehr über, und dem Wechslerverkehr kann man auch das im vierzehn Thalerfuß ausgeprägte ohne Besorgniß überlassen.

Wenn aber das Papiergeld der ausländischen Banken in Preußen verboten wird, muß, da dasselbe einen sehr großen Theil unseres Verkehrs vermittelt hat, und jetzt jenen Banken gegenüber in Preußen bedeutende Verpflichtungen bestehen, nothwendig zugleich dafür Sorge getragen werden, daß für das plötzlich ausfallende Papiergeld ein Ersatz geschafft wird.

Die Lösung dieser Aufgabe ist in Preußen leichter, als in irgend einem anderen Staate. Wir glauben uns aber für heute darauf beschränken zu können, daß wir die Nothwendigkeit anerkennen, Abhülfemittel gegen den entstehenden Ausfall zu schaffen, und daß wir behaupten, dies sei vollständig zu erreichen. In eine Erörterung über das „Wie" werden wir eintreten, sobald ein Vorgehen in unserem Sinne das Feststellen der geeigneten Abhülfemittel wünschenswerth macht.

Das ethische Gesetz der Völker.

Der Gedanke, daß einem jeden Volke das Maaß seiner Dauer, sein Auftrag und sein Beruf zugemessen sei, ist ein sehr alter. Schon die alte etruskische Auguren-Weisheit wußte um diesen Satz; die Hellenen begriffen und formulirten ihn für ihr Volk; die Römer weihten ihm einen fanatischen Cultus, indem sie sich für das zur Weltherrschaft berufene Volk, und ihr Weltreich für unvergänglich und vorbestimmt erachteten.

Es gehört gewiß zu den erhabensten und schwierigsten Aufgaben des menschlichen Geistes, aus der Geschichte der Völker die Aufgabe rein zu erkennen, welche jedem derselben zugefallen ist, rein herauszulesen, wie sie gelöst worden und was an ihr ungelöst geblieben ist. Diese Aufgabe aber ist der höchsten Anstrengung des Menschengeistes werth, denn sie allein ebnet den Weg zu derjenigen Selbsterkenntniß, die schon Thucydides für die wichtigste Errungenschaft der Völkergeschichte anerkennt, zu jenem „Erkenne Dich selbst!", das der griechische Weise dem ganzen Menschengeschlechte mahnend zuruft. Die wahre Geschichtsforschung wird stets nur in der Lösung dieser Frage ihr Ziel finden; ihr letzter Zweck wird immer sein, aus allen Phasen der Specialgeschichte das ethische Gesetz dieses oder jenes Volkes rein herauszulesen. Denn nicht der einzelne Mensch, nicht das einzelne Volk stellt die Aufgabe des Menschendaseins vollständig dar, sondern die Menschheit überhaupt, und die Erkenntniß dieser Aufgabe wird daher um so vollständiger sein, je reiner wir die Einzel-Aufgabe der Völker erkennen. Diese specielle Aufgabe des Volks-Individuums bildet und begründet sein ethisches Gesetz Das ethische Gesetz der Menschheit aber, oder mit einem andern Worte: „ihr

Zweck und ihre Bestimmung" werden zu finden sein, wenn die ethischen Gesetze der einzelnen Völker klar vor uns liegen werden. Die nächste Stufe zu der Wissenschaft dessen, was die Gottheit mit der Menschenschöpfung bezweckte, wird daher die Erkenntniß sein, welche Aufgabe jedem der Erdenvölkerstämme zugefallen ist. —

Diese Wissenschaft ist fast neu. Wir haben zu ihr nur Ideen, Prolegomenen, Vorbereitungen. Sie wäre ein Ziel, des größten Geistes würdig; allein der größte Geist würde dieses Ziel nicht zu erreichen vermögen, wenn er nicht zugleich der kindlichste wäre, wenn seine Anschauung der Welt nicht die naiveste, frömmste, gläubigste und doch unseingenommenste wäre. Hier liegt die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit der Lösung. Denn das tiefste Studium der Menschengeschichte und die kindlichste Weltanschauung sind zwei Vorbedingungen, die sich, so weit die Erfahrung reicht, einander ausschließen. Was der Beste daher zu liefern vermag, sind nur Beiträge zu dieser Wissenschaft. Versuchen wir es mit einem solchen. —

Die Existenz des Geistes rechnet erst von da ab, wo das Selbstbewußtsein bei ihm seine erste Regung macht. Im Dämmerlicht des Orients, am Euphrat, erwachte diese erste Regung. Ihr Ziel war die Erkenntniß des ersten unter allen Verhältnissen des Menschengeschlechtes seines Urverhältnisses zu Gott, dem Schöpfer. Dem Stamme Abraham's galt diese Erkenntniß als das Ziel seines Daseins, seine ganze Volksgeschichte, seine Kämpfe, Siege und Leiden hatten kein anderes Ziel, als rein darzustellen, wie Juda das Verhältniß des Menschen zu Gott auffasse. — Diese Uraufgabe ist der späteren Menschheit geblieben als ein nie gelöstes Problem; allein es sank in dem Maaße tiefer zurück, als andere besondere Aufgaben, nach Klima, Bedürfniß und Blutmischung, die obere Stelle einnahmen.

Gleich hier ist jedoch eine Wahrheit tiefster Bedeutung festzuhalten. Die Menschengeschlechter thun nur, was die Gottheit will, daß sie thun. Das Alterthum faßte dies in dem Worte „Schicksal" zusammen, als unmittelbares Gottesgebot. Wir nehmen es als ein mittelbares, durch die von der Gottheit ausgehenden Naturbedingungen der Völker festgestelltes, so oder so bestimmtes, immer aber mit der Idee der menschlichen Willensfreiheit verträgliches Gesetz an. Dies Gesetz in Thätigkeit und mit Bewußtsein zu erfüllen, ist die ethische Aufgabe jedes Volkes, die Vorbedingungen dabei sind aber Bewußtsein und thätiges Handeln, Geschichts-Entwickelung.

In diesen Erscheinungsformen trat nun zuerst das Volk der Hellenen seiner götlichen Aufgabe näher. Zu derselben Zeit, wo der Hindu sich, selbst unthätig, in die phantastische Erinnerung eines vorirdischen Daseins vertiefte und, das Auge auf eine kommende Götterdämmerung gerichtet, die Gegenwart zu ergreifen verschmähte, schossen die hellenischen Stämme zuerst vor Troja zu einem Volke zusammen. An dem Be-

griff des Barbarenthums bildete sich von nun an in diesem Volke der Gegensatz der rein-menschlichen Schönheit heraus und ward im Bewußtsein der Hellenen zum Ziel und zur Aufgabe dieses Volks. Es ward ihm klar, daß sie mit dieser Aufgabe über das Gegentheil, das Barbarenthum, zu herrschen berufen seien. Von diesem Bewußtsein geben die alten Orakelsprüche, ihr Dichter Euripides, ihr Geschichtsschreiber Thucydides unverkennbares Zeugniß. — Das Rechts- und das Sitten-Gesetz; Weisheit und Tapferkeit wurden das Panier des hellenischen Volkes in der zweiten Epoche der Geschichte seines sittlichen Volks-Bewußtseins; es stellt die Idee menschlicher Schönheit nach Außen, wie nach Innen dar, während der Perserkriege und bis zu Alexander. Die Verschmelzung des Muthvollen mit der Schönheits-Idee, jenes in der Vertheidigung des Volksmäßigen gegen das Fremde, diese in der inneren Entfaltung des Volkslebens, war das bewußte Ziel der Hellenen in dieser Epoche. Mit Alexander verlor sich mehr und mehr die organische Entfaltung zu diesem Ziele hin; das diesem Princip entgegenstehende Fremde, das Uebergewicht des Verständigen, Unfreien, Nothwendigen, drang in das hellenische Leben ein — und damit war seine Aufgabe denn gelöst. Es kam ein neues Volksthum zur Geltung. Wie eine reife Frucht fiel das griechische Volk vom Baume des Lebens ab — gemäß dem ewig wahren Gesetze Macchiavel's, daß jedes Volk zu Grunde geht, welches das Princip seiner Entfaltung, den Grund und Boden, auf dem es zu einer geistigen Existenz erwachsen ist, verläßt oder umlegt. An dem griechischen Volke — dies sei gleich hier hervorgehoben — hat dieser Satz sich dergestalt bewahrheitet, daß es erst wieder zu einem Schatten von Volksleben emporkeimen konnte, nachdem es abermals in unseren Tagen die Gesittung (Cultur) dem Barbarenthum gegenüber zu seinem Panier erhoben und in dem Bewußtsein dieses Culturbedürfnisses gegen den Halbmond, aus einer wahrhaften, inneren Nöthigung her, aufgestanden war.

Das ethische Gesetz der Hellenen: „Gottähnlichkeit in rein-menschlicher Sitte und menschlicher Schönheit darzustellen," war in vollkommenerem Selbstbewußtsein durch dies Volk erfüllt; es fiel nach Erfüllung seiner Aufgabe vor einem individuell stärkeren Princip, das in beschränkterer Richtung wie zu einem Keil concentrirt, von außen her eindrang, vor der Volks-Idee der Römer. Die Staats-Idee Roms war eine ganz fatalistische. Rom ist, ihr gemäß, ewig, und ewig zur Weltherrschaft berufen. Dies ist der Kern dieser Idee, unbesieglich darum und darum so mächtig, weil jeder andere Gedanke von Genuß, Freiheit, Schönheit oder Weisheit ihr vollkommen untergeordnet war. Herrschaft und, weil es ohne Gesetz keine Herrschaft giebt, Gesetz, bildeten die Peripherie des römischen Staats Gedankens im Bewußtsein des Römers.

Mit diesem Gedanken, nicht mit dem der persönlichen Freiheit oder des Bürgerthums, wie wohl angenommen worden ist, unterwarf sich

Rom die Welt. Seine Aufgabe war, zu herrschen und vernünftige Gesetze zu geben: sein ethisches Gesetz, die römische Volks-Idee über die Welt zu verbreiten, nach dem Willen derselben Götter, welche Rom gegründet hatten. Auch diese Idee kam mit vollem Bewußtsein im römischen Volke zu ihrer Entfaltung, wie das ganze römische Alterthum unabweisbar belegt. Rom aber herrschte, so lange es diesem Staats-Gedanken treu und ohne Wanken ergeben blieb. Mit dem überhand nehmenden Cultur-Interesse, mit der gespaltenen Kaisermacht kam eine erste Störung in diese Aufgabe: das Gesetz war nicht mehr eins; in den übermäßig ausgedehnten Provinzen galt ein anderes Gesetz, als zu Rom; Imperator trat gegen Imperator auf. Von dem Augenblick an, da die römische Staatsmacht sich in ihren verschiedenen Trägern selbst bekämpfte, sank sie naturgemäß; sie erlag einem neuen Princip, dem Grundgedanken des Germanenthums, der in der Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums wurzelt.

Griechen und Römer hatten ihr ethisches Gesetz erfüllt; der Staat war menschlich gebildet, die Aufgabe war gelöst, die Menschheit zu befähigen, die Idee der geistigen Freiheit des Individuums zu ertragen. Was der Naturgeist braucht, bringt er nach ewigen Gesetzen hervor! Das Individuum wurzelt im Willen, es wird erkennbar durch die Subjectivität seines Willens. Das Christenthum, welches sich vor Allem an den Willen wendet und mit ihm das Germanenthum, welches das Individuum zur Grundlage des Staatswesens nimmt, überkamen, Hand in Hand, die Fortbildung der ethischen Weltordnung.

Von vorn herein erblicken wir nun — dem antiken Götterwillen gegenüber — den Freiheitsbegriff als die Grundlage des germanischen Volkswesens, und zwar diesen Begriff in seiner zwiespaltigen Anwendung, als Unabhängigkeit des Volkes, Stammes, Geschlechts und als geistige Selbstbestimmung des Einzelnen. In beiden Richtungen hatte dieser Begriff, als das ethische Gesetz der germanischen Völker, durch die Jahrhunderte der Völkerwanderung sich hindurch zu arbeiten.

Die Stämme suchten zunächst nach ihnen zusagenden Wohnplätzen und geeigneten Mischungen. Die Periode der Staatenbildung folgte, als beides gefunden war. Deutschland ward das Weltreich des Christenthums: seine Ausläufer in Süd und West nahmen die Trümmer des zerfallenen Römerreichs in sich auf. Dort verdunkelte sich durch eben diese Mischung die reine Aufgabe des germanischen Volkswesens, um neue Gestaltungen einzugehen, ohne Ausnahme aber Strahlenbrechungen des Einen Gedankens, des ethischen Gesetzes der Germanen.

Im Reiche selbst wurzelte Alles im Gesetz der äußern Unabhängigkeit und der inneren Freiheit. Die nächste Consequenz der inneren Freiheit war der Kampf mit dem Romanismus, dem diese Freiheit fremd blieb und der sich in die Kirche geflüchtet hatte, um in ihr das alte römische Princip – ewige Herrschaft oder Macht Roms — in einer

neuen hierarchischen Gestaltung streng gegliedert fortleben zu lassen. Die Hohenstauffen in ihren Kämpfen mit diesem Geiste des Romanismus waren eben nichts anderes, als der reine Ausdruck des ethischen Gesetzes des deutschen Volks, gegenüber dieser Verjüngung der altrömischen Staatsideen in der Kirche. Den Sieg auf germanischer Seite entschied erst die „Reformation": mit ihr erst ging das germanische Volksgesetz seiner Entfaltung rein entgegen; mit ihr sprengte die bis dahin noch gebundene Idee der geistigen „Freiheit" des Individuums ihre Fessel, indem sie gleichzeitig mit Nothwendigkeit aber auch die Form zerstörte, in der ein germanisches Staatswesen sich hatte zusammenfinden können, so lange jene Idee nicht die alleinherrschende geworden war. So ward die Reformation die bestimmende Grundlage der künftigen Staatsform der Deutschen, die oberste Ursache, weshalb die Deutschen darauf Verzicht zu leisten haben: „Eine politische Gemeinschaft, Ein Volk zu sein!"

Die geistige Freiheit, die Selbstbestimmung des Individuums war und ist der Grundgedanke des ethischen Gesetzes der Deutschen. Sie haben dies Gesetz, in dem ihre Volksethik wurzelt, bis zur höchsten und vollendetsten Entfaltung ausgebildet. Auf das Gebiet des Geistes hingewiesen durch Naturberuf (Götterwillen, würde der Hellene sagen) hat das deutsche Volk die ganze Sphäre des menschlichen Gedankens, das ganze Gebiet des Wissens und des Urtheils ausgefüllt. Es hat die Wissenschaft der Wissenschaften, die Lehre vom Gesetz des Denkens, geschaffen, in der alle Erwerbungen des menschlichen Geistes wurzeln und gipfeln und durch welche der Geist des Menschen zur wahren und höchsten Freiheit gelangt. Aber indem es so die Berechtigung des Individuums über jede andere Berechtigung erhob, verlor es die Berechtigung des „Gemeinsamen" aus den Augen. Das Staatswesen mußte einbüßen, was alle Individuen gewonnen. Im Fortschritt dieser Richtung ging nach und nach der staatliche Zusammenhang der Einzelnen mit dem Volksganzen zu Grunde: der Deutsche wurde unfähig endlich, diesen Zusammenhang rein aufzufassen, darzustellen; sein Individuum stieß bei jeder Bewegung in der ihm angebildeten Freiheit gegen das Staatsganze an und trat mit ihm in den Kampf. So verloren wir die Fähigkeit, ein Volk zu sein, einem Willen gehorsam, einer Idee ergeben, eine Volksgemeinschaft darzustellen, welche dem Idividuellen gegenüber für eine Macht, für eine Wesenheit zu gelten die Kraft in sich trug. Der Götterwille, das ethische Gesetz der Germanen erfüllte sich: die Idee der Freiheit des Individuums, der Selbstbestimmung des Einzelnen war voll in's Dasein getreten. Die Frucht war gereift. — Es hilft uns nichts, daß wir uns in Zuckungen sträuben, gegen die Consequenz — sie muß gezogen werden; umsonst kämpfen wir dagegen: jene Zuckungen sind aber die unwillkürlichen Zusammenziehungen der Nervenfasern des Erliegenden. Umsonst erzählen schmeichelnde

Stimmen täuschend von einer einheitlichen Wiedergeburt in neuer Gestaltung, oder weisen verlockend hin auf neuerwachende Kräfte und frisch erfundene Combinationen. Umsonst — die ethische Grundlage eines Volks ist nur einmal vorhanden; sie ist nicht umzulegen. Hier giebt es weder Metamorphose, noch Metempsychose — das Volk, das seinem ethischen Gesetze untreu wird, geht als Volk unter. Es ist nicht anders und ist auch nicht einmal anders denkbar! —

Allerdings entspringt aus diesem Untergange, wie überall in der Welt der Erscheinung, ein neues, ein anderes Dasein. Aber, ist darum das Dagewesene weniger untergegangen? Unser Reich ist das der geistigen Freiheit und der Selbstbestimmung des Individuums im Wissen und Glauben; die höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes sind unsere Eroberung, das Gebiet des menschlichen Gedankens ist unser Gebiet. Setzen wir an unsere Stelle ein Volk, der Herrschaft der Majoritäten unterthan, im Gebiet des Denkens vorgezeichneten Formen verfallen, von der Schrankenlosigkeit des Gedankens in die enge Schranke der politischen Convenienz zurückgedrängt — ist dies Volk noch das deutsche Volk? — Und wäre es noch das körperliche deutsche Volk, es hätte seine Aufgabe, seine Glorie, seinen Gottesberuf verloren; es wäre doch ein „untergegangenes“ Volk. — Hüten wir uns also vor Täuschung! Noch ist unsere Fortdauer gesichert; aber nur treu dem an uns ergangenen Ruf. Eine neue Haut anlegen kann ein Volk so wenig, als der Einzelne es kann, oder als der Baum aus sich selbst eine fremde Rinde wachsen läßt! Die uns zugewiesenen Güter aber geringschätzen, verachten, nach anderen ringen, die Anderen beschieden sind; mit einem Wort, unsern Auftrag, unser ethisches Gesetz vergessen — das ist der Weg zu völligem geschichtlichen Untergang. — Halten wir fest, was unser ist: der Ruhm keines daseienden oder gewesenen Volks steht dann höher, als der des unsrigen. Ueber dies Ziel hinaus aber können wir nicht, ohne mit frevelhafter Hand in's Rad der Weltgeschichte greifen, die Zügel der Weltregierung antasten zu wollen.

Während so Germanien, im engern Wortsinne, seine Geschichte durchlief, brachen sich die Strahlen seines Geistes in den andern europäischen Völkern aus germanischer Wurzel, in mannichfachen Combinationen. Die jedesmalige Proportion zwischen dem Urvolk, dem romanischen und dem germanischen Elemente und das Verhältniß des Ueberwiegens des einen oder des andern dieser Elemente im Physischen, wie im Sittlichen, bestimmte über Art und Gestalt dieser Combination.

Die Angelsachsen zunächst entfalteten von vorn herein das Princip von der Anwendung des Gesetzes der individuellen Freiheit auf die Stellung des Individuums in der Gemeinde und im Staat. Was die absolute Freiheit des Individuums in reingeistiger Auffassung hierbei verlor, brachte dieser Stamm willig zum Opfer, während der Germane sich zu diesem Opfer niemals entschließen konnte, bis auf den heutigen

Tag hin. Das Verlorengehende gewann die Gemeinde, der Staat. Mittelst dieser Opferwilligkeit und dieser Beschränkung der individuellen Selbstbestimmung gelangten die Angelsachsen zu dem Begriff des freien Staatsbürgerthums, dessen vollste Entwickelung, von Alfred d. Gr. bis heute, ihre ethische Aufgabe blieb. England hat diese Aufgabe gelöst, aber allerdings mit Hingabe der Idee reingeistiger Selbstbestimmung des Individuums, welche in dem herrschenden Autoritätsglauben (Kirche, Partei und Gesetz) ihre Beschränkung fand. Dieser Autoritätsglaube ist daher auch der Stolz des Engländers — der deutsche Geist aber verwirft ihn, oder nimmt ihn doch nur an, so weit er ihn als Gesetz des eignen Geistes, des individuellen Willens wiederfindet. In diesen beiden Punkten geht der Geist des Engländers und der des Deutschen charakteristisch auseinander, in der freiwilligen Beschränkung des individuellen Willens um der Gemeinde willen und in dem Autoritätsglauben, als allgemein gültiges Volksgesetz. Ist der deutsche Geist nun darum etwas Geringeres, minder Berechtigtes, als der englische, weil er ein andrer ist? — Wir glauben nicht. — Man wollte vor einigen Jahren, wir sollten Engländer sein. Können wir es denn sein im Sinne der Engländer? Können wir, unserm Naturberuf entgegen, ein politisches Volk sein, d. h. ein solches, welches urplötzlich seine ganze geschichtliche Entwickelung umkehrt, die Volksidee der selbstbestimmenden, individuellen Freiheit aufgiebt und sie der Gemeinde zum Opfer bringt, wenigstens in ihrer weitesten Consequenz. — Oder will dies etwa die Vorsehung? — Wir glauben wiederum nicht! Kein Blatt des Baumes, keine Blume der Wiese soll der andern gleich sein; wie viel minder also ein Volk dem andern. Im Subjectiven concentrirt und erhält sich das Leben und es endet mit dem Aufgeben des Individuellen! —

Zu gleicher Zeit erhob sich in Gallien ein andrer deutscher Stamm, in andren Mischungsverhältnissen, der Zahl nach schwächer unter Romanen vertheilt, zur Herrschaft. Ein andres ethisches Princip trat naturgemäß hier hervor. Der unruhigen Wandelbarkeit des celtischen Volksgeistes, wie sie uns Cäsar geschildert, gegenüber, prägte sich der Geist der Treue, als ein Grundzug der germanischen Seelenstimmung hier lebendiger aus und trat mit dem dritten Volkselement, dem romanischen Verlangen nach Herrschaft oder dem kriegerischen Geist, in Wechselwirkung. Aus diesen drei ganz heterogenen Elementen erwuchs der oft so räthselhafte französische Volksgeist. Man sieht das französische Volk fälschlich als ein durchaus homogenes an; es ist in der That aber nur homogen in gewissen Aeußerungen seines Geistes, innerlich und mit ihren eigentlichen Grundgedanken sind die Franzosen, von Individuum zu Individuum, getrennter als irgend ein andres Volk, wenngleich ein höchst lebendiges Nationalgefühl sie meistens abhält, diese Spaltung auch äußerlich zu manifestiren. In jeder gegebenen Zeitepoche ihrer Ge-

schichte herrscht eines der Volkselemente über den beiden andern; allein es herrscht auch nur, ohne die andern vertilgen oder ganz besiegen zu können. Plötzlich bringt ein Anstoß, äußerlich oder innerlich, ein andres der so lange dienenden Volkselemente zur Herrschaft, und die Folge hiervon ist, daß die jedesmalige Staatsform wankt und zusammenbricht. Die Heterogenität der Volksbestandtheile in geistiger Beziehung ist der Quell der endlosen Revolutionen des französischen Staatsgebäudes. Ja mehr — nicht bloß in dem Ganzen des Volks herrscht dies Gesetz des Heterogenen, sondern in jedem einzelnen Individuum selbst ist es geltend. Jeder Franzose, den nöthigen Bildungsgrad vorausgesetzt, gehorcht dem dreifachen Elemente der Wandelbarkeit, dem Triebe der Treue und dem Verlangen nach Herrschaft für seine Volkseinheit. Daher denn auch der beständige Wechsel, nicht nur der Grundanschauungen über das Verhältniß des Einzelnen zum Staatsganzen, sondern auch der Moralprincipe bei den Einzelnen in diesem Volke, je nach dem Vorrang, den das eine oder das andere Element seines Geistes über die andern gewinnt.

Die Ansicht, daß die Schmelzung zu einem Volksgeiste — das Nationalgefühl abgerechnet — weniger, als bei irgend einem andern europäischen Stamme bei den Franzosen vollendet sei, ist nicht die gewöhnliche. Sie mag befremden, aber bei näherer Prüfung des französischen Geistes in allen gesellschaftlichen Schichten, nach genauer Durchforschung der Geschichte dieses Volks wird sie gerechtfertigt erscheinen. Was das gewöhnliche Urtheil täuscht, ist eben nur dies, daß das französische Volk die Fähigkeit besitzt, sich dem jeweilig herrschenden Volkselement augenblicklich und ohne Widerspruch zu unterwerfen, eben deshalb, weil ihm die Idee der individuellen Selbstbestimmung fern liegt und fremd ist. Hierdurch wird nach der Seite der äußern Erscheinung hin bewirkt, daß sich nur eine Form des Volksgeistes darstellt, während innerlich die Gährung und so zu sagen der Kampf der verschiedenen Volksgeister unter sich fortdauert, bis ein andres der besiegten Elemente zum Siege gelangt.

Worin beruht nun hiernach das ethische Gesetz dieses Volks? Und wie ist es zu formuliren? — Es beruht in nichts Andern, als in der vollständigen Emanation der drei Ideen der Wandelbarkeit, der Treue und der Herrschaft. Mit dieser Aufgabe ist das französische Volk bestimmt, im Mittelpunkt Europas die Unruhe in der Uhr der Europäischen Stundenwelt zu sein. Das Aufsuchen neuer Staatsformen, das Experimentiren mit diesen ist seine Aufgabe; dem Stagniren der Formen zu wehren, die Bewegung des politischen Weltwesens zu erhalten, das Festwerden in todten oder absterbenden Formen — wozu die übrigen Völker Europas mehr oder minder Neigung haben — zu hindern, das ist die Aufgabe des französischen Volkes. Auch diese Aufgabe ist ernst und edel, wenn sie richtig verstanden wird; sie bestimmt dies Volk

zum Fahnenträger des Fortschritts in der Humanität und zu einem langen staatlichen Dasein unter wechselnden Formen.

Zwei Völker zur Seite Frankreichs, in ähnlichen Mischungs-Verhältnissen wie die Franzosen, Spanier und Italiener, brachten eine andere Strahlenbrechung des Volksgeistes aus germanischer Wurzel zu Stande. In Spanien flüchtete der Romanismus in die Kirche und erfüllte, indem er sich hier der Einwirkung des germanischen Geistes entzog, dies ganze Gebiet mit seinem Herrschverlangen und seiner Autokratie. Dem gegenüber entwickelte sich im Volkswesen das germanische Element in freier Volksführerschaft und Gleichberechtigung der Freien zu vollster Ausbildung. In den Nord-Provinzen — in welchen auch der celtische Volksstamm politische Lebensfähigkeit kund gab — kämpfte diese Gleichberechtigung das ganze Mittelalter hindurch glücklich mit der Königsmacht, welche von Mittelspanien und von der Kirche her um sich griff; sie unterlag endlich nicht ihr, sondern der Kirche. In diesem langen Kampfe bildete sich die Idee von der Ehre und der Königstreue zu einer geistigen Macht für sich selbst aus und lieferte wunderbare Erscheinungen und Beispiele der äußersten Hingebung und Selbstaufopferung. Auch diese Idee trägt eine innere Wahrheit in sich, und das sittliche Gesetz des spanischen Volks wird seinen Kernpunkt mit ihr in dem innigsten Zusammenleben von Staat und Kirche, im Aeußerlichen, nach Innen zu aber in der Entwickelung des Begriffs der Loyalität und Treue finden müssen. Verließe das spanische Volk jemals diesen ihm gebotenen Standpunkt (sein ethisches Gesetz), bräche es jemals mit dem Königthum, oder sagte es sich los von der kirchlichen Einheit und Autorität — wer sieht nicht, daß es ein anderes werden, d. h. untergehen würde?

In Italien trat früh eine zerrissene Staatenbildung unter der Herrschaft des communalen Elements siegreich in den historischen Vordergrund. Der Romanismus nahm hier die Form der Stadtherrschaft, nach Roms Vorbilde und im Kampfe mit der Centralisation des Kaiserthums, an. Auf diesem engeren Gebiet verwandelte sich die alte Weltherrschaftsidee in die der städtischen Eifersucht und des bürgerlichen Vorrangs, in das Verlangen, seiner Vaterstadt vor allen andern Glanz und Bedeutung zu erringen. Die milderen Seiten des Romanismus, Kunst und Geselligkeit, traten unter dem Schutz alter Vorbilder und Traditionen somit in den Vordergrund, und Italien erreichte es, während in ganz Europa geistiger Verkehr und feine Geselligkeit unbekannt waren, Akademien, blühende Kunstvereine, Universitäten zu besitzen und sich der sinnigsten und geistreichsten Geselligkeit zu erfreuen, die jemals bestanden hat. Hier blieb Italiens Volksaufgabe stehen und heute noch wird der Weltauftrag, der Gottesberuf Italiens, also sein ethisches Gesetz, in nichts Anderm zu finden sein, als darin: die ästhetische Seite des Volkslebens, den Begriff der Humanität in ihrer Richtung auf das Kunstelement, zu fördern und auszubilden. Der Versuch

aber, diese Basis des italienischen Volkslebens umzulegen, Italien etwa zu einem politischen Volke umzubilden, mit Allem was daran hängt es von seinen alten Traditionen loszureißen — dieser Versuch hat in unsern Tagen in warnender Art zu dem kläglichsten Ausgang geführt.

Gegenüber diesen Stämmen, gegenüber dem Romanismus und dem Germanenthum in seinen verschiedenen Mischungen, wuchs im Norden Europas ein Volkscoloß zusammen, dem in mehr als einer Richtung hin die Zukunft zu gehören scheint. In dem Slavenreiche der Russen, in welchem das ungemein schwache Element germanischer Zumischung frühzeitig völlig bewältigt wurde, tritt die Idee hervor, daß der gesammte Volkswille in dem Fürsten gipfle, der als der einzige Träger desselben diesen Geist im Wollen und Handeln allein darstelle. Das Einzelne, das Individuum ist diesem Willen gegenüber willenlos; im Widerspruch mit ihm steht ihm ein Recht der Geltendmachung gar nicht zu; als Kaste und Stand jedoch bricht sich der unbeschränkte Wille des Fürsten an einzeln aufgestellten Schranken und Grenzscheiden. Das Volk aber ist der Fürst. Dieses völlige Aufgehen des Individuums in dem Träger des Volksgeistes ist die Basis der russischen Staatsidee; das ethische Gesetz des russischen Volksstammes fließt hieraus ab. In consequenter Entwickelung dieses Gesetzes muß selbst auf dem rein geistigen Gebiete der Widerstreit zwischen dem Subjectiven uud dem Objectiven verschwinden, und der Geist des Einzelnen kann nur den Vorstellungen und Anschauungen zugänglich sein, die der Staatsidee sich unterworfen oder mit ihr im Einklang stehen. — Hier ist die Schranke! —

Ganz anders gestaltete sich der Volksgeist in dem polnischen Slavenreiche. Die nähere Berührung mit dem deutschen Feudalprincip hatte hier die Wirkung, den Einzelwillen der Mitglieder der bevorrechteten Klasse bis zum Extrem, d. h. bis zum gesetzmäßigen und berechtigten Widerstand gegen den Willen der Gesammtheit auszubilden, und so gewissermaßen ein Zerrbild des germanischen Princips der individuellen Freiheit darzustellen. Diesen Gegensatz hatte der slavische Volksgeist zu überwinden. Jene Caricatur des germanischen Princips der gleichberechtigten Individualität, diese staatliche Mißgeburt, war an und für sich nicht lebensfähig und mußte bei dem ersten ernsten Zusammenstoß mit dem slavischen Volksprincip naturgemäß und ohne alle Hoffnung der Wiederauferstehung zu Grunde gehen. Der Versuch selbst der Neubelebung derselben ist Widersinn. —

Die große Machtentwickelung, zu welcher der ethische Gedanke des russischen Volksstammes denselben befähigt, droht dem Germanen- und Romanenthum den physischen Untergang. Sie muß ihn herbeiführen, wenn jemals die materielle Macht über die des Geistes den Sieg davon trägt und die Weltgeschichte zum zweiten Mal auf den Punkt ankommt, wo der Zerfall der Principien, die Auflösung der Volksideen den Geist ohnmächtig macht und ihn der Kraft beraubt, einem äußern Anstoß

Stand zu halten. Das Geschick Europas ist dann so wenig zweifelhaft, als es zu der Zeit war, da das römische Reich sich in das Abend- und in das Morgenland theilte. —

So lange Deutschland sich selbst treu bleibt, ist dieser Zeitpunkt fern.

In dem Gedanken der alleinigen Verkörperung des Volksgeistes in dem Fürsten, wie er in dem Russenreiche lebendig ist, knüpft sich die Geschichte Asiens an die Europas. Der einzige bemerkbare Unterschied findet sich darin, daß in Rußland eine schwache Erinnerung an Standesberechtigungen fortlebt, die dem Fürstenwillen als eine ungewisse Schranke entgegenstehen und deren Verletzung an gewissen Punkten der Fürstenmacht selbst gefährlich ist. Im asiatischen Staatsbegriff aber steht der Fürst einer völlig unberechtigten, in sich ganz homogenen Masse gegenüber, ein Gedanke, der im türkischen Reiche etwa nur für die Geistlichkeit (Ulema) eine leise Schattirung erfährt, welche jedoch mächtig genug ist, diesem Reiche eine gewisse Lebensfähigkeit zu sichern.

Die russische Volks-Idee ist der Entwickelung fähig, ja sie reift dieser entgegen. Bis an die äußerste Grenze ihrer Consequenz verfolgt, ist ihr Ziel die Weltherrschaft. Mit der Erreichung dieses Zieles bräche sie mit Nothwendigkeit zusammen, indem es physisch unmöglich bleibt, zugleich an allen Orten, in allen Klimaten und Sitten-Zuständen denselben Willen zur Ausführung zu bringen. Die Trümmer des zusammengebrochenen Reiches würden dann zu neuen Combinationen, Mischungen und geistigen Prismen zusammenschießen.

Es bleibt uns noch übrig, einen Seitenblick auf die nordisch-germanischen Völker zu werfen. In Schweden wich das Princip der germanischen individuellen Selbstbestimmung durch den confessionellen Zwangs-Begriff aus seiner natürlichen Bahn, indem es in ein streng protestantisches Exclusivum umbog, von dem keine Abweichung gestattet sein sollte.

Dagegen nahm das Staatswesen etwas von der englischen Staats-Idee, der Unterordnung der individuellen Freiheit unter den Gemeinde-Willen, an und entwickelte dies in entsprechender Form, jedoch mit einiger Hinneigung zu dem slavischen Begriff der Kasten-Berechtigung. Die möglichste Entwickelung dieses so formulirten Freiheitsbegriffs war und bleibt die Aufgabe des schwedischen Staatswesens, das in Erschütterungen zu Grunde gehen würde, wiche dieser Begriff je vor dem unbedingter staatlicher Gleichberechtigung, Kopfzahl-Wahlen u. s. w. zurück. —

Im dänischen Reiche dagegen bog der germanische Grundbegriff früh schon nach dem slavischen um, und indem sich der Autoritätsglaube zu überwiegender Macht erhob, ging der Volkswille systematisch und gesetzlich in dem Regentenwillen unter. Aus diesem Quell floß das ganz beispiellose Königsgesetz, mittelst dessen ein germanischer Volksstamm mit bewußter Resignation alle Macht in die Hand des Fürsten legte.

Die germanische Indifferenz, die Gleichgültigkeit gegen den **Gemeindestaat** fand hierin ihr Extrem, ihre Gipfelung! — Wir sind nun am Ziele dieser Skizze. Genug, wenn es gelang, zu deutlicher Anschauung zu bringen, daß es, in Bezug auf ihre social-politische Existenzform, nicht in der Willkür der Völker liegt, aus sich zu machen, was sie wollen; vielmehr, daß sie sind und nur sein können, was der Wille der Vorsehung, Schicksal, Gottesmacht oder Naturbedingung, also immer wieder Gottes Wille — aus ihnen macht; daß das Volks-Individuum, so wenig wie der Einzelne, aus diesen Naturbedingungen sich zu emancipiren, gewissermaßen seine Haut verlassen und eine andere dafür eintauschen kann nach seiner Wahl; daß die Natur die Individualität der Völker mit festen Grenzmarken schützt, weil sie sie nöthig hat zur Erfüllung ihrer Gottesaufgabe; daß das Ganze der Welt einem Weltzwecke dient, in dem das Einzelne seine unverrückbare Stelle hat, und daß es mithin eitle Thorheit ist, aus uns Deutschen Hellenen, Romanen oder Engländer machen oder mit dem kleinen menschlichen Zorn und Widerstreben an dem Gesetz rütteln zu wollen, das jedes Volk aus seinen Naturbedingungen empfangen hat und das seinen Beruf, im Weltganzen mitzuwirken, umschließt — zum Dienste der Vorsehung und ihres zwar unenthüllten, aber doch zu ahnenden Weltzwecks.



Zehn Monate Demokratie!

Vom 24. Februar bis zum 10. December 1848.

Achtes Capitel.

Unter Ludwig Philipp's Regierung hatte Louis Blanc eine Broschüre erscheinen lassen, „Organisation du travail“, ein neues Wort, von Fourier erfunden. Die Kritik dieser Broschüre ist scharf und talentvoll, sobald aber der Verfasser ins Practische übergeht und die Gleichheit des Arbeitslohnes vorschlägt, fällt er in eine unmögliche, unausführbare Utopie.

Kaum im Luxembourg etablirt, dachte Louis Blanc an die Ausführung seines Planes. Vergebens machten ihn alle seine Bekannte und Freunde auf die Gefahren aufmerksam, die ein solcher Vorschlag mit sich führte; vergebens schlug ihm seine eigene Commission der Arbeit andere Mittel vor; der Schriftsteller war in Louis Blanc hervorragender als der Staatsmann. Es schien ihm eine Feigheit, seine Broschüre so vaterlos zu verlassen. Hatte er als Besiegter unter dem Königthum den Muth seiner Meinung, warum sie jetzt als Sieger aufgeben?

In der That war und ist Louis Blanc nichts als Schriftsteller.

Nichts Eindruckvolleres kann man sich denken, als die erste Volkssitzung in dem ehemaligen Saale der Pairskammer. Alle die Fauteuils, die vor acht Tagen noch mit brodirten Männern prunkten, wurden von Handwerkern in Blousen besetzt. Auf einigen sah man Arbeiterinnen mit Tüchern um das Haar. Man muß diesen Leuten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihr Betragen war ernst und würdig. Sie fühlten die Wichtigkeit dieser Umwälzung und von Unfug war keine Spur.

Louis Blanc mit zugeknöpftem Fracke — es war dies die Mode der Redner — trat auf die Tribüne. Was mir an ihm mißfiel, war das Bouquet, das er sich überreichen ließ, eine Nachahmung Robespierre's. Sein Wort war fest und scharf ausgesprochen. Es steckt ein Redner in Louis Blanc. Er articulirt fein und verständlich, mit etwas Emphase. Er sprach zuerst über die gefallene Regierung und über den Sieg des Volkes. So lange er sich auf Allgemeinheiten beschränkte, hatte er allgemeinen Beifall, als er aber am Ende seine Gleichheit des Arbeitslohnes losließ, senkten sich die Häupter seiner Zuhörer. Einige seiner eingelernten Abgesandten der Arbeit allein zollten ihm Beifall. Das Ganze jedoch war verfehlt, und Lamartine schmunzelte, als man ihm Bericht über diese erste Sitzung der Generalsstaaten der Arbeiter lieferte.

Einstweilen konnten die Arbeiter die Gleichheit des Lohnes annehmen, weil es keine Arbeit mehr gab. Sobald es aber gilt, zu arbeiten, will keiner dem andern gleich gestellt sein, weil es in der Natur des Menschen liegt, sich auszeichnen zu wollen, weil der Mensch überhaupt überall seine Individualität behauptet. Daß der Beste durch das Gesetz dem Schlechtesten gleich sei, das duldet auch der schlechteste Arbeiter nicht, weil er sich eben immer für einen der besten hält.

Uebrigens würde das System überall zur allgemeinen Faulheit und Nichtarbeit führen.

Man hätte Louis Blanc erlaubt, die Rolle eines friedlichen Robespierre zu spielen, ja man hätte ihn gefürchtet, würde er die Häupter seiner Widersacher verlangt haben. Man lächelte aber zu seiner Gleichheit des Arbeitslohnes, und gleich nach der ersten Sitzung seines Arbeiter-Congresses verschwand sein Nimbus. Auch ließ er bald seine Utopie fallen und suchte seine Arbeiter politisch zu organisiren. Der sechszehnte April war ihm bestimmt. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Neuntes Capitel.

Die Lebensfrage für den Augenblick war die finanzielle. Trotz aller Acclamation waren Handel und Betrieb verschwunden. Die Fallissements häuften sich dutzendweis, die meisten jedoch aus gieriger Speculation. Die Arbeit wurde auf zehn Stunden täglich reducirt. Wahre Ironie, denn es gab nirgends Arbeit. Die provisorische Regierung etablirte un comptoir d'escompte national; alles das half nichts.

Goudchaux trat bald sein Amt Herrn Garnier Pagès ab, und dieser erfand die Fünfundvierzig-Centimessteuer, um die Finanzen vor Banquerott zu schützen.

Man muß gestehen, die moderne Industrie genießt ein Privilegium, wie es die Feudalität nie kannte. Blüht ein Staat, so steckt sie 25, ja 50 Procent in die Tasche, ohne einen Heller Steuer zu bezahlen. Alle Eisenbahngesellschaften können das beweisen, während der Ackerbau kaum drei Procent einträgt. In bösen Tagen hingegen steckt die Industrie ihr Portefeuille in die Tasche, erklärt sich banquerott, ja verlangt Hülfe vom Staat, und der Ackerbau allein muß die unerwarteten Lasten tragen. Die 45 Centimes fielen meistentheils auf den armen Bauer, und obschon sie die Finanzen gerettet haben, so haben sie doch viel dazu beigetragen, den Landmann gegen die Republik aufzubringen. Statt Freiheit hatte der Bauer einige Lasten mehr und andererseits weniger Einnahme.

Die öffentliche Zuversicht schwand von Tag zu Tag. Sie würde sich bald wieder gefunden haben, wenn die Nationalversammlung rasch zusammen getreten wäre, so wie es im Plane der conservativen Partei der provisorischen Regierung lag. Eben das aber wollte die revolutionäre Partei in derselben Regierung vermeiden. Die conservative Reaction ward ihr zu mächtig. Sie hieß sich républicains du lendemain und neckte sich über die kleine Zahl der républicains de la veille. Sie warf jenen vor, mehr Gefängnisse als Talente zu haben. Die Blätter witzelten über die sogenannte Organisation der Arbeit. Reactionäre Schuster kündigten an, daß sie von nun an nur noch einen Stiefel machen würden, da zwei Stiefeln zu sehr aristokratisch wären. Pflasterer verlangten bloß im Zimmer zu arbeiten. Alles das für die Zeit der Zukunft, wenn je die Arbeit wieder erscheinen würde. Nicht etwa, daß die Partei Ledru Rollin's die Reaction in ihrem Princip fürchtete, — es waren lauter Orleanisten, die sich überall als versteckte Republikaner ausgaben, — sie fürchtete sie bloß als politische Nebenbuhler. Die Provinzen gaben laut den Reactionären ihren Beifall. Weder Adel, noch Bürgerthum wanderten aus und sie schienen sogar entschlossen, den politischen Kampf muthig anzunehmen. Es wurde daher beschlossen, die Wahlen für den 9. April zu verhindern und die reactionären Orleanisten durch Gewaltdrohungen einzuschüchtern. Man zählte hierbei ein wenig auf ihre natürliche Feigheit, denn eine Partei ohne Princip gleicht überall einer Mauer ohne Kitt. Einige Fußtritte und die Steine rollen von einander ab. Es wurde daher beschlossen, ihr einige Fußtritte zu geben, um zu sehen, ob dies ihre Züge verändern würde.

Bis zum 12. März war die Sprache Ledru Rollin's immer gemäßigt, ja etwas süß. In seinen Circularen an die Maires sprach er von der Einheit Aller Bürger, ja er sprach von Großmuth, die jedoch nicht in Schwäche gegen die Besiegten ausarten dürfe. Seine Republik

hieß la république pour tous, eine ideale Republik, die Niemanden verfolge und alle Religionen, alle Meinungen respectire.

Plötzlich änderte sich diese Sprache.

Der Telegraph hatte den 11. angekündigt, daß der Prinz von Joinville und der Herzog von Aumale sich in dem Solon eingeschifft hätten, um sich nach Gibraltar zu begeben. Beide Prinzen standen an der Spitze einer Armee von 100,000 Mann wohlgeübter Truppen. Sie verließen sie, schrieben einen sehr höflichen, gütigen Brief an Arago und begaben sich nach Gibraltar.

Den andern Morgen läßt Ledru Rollin sein erstes wahres Circular los. Er schreibt an seine Commissarien:

„Eure Vollmachten sind unbegrenzt. Als Agenten einer revolutionären Autorität müßt ihr revolutionär sein. Die Erziehung des Volkes ist noch nicht gemacht" — eine Erziehung, die achtzehn Jahrhunderte zählt. — „Prüft die Candidaten zur Nationalversammlung streng, nur die sind zu empfehlen, welche der republikanischen Gesinnung die meisten Garantieen bieten."

Endlich drohte er einer nichtrepubikanischen Versammlung mit dem Zorne des Pariser Volks.

Ledru Rollin war logisch in seinen Consequenzen.

Zweihundert Republikaner hatten die provisorische Regierung gezwungen, die Republik zu proclamiren; seine sechs und achtig Commissäre sollten ähnlich mit Frankreich verfahren. Sie hatten dazu dasselbe Recht.

Dieses Circular brachte großen Effect hervor. Man summte, brummte, aber verkroch sich. Es regte sich keine Muskel. Keiner wagte es, zu protestiren, und eine große Zahl Orleanisten, die am meisten gegen die Republik schrieen, machten schon Anstalten, sich an Ledru Rollin's Partei anzuschließen.

An demselben Tag erklärten der „National", die „Reform" und die „Democratie", daß Jedweder, der nicht Republikaner sei, als Verräther am Vaterlande betrachtet werden müsse.

Ledru Rollin's Circular empörte mich, obgleich ich bis zu jener Zeit ein strenger, aber gemäßigter Republikaner war, weil ich erkannte, daß es leere Drohungen enthielte; die Reactionäre schwiegen. Ich aber sagte mir, daß Frankreich die Republik nicht als Kleid aufgezwungen werden dürfe. Robespierre war ein anderer Mann, als Ledru Rollin, und es gelang ihm nicht, mit Gewalt seine Republik durchzusetzen. Wie konnte es Ledru Rollin, ein Redner ohne Mark und Gedanken, wagen, eine ganze Nation mit bloßen Drohungen einzuschüchtern?

Ich bat Girardin um Erlaubniß, in seiner „Presse" einen Brief dagegen schreiben zu dürfen. Er gab mir sie, und ohne sein Cabinet zu verlassen, schrieb ich folgenden Brief an Girardin unter dem Titel:

Eine Lebensfrage.

Paris, den 13. März 1848.

„Ich bin immer Republikaner gewesen, eher zu viel als zu wenig; ich habe meinen Geist und meine Feder zu Gunsten der Arbeiter gebraucht, während der „National“ sie wegwerfend behandelte.“ — Ich war seit drei Jahren Mitarbeiter der „Democratie“, die der „National“ stets bekämpfte — „aber ich fange an, zu glauben, daß es leichter war, Republikaner unter Louis Philippe zu sein, als etwas Anderes unter der Republik. Mit einem Worte, es scheint, daß nichts weniger frei ist, als die Regierung der Freiheit.

„Das Circular des Hrn. Ledru Rollin gleicht dem Circular des Hrn. Duchatel aus dem Jahre 1845 fast auf's Haar. Hr. Duchatel verlangte „Ministerielle“, gleichgültig von welcher Bedeutung, Herr Ledru Rollin verlangt „Republikaner“, gleichgültig von welcher Werthlosigkeit.

„Das ist noch nicht Alles! Der „National“, die „Reform“ und die „Demokratie“ erklären Jeden für einen Vaterlandsverräther, der nicht Republikaner ist. Hr. Guizot begnügte sich, Alle blind und Feind zu nennen, die sich ihm nicht anschlossen. Wir sind weit vorgeschritten. Wer nicht der Ansicht der Redacteure des „National“, der „Reform“ und der „Demokratie“ ist, ist nicht blind — man verzeiht dem Blinden — er ist nicht Feind — man versöhnt sich mit seinen Feinden — nein, er ist ein Verräther, das heißt ein Mensch, werth, in Stücke zerhauen zu werden.

„Unter Louis Philippe gab es Republikaner in den Kammern, und in einer Republik soll es Mitgliedern der National-Versammlung verboten werden, monarchisch gesinnt zu sein?

„Aber Ihr neugeborenen Souveraine, Eure Republik ist noch gar nicht durch die Mehrheit des französischen Volkes sanctionirt. Sie wird es werden, aber bis zu diesem Augenblick existirt sie nur durch die Gewalt des Stärkeren. Selbst nachdem sie durch die Mehrheit anerkannt sein wird, etwas, woran ich nicht zweifle, hat die Minorität unbedingt das Recht, zu denken, was sie will. Dieses Recht habt Ihr unter der Monarchie proclamirt. Weil jene Euch dieses Recht verweigerte, ist sie gefallen. Würdet Ihr diesem Beispiel folgen, so würdet Ihr demselben Schicksal, den unerschütterlichen Gesetzen der Logik, unbedenklich erliegen. Die Logik, das ist Gott!

„Von dem Augenblick aber, wo Ihr glaubet, allein durch die Gewalt regieren zu können, von dem Augenblick, wo Ihr nur eine Partei bildet — von dem Augenblick endlich, wo Ihr Frankreich in Sieger und Besiegte theilt, werden alle edlen Seelen, alle auserlesenen Geister auf Seite der Besiegten stehen wollen. Nur die Mittelmäßigen und die Unfähigen werden Euch bleiben, die durch Gewaltthätigkeiten zu ersetzen suchen werden, was ihnen an wahrer Kraft abgeht. Gewaltthätigkeiten

sind immer ein sicheres Zeichen der Schwäche. Die Kinder selbst sind nur heftig, wenn sie schwach sind.

„Wie! Ihr seht mit Mißtrauen auf Alle, welche ihre Gesinnung geändert haben und jetzt Republikaner geworden sind? Das ist ein Affront, den Ihr der Republik anthut. Es ist also nicht möglich, daß ein Monarchist Republikaner wird? Dann ist sicher die Republik nicht mehr werth, als die Monarchie! Es giebt also weder mehr Freiheit, noch mehr Ordnung, noch mehr Glück in der Republik, als in der Monarchie.

„Zuerst läugnet Ihr, daß ein Monarchist Republikaner werden könne, und dann erklärt Ihr Alle für Vaterlandsverräther, welche nicht Republikaner sein werden.

„Die Wahrheit ist: Furcht und Schrecken beginnen zu herrschen. Nicht die Furcht vor der Guillotine, aber die Furcht vor Verdacht und Denunciationen. Jeder wird besorgen, daß der Andere nicht seiner Meinung sei. Deshalb kann auch Niemand Vertrauen zu sich selbst gewinnen. Die Aufgabe der Presse ist es, die Republik und die Republikaner zu retten. Frankreichs Wohl fordert die Vereinigung aller Männer von Talent, Kraft und Mäßigung, und besonders ihren Muth. Es ist nothwendig, daß alle freien Journale einmüthig und entschlossen vorgehen, um denen überlegen zu bleiben, welche jetzt Gewaltthätigkeiten und das Ausschließen predigen.

„Die Girondisten wurden nur besiegt, weil sie feige waren. Wir sind nicht Girondisten, aber es giebt schon einen Berg.

Alexander Weill."

Es ist bekannt, daß kleine Ursachen große Effecte hervorbringen. Dieser Brief, der am 13. März 1848 in der „Presse" erschien, war eine dieser kleinen Ursachen. Er hatte einen ungeheuren Erfolg, nicht eben wegen seines Inhalts, sondern, weil er der Ausdruck der erstickten öffentlichen Meinung war und mit der Wahrheit deutschderb herausplatzte. Alle französischen Provinzialblätter druckten ihn ab. Er wurde in allen Clubs gelesen und im Club der Nationalgarde mußte Clément Thomas, ein Candidat Ledru Rollin's, auf seine Candidatur augenblicklich verzichten. Ein Herr aus der Faubourg St. Germain bot mir 10,000 Frs. an für die Erlaubniß, den Brief in allen Dörfern anschlagen zu dürfen. In Paris wurden mehr als 100,000 Exemplare verkauft, und später erhielt ich daselbst 18,000 Stimmen als Volksrepräsentant, ohne daß ich das Mindeste dafür that, ohne daß mich ein Wähler anders als durch diesen Brief kannte. Freilich setzte ich mich der Gefahr aus, das Opfer meiner Freunde von gestern zu werden. Als diese aber selbst zum Theil mir Recht gaben, erhielt ich von allen Seiten Ermuthigungen und Einladungen. Aus Compiegne, aus Bordeaux forderte man mich auf, dort als Candidat für die Nationalversammlung aufzutreten. Als ich einen zweiten Brief Girardin zwei Tage später brachte, sagte dieser zu mir:

„Ihr erster Brief hat zu vielen Erfolg gehabt. Mein Blatt, das bin ich. Von heute an werden Sie keinen politischen Artikel mehr in der „Presse" zeichnen. Entweder ich ersticke Sie, oder Sie ersticken mich. Gründen Sie ein Blatt, ich gebe Ihnen 25 Francs täglich dazu."

Ich konnte nicht umhin zu lächeln. „Sie werden," sagte ich endlich, „meine angefangene Opposition fortsetzen, wahrscheinlich mit größerem Talent, aber keinesfalls mit derselben Uneigennützigkeit. Sie werden persönlich werden. Mich fürchtet die provisorische Regierung nicht, ich bin ihr zu klein dazu, aber Ihnen wird sie bald das Handwerk legen. Beide vereint könnten wir etwas Bedeutendes in der Republik stiften, Sie allein verderben gewiß das Begonnene."

„Man kommt nur allein an's Ziel," antwortete mir Girardin.

„Ja," erwiederte ich, „allein, wenn man als Statue von Kariatyden über die Andern erhoben wird, — aber diese Träger müssen tüchtige Arme haben. Allein aber neben der Menge wird man bald erstickt, so stark auch das Talent ist. Ich gebe der „Presse", von Ihnen allein redigirt, nicht einen Monat Einfluß. Der erste beste demokratische Schreier wird Sie beim Volke überflügeln."

„Genug," sagte Girardin, „ich fühle mich noch allein stark genug."

Vierzehn Tage später ward die „Presse" freiwillig gezwungen alle und jede Opposition einzustellen.

Sechs Wochen später verkaufte „le Père Duchèsne" sechstausend Exemplare mehr in Paris als die „Presse".

Ich habe seither keinen politischen Artikel mehr in der „Presse" publicirt. Nicht etwa, daß ich mir schmeichele mehr Talent als Girardin zu haben: seine bekannte Persönlichkeit war das Hinderniß eines politischen Erfolgs. Mit Recht oder Unrecht wirft man ihm vor, daß er vor allem Minister sein will. Er würde den Teufel vertheidigen, ernennte ihn dieser zu seinem Minister. Sogar wenn er Recht hat, zuckt man die Achseln und sagt: „Er will Minister werden!" Es ist das eine Verleumdung insofern, als Girardin mit sich selbst eben so wenig als mit Andern zufrieden sein würde. In Ermangelung anderer Reformen würde er beständig sich selbst reformiren. Und zu seinem Unglück gelingen ihm alle Unternehmungen hinsichtlich des pecuniären Erfolgs. Seine größte Strafe würde sein als Millionär, wie der erste beste Börsenspeculant zu sterben!

Zehntes Capitel.

Die „Presse" setzte die angefangene Opposition kriegerisch fort und weil eben die Luft reactionär war, glaubten einige Orleanisten, die Zeit wäre schon da, um eine Revanche zu nehmen. Sie glaubten, die Opposition gegen Ledru Rollin geschähe ihnen zu Liebe. Die „Presse" rückte sogar einige Briefe vom Prinzen Joinville ein. Dem war aber nicht so. Man liebte allenfalls die terroristischen Circulare Ledru Rollin's nicht,

ja man wagte es, sie zu zerreißen; aber man liebte noch viel weniger die gefallene Monarchie, die eben, wie Lamartine sagte, nicht von den Waffen, sondern von der allgemeinen Verachtung besiegt wurde.

Jedermann erinnert sich, daß die Grenadiere der Nationalgarde sich zu der provisorischen Regierung begaben, um sie zu bitten, ihnen die Bärenmützen zu lassen. Es war dies am 16. März und jener Tag heißt la journée des bonnets à poil. Marrast hatte nämlich allen und jeden Unterschied der Uniformen in der Nationalgarde unterdrückt, in der überlegten Absicht, einerseits die Handwerker mit den Bürgern zu vereinen, andererseits aber, um jede Aristokratie dieser Orleanistischen Garde ohnmächtig zu machen. Wenn man sich die Mühe geben will, die „Presse" vom 15. März zu lesen, so wird man sich überzeugen, daß dieser Schritt der Anfang einer Orleanistischen Verschwörung gegen die Republik war. Dieses Blatt scheute sich nicht, einen wirklichen Schlachtplan zu publiciren. Alle Legionen sollten auf dem Kampfsplatz erscheinen und einer jeden wies die „Presse" ihren Platz an von der Bastille bis zum Triumphbogen. Es handelte sich um nichts anderes, als sich in das Hotel de Ville zu begeben — allerdings ohne Waffen, bloß den Säbel in der Scheide — dort gegen die Abschaffung der Bärenmützen zu protestiren und die Gelegenheit zu benutzen, Ledru Rollin mit seiner Partei zum Fenster hinauszuwerfen. Lamartine sollte Dictator werden, aber Girardin war eine bedeutende Rolle vorbehalten.

Statt aber in Massen zu erscheinen, erschienen nur ungefähr sechs bis sieben hundert Mann, worunter drei hundert Legitimisten, die hier wie so häufig die Dupes der Orleanisten und Bonapartisten wurden. Die republikanische Presse hatte Wind von dem reactionären Plan. Sie schickte einige Hundert Arbeiter auf den Grève-Platz, um den Nationalgardisten den Weg zu versperren. Der General Courtois kam ihnen auch zuvor. Kurz, der Plan mißlang, unter allgemeinem Hohngelächter.

Die „Presse" erhielt ihre erste lange Nase. Sie sollte aber bald ihre Revanche nehmen. Und die Nationalgarde selbst erhob sich bald von diesem Schlag.



Literatur.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, von G. G. Gervinus. Einleitung 1853. Erster Band 1855. Leipzig, bei W. Engelmann.

Der erste Band.

Der Ideenmangel, das Tasten im Dunkeln, das Hin- und Herschwanken in der eigenen Unsicherheit, welches in der Einleitung als Folge principieller Unklarheit an Gervinus hervortrat, zeigt sich ebenso

im ersten Bande, der eigentlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Ueberall, namentlich aber da, wo es der Beurtheilung von Persönlichkeiten gilt, leuchtet die Haltlosigkeit des Verfassers und seiner moderirt-liberalen Richtung uns entgegen. Ueber Napoleon sagt er: „Hätte er in seinem Vaterlande ein großes Beispiel aufgestellt der Erziehung zu Freiheit und Wohlfahrt, indem er mit den Wohlthaten seiner Gesetzgebung den Segen einer unbeugsamen Gesetzherrschaft, mit der Ordnung seiner Verwaltungs-Einrichtungen die Selbstsorge und freie Bewegung der Staatsglieder verband, hätte er die Macht Frankreichs auf eine gedeihliche Entwickelung in der Zeit, seine eigene Unsterblichkeit auf die innere Förderung des Zeitalters gründen wollen, so hätte dies gegebene Beispiel Europa in Wahrheit eine Verjüngung verheißen." Dies ist vollkommen inhaltloses Phrasen-Gefüge. Wie sollte es Napoleon denn machen, mit „seinen Verwaltungs-Einrichtungen" die „Selbstsorge" (soll heißen Selfgovernment, wenn es überhaupt einen Sinn hat) zu verbinden? Gervinus hat hier in's Blaue gefaselt und selber Nichts dabei gedacht. Was soll wohl „Erziehung zu Freiheit und Wohlfahrt" bedeuten? Was heißt: „Auf die innere Forderung des Zeitalters seine Unsterblichkeit gründen?" Wenn man in die erste beste Conditorei tritt und mit dem ersten Dutzend Stammgästen Conversation anfängt, kann man sicher darauf rechnen, daß diese geistvoller, tiefer und gelehrter über Napoleon zu sprechen wissen als Gervinus. Und wie diese Eine Charakteristik, sind sie alle. Von Ludwig XVIII. beklagt er, daß er „die anerzogenen Vorurtheile" nicht getilgt habe mit „würdigen Ueberzeugungen." Was soll das nun heißen? Man kann sich bei so allgemein gehaltenen Ausdrücken eben denken, was man will. Ich denke mir: Gervinus macht Louis XVIII. einen Vorwurf daraus, aristokratische Neigungen und Manieren im Exil beibehalten zu haben.

An einer Stelle findet sich eine Spur von Moralprincip bei Gervinus, nach welcher man ungefähr einen Maßstab auf seine Bezeichnungen abziehen kann, um solchen, an sich sinnlosen Ausdrücken, wie „würdig", „groß", „gedeihlich" eine Bedeutuug in seinem Sinne beizufügen. Seite 127 sagt er:

„Die Verfassungsgeschichten der hundert Tage haben keine Folge gehabt; sie sind aber für das Verständniß der Folgezeit sehr wichtig, weil sie, besser als alle geschichtliche oder politische Besprechung, durch einfache Thatsachen in dem besonderen Verhältnisse Napoleons zu den constitutionellen Ideen ein ganz allgemeines Verhältniß darstellen, das in den nächsten Jahren die ganze europäische Geschichte durchzieht: den Kampf nämlich zwischen der verständigen Ueberzeugung in Fürsten und Staatsmännern von der Unerläßlichkeit volksthümlicher Regierung mit der innerlichsten Abneigung gegen die geringste Selbstthätigkeit der Völker und gegen irgend eine wesentliche Beschränkung der Fürstengewalt. Napoleon, der sich mit Recht der Kraft zu denken und weit zu sehen

rühmte, mußte damals längst zu der Einsicht gekommen sein, die er später bekannt: daß die bloße Atmosphäre der neuen Zeit genug sei, die Föderalisten zu ersticken, daß die reineren Grundsätze der Revolution, in Amerika und England lebendig, die Welt beherrschen und der Glaube, die Religion, die Moral der Völker sein würden. Aber die böse Natur stritt in ihm gegen diese Einsicht in einer naiven Offenheit, die ein Licht auf alle die ähnlichen Verhältnisse wirft, in denen man anderswo dasselbe böse Princip mit der Hülle geheuchelter Grundsätze zu verdecken suchte."

Indem ich im Uebrigen absehe von dem schülerhaft schlechten Stil, den der Professor Gervinus schreibt, will ich nur diejenigen Leser, welche aus der langathmigen Verschlungenheit seines schwerfälligen Periodenbaus den Sinn herauszufinden vermögen, aufmerksam machen, daß nach diesem Sinn der constitutionelle Schematismus, also der Parlamentarismus geradezu als das gute Princip, und das Widerstreben gegen den Parlamentarismus als moralisch „bös" sich herausstellt. Man hat Mühe, von einem Menschen wie Gervinus zu glauben, daß er einen so vollständigen moralischen und intellectuellen Schiffbruch habe leiden können, um solchen Unsinn zu denken und zu lehren — aber man darf doch an seiner eigenen Versicherung nicht zweifeln. Und wie wenn er selbst den Langmuth seiner Parteigenossen auf die Probe stellen wollte, was sich derselbe wohl von ihm bieten lasse, verleugnet er einige Seiten weiter sogleich wieder das neu aufgestellte Moralprincip. Denn, wenn der Parlamentarismus das absolut Gute ist in der moralischen Welt, so sollte man meinen, daß er auch nur Gutes wirke: Gervinus erzählt aber, daß das parlamentarische System Schuld war an Frankreichs Niederlage in den hundert Tagen: „Napoleon empfand auf Weg und Steg die Nothwendigkeit von Ausnahmsmaßregeln. . . . Die Verfassungsfreunde zitterten vor einem Siege des Kaisers als vor einem verhängnißvollen Ereigniß, der ihm das segenvollste und unentbehrlichste war; um dieses Sieges sicher zu sein, hätte er der Unbeschränktheit bedurft; jene aber bedurften, um vor den gefürchteten Folgen des Sieges sicher zu sein, großer Verfassungsrechte, die ihm die Hände banden." — Also Gervinus zeigt selbst, wie mit dem Parlamentarismus in Kriegszeiten schlecht regieren ist, aber gleichwohl sagt er, daß nur auf Seiten des Parlamentarismus der Mensch „gut" sei: stellt er sich auf eine andere Seite, so ist er „heuchlerisch" und „bös".

Aus dieser Beschränktheit seiner Auffassungsweise wird es begreiflich, daß bei Gervinus die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sich herausstellt als Erzählung von dem „Allgemeinen Treubruche, dessen sich in höherem oder geringerem Grade fast alle Regierungen und Fürsten nach der Reihe schuldig gemacht haben." — Dies bezieht sich darauf, daß im Beginn der Freiheitskriege „Verfassungen" versprochen wären, unter welchem Worte die Constitutionssimpel (nach Gervinus die Guten)

sich Zweikammersysteme dachten, während die Staatsmänner (die Heuchler, Bösen) ständische Gliederungen im Sinne hatten. Gervinus fehlt es an jedem festen Gesichtspunkt in der moralischen Welt, weil er einen rein verstandesmäßig festgestellten mechanischen Schematismus für ein Moral-Princip hält.

Unsere Zeit umfaßt nach seiner Meinung den Kampf des guten Princips, welches momentan unterlegen ist, gegen jenes böse, welches momentan gesiegt hat; danach richtet er seine Betrachtungsweise ein, sofern es ihm überhaupt möglich ist, an einem Grundsatz festzuhalten. In der großen Epoche des Wiener Congresses sieht er, weil aus ihr Europa als unparlamentarisches hervorging, Nichts als „den Taumel eines flachen, witzspielenden, sittenlosen Gesellschaftslebens, in welchem die vornehme Welt ihre Schönheiten zu Schau und Kauf stellte, um die Wette mit den feilen Tänzerinnen, die ungeheure Summen davontrugen.“ Sogar daran stößt er sich, daß die Wiener Hofküche damals ihren sonstigen Etat überschritten. Hier nun trifft Gervinus der Vorwurf: in persönlichen Vorurtheilen befangen zu sein, um so besser, als gerade der Mann, welcher ihm denselben gemacht, den Wiener Congreß mit Meisterschaft gezeichnet hat. Heinrich Leo sagt über denselben im sechsten Bande seiner Universalgeschichte: „Der Congreß von Wien hat außer seiner diplomatischen auch noch eine gesellschaftliche Wichtigkeit, und nach dieser Seite läßt sich Nichts in der Geschichte mit ihm vergleichen, als früher etwa das Concil von Kostnitz, oder noch früher der große Hoftag Kaiser Friedrich's, den er zu Pfingsten 1184 in Mainz hielt. Wie zu jenem Hoftage die Ritterschaft von ganz Europa zusammenströmte und sich bewußt ward der geistigen Blüthe, die in dem ritterlichen Leben auf allen Seiten in allen Ländern der abendländischen Christenheit herangereift war; wie zu jenem Concile nicht blos die Geistlichkeit, sondern die ganze geistig aufgeregte vornehme Welt des gebildeten Europa zusammenströmte und sich bewußt ward der neuen wissenschaftlichen Regsamkeit, die auf tausend verschiedenen Punkten in Europa sich entwickelt hatte und deren Total-Eindruck nun wieder belebend vom Concile ausströmte, so strömte nun in Wien das Namhafteste aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen der europäischen Völker zusammen, die sich hier in ihrer Eigenthümlichkeit begegneten und an- und miteinander entwickelten, was sie an Geschmack, Einsicht und feinem Lebensverstand aufzuweisen hatten, und die empfangenen, bildenden Eindrücke dann wieder über Europa und namentlich über Deutschland verbreiteten. Auch darin hat sich Deutschland recht als Herz- und Kernland Europas gezeigt, daß sich ähnliche Vereinigungen in keinem andern Lande zusammengefunden haben . . . Mit den tausenderlei Aufträgen, die nach Wien gegeben wurden, fand fast jede ausgezeichnete Persönlichkeit Veranlassung, bei dem Congresse zu erscheinen; denn außer den Interessen der Staaten ward hier auch im Interesse des deutschen Buchhandels und der deutschen

Hanse, im Interesse der deutschen katholischen Geistlichkeit und der schweizer politischen Parteien, im Interesse der Landstände und mediatisirten Reichsstände unterhandelt. Manche kamen auch ohne allen Austrag, nur durch das bewegte Leben angezogen. Es war natürlich, daß man aus dem mächtigen Lebensstrome nur schwer und allmählich zu Geschäften einlenkte." —

Wer sich zur Objectivität der Darstellung nicht zu erheben vermag, wer, wie Gervinus, große Weltereignisse nach kleinlichen Küchenrücksichten mißt, dem fehlt es am Beruf zum Historiker.

Will man nun aber in der Thätigkeit jenes berühmten Congresses nichts Anderes sehen, als nutzlose Vergeudung von Geld und Zeit, will man das von ihm vollbrachte Werk einer Neugestaltung Europas, so wie er es vollbracht, für verfehlt ausgeben, so muß man eine bessere Gestaltung vorzuschlagen wissen. Gervinus nimmt denn auch einen Anlauf, als ob er Etwas sagen wollte. An der allgemeinen Territorial- und Staaten-Eintheilung Europas tadelt er, „daß die Anziehungs- und Abstoßungs-Kraft des nationalen Instincts, die mächtigste Kraft in lebensfähigen Völkern, nicht angeschlagen ward." Wer sich auf Rebusrathen versteht, kann merken, daß Gervinus mit diesem gezierten Galimathias ungefähr meint: die europäischen Völker hätten jedes einen eigenen Staat bilden und nicht zwei oder mehrere unter dieselbe Dynastie kommen sollen. Nun ist an jedem Volk Zweierlei, was es von anderen Völkern — im politischen Sinne, in welchem die Juden z. B. kein Volk sind — trennt und unterscheidet: die Sprache und die territoriale, geographische, natürliche Grenze. Bei der gervinischen Eintheilung Europas hätte also das linguistische und das geographische Element berücksichtigt werden müssen. Beide Elemente stehen aber vielfach in Widerspruch mit einander. Zu Italien gehört linguistisch auch Triest, Dalmatien, Alexandrien und Smyrna, desgleichen Montevideo in Amerika, ferner halb Tyrol und Graubünden. Schlägt man diese Länder zu einem einheitlichen Italien, so bekommt man „des Robben scheußliche Mißgestalt" — man erhält ein Reich, das wegen seiner formlosen Ausdehnung in stetem Kriege mit der ganzen Welt stehen muß. Aehnliche Schwierigkeiten bietet der westliche Rhein, bietet Schleswig dem Nationalpolitiker. Will man endlich die Nationaleintheilung auf Ungarn und Böhmen, oder gar auf die westliche Hälfte der europäischen Türkei anwenden, so hört alle Politik auf, weil die mosaikartig durcheinander gesprenkelten Völker sich gar nicht arrondiren können. Nun hat Gervinus nicht gesagt, auf welches Nationalitätselement, das linguistische oder territoriale, er seine Eintheilung der Karte von Europa begründet wissen will, welches von beiden da, wo sie sich kreuzen, vor dem andern zu verschwinden habe: er hat die große Schwierigkeit, welche der Nationalpolitik aus dieser Frage entstehen muß, gar nicht einmal begriffen, denn er erwähnt derselben mit keinem Worte. Wenn man

aber einen Grundsatz aufstellt, soll man doch darüber nachdenken: sonst faselt man über Dinge, die man nicht versteht und legt durch altkluges Hofmeistern der europäischen Diplomaten weiter Nichts an den Tag, als daß man von der Aufgabe solcher Männer keinen Begriff hat.

Vollends rathlos erscheint Gervinus da, wo es sich um die innere Organisirung der deutschen Reichsverfassung, oder mit anderem Worte: um die deutsche Einheit handelt. Ueber diese Frage haben sich so viele müßige Köpfe zerbrochen, weil ihre theoretische Lösung so nahe liegt, daß man leicht übersieht, wie es nur Eine concrete Einheit (in menschlichen Dingen) giebt: die abstract-mathematische. Nur in der Centralisation ist Einheit. Föderalistische Einheit ist eine contradictio in adjecto. Wer vom Bundesstaat die Einheit hofft, ist ein ideologischer Schwärmer, gleichwie Der, welcher sie im Staatenbund für möglich hält. Gervinus ist über diese Frage eben so unklar wie über jede andere, und sucht auch hier den Mangel an Gedanken mit einem klingenden Wort zu verbergen. „Es zeugte," sagt er, „von der geringen Grundsätzlichkeit der Verfassungsplane selbst eines Stein, daß er innerhalb des Bundes nicht auf der möglichst einheitlichen Form, der Herstellung der Kaiserwürde, bestand." — Es ist die „Kaiserwürde", mit deren Nimbus Gervinus ebenso wie 1848 sein Freund Dahlmann des eigenen Kopfes trostlose Leere auszuschmücken sich bemüht. Denn was für Attribute an dieser neuen Kaiserwürde haften und was für eine Stellung ihr gegenüber die anderen deutschen Fürsten einnehmen sollten, ferner ob der König von Preußen oder ein anderer deutscher Fürst Kaiser sein soll — davon erfahren wir Nichts, weil unser Professor nämlich selbst nicht weiß, was er sich dabei gedacht hat, als er, hochmüthig über Stein hinwegsehend, eine Formel an die Wand schrieb, die an sich ganz nichtssagend und deren Vorbringung ohne Schlüssel daher eine Albernheit ist. Mit Einem Worte: Ueberall bricht Gervinus den Stab des historischen Gerichts über das, was die Politiker von 1815 gethan haben; fragt man aber, was sie denn hätten thun sollen, wie er es besser gemacht haben würde, so antwortet aus seinem Buche ein eben so tiefsinniges als erhabenes Stillschweigen.

Außerdem hat das Buch zwei technische Fehler, die so grob sind, daß sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden können.

Der erste ist der, daß das Material nicht übersichtlich gruppirt ist. Es ist zerlegt in die drei Abschnitte: Herstellung der Bourbonen; Wiener Congreß; Reactionen von 1815 bis 1820. Letzteres hat wieder zwei Unterabtheilungen: a) Vorbereitende geistige Bewegungen; b) Oesterreich. — Diese Eintheilung ist unpragmatisch. Die Herstellung der Bourbonen war doch nur ein Moment in der allgemeinen europäischen Restauration, die auf dem Wiener Congreß Form und Weihe erhielt; folglich kann sie diesem unmöglich entgegengestellt werden: sie ist pragmatisch subsumirt in ihm. Und was soll man gar sagen zu der Spaltung des Collectivbegriffes: „Reactionen von 1815 bis 1820" in die

zwei Factoren: Vorbereitende Bewegungen und — Oesterreich!? Das ist so pueril gedacht, wie die Definition eines Münchener Lehrburschen: „Die Genüsse zerfallen in's Theater und in Bockbier!" oder wie die Antwort jenes Dorfschülers, der auf die Frage nach den beiden größten Säugethieren entgegnete: „Die Wallfische und *) der Herzog!"

Der zweite technische Fehler an Gervinus' Buch ist der, daß der Literatur eine ganz unverhältnißmäßige Berücksichtigung geschenkt ist, welche zu dem politischen Inhalt desselben in keinem richtigen Verhältnisse steht. Soll ein Geschichtswerk die Cultur-Geschichte eines Zeitraums enthalten, so muß es nicht bloß die Literatur, sondern auch die Entwickelung der Künste und der Industrie umfassen, oder aber es beschäftigt sich bloß mit dem politisch-religiösen Material, und dann gehören literarische Einzelheiten nicht hinein. Gervinus hat die Künste und die Industrie unberücksichtigt gelassen, dagegen mit unendlicher Breite Literaturgeschichte getrieben, indem er die einzelnen Schriftsteller kritisirt. Auch hier ist wieder die aus dem Mangel an Charakter und Meinungsmuth entspringende Urtheilslosigkeit zu bemerken. Ueber die Maistre und Bonald fällt er her, wo ihm aber ein populär gewordener Autor-Name entgegensteht, wagt er der öffentlichen Meinung gegenüber kein scharfes Urtheil. So stellt er die Fichte'sche Philosophie als blanken Unsinn dar, was sie in der That war, indem er mit Recht als ihre Quintessenz den wörtlichen Ausspruch Fichte's hervorhebt: „daß die gegebene Welt durchaus nicht da sei in irgend einem gewichtigen Sinne des Worts und im Grund und Boden Nichts sei." Anstatt nun aber den Propheten dieses Subjectivismus abzufertigen, was in zwei Sätzen auf erschöpfende Weise möglich war, phantasirt er sechs Seiten lang über Fichte's geistige Bedeutung. Die Kritik Chateaubriand's füllt gar neun Seiten! — Und von welchem Gesichtspunkt aus kritisirt er nun die Literatur des Jahrhunderts? Wieder von gar keinem. Ein wahrer Historiker wird, wenn er den Gang der deutschen Philosophie darstellt, zur Anschauung bringen, wie an den sechs Philosophen, welche Epoche machten in diesem Entwickelungsgange: Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Feuerbach, der Spruch sich bewährte: „Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden," und wird nachweisen, wie eben dadurch, daß alle diese Systematiker geistig Bankerott machten, die Umkehr der Zeitrichtung zum Christenthum bewirkt worden ist und bewirkt werden mußte. Der Christ wird seinen Triumph darin sehen; der Materialist wird es als einen Beweis mehr betrachten, daß die menschliche Natur von keinem göttlichen Funken belebt sei, weil sie die Wahrheit nicht zu ergründen vermöge. Was thut nun Gervinus? Läugnen läßt sich die Thatsache nicht; freuen kann er sich derselben unmöglich, und sich zum Materialismus zu bekehren, dazu fehlt es ihm an folgerichtiger Denkkraft.

---

*) Die Volkssprache in Sachsen nennt hohe Herrschaften „große Thiere".

Er sagt also unter der Aufschrift: Religiöse Reaction: „Der Rückfall hochgebildeter Männer in Deutschland aus dem Lichtkreise des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert in das Dunkel der Möncherei und in die Rückneigungen zur Priesterherrschaft bezeichnet die höchste Spitze jener verschüchterten Flucht vor den bewegenden Ideen der Gegenwart hinweg in die Winkel der Vergangenheit." — Als erstes Opfer dieses verschüchterten Rückfalls bezeichnet er Schleiermacher, und an diesem lobt er das Maß, das er in der religiösen Reaction gehalten, und seine „besonnene Haltung". „Er war entfernt davon, zu der Fessel des alten Autoritätsglaubens zurückrufen zu wollen: ihm blieben Die immer Thoren, die in der Religion ein Wasserbad, eine Speise und ein Salböl für die Zaubermittel hielten, die zur Tugend heiligten." Da haben wir die reine Principlosigkeit, die zwischen zwei Stühlen sitzt; religiös sein ist schon gut, nur soll man dabei Spötter zu sein auch nicht unterlassen; unreligiös sein kann man auch, nur immer hübsch tugendhaft muß man dabei bleiben! Giebt es etwas Jämmerlicheres, als einen Mann, der weder nach der Einen, noch nach der Anderen Princip einen festen Standpunkt zu fassen wagt, und der deswegen nie zur Abgeschlossenheit gelangt? Und wer sich in so kläglichem Zustand, in so kindischer Inconsequenz herumquält, den soll man als Lehrer der Geschichte anerkennen? Man kann ihn nur gelten lassen als einen Schwachkopf, der sich vor Allem über seine eigene Meinung klar werden sollte, ehe er die Meinung seiner Zeitgenossen zu regeln und zu richten unternimmt.



Tages-Ereignisse.

Sehr im Gegensatz zu der allgemeinen Müdigkeit und Theilnahmlosigkeit bei den Urwahlen hat es bei den Wahlen der Abgeordneten von Seiten der Wahlmänner nicht an lebhaftester Betheiligung gefehlt. Auch hier zeigten die ersten Versammlungen der Wahlmänner nur den Wunsch, möglichst bald und ohne viele Opfer an Zeit oder Mühe mit der Sache fertig zu werden. Kaum waren aber die ersten Reden gesprochen, kaum gelangte man zur Aufstellung von Candidaten, kaum wurden Namen genannt und das politische Verhalten der Vorgeschlagenen einer Prüfung unterworfen, so erhitzten sich die Parteien, kamen die Vorwürfe, wucherten die Verdächtigungen, machten sich geradezu Lügen breit und steigerte sich die politische Aufregung in einem überraschenden Grade. Daß die Wahlen in Berlin anti-ministeriell ausgefallen sind, ist bekannt, und die „Gesinnungstüchtigkeit" der Hauptstadt hat sich wieder einmal auf das Glänzendste bewährt. Anderweitige Ergebnisse stellen dessen ungeachtet das Verhältniß der Parteien wieder auf ziemlich denselben Standpunkt,

wie in der bisherigen Kammer. Nicht revolutionär — denn darnach geht der Wind nicht — aber so angenehm oppositionell wie nur irgend möglich. Es wird, wenn nicht politische Stürme kommen, wieder eine ansprechende Unterhaltung in parlamentarischer Form werden. „Vorläufige Fragen", „Tagesordnung", „thatsächliche Bemerkungen" werden sich in den Zeitungen, möglichst abgekürzt, ganz behaglich lesen lassen, und die besonders für diesen Zweck gedruckten „Verhandlungen" von auffallend wenigen Menschen gelesen werden, wie das bisher erweislich schon für mehrere Jahrgänge dieser „Verhandlungen" der Fall gewesen ist.

Demokraten, das heißt solche, die jetzt noch den ehrlichen Muth haben, sich selbst so zu nennen und es nicht zurückzuweisen, wenn Andere das thun, sind, so viel bis jetzt bekannt geworden, nirgend als Candidaten, oder sonst auf der Rednerbühne erschienen. Sie schwiegen, stimmten aber für den liberalsten unter den liberalen Candidaten. Dagegen schillerten die Nuancen, Fractionen und Fractiönchen innerhalb der conservativen Partei in allen möglichen Farben, während die Liberalen gleich mit ganz bestimmten Namen, ganz fertigen Combinationen und Stichworten hervortraten. Bekanntlich herrscht jetzt an außerordentlich conservativen Leuten ein wahrer Embarras de richesse, so daß weniger die Wahl selbst, als das Wählen derselben schwer ist. Die Liberalen haben weniger, aber dafür desto bestimmtere Persönlichkeiten und affichirten das Märtyrerthum, dem sie durch allerlei landräthliche und polizeiliche Amtshandlungen ausgesetzt wären, „was doch nicht geduldet werden dürfe, denn weder Landräthe, noch Polizeibeamte, noch sonst eine Autorität habe sich in die freie Selbstbestimmung des unabhängigen, zeitbewußten, politisch-reifen Staatsbürgers zu mischen." Von den Manövern der Gegner, den künstlich herauf- oder heruntergeschraubten Majoritäten bei den Vorwahlen, dem Schwanken der Kreis-Insassen gegen die Städte und dieser wieder gegen die allerdings ziemlich erkennbaren ritterschaftlichen Candidaten, ließe sich Vieles erzählen und hat sich das jetzt noch nachwogende Meer der Wahlerregung erst wieder geglättet, so erzählen wir wohl einige besonders curiose Specimina. Nach eigener Anschauung konnten wir natürlich nur in dem einen Wahlkreise urtheilen, unter dessen Wahlmänner die Urwähler uns aufzunehmen, die Güte gehabt. — Unter allerlei hier Gehörtem prägten sich zwei Argumentationen besonders ein:

Dem früheren Abgeordneten, der in letzter Zeit allerlei liberale Anwandlungen gehabt haben sollte, wurde von den Conservativen ein höherer Beamte entgegengesetzt. Der frühere Abgeordnete suchte in stundenlanger Rede die Interpellation über seine Abstimmungen und Reden in der verflossenen Legislatur-Periode zu entkräften und suchte alle möglichen Gründe für die allerdings unerwartet von ihm bewiesene parlamentarische Haltung hervor. Als er unter großem Beifall geendet hatte, bestieg sein Gegen-Candidat die Rednerbühne und sagte:

„Meine Herren! Ich kann keine lange parlamentarische Laufbahn zum Zeugniß für meine Gesinnung vor Ihnen ausbreiten, denn zum ersten Male beruft mich Ihr Vertrauen zur Annahme einer etwaigen Wahl. Ich kann daher nur sagen: Ich werde mir Mühe geben, so zu handeln, daß künftig meine parlamentarische Laufbahn für mich spricht, und ich nicht nöthig habe, wie mein geehrter Vorgänger, für meine parlamentarische Laufbahn zu sprechen!"

Natürlich eben so großer Beifall. Schließlich aber doch auch die Wahl dessen, der nicht für seine parlamentarische Laufbahn zu sprechen nöthig hatte.

Von einem andern Candidaten verlangte ein besonders eifriger Interpellant, er solle sich aussprechen, wie er in Bezug auf das Gemeindegesetz und die Ehescheidungen stimmen wolle? Sehr ruhig erwiederte ihm der Interpellirte:

„Das weiß ich noch nicht! Wenn Sie mich zu Ihrem Abgeordneten wählen, so thun Sie es ja nur, um mich dahin zu schicken, wo entweder durch andere kluge Männer meine Ansicht berichtigt wird, oder ich im Stande bin, die bisherige Ansicht Anderer zu berichtigen. So viel ich weiß und davon begreife, ist das ganze parlamentarische System ja nur dazu erfunden, damit man durch das Reden Anderer klug wird. Wenn das nicht wäre, könnten ja die Abgeordneten ruhig zu Hause bleiben und dem Ministerium ein für allemal eine Visitenkarte mit der Bezeichnung: „Ich stimme Links!" oder „Ich stimme Rechts!" schicken, und die Minister wüßten dann gleich, woran sie sind, ohne die geringste Debatte. Weil ich also dort, wo Sie mich hinschicken wollen, erst Belehrung erwarte, kann ich Ihnen auch nicht im Voraus sagen, wie ich stimmen werde."

Großer Beifall, aber gewählt wurde der Mann freilich nicht.

Die Rheinischen Zeitungen erzählen eine Antwort Seiner Majestät des Königs, die allerlei zu denken und an vieles zu erinnern giebt. Auf der Moselfahrt bot der Prediger einer Dorfgemeinde dem Könige ein Glas besten Weines mit den Worten: „So rein, wie dieser Wein, sind die Gesinnungen meines Ortes!" Der König nahm das Dargebotene freundlich an, hielt das Glas prüfend gegen das Licht und antwortete lächelnd mit der Bemerkung: „Doch nicht vom Jahrgang 1848?" — Die fragende Antwort ist eben so bezeichnend als natürlich, denn wenn man den Betheuerungen oder auch nur Gesprächen des Tages zuhört, so begreift man gar nicht mehr, daß 1848 überhaupt irgend etwas vorgefallen ist. Nach dem was man jetzt über Personen und [illegible]ationen hört, muß damals ein wahrer Wetteifer in Darlegung [illegible]ster Loyalität stattgefunden haben. Die Unruhstifter müssen eine [illegible], fast imperceptible Partei gewesen sein, daß man gar nicht [illegible]rsteht, wie diese Handvoll Leute damals so vielen Lärm machen

konnte? Jeder Einzelne, mit dem man spricht, war damals leidenschaftlich conservativ. Keiner begreift jetzt noch, daß die Regierung auf das Geschrei dieser Wenigen Rücksicht genommen. Alle Magistrate sind rein, alle Stadtverordneten fast übertriebene Royalisten, alle Schützengilden fließen über von Verehrung, Handwerker-Vereine, Liedertafeln singen nur noch Königslieder, oder das Lied von der Majestät, „Borussia" und „Ich bin ein Preuße," höchstens einmal: „Du Schwert an meiner Linken!" Jeder, der von den Behörden etwas will, beginnt sein Gesuch mit den unvermeidlichen Worten: „Nachdem ich mich im Jahre 1848 musterhaft benommen", und da die Placate aus jener Zeit nur in wenigen Sammlungen Curiositatis causa vorhanden sind, Zeitungen nie gesammelt, und wenn gesammelt nie wieder gelesen werden, auch die Wolff'sche „Berliner Revolutions-Chronik" nicht mehr erscheint, so wird es hoffentlich bald dahin kommen, die Existenz des Jahres 1848 überhaupt ganz abzuleugnen. Wo waren nur um Gotteswillen damals alle diese reinen Ortsgemeinden, diese Royalisten, diese Männer der Ordnung, diese Mißbilligenden, daß man so wenig von ihnen gehört hat? — Jetzt sind sie unstreitig vorhanden.

Der bezeichnenden Redensart: „Kamiesch ist jetzt ein französischer Kriegshafen," hat sich nun auch die fast noch bezeichnendere angeschlossen: „Sebastopol gewinnt bereits das Ansehen einer französischen Stadt." So lange man das nicht von der alten vielkuppligen Moskwa oder dem goldgehäupteten Kijew sagen kann, liegt allerdings noch keine besondere Gefahr für Rußland darin, daß aber noch keines der eroberten Dörfer ein englisches Ansehen gewinnen will, oder englische Bojen in russischen Häfen das Fahrwasser anzeigen, ist allerdings bei so rascher Französirung ein auffallender Umstand. Frankreich und die Franzosen geniren sich gar nicht mehr, die Stelle auch factisch zu beanspruchen, die sie sich unzweifelhaft durch ihre überlegenere und bessere Landmacht errungen haben. Wenn aber auch Englands Seemacht stark genug ist, Frankreich zu hindern, ohne Englands Zustimmung sich im Orient festzusetzen, und wenn auch englische Diplomaten bei Nachtisch-Reden und englische Zeitungen bei jeder Gelegenheit den Mund sehr voll nehmen, so klingt es doch hier wie da etwas hohl, und vergleicht man die englische That mit dem englischen Worte, so ist die Bilanz keine besonders günstige. Wenn der ganze Lärm mit Shorncliff und Helgoland, Otter und Consular-Agenten in Köln zu nichts weiter geführt hat, als zu 2400 Mann ausländischer Soldtruppen, die schließlich in Malta ein abcommandirtes Regiment ersetzen sollen — wenn die Zeitungen schon in ein Triumphgeschrei darüber ausbrechen, daß sich an einem der nächsten Tage nach dem Eintreffen der Nachrichten von Sebastopol sogar 104 Rekruten in London allein hätten anwerben lassen — wenn die Engländer selbst eingestehen, in der Ostsee nichts, in Kamtschatka sehr Zweifelhaftes, im Weißen Meere we-

niger als nichts und beim Sturm auf den Redan gar nichts ausgerichtet zu haben, was sich irgend wie neben die von Frankreich und den Franzosen gewonnenen Resultate stellen läßt, so wird die schamlose Grobheit und geradezu cynische Gemeinheit in der Sprache der englischen Presse begreiflich, mit der sie Alle und Alles ohne Ausnahme begeifert, was dem britischen Hochmuth sich nicht sofort beugen will. Man muß einen Artikel, wie die Times ihn bei Gelegenheit der Vermählungs-Aussichten der Princeß Royal gegen Preußen ausspeit, gelesen haben, um diesen Grad von Nichtsnutzigkeit für begreiflich zu halten. Daß wir uns nicht mit einer Reproduction dieses „tiefsten Grades der Leutseligkeit" oder auch nur mit einer Bekämpfung einzelner nahezu irrsinniger Sätze desselben besudeln werden, versteht sich von selbst. Jupiter, Du hast Unrecht, denn Du wirst ärgerlich! Das ist die einzige Antwort, die ein deutsches Blatt, das seine Aufgabe achtet, darauf geben kann.

Wer jetzt doch mit am grünen Tische in Downing Street oder in der Rue Dominique säße. Es müssen da seit dem Falle der Südseite Sebastopols ganz interessante, wenn auch grade nicht gegenseitig mitgetheilte Gespräche geführt werden! Ein proclamirender junger Murat, — die stille Freude der Carlisten in Spanien, daß bald 30,000 Mann weniger zu bekämpfen sein werden, — die wohnliche Einrichtung Kaiserlich Oesterreichischer Truppen in den Donaufürstenthümern, — die täglich offenkundiger werdenden Regungen der giovine Italia in allen ihren Schattirungen vom Carbonarismus bis zum Mazzinismus, — die nach dem momentanen Siege denn doch immer bekannter werdenden Verluste, und deren nothwendiger Ersatz, — die Haltung Rußlands, von der man eben nicht sagen kann, daß sie schon die eines sich besiegt Erklärenden wäre, — die unzweideutigen Huldigungen, welche Se. Majestät der König von Preußen in seinem Lande empfängt, und die Annäherung anderer Deutscher Monarchen an den Erhalter und Wahrer des ehrenvollen Friedens für Deutschland, — die Zustimmung, welche der bisherige feste Gang der Preußischen Politik mit jedem Tage mehr in allen Gauen Deutschlands findet — das Alles mag an jenem grünen Tische Allerlei zu denken und zu bedenken geben. Wenn Kanzler Orenstjern Recht hat, in so fern es sich um die Lösung des „verherten diplomatischen Knäuels" handelt, so kann man doch auch nicht anders sagen, als daß besagter Knäuel verwickelt genug aussieht, um sich für seine Lösung nach mehr als gewöhnlichem Menschenverstande umzusehen. An den, der eigentlich löst, wird natürlich nicht gedacht, und doch schreibt sein Flammenfinger das Mene tekel upharsin! für den Sehenden schon längst wieder deutlich genug an die Wand!

Was das spanische Ministerium des Fortschritts noch irgend an der Zeit absparen kann, die es den außerordentlich eilig zu reformirenden Theaterverhältnissen widmet, verwendet dasselbe jetzt auch

auf eine Reorganisation der Armee, und dafür ist die Sorge begreiflicher, als für das Theaterwesen, denn die Armee hat wirklich einige Beweise gegeben, daß der gerade an der Regierung Befindliche sich doch nicht ganz auf dieselbe verlassen kann. Die telegraphische Depesche aus Madrid spricht von einem „sehr freisinnigen Gesetzentwurf“ für das Heer, welchen das Ministerium den Cortez vorgelegt hat. Nach demselben soll das stehende Heer auf 70,000 Mann gebracht und vor allen Dingen politische Flüchtlinge darin aufgenommen werden. Der Telegraph fügt hinzu, daß dieser Gesetzentwurf sehr günstig aufgenommen wurde. Hoffentlich wird er auch angenommen und somit das Ende des greulichen Dramas beschleunigt, dem eine edle, tapfre und hochherzige Nation nach und nach durch den Parlamentarismus und die liberale Phrase verfallen ist. Wenn auch nicht das ganze Heer, so doch diejenigen Theile desselben, welche die letzte Revolution durch die Gewalt ihrer Waffen getragen, verdienen die Demüthigung, die ihnen jetzt von einem „sehr freisinnigen“ Ministerium auferlegt wird. Aber freilich, die Königin Isabella kann sich nicht über das beklagen, was gekommen ist, und was zuverlässig noch kommen wird, denn auch sie hat ja politische Flüchtlinge in einer Frembenlegion angeworben und bezahlt, um ihre „Rechte“ gegen die „Empörung“ des Don Carlos zu vertheidigen. Jene Frembenlegion, die in der Schlacht bei Barbastro unterging, wurde von Frankreich an Spanien verkauft und sollte, 6000 Mann stark, nun gegen Don Carlos fechten, wie sie bis dahin gegen Beduinen gefochten. In Oran eingeschifft, in Tarragona ausgeschifft, zeigten sie sich sofort als ächte Condottiere; fast die Hälfte ging zu den Carlisten, die andere Hälfte ließ es sich bei den Christinos gefallen. — So standen die früheren Kameraden einander gegenüber und waren die einzigen, die von der Convention von Durango ausgeschlossen wurden. Bei Barbastro kämpften sie zuletzt gegen einander und schlugen sich gegenseitig todt. Nach so nützlichem Beispiele ist es kein Wunder, daß ein freisinniges Ministerium abermals Versuche damit macht.

Bekanntlich ist es ein gutes Mittel, Broschüren verkäuflich zu machen, wenn der Verleger zu verstehen giebt, sie sei unter „hohen Auspicien“ geschrieben. Das Manöver hat einige Male geholfen, natürlich empfiehlt das Nachahmung. Sogar liegen gebliebene Broschüren und „Krebse“ werden auf diese Art wieder aufgemuntert. Eine belgische Zeitung erzählt, daß gegenwärtig in Paris eine Broschüre Aufsehen macht, die den Titel führt: „Le reveil de l'Europe occidentale ou la Russie ne peut être contenue et refoulée que pas des nationalités“, und der Correspondent versichert, er hätte sich gerade bei einem deutschen Diplomaten befunden, als diese Broschüre mit dem Kaiserlichen Siegel gesiegelt, sous bande gebracht worden

wäre. Nach den daraus mitgetheilten Proben scheint es ein ungemein reifes und überlegtes Werk zu sein. Man urtheile:

„Wenn aber auch die Armeen des Westens angefangen haben, die moskowitische Ehrsucht zu beschränken, und dieses nützliche Werk weiter führen wollten, so befinden sie sich doch in einem Irrthum, wenn sie glauben, es auch allein vollbringen zu können. Sie bedürfen einer ganz andern Hülfe, einer mächtigen Hülfe, aber einer Hülfe, die außerhalb der Armee steht. Das ist die Hülfe der Nationalitäten. Diese Nationalitäten müssen an Rußlands Rippen gehängt werden, wie Brander an die Seiten eines Kriegsschiffes. Von Nord bis Süd muß Rußland unaufhörlich die Regungen einer Macht fühlen, die seinem Uebergewichte feindlich gesinnt ist; Rußland muß durch diese Macht so eingeschnürt werden, daß ihm kein Raum zur Bewegung bleibt. Die Finnländer, die deutschen Ostsee-Provinzen, Preußen (!?), Polen, Moldauer, Walachen, Türken, Tscherkessen, das sind die nationalen Elemente, welche sich wie ein Gesundheits-Cordon um Rußland legen müssen, nicht allein, um es in seinen Grenzen einzuschließen, sondern es später auch zurückzuwerfen, wenn auch nicht materiell, so doch moralisch, durch die Fortschritte der Civilisation West-Europa's gegen die Wildheit und Barbarei der Moskowiten."

Man sieht, es sind so ziemlich alle Fälle vorgesehen.

„Und wem wird Europa alle diese großen Resultate zu danken haben?", heißt es weiter, — „nur dem Kaiser Napoleon III., und das ist, was diesen Fürsten zur größten Erscheinung des 19. Jahrhunderts macht."

Bravo! — würde es vor jeder Tribüne lauten, von der ein so vortreffliches Raisonnement ertönte. —

Wappen-Sagen.

Wrangel.

Die Schlacht war schon verloren,
Der König stand allein,
Legt, um sein Leben zu fechten,
Grimmig die Lanze ein.

Da bäumt in wildem Satze
Empor sein edles Roß,
Dann bricht es klirrend zusammen,
Getroffen vom Geschoß.

Der König liegt am Boden,
Der Feind stürzt wild heran,
Da tritt vor seinen König
Ein stolzer Rittersmann.

Der ficht in schwarzer Rüstung,
Und mächtig führt er das Schwert,
Der steht wie eine Mauer
Vor seinem König werth.

Ihn kümmert nicht der Feinde
Uebermächt'ge Zahl,
Er steht, eine schwarze Mauer,
Gegen ein Meer von Stahl.

Ob ihm aus zwanzig Wunden
Sein Blut auch rinnen that,
Er schirmt und schützt den König,
Bis endlich Hülfe naht.

Dem Helden bessert sein Wappen
Der König darauf mild,
Er gab eine schwarze Mauer
Ihm in das silberne Schild.

Der so den König gerettet,
Herr Wrangel hieß der Held,
Noch heut zieh'n seine Enkel
Voll Kampfeslust in's Feld.

Der Ahn' stand gleich 'ner Mauer
Vor seinem König fest,
Drum heute noch kein Wrangel
Von seinem König läßt.

Mit blankem Schwert erfochten
Die Wrangel sich hohen Ruhm,
Die schwedische Freiherrnkrone,
Hispanisches Grafenthum;

Mit mächtigen Fürsten verschwägert,
Errangen sie manchen Preis —
Gott grüß' Euch, Ihr guten Degen,
Und Euer Wappen schwarz-weiß!

Inserate.

Pariser Handschuhe

in allerfeinster Qualité und den modernsten Nüancen empfiehlt in reicher Auswahl

Ludwig ci-devant **Rey,**
33. Charlottenstr. 33.



Magazin für Herren-Garderobe.
Magasin d'Habillement pour hommes.
Berlin, Markgrafenstraße Nr. 46
(dem Schauspielhause gegenüber).

Röcke, Paletots, Ueberzieher, Fracks, Beinkleider, Westen, Schlafröcke, Negligée- und Reise-Anzüge, Regenröcke, Wäsche.
Nach Londoner und Pariser Modellen gearbeitet.

Inländische, englische, französische, türkische und indische Stoffe der berühmtesten Fabriken.
Vortheilhaft bekannte Solidität.

Die **Buchdruckerei** von **C. Schultze,**
in Berlin, Neue Friedrichsstraße 47,
empfiehlt sich zur Ausführung aller Arten Buchdruck-Arbeiten, **namentlich solcher in Russischer und Griechischer Sprache.** — Es wird der **sauberen Ausführung** und dem **correcten Drucke** alle mögliche Sorgfalt gewidmet, und werden **die Preise möglichst billig** gestellt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

2te Auflage. — Neuer Lehrgang der **Russischen Sprache.** — 2te Auflage.

Zum Unterricht für Deutsche nach der Robertson'schen Methode verfasst von **Dr. A. Boltz**, Lehrer der Russ. Sprache an der Königl. Kriegsschule zu Berlin.

2 Theile. — Preis 1⅓ Thlr. Preuss. — Jeder Theil einzeln à ⅔ Thlr.

Ueber dies Buch, dessen Dedication Se. Excellenz der General-Adjutant des Hochseligen Kaisers von Russland Majestät Herr Jacob von Rostovtzoff, oberster Chef der Kaiserl. Russischen Militair-Erziehungs-Anstalten, Ritter etc., in schmeichelhafter Weise angenommen, sagt das Prüfungs-Comité der Kaiserl. Russ. Militair-Erziehungs-Anstalten in seinem amtlichen Bericht u. A.: „Dies ist der erste Versuch, die berühmte Robertson'sche Methode zur Erlernung der Russischen Sprache anzuwenden — ein Versuch, der dem arbeitsamen und gewissenhaften gelehrten Deutschen zur höchsten Ehre gereicht.“ . . . Nachdem sodann der praktische Theil des Buches erklärt und sehr gerühmt wird, heisst es von dem theoretischen: „Dieser übertrifft bei weitem dieselbe Abtheilung in Robertson's eigenem Werke.“ — Ein so vollständiges Lob von jener hohen Kaiserl. Russischen Prüfungs-Commission wird genügen, die Vortrefflichkeit des Buches ausser Zweifel zu stellen.

C. Schultze's Buchdruckerei in Berlin.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Siebentes Capitel.

Gracchus Babeuf's Verschwörung.

Barras und Bonaparte hatten durch ihren Sieg über die Royalisten am dreizehnten Vendemiaire die Restauration des legitimen Königthums verhindert; schwerlich wußte der junge Bonaparte damals, wie trefflich er an jenem Tage für sich selbst gearbeitet hatte! Es war ein schwerer Schlag, den die Royalisten am dreizehnten Vendemiaire erlitten, aber derselbe hatte sie nicht vernichtet, ja, nicht einmal entmuthigt.

Die größere Zurückhaltung, mit der die royalistische Partei nach der Vendemiaire-Niederlage und bei der beginnenden Aera des Directoriums in Paris auftrat, hatte mehrfache Gründe. Die Royalisten unterhandelten damals insgeheim mit Pichegru und andern republikanischen Generalen. Das Ergebniß dieser Unterhandlungen hatten sie zunächst abzuwarten, und sie hatten ja bei dem Warten nichts zu verlieren, denn bei den nächsten Wahlen waren sie sicher, eine royalistische Majorität in den Räthen zu erlangen; jedenfalls aber wäre doch eine größere Rührigkeit in der Partei sichtbar geworden, wenn nicht die Seele des Pariser Royalismus krank in Viroflay gelegen hätte und dann, zum ersten Male in seinem Leben, mehr an sich als an den König denkend, von der Liebe unterjocht bei der edeln Claudia zurückgeblieben wäre. Der Baron konnte nicht von Claudia scheiden, bevor zwischen ihr und ihm nicht Alles klar war. Als das aber der Fall, da bedurfte es, wie wir gesehen, nur eines Wortes von Thélusson, um das Bewußtsein der Pflicht

in dem Königlichen Edelmann zu wecken und ihn auf den Schauplatz seiner unermüdlichen Thätigkeit zurückzuführen.

Kaum war der Baron von Batz wieder in Paris, so begann auch sofort wieder jener kleine, aber furchtbare Krieg, in welchem der eiserne Edelmann aus Bretagne Meister geworden war im Laufe der Jahre, der Krieg der Gesellschaft gegen den Staat. Der Baron glaubte, durch die Gesellschaft den Staat tödten zu können, durch die royalistische Gesellschaft den revolutionären Staat. In den Provinzen gelang das meist vortrefflich, in Paris aber war die Aufgabe darum eine sehr schwere, weil in Paris jede Regierung eine Gesellschaft um sich bilden kann und immer bilden wird.

Der Baron von Batz war Einer der Hauptführer in diesem socialen Kampf, den die royalistische Gesellschaft im Bunde mit der katholischen Kirche gegen die revolutionäre Pentarchie und die heidnische Gesellschaft kämpfte.

Die Niederlage am dreizehnten Vendemiaire hatte also die Royalisten nicht entmuthigt, aber ganz entschieden die Reste der geschlagenen jacobinischen Fractionen ermuthigt. Die alten Jacobiner brannten vor Begierde, die Directorialverfassung, die ihrer tiefern Bedeutung nach dem absolut demokratischen Element jede Hoffnung nahmen, in ihr zu einer neuen Pöbelherrschaft zu gelangen, umzustürzen und die Tyrannei Aller zu restauriren; aber ihre Führer, besiegt im Thermidor, besiegt im Prairial, waren entmuthigte Generale, die nur noch an ihren Muth, aber nicht mehr an ihre Fähigkeiten glaubten und ziemlich richtig fühlten, daß es ihnen nicht wieder gelingen werde, die Massen behufs einer bloßen Verfassungsveränderung in Bewegung zu setzen.

Dieses Gefühl aber trieb sie mehr und mehr, sich Babeuf und seinen Freunden zu nähern.

Babeuf hatte, was ihnen fehlte, Vertrauen auf seine Fähigkeit, eine neue Revolution bewerkstelligen zu können; denn er hatte einen Hebel, die Massen zu bewegen, gefunden, das war seine Lehre von der vollkommenen Gleichheit, von der Aufhebung alles persönlichen Eigenthums. Mit dieser Lehre, die nichts weiter ist, als die letzte Consequenz des Egalitätsprincips, stand Babeuf inmitten der Ideen, die den Pöbel bewegten. Es kam darauf an, ob er den Muth hatte, sich zu diesen Grundsätzen, die er im engern Kreise seit einiger Zeit schon gepredigt, öffentlich zu bekennen.

Er hatte diesen Muth. Babeuf war kein Mann des Systems, am wenigsten war er ein für seine Idee begeisterter Schwärmer, er war vielmehr ein schlauer, kühner und kalter Egoist; er handelte auch nirgends aus Liebe zum Pöbel, sondern er handelte aus Haß gegen die Stände, aus Haß gegen die Gesellschaft überhaupt. Durch eigene und fremde Schuld ausgeschieden aus dem Stande, dem er durch Geburt angehörte, fand er keine Stelle in der Gesellschaft; darum arbeitete er

von Anfang an für die Revolution, welche diese Gesellschaft zertrümmerte; er arbeitete für sie, so lange sie die Tyrannei Aller erstrebte, oder in Kraft erhielt, das heißt bis zur Dictatur Robespierre's. Babeuf haßte den Dictator, aber er diente ihm, weil er nicht begriff, daß Robespierre bereits Reaction gegen die Pöbeltyrannei war. Den Bürgerstand haßte Babeuf am meisten, weil ihm der am nächsten gewesen, weil er von diesem die meisten Kränkungen erfahren; und gerade die Trümmer dieses Standes waren es, die unter der Directorialregierung die Revolution zu ihrem Vortheil ausbeuteten.

Der Vater der Communisten war keineswegs der Mann der offenen Gewalt, aber das Drängen des Volkes zum Despotismus nicht ganz richtig würdigend und den Verlust der revolutionären Errungenschaften fürchtend, blieb ihm seiner Meinung nach keine Zeit mehr zu heimlicher Verbreitung seiner Lehren, er mußte die weitere Flucht zum Despotismus hemmen, er mußte die Macht seiner Lehre prüfen, die Massen in Bewegung setzen, er mußte losschlagen.

Er suchte Bundesgenossen zu dem Kampfe. Die alten Jacobiner kamen ihm auf halbem Wege entgegen und gemeinschaftlich mit ihnen gründete er die „Gesellschaft der Gleichen", die ihren Sitz in dem Pantheon hatte, genau da, wo das Paris der Bourgeoisie aufhört und das Paris des „peuple" in den Faubourgs des Südens und Ostens anfängt. Zu gleicher Zeit begann er die Herausgabe einer Zeitschrift „le Tribun du peuple." Babeuf war weder Redner noch Schriftsteller, aber die verbissene Energie und der Cynismus des Ausdrucks ließen seine Reden und seine Aufsätze einen mächtigen Einfluß üben. Gleichheit war das Wort, mit welchem er Recht und Gesetz, Staat und Eigenthum, Verfassung und Gesellschaft aufs Schonungsloseste angriff. Mit giftigem Hohne zeigte er im hellsten Licht dem Pöbel alles, was er durch seine Erhebung gewinnen könne, alle Genüsse des Besitzes malte er ihm mit derben Strichen, wie sie Eindruck machen auf die Massen; jeder Leidenschaft, die der Empörung und dem Blutdurst dienen konnte, schmeichelte er. Immer größer wurde der Haufen, der sich um ihn sammelte, und Babeuf durfte mit Zuversicht auf einen Erfolg rechnen. Die wachsende Unruhe, mit der die Regierung seinem Treiben zusah, der Eifer, mit dem sie endlich einen gegen ihn erlassenen Haftbefehl vergeblich in Wirksamkeit zu setzen suchte, und die Strenge, mit der sie das Local der communistischen Gesellschaft im Pantheon schloß, störte ihn nicht nur nicht, sondern brachte ihm den großen Vortheil, daß sie die widersprechenden Meinungen, die sich über die verschiedenen Punkte bei seinen eigenen Anhängern sofort kundgaben, verstummen machte. Erst der von den Schergen des Directoriums verfolgte Babeuf war vollständig der Herr seiner Partei. Er bildete nun mit Darthé, Buonarotti und dem schmutzig frechen Sylvain Maréchal ein geheimes und permanentes Directorium. Das war die insurrectionelle Gewalt des Volkes, das zu glauben und zu

handeln bereit war. Unter dem geheimen Directorium constituirte Babeuf nun aus seinen Anhängern einen geheimen Nationalconvent aus neunzig Mitgliedern und das Vorgeben der Communisten, daß sie die Verfassung von 1793 wieder herstellen wollten, bewog die alten Jacobiner wirklich, sich ihnen ganz anzuschließen und den geheimen Nationalconvent durch sechszig der Ihrigen zu verstärken.

So war das Heer organisirt, das Babeuf gegen das Directorium zunächst und nach Besiegung desselben gegen die Gesellschaft führen wollte.

Babeuf's Programm lautete: „Keine Kirche, keine Regierung, keine Wissenschaften, kein Eigenthum mehr; die Städte müssen verlassen und zerstört, die Künste vernichtet, die höhere Bildung unmöglich gemacht, die Schriftstellerei abgeschafft, die besondere Erziehung aufgehoben werden, Stände, Beamte, Künstler, Gelehrte, Besitzer, alles wird gleich gemacht."

Das ist die furchtbare Egalitätslehre Babeuf's und seiner Genossen!

Im Floreal des Jahres V war die Verschwörung reif; alte Conventsmitglieder wie Vadier, Amar und Ricord, Generale der jacobinischen Regierung wie Rossignol, Parrein, Lami und Fyon hatten die Anführung der Insurrection in den verschiedenen Arrondissements von Paris übernommen. Der Pöbel war in mächtigster Aufregung und im Luxembourg wußte man, daß eine große Gefahr drohe, aber man war rathlos, man wußte nicht wohin sich wenden zur Abwehr. Die ganze Polizeilegion, aus alten Jacobinern bestehend, gehörte der Verschwörung an. Ja, einzelne Truppentheile des Lagers von Grenelle, das die Directoren gebildet hatten, um sich gegen die Royalisten sicher zu stellen, waren für Babeuf gewonnen. Eben so die Artillerie des Forts von Vincennes und die Grenadierwache der Räthe. Sechszehntausend Mitglieder zählte der communistisch-jacobinische Bund und auf die Gesammtmasse des Pöbels konnte er zählen.

Staunend verfolgte der Baron von Batz, weit besser unterrichtet als die Regierung, diese Verschwörung, die sich in immer riesigern Dimensionen entwickelte. Er ließ endlich, als er die Furchtbarkeit dieses Aufstandes erkannte, das Directorium warnen. Er sandte seine Warnung an Barras, denn unwillkürlich hatte der Edelmann noch immer das meiste Vertrauen zu demjenigen unter den Directoren, der von Geburt Edelmann war.

Die Barras waren ein altes Grenzadelsgeschlecht im Lande des Var und im Volksmunde hieß es dort: die Barras sind so alt wie Berg und Thal. Der Director war in seiner Jugend Marineoffizier gewesen, hatte mit Auszeichnung in zwei Welttheilen, namentlich bei der Belagerung von Pondichery, gefochten und hatte sich, nach Frankreich heimgekehrt, durch seine Unbändigkeit mit seinen Vorgesetzten und Verwand-

ten in tödtlicher Feindschaft entzweiet. Das brachte ihn auf die Seite der Revolution. Genußsüchtig, zugleich grundsatzlos und indolent fand er in der Stunde der Gefahr stets die Energie und den kalten Muth wieder, die ihn von je auszeichneten.

Barras wußte, daß die Warnung, die er erhielt, von dem Royalistenchef kam, er wußte, daß er einer Mittheilung des Baron's von Batz, obwohl derselbe sein Feind war, vertrauen konnte, und darum enthielt sie für ihn die kostbarsten Nachweisungen. Sie machte nämlich die alten Conventsmänner namhaft, die im Bunde mit Babeuf. Auf diese, seine ehemaligen Collegen und Genossen, baute Barras seinen Plan.

Am Morgen des achten Mai saß der ehemalige Conventsdeputirte und Mitglied des Sicherheitsausschusses, Vadier, der sehr thätig bei dem Sturze Robespierre's gewesen war, weil er richtiger als die meisten dessen Reaction gegen die Pöbeltyrannei begriffen hatte, in seinem Zimmer beim Frühstück. Vadier war ein alter Mann, aber seine feurigen schwarzen Augen protestirten gegen das kurzgeschnittene weiße Haar und seine raschen Bewegungen straften die Runzeln Lügen. Dieser merkwürdige Greis, der ohne allen Fanatismus ein eisenfester Demokrat war, hatte ein sauber geschriebenes Blatt vor sich, das er mit einem Bleistift in der Hand durchlas und ab und zu corrigirte.

„Es ist doch hübsch", sagte er höhnisch, „daß unsere Verschwörung einen ehemaligen Schreiber zum Chef hat, wie glatt sich das liest."

Aber ein finsterer Schatten zog über sein Gesicht und leise murmelte er: „es wird Mühe kosten mit diesem heillosen Gesellen, nach dem Siege."

Der Demokrat fürchtete den communistischen Bundesgenossen.

Da klopfte es an der Thüre.

Vadier faltete ruhig das Papier, eine Proclamation ganz von Babeufs Hand geschrieben, zusammen und steckte es in seine Tasche.

Es klopfte zum andern Male.

„Wer ist da?" fragte Vadier aufstehend.

„Oeffne, Vadier, ich bin es!" antwortete eine Stimme.

„Das ist doch nicht möglich!" sagte Vadier überrascht, dann öffnete er die Thüre.

Der Director Barras trat ein.

Das Haupt der Regierung war reich gekleidet. Barras war zu klug, um durch Ablegung der reichen Kleidung, die man an ihm gewohnt war, das Mißtrauen des alten Jacobiners herauszufordern. Mit einem offnen Lachen in dem nicht unschönen, männlich gebräunten Gesicht, streckte er Vadier den Zeigefinger seiner rechten Hand entgegen. Das war eine von den Grandseigneurmanieren, durch die sich Barras während der ganzen Revolution vor seinen Genossen unterschieden hatte, und er hütete sich wohl, sie jetzt dem schlauen Vadier gegenüber mit einer cordialeren Begrüßung zu vertauschen.

„Du scheinst sehr überrascht, mich bei Dir zu sehen?" fragte er lachend und hielt immer noch seinen Finger hin.

Vadier war wirklich überrascht, er berührte den Finger des Direc-or's, als wäre derselbe von glühendem Eisen, und sagte dann höhnisch und ungewiß zugleich: „Paris wird sehr erfreut sein, daß der gnädige Herr Fünftels-König aus dem Luxembourg zu dem Demokraten Vadier gegangen ist."

„Dafür ist gesorgt," entgegnete Barras leicht, „mein Wagen hält einige Häuser von hier, vor der Thür der schönen Generalin Bonaparte, Niemand weiß, daß ich bei Dir bin, mein Alter."

„Und was führt Deine Fünftels-Majestät zu mir?" fragte Vadier mißtrauisch.

Barras setzte sich in dem kleinen Sopha zurecht, schob die Kissen und brachte sich in eine liegende Stellung, denn er war mächtig bequem, dann sagte er: „Jetzt laß Deine Sticheleien, Vadier, sieh nach, ob wir nicht belauscht werden können, schließ die Thür und dann setze Dich hierher zu mir, ich habe wichtige Dinge mit Dir zu besprechen."

Barras hatte vollständig jenes „grand air", das nie seine Wirkung verfehlt auf die, welche es nicht haben; der verbissene, höhnische Demokrat that Alles, was ihm der Director befohlen, dann sagte er ärgerlich über sich selbst: „Ich erwarte Deine Befehle."

„Und ich Deine Eröffnungen!" entgegnete Barras, den Demokraten fixirend.

„Eröffnungen?" Vadier versuchte zu lächeln.

„Nun ja," nahm Barras das Wort wieder, indem er sich halb aufrichtete, „Ihr habt die Grenadiers, habt die Polizeilegion, habt die Kanoniere von Vincennes, ich dächte, es müßte Euch noch wichtiger sein, einen der Directoren selbst auf Eurer Seite zu haben."

Vadier war betroffen, aber nur eine Secunde, dann antwortete er: „ich verstehe Dich nicht, Barras!"

„Posse! ist das langweilig!" rief Barras anscheinend unzufrieden, „Vadier, Du bist alt geworden, begreifst Du denn nicht, daß Du Bundesgenossen brauchst am Tage nachher?"

Der alte Demokrat fühlte einen Stich im Herzen, Barras traf den wunden Fleck, aber unerschütterlich entgegnete er: „ich verstehe Dich nicht!"

„Alle tausend Donner!" fluchte Barras, meisterlich den Zornigen spielend, „wenn Dich das Alter dumm gemacht hat, werde ich zu Amar gehen oder zu Ricord. Ihr werdet doch nicht sämmtlich zu Eseln geworden sein in dem liebenswürdigen Umgange des großen Volkstribunen Grachus Babeuf!"

„Der Luxembourg ist der Sammelpunkt der feinen Gesellschaft!" sagte Vadier äußerlich kalt, obwohl er gespannt den weitern Auslassungen des Directors mit höchster Begierde entgegen sah.

Barras lehnte wieder in seine Kissen, putzte seine glänzenden Nägel mit seinem Taschentuch und sagte dann: „Vadier, ein letztes Wort. Ich habe keine Lust, mich für diese Theophilanthropen und sonstiges Volk gegen die Demokratie zu schlagen, Du und Deine Freunde habt die Bundesgenossenschaft von Gracchus Babeuf“ — der Director lächelte verächtlich — „angenommen gegen die Regierung. Ihr wollt die Verfassung von 93 wiederherstellen. Ich kann nicht glauben, daß Ihr dumm genug seid, dasselbe von euren Bundesgenossen vorauszusetzen. Deshalb komme ich offen und ehrlich, Dir meine Bundesgenossenschaft für den Kampf gegen die Regierung, und nach dem Kampf gegen die Rotte Babeuf anzutragen. Hätte ich irgend Lust, mich für meine liebenswürdigen Collegen zu schlagen, es stände wahrhaftig schlimm um Euch, da ich Eure ganze Verschwörung kenne. — Du solltest nicht so ganz zur unrechten Zeit den Spröden spielen.“

Barras war unübertrefflich, er berechnete den Gedankengang des alten Jacobiners mit einer staunenswerthen Genauigkeit; er wußte ganz sicher, daß Vadier denken müsse: Barras weiß etwas von unserer Verschwörung, er weiß nicht genug, um uns fassen zu können, aber er weiß genug, um sich zu fürchten, aus Furcht kommt er hierher, um sich zu salviren für den Fall, daß wir siegen; er weiß auch, daß wir ihn brauchen können gegen Gracchus Babeuf.

Erst als Barras ganz genau wußte, daß Vadier diesen Gedanken zu Ende gebracht hatte, stand er auf und sagte mit einer Bestimmtheit, die den alten Jacobiner fast erschreckte: „Der Tag eures Ausbruchs ist nahe, denn ihr könnt nicht lange mehr warten, aber er ist noch nicht bestimmt festgesetzt; ich werde die Maßnahmen der Regierung noch einen Tag aufhalten, besprich Dich mit unseren alten Freunden, namentlich mit Ricord und Rossignol, gieb mir bald Nachricht, Gruß und Brüderschaft!“

Barras ging leicht mit dem Kopf nickend an dem Jacobiner vorüber, der aber faßte seinen Arm und sagte unvorsichtig: „Barras, Du fürchtest Dich?“

Der Director lachte ihm in's Gesicht, dann sagte er ruhig: „Ich bekomme noch heute Nachricht von Dir, ob wir Bundesgenossen sind oder nicht, aber vergiß nicht, daß ich, wenn das Directorium siegt, vielleicht nicht alle meine Freunde werde retten können; Du weißt, ich bin nur ein Fünftelskönig!“

Barras ging.

Vadier blieb in höchster Aufregung zurück.

Lebhaft mit seinen Gedanken beschäftigt, ging er rasch im Zimmer auf und ab.

„Und er fürchtet sich doch!“ rief er endlich.

„Ich kenne ihn,“ setzte er hinzu, „ich kenne seine ganze Weise. Wenn er unsere Verschwörung in ihrem vollen Umfange gekannt hätte, so hätte er nicht gedroht. Ich lache seiner Drohung! Aber als Bundes-

genosse gegen Babeuf am Tage nachher ist er nicht zu verachten und am großen Tage selbst kann er Dienste von der größten Wichtigkeit leisten. Ich habe ihn zwei Mal die Republik retten sehen, gegen den Despotismus Robespierre's und gegen den Angriff der Royalisten; er ist ein tüchtiger Mensch, wenn auch ein schlechter Demokrat. Ich traue diesen demokratischen Edelleuten nicht, sie sind im besten Falle doch immer noch mehr Edelmann als Demokrat. Hole sie alle der Teufel!"

Trotz dieser freundlichen Wünsche des Jacobiners, die alle Demokraten theilen, so gern sie die Dienste abgefallener und verkehrter Edelleute annehmen, ging Vadier auf der Stelle, sich mit Ricord und dann mit Babeuf zu besprechen. Ricord und die andern Montagnards waren lebhaft für ein Bündniß mit ihrem alten Collegen Barras; Babeuf war zurückhaltend und begriff augenblicklich, daß sich die feine demokratische Bundesgenossenschaft durch Barras gegen die communistische Uebermacht stärken wolle, gleichwohl aber erschien auch ihm die Theilnahme des Directors so wichtig, daß er nach kurzem Widerstande seine Einwilligung gab, mit Barras Verhandlungen anzuknüpfen.

Jetzt schon hatte der kluge Director Großes erreicht, er hatte die Verschwörung sicher gemacht, sie fürchtete keinen Angriff von seiner Seite mehr, das heißt, sie war überzeugt, daß die Regierung, mit deren Oberhaupt sie unterhandelte, nicht angriffsweise gegen sie zu Werke gehen werde.

Barras aber suchte sich nach allen Seiten zu decken; von Vadier fuhr er direct zu dem Doctor Desmousseaux de Givré, mit dem er aus früheren Zeiten her bekannt war, und bat denselben, ihm durch Thélusson eine Unterredung mit dem Baron von Batz zu verschaffen.

In der Nachmittagsstunde des achten Mai, während Babeuf mit Widerstreben nachgab und in Unterhandlungen mit Barras willigte, traf dieser in den gemietheten Zimmern des deutschen Edelmannes Herrn von Minnigerode mit dem Chef der Royalisten in Paris zusammen.

Thélusson und Minnigerode bewachten die Ausgänge, um jeden Lauscher fern zu halten.

Die beiden Edelleute, der royalistische und der revolutionäre, begrüßten sich kalt und förmlich durch stumme Verbeugungen, dann sagte der Baron von Batz eisig kalt: „Der Director der Republik ist mir von Person bekannt, in Ermangelung eines gemeinschaftlichen Freundes erlaubt sich der Baron von Batz sich selbst vorzustellen!"

„Der berühmte Chef der Royalisten," entgegnete Barras fein, „konnte keinen bessern Mann wählen, um sich einem Manne vorstellen zu lassen, der sein Feind zwar und doch einer seiner Bewunderer ist."

Der Baron verbeugte sich schweigend, der Director fuhr leichter fort: „Herr Baron, Sie haben mir eine Warnung zugehen lassen wegen einer Verschwörung, die zwar die gegenwärtige Regiernng dieses Landes zunächst, dann aber ganz Frankreich mit den furchtbarsten Gefahren be-

droht. Darin erkenne ich den loyalen französischen Edelmann. So feindlich wir uns einander gegenüber stehen, wir haben dennoch eines mit einander gemein, das ist das französische Vaterland. Die Liebe zum französischen Vaterlande überwog in Ihnen den Haß des royalistischen Edelmanns gegen den republikanischen Director, darum warnten Sie ihn vor dieser furchtbaren Verschwörung. Das hat mir den Muth gegeben, Sie um diese Unterredung zu bitten. Ich habe nur eine Frage an Sie zu richten, aber ich frage im Namen Frankreichs, im Namen des Vaterlandes."

„Im Namen Frankreichs, im Namen des Vaterlandes!" entgegnete der bretagnische Edelmann ernst, „kann nur der König, unser gnädiger Herr, fragen."

„Herr Baron," rief Barras lebhaft, „ich halte den Herrn Grafen von Provence für einen guten Franzosen, ich weiß, daß er es ist, und ich bin überzeugt, daß er, wenn er hier zugegen wäre, Ihnen befehlen würde, das zu thun, was ich wünsche."

„Und wessen Schuld ist es, Herr Marquis", entgegnete der Baron bitter, „daß wir nicht nach den Tuilerieen fahren und uns Seiner Majestät Befehle ausbitten können?"

„Mein theurer Herr Baron", rief Barras eifrig, „machen Sie mir keine Vorwürfe, Sie haben Unrecht, so berechtigt Sie sich auch vorkommen dürften; die Ereignisse sind stärker als die Menschen."

„Die Menschen aber machen die Ereignisse!" warf der Baron ein.

„Nein, Gott macht sie!" entgegnete der Director heftig.

„Gott?" versetzte der Royalist unerschütterlich, „Gott läßt sie zu, dem Einen zur Prüfung, dem Andern zur Läuterung, dem Dritten zur Strafe!"

Barras biß sich auf die Lippen.

„Ich habe keinen Beruf," fuhr der Royalist ernst, beinahe traurig fort, „mit dem Marquis von Barras, der die Lilienfahne so heldenmüthig in Pondichery vertheidigte, über politische oder religiöse Gesetze zu streiten. Der Director der Republik hat den geächteten und von seinen Schergen verfolgten royalistischen Edelmann rufen lassen, er wollte eine Frage an ihn richten, das Gemeinwohl dieses unglücklichen Landes betreffend; er möge fragen und einer loyalen Antwort sicher sein!"

Das ernste Wesen des betragnischen Barons imponirte dem Director der Republik; er war selbst ein Mann und trotz seines Abfalls und seiner Verirrungen wußte er Männer zu schätzen, deshalb verneigte er sich leicht und entgegnete: „Vielleicht gelingt es mir, in Folge Ihrer patriotischen Warnung, Herr Baron, einem Kampfe vorzubeugen, der Ströme französischen Blutes kosten würde, vielleicht auch nicht. Kann das Directorium während des Kampfes gegen die Verschwörung Babeuf's darauf rechnen, von den Royalisten nicht angegriffen zu werden?"

„Das Directorium", versetzte der Baron eifrig, „wird von uns während dieses Kampfes nicht nur nicht angegriffen werden, sondern es kann darauf rechnen, daß wir, alle treue Unterthanen des Königs, auf den ersten Wink, ja, ohne denselben, nicht für das Directorium, sondern für Frankreich uns erheben werden gegen diese Verschwörung!"

„Ich habe nichts Anderes erwartet," antwortete der Director artig, „aber ich bedurfte des Wortes eines so vollkommenen Edelmannes!"

„Sie haben den Adel abgeschafft!" sagte der Baron lächelnd.

„Entschuldigung!" rief der Director eifrig, „ich war nicht dabei!"

„Nun, ich war dabei!" entgegnete der Baron, „aber freilich in der Minorität!"

Es folgte ein kurzes Gespräch, in welchem der Director der Republik sich so royalistisch als möglich gab; aber er täuschte den Bretagner nicht. Baron Batz wußte sehr gut, daß Barras weder zurück konnte, noch wollte; aber er benutzte die günstige Gelegenheit, die Freilassung einiger unter anderen Vorwänden gefangenen Royalisten zu bewirken.

Als sich die Herren von einander trennten, sagte der Director: „Herr Baron, um Sie nicht in Ihrem Zartgefühl zu kränken, erwähne ich erst jetzt, daß ich bereits den Sequester auf allen Ihren Gütern habe aufheben lassen, und da ich gehört habe, daß Sie die Wittwe dieses braven Ritters von Montsoreau, mit dem ich liirt war, ehe man noch an diese Revolution dachte, heirathen werden, so habe ich die Güter Ihres zukünftigen Stiefsohnes freigegeben; endlich versichere ich Sie auf mein Ehrenwort, daß, so lange ich Director bin, kein Haftbefehl gegen den Baron von Batz wird unterzeichnet werden."

Der Baron lächelte leise, dann sagte er ernst: „Ich danke Ihnen im Namen des Königs unseres Herrn, denn die etwaigen Einkünfte aus meinen Gütern sowohl, wie aus denen des jungen Marquis von Lannari, werden lediglich im Dienst des Königthums verwendet werden; das wußte der Director der Republik; aber der republikanische Director kann den ehemaligen Marquis von Barras nicht vergessen, und bei diesem hat sich der König zu bedanken. Was den Haftbefehl gegen mich betrifft, so gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück; ich bin so loyal, Ihnen zu bekennen, daß ich zuversichtlich hoffe, das Directorium bald in die Lage zu versetzen, mit mir auf Tod und Leben zu kämpfen. Niemals aber werde ich undankbar Ihrer Freundlichkeit uneingedenk sein, mein Herr Marquis, wenn ich selbe auch nicht annehmen darf!"

„Oh! wann wird Frankreich wieder einig sein!" rief Barras unwillkürlich und wirklich ergriffen.

„Wenn das Lilienbanner wieder weht von allen Thürmen und die Glocken wieder läuten durch das ganze Land des allerchristlichsten Königs!"

„Oh, mein Herr Baron!" sagte Barras leise, denn es erklang eine Stimme in ihm, die er lange nicht vernommen.

„Ja!“ fuhr der Royalist zuversichtlich fort, „die Zeit wird kommen, wo das ruhm- und ehrenreiche Lilienbanner unserer alten Könige wieder weht, von Saint-Malo bis zum Fort Lamalgue, und von den Pyrenäen bis zum Rhone, oder bis zum Var, wo die Grenzgrafen von Barras seit einem Jahrtausend die französische Grenze gehütet haben in Ehren und Treuen. Das Lilienbanner über Alles!“

Der Marquis von Barras, denn der allein war jetzt dem Baron von Batz gegenüber, verbeugte sich stumm und verließ das Gemach, in welchem der Royalist nachdenklich zurückblieb.

Als der Director Barras in seine Gemächer im Luxembourg zurückgekehrt war, meldete man ihm, es sei seit einer Stunde eine Frau im Vorzimmer, die ihn erwartet; sie bringe eine Botschaft von der „Wespe“.

Barras entsann sich sofort, daß er selbst einst Vadier den Spitznamen „Wespe“ wegen seiner stachligen Bemerkungen gegeben.

„Laßt die Frau eintreten und sorgt, daß wir ungestört sind!“ befahl er herrisch.

Die Frau, die in das Cabinet des Directors trat, brachte allerdings eine Wespenbotschaft — eine Botschaft, die auch so leicht kein anderer Mensch übernommen hätte; Barras erkannte, daß er es mit einem klugen Feinde zu thun hatte, einem Feinde, der ihm nicht den geringsten Vortheil gönnte, der ihm nicht einmal einen untergeordneten Agenten, ja nicht einmal eine noch so verstellte Handschrift ließ, seinen Scharfsinn zu üben. Die Verschwörung Babeuf schickte dem Director als Unterhändler eine arme Wahnsinnige, Margot Morlier.

Barras sann vergeblich nach, wo er dieses Gesicht, dieses Frauenzimmer schon gesehen, das seine Anrede erwartend ruhig vor ihm stand und gleichgültig mit irrem Blick ins Weite stierte.

„Du kommst von der Wespe?“ fragte der Director lauernd.

„Von der Wespe?“ wiederholte Margot halb mechanisch.

„Sie haben mir in der That eine Blödsinnige geschickt, diese Spitzbuben!“ sagte Barras zu sich selbst, dann fuhr er fort: „Und was will die Wespe von mir?“

„Das Nest der Wespe ist Straße des Gesetzes Nr. eilf im vierten Stock und die Wespe ist morgen früh von acht Uhr an im Nest!“ lautete Margots Antwort.

„Und was läßt mir die Wespe sagen?“ fragte der Director wieder.

„Das Nest der Wespe .....“ wiederholte Margot rasch und gleichgültig.

„Gut, gut,“ rief Barras ärgerlich, „sage der Wespe, daß ich sie morgen in ihrem Nest aufsuchen werde!“

Er verzichtete darauf, Margot weiter auszuforschen, entweder weil er deren Wahnsinn vollständig erkennend, es für unmöglich oder doch sehr schwer hielt, oder weil er sich scheute durch zu eifriges Forschen den Verdacht der Wespe zu wecken.

Er ließ Margot durch eine Seitentreppe in den Luxembourg-Garten führen.

Kaum aber war Margot im Garten allein und Barras' Kammerdiener zurückgekehrt, als das arme Weib, das sich um nichts kümmerte rundum, einer Frau begegnete, die ein kleines Mädchen an der Hand führte und von mehreren Herren begleitet wurde.

„Maman," rief das Kind plötzlich, „da geht die Frau, die mich damals mitgenommen hat, als man mich zu den Hunden brachte!"

Die Frau des Ministers Gohier, noch immer glühend vor Wuth, wenn sie an den Schimpf dachte, den man ihr zugefügt, indem man ihre Tochter in eine Hundepension gab, in der sie dieselbe erst nach langen Mühen wiedergefunden, drehte sich rasch um und verlangte von einem der Herren in ihrer Begleitung die Verhaftung Margots.

Ein Polizei-Agent legte sofort Hand an die Wahnsinnige, diese aber, rauh angefaßt, riß sich los und rannte laut schreiend dem Gitter zu. Dort wurde sie von den Wachen festgenommen.

„Laßt mich!" rief das unglückliche Weib, „ich habe eine Botschaft an die Wespe zu bringen, laßt mich, oder —," setzte sie drohend hinzu, „Babeuf wird Euch züchtigen für die Frechheit, mit der Ihr Hand an seine Freundin legt."

„Babeuf!" wiederholte ein höherer Beamter herzutretend in höchster Verwunderung.

„Ja, Babeuf!" schrie Margot, sich mächtig gegen die Agenten sträubend, in wilder Aufregung, „Babeuf, vor dem ihr Alle zittert. Babeuf ist mein Freund, und er ist ganz in der Nähe, er ist bei dem langen Buonarotti und die Andern auch. Zittert, Ihr Feiglinge!"

„Stopft dem Weibe den Mund!" befahl der Beamte athemlos, „bringt sie in das Zimmer des Ministers, rasch!"

Seine Befehle wurden augenblicklich ausgeführt, und kaum eine Viertelstunde später war das Haus Buonarotti's von allen Seiten von zuverlässigen Truppen und Agenten umringt.

Die Directoren waren versammelt und verfuhren mit eben so viel Vorsicht als Energie.

Barras schickte nach allen Seiten Patrouillen zur Verhaftung der namhaftesten Jacobiner; man fand die Wenigsten in ihren Wohnungen, aber darauf hatte man auch nicht gerechnet; eine ziemlich große Anzahl von Mitgliedern der Verschwörung lief den Wachen in die Hände, welche die Wohnung Buonarotti's umzingelt hielten, weil sie die Chefs warnen wollten, die sie bei Buonarotti versammelt wußten. Alles das war geschehen ohne großes Aufsehen, denn es war schon am späten Nachmittag, als Margot dem Kinde im Luxembourg-Garten begegnete, und der Abend war rasch hereingebrochen.

Um acht Uhr Abends erst begab sich Barras selbst, der, man muß es zu seiner Ehre sagen, in kritischen Momenten stets mit seiner Person

bezahlte, nach der Wohnung des Communisten Buonarotti, wo die Häupter der Verschwörung ungewarnt berathschlagten; sie hatten nicht alle Vorsichtsmaßregeln gebraucht, denn der Besuch, den Barras Vadier abgestattet, hatte sie sicher gemacht.

Es war ein großes, aber niedriges Zimmer, in einem engen Hinterhofe, in welchem die Häupter der Verschwörung sich zu einer letzten Berathung eingefunden hatten. Babeuf hatte sie durch Margot dahin bescheiden lassen, um mit ihnen die Stunde des Losbruchs definitiv festzusetzen.

Die Verschwörer entschieden sich mit großer Majorität für das Losschlagen in der Nacht vom zehnten zum eilften Mai, nur Wenige waren für einen weitern Aufschub; diese Minderzahl war jacobinisch. In der Aufregung waren die meisten Verschwörer aufgestanden, die Discussion wurde mit großer Heftigkeit geführt, überall zeigte sich der Haß und die Eifersucht, mit der sich die beiden zur Verschwörung verbundenen Factionen der demokratischen Jacobiner und der Communisten gegenseitig betrachteten. Es kam von harten Worten schon zu Vorwürfen, und namentlich gerieth der cynische Communist Sylvain Maréchal hart zusammen mit dem boshaften spitzen Vadier. Man schrie von beiden Seiten.

Inmitten dieses Tumultes saß allein Babeuf kalt vor dem großen Tisch, seine Eulenaugen schweiften von einer Gruppe zur andern, in seinen langen magern Fingern knitterte er ein Stück von einem Zeitungsblatt, mit dem er sich zuweilen den Schweiß von der Stirn wischte, denn es war heiß in dem niedrigen Zimmer, dessen Fenster geschlossen waren.

Sonderbarer Weise waren es fast immer die Argumente der Jacobiner, zu denen der Communistenchef nickte, was dieselben nicht wenig ermuthigte, denn sie hörten ja nicht, daß Babeuf leise in sich hinein murmelte: „Sie haben Recht, diese Stiere, sie ahnen dunkel das Geschick, das ihrer wartet, denn haben wir mit ihrer Hülfe die Directoren gestürzt, so sind sie die Ersten, die an's Messer müssen; das ahnen diese Stiere aus Instinct, und darum brüllen sie nach Aufschub; kann aber nicht bewilligt werden!"

Babeuf stand auf und winkte mit der Hand, zum Zeichen, daß er reden wolle. Augenblicklich trat tiefe Stille ein, gewiß ein Zeichen des gewaltigen Ansehens, das dieser Mensch genoß.

„Ich habe die Erfahrung für mich," sagte Babeuf mit seiner unreinen Stimme und offenbarem Hohn, „daß noch fast alle Verschwörungen in den letzten vierundzwanzig Stunden verrathen worden sind. Nun habe ich keine Lust, dem Zufall, denn der allein könnte uns verrathen, da in unserer Verbindung von falschen Brüdern und Verräthern gar keine Rede sein kann, ich habe keine Lust, dem Zufall meinen Hals und die Zukunft Frankreichs zu überlassen; deshalb werden wir nicht morgen,

sondern heute, in dieser Nacht noch losschlagen! Ich denke, wir sind einig."

Mit wildem Geschrei stimmten die Communisten ihrem Chef zu; die Jacobiner schwiegen verdutzt einen Augenblick, sie waren offenbar überrascht; aber Vadier, empört über den anmaßlichen Ton Babeuf's, schrie: „Ich sage nein!"

„Wahrscheinlich hat Vadier guten Grund zu seinem: Nein! denn er empfängt Besuche des Directors Barras!" versetzte Babeuf mit kaltem Hohn und in der unverkennbaren Absicht, den Jacobiner zu verdächtigen.

Vadier war außer sich; er rang eine Weile vergeblich nach Worten, während ihn Babeuf mit spöttischer Miene betrachtete.

„Dieser Mensch strebt nach der Dictatur!" schrie er endlich.

Babeuf lachte so verächtlich von oben herab auf den Demokraten, und die andern Communisten lachten so frech mit, daß Vadier dicht an den Tisch trat und mit zornzitternder Stimme erklärte: „Zu spät sehe ich ein, daß Du Teufel mich und meine Freunde gefangen hast, daß Du gefährlicher für das Volk bist, wie die Directoren; ich sage mich hiermit feierlich los von dieser Verschwörung!"

„Es ist zu spät!" hohnlächelte Babeuf, „Du kannst nicht mehr zurück, es ist zu spät!"

„Ja, das fürchte ich auch, armer Vadier!" rief plötzlich eine laute Stimme von der Thür her.

Die Verschwörer schauten hastig um und erblickten den Director Barras, der, den Degen in der Hand, an der Thür stand, über deren Schwelle die Bajonette seiner Grenadiere blitzten.

Babeuf setzte sich schweigend nieder. Sein Gesicht war aschgrau, der Schlag traf ihn in dem Moment, in welchem er bereits den Uebermuth des Siegers gezeigt hatte; aber nicht einen Augenblick gab er der Niedergeschlagenheit Raum, in demselben Augenblick, in welchem er sich niedersetzte, richtete er seine ganze geistige Kraft auf die Mittel, sich zu retten. Für den Moment freilich, das sah er so gut ein, wie die Andern, gab es keine Wahl. Man mußte sich eben der Macht unterwerfen.

„Haben Sie die Güte, einzeln in den Vorsaal zu treten!" befahl Barras mit großer Höflichkeit.

Man gehorchte ihm.

„Und wenn mir die Geschichte den Kopf kostet, ich freue mich, daß diesem Schurken, diesem Babeuf, sein Streich mißglückt ist!" zürnte Vadier, seinen Freunden folgend.

Im Vorsaal wurde jeder der Verschworenen von zwei sichern Agenten in Empfang genommen, und so wurden sie alle einzeln, ohne das geringste Aufsehen, in verschiedene Gefängnisse gebracht.

Als sich die Directoren um Mitternacht wieder versammelten, konnte Barras anzeigen, daß man fünfundsechzig Hauptpersonen der Verschwö-

rung in Haft habe und daß man sich in Besitz der ganzen Correspondenz und aller Papiere der Verschworenen befinde.

Am folgenden Morgen verkündete das Directorium den Alten und den Fünfhundertmännern seinen Sieg durch eine Botschaft, dem Volke durch eine Proclamation.

Die Schilderung der abgewendeten Gefahr flößte einen tiefen Schrecken ein. Das Andenken an die Herrschaft des Pöbels war noch so frisch in den Herzen Aller, daß man nur mit Schaudern einen so kühnen Versuch, diese Tyrannei Aller gegen Alle wiederherzustellen, betrachten konnte. Zugleich mußte aber auch dem Blödesten klar werden, wie gering noch die Anzahl derer, auf die Babeuf mit seinen furchtbaren Plänen und Lehren rechnen konnte.

Keine Stimme erhob sich zu seinen Gunsten, keine Bewegung zeigte sich.

An den Tagen, die der Gefangennehmung der Häupter der Verschwörung vorhergingen, hatten öfter Zusammenrottungen auf den Quais und an den Straßenecken stattgefunden; man hatte öffentlich gedroht, und trotzig auf die Macht der Fäuste hingewiesen; jetzt schwieg Alles, die Einen aus Furcht vor einem gewaltsamen Ausbruch, die Andern, um nicht in den Sturz der Verschworenen verwickelt zu werden. Die Verbindung fiel auseinander, mit der Verbindung entsank der Muth, und mit Babeuf's Gefangennahme war der Communismus verloren.

Verloren, ja, aber man kann wiederfinden, was verloren, und in unsern Tagen haben weit minder gefährliche Menschen, als Babeuf, den Communismus des Tribunen von 1795 wiedergefunden und sind gefährlicher als er geworden, weil sie haben, was ihm fehlte, eine Armee, das industrielle Proletariat, eine Armee, die sich furchtbar schlägt, weil jeder Einzelne Alles zu gewinnen, aber Keiner etwas zu verlieren hat.

Die Directoren verfuhren gegen die besiegten Verschwörer mit eben so viel Entschiedenheit, als Vorsicht. Sie entschlossen sich, dieselben vor ein ordentliches Gericht zu stellen, ihnen also eine Rechtswohlthat zu Theil werden zu lassen, die tausend braven Männern damals versagt wurde. Drouet, ein Hauptführer der Communisten, war Mitglied des Rathes der Fünfhundert, er konnte, nach der Verfassung, nur von einem Geschwornen-Gericht verurtheilt werden, das von den Wahlversammlungen seines Departements ernannt war. Man versammelte dasselbe rasch und stellte, ohne auf die Einreden der Gefangenen zu achten, alle vor diesen Gerichtshof. Doch fürchtete das Directorium Paris und die gährenden Vorstädte noch so sehr, daß es diesen Gerichtshof nach der Stadt Vendôme verlegte, den Ort stark mit Truppen besetzte und zehn Lieues im Umkreise keine Fremden zuließ. Diese außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln beweisen, wie gewaltig der Schrecken war, den Babeuf und seine Gesellen nicht nur der Regierung, sondern der ganzen Gesellschaft eingeflößt hatten.

Den größesten Vortheil aus der vereitelten Verschwörung zog die katholische Reaction. Hundert und aber Hunderte suchten entsetzt Zuflucht bei der Kirche.

Gleich beim Beginn des Processes gab sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den demokratischen Jacobinern und den Communisten kund; die Erstern leugneten nichts, sie gestanden Alles ein und beriefen sich auf ihr gutes Insurrectionsrecht, das heißt, sie gaben sich verloren, denn das Insurrectionsrecht, das sie anriefen, ist das Recht des Stärkeren; dasselbe Recht, auf Grund dessen sie sich empört hatten, gab den Directoren das Recht, sie zu vernichten. Die Jacobiner waren nur consequent. Die Communisten dagegen warfen sich hinter die Schanzen, die ihnen das bestehende Recht zu bieten schien; sie suchten die ganze Verschwörung als einen bloßen Versuch darzustellen.

Es war umsonst.

Ihre Feigheit nützte ihnen nichts, sie hatten keine Sympathieen für sich, keine ernsten Gründe, ja, nicht einmal eine factische Ausflucht.

Einen eigenen Weg ging Babeuf; er schrieb aus seinem Gefängniß an die Directoren, mit List suchte er sich zu retten.

„Sollten Sie es unter Ihrer Würde halten, Bürger Directoren," schrieb er, „mit mir zu unterhandeln, wie eine Macht mit der andern? Sie wissen, wie unermeßlich groß das Vertrauen, dessen ich genieße; Sie wissen, daß meine Partei stark genug ist, der Ihrigen das Gleichgewicht zu halten; Sie wissen, wie weit verzweigt sie ist. Ich weiß, daß Sie vor meiner Macht zittern. Man kann meines Erachtens nur einen klugen Entschluß fassen: erklären Sie, daß gar keine ernstliche Verschwörung stattgefunden hat. Fünf Männer (die Directoren) können jetzt das Vaterland retten, wenn sie sich groß und großmüthig zeigen. Ich bürge Ihnen dafür, daß die Patrioten Sie mit ihren Leibern decken werden; die Patrioten hassen nicht Sie, sondern nur Ihre unpopulären Maßnahmen. Ich gebe Ihnen eine Bürgschaft von weitester Ausdehnung, meine ewige Freimüthigkeit!"

Die Directoren hätten, selbst wenn sie gewollt hätten, nicht auf Babeuf's Vorschläge eingehen können, denn die royalistische und katholische Wahlbewegung, die nunmehr begann, machte ihnen jeden Schritt der Art unmöglich. Es giebt nicht undeutliche Spuren, daß wenigstens zwei der Directoren nicht ungern auf Babeuf's Vorschläge eingegangen wären und sich seiner gegen die Katholiken bedient hätten. Auch wurde der Proceß zu Vendôme mit einer so ganz unbegreiflichen Langsamkeit betrieben, daß man die Gründe für dieses Verfahren nothwendig in einer politischen Connivenz der Regierung sehen muß.

Zwei Monate bereits und drüber saß Babeuf in seinem Kerker zu Vendôme, keineswegs der Hoffnung für die Zukunft und auch nicht der Verbindung mit seinen Anhängern draußen ganz beraubt, da öffnete sich

eines Morgens die Thüre seines Gefängnisses und Louison, sein Weib, gefolgt von dem greisen Abbé Gerard, trat ein.

Ein finsteres Lächeln flog über die spitzen Züge des furchtbaren Verschwörers, aber er hielt an sich, denn er war sehr klug.

„Willkommen, Louison," sagte er, „was führt Dich zu mir in's Gefängniß?"

„Die Pflicht, Babeuf!" entgegnete Louison, indem sie ihres Mannes Hand mit wirklicher Theilnahme ergriff, denn sie las auf seinem Angesicht, was er gelitten haben mußte seit dem Scheitern seiner Pläne.

„Die Liebe zu mir also nicht," sagte Babeuf mit häßlichem Grinsen, „nur die Pflicht, und wer lehrte Dich diese Pflicht?"

„Die Kirche, die uns verbunden hat. Sie lehrte mich diese Pflicht durch des Priesters Mund; es ist der würdige Abbé Gérard, der mich überzeugte, daß meine Stelle bei Dir sei auch im Gefängniß, denn ich schwankte und zagte, weil ich nicht wußte, ob Dir meine Anwesenheit im Gefängniß willkommen sein werde."

Während der demüthigen Rede seines Weibes hatte Babeuf ohne die mindeste Rührung rasch überlegt, daß ihm die Anwesenheit seines Weibes in seinem Gefängnisse nur vortheilhaft sein könne, daß sie ihm neue Verbindungen mit Draußen eröffnen könne, und geschmeidig versetzte er: „Ich habe Dir viel Unrecht gethan im Leben, meine gute Louison, und war weit entfernt, diesen Schritt von Dir zu hoffen. Sei mir willkommen nochmals und Sie, Herr Abbé, empfangen Sie den Dank des gefangenen Mannes!"

Voll Hoheit und Schmerz blickte der Priester, der den heuchelnden Schurken sofort durchschaute, nieder, aber kein hartes Wort kam aus seinem Munde. „Sie schulden mir keinen Dank," entgegnete er ernst, „denn wenn die heilige Kirche dem Mann ein Weib giebt und den Eid der Treue annimmt, so haben alle ihre Diener die Pflicht, über die Heilighaltung dieser Eide zu wachen. Absonderlich in Noth, Trübsal und Gefängniß ist des Weibes Platz an des Mannes Seite, und es ist mir lieb, daß es mir gelungen, für Ihre Frau die Erlaubniß zu erwirken, Sie täglich einige Stunden im Kerker sehen zu dürfen."

„Und auch Sie, Herr Abbé, werde ich das Glück haben, recht oft bei mir zu sehen?" fragte Babeuf lauernd.

„Sie werden mich stets bereit finden, sobald Sie mich rufen. Dazu bin ich berufen und verordnet!"

Der hohe Ernst des Priesters reizte Babeuf.

„Ich fürchte," bemerkte er spöttisch, „daß Sie das nicht in mir finden werden, was Sie gewiß zu finden gehofft haben, einen reuigen und zerknirschten Sünder!"

„Ich wünschte es innig, mein Herr," rief der Priester mit einer fast kindlichen Offenherzigkeit, „aber ich habe es nicht gehofft, denn ich kenne Ihre Weise. Indessen ist es noch nicht zu spät, und so lange

der Odem noch ausgeht aus dem Munde des Menschen, verzweifelt die Kirche nicht an der Rettung. Ihre Stunden, mein Herr, sind vielleicht nur noch sparsam gezählt, aber, den Heiligen sei Dank, noch ist es nicht zu spät!"

Unruhig und ungeduldig wendete sich Babeuf ab von dem Priester und zu seiner Frau: „Und Du, Louison, Du wirst sicher diesen frommen Mann unterstützen in seinen Bemühungen, mich zu bekehren?"

„Gewiß, das werde ich, so weit meine schwachen Kräfte reichen!" entgegnete die Frau ernst.

„Nun, das wird erbaulich werden!" bemerkte Babeuf höhnisch genug noch, aber doch etwas kleinlaut.

„Lieber Babeuf!" flüsterte Louison. Es war das erste Mal, daß sie ihn „lieber" nannte; er sah sie eine Weile wirklich staunend an, dann, als wolle er seine Gedanken verscheuchen, rief er: „Herr Abbé, Sie sagten, meine Tage seien gezählt, wissen Sie etwas?"

„Ihre Stunden sind gezählt," entgegnete der Priester ernst, „die Stunden jedes Menschen sind gezählt!"

„Ich meine, ob Sie etwas von meinem Proceß wissen?" rief Babeuf eben so unsicher als heftig.

Er vermochte dem greisen Abbé gegenüber keine sichere Haltung zu gewinnen; das priesterliche Wesen des alten Mannes imponirte ihm jetzt noch mehr als bei früheren Begegnungen; er fühlte das und ärgerte sich darüber. Es war ihm lieb, daß der Abbé Abschied nahm, aber trotz alledem die Hoffnung nicht aufgebend, daß der Priester ihm eine Verbindung mehr nach außen vermitteln könne, bat er ihn, am andern Tage wieder zu kommen. Der Greis warf dem Communisten einen Blick zu, vor dem dieser die Augen niederschlug. „Kann dieser Mann in meiner Seele lesen?" fragte er sich zornig selbst.

Babeuf war allein mit seinem Weibe.

Louison lehnte an der weißen Wand des Kerkers, ihr Antlitz war durchsichtig mager fast, aber in ihren Augen war ihre Seele, ihre reine Seele, die sich in heißem Schmerz müh'te um den Mann, den sie nicht liebte, der sie unglücklich gemacht hatte für diese Welt, der aber trotzdem der Mann war, an den sie die Pflicht band.

Diesem Weibe der Pflicht gegenüber stand der Communist, der die Ehe verwarf. Er fühlte es als eine Wohlthat und eine Strafe zugleich, daß die Pflicht gerade, die er verhöhnte, ihm sein Weib in seinen Kerker führte, er hatte wenigstens eine Ahnung von diesem Gefühl. Aber dieses Gefühl gerade ängstete und ärgerte ihn und fast rauh fragte er: „Louison, sage mir doch, was aus Deiner liebenswürdigen Schwester geworden ist, die, wie ich höre, mich und meine Freunde verrathen hat?"

„Sie ist zu Charenton im Irrenhaus!" entgegnete Louison und Thränen flossen über ihre bleichen Wangen.

„Da hätte man sie längst hinbringen sollen!" grollte Babeuf.

Er grollte mit sich selbst, denn er kannte genau den Verlauf der Dinge, in welchem Margot zur Verrätherin an ihm geworden, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, und er mußte sich selbst sagen, daß sie ihn nicht hätte verrathen können, wenn er sich nicht vermessen, einen freventlichen Mißbrauch zu treiben mit dem Wahnsinn der unglücklichen Frau.

Babeuf führte von dem Tage an ein seltsames Leben in seinem Gefängniß. Er konnte die Stunde nicht erwarten, zu der man seinem Weibe gestattete, ihn zu besuchen, und war sie bei ihm, so war er so unzufrieden mit sich und ihr, daß er sich sehnte nach der Erlösung von ihrer Gesellschaft. Selten nur begleitete sie der Abbé Gérard, denn sein Erscheinen regte Babeuf zu einer Leidenschaftlichkeit auf, unter der Louison schweigend, aber schmerzlich litt.

Anfänglich suchte der Communist über die ewigen Heilswahrheiten, über das katholische Dogma zu disputiren mit seinem Weibe. Es dünkte ihm ein Kleines, die beschränkte, schwache Frau mit seines Geistes überlegenen Waffen niederzuschmettern. Aber das schwache Weib stand in seinem Glauben wie in einer festen Burg; nach jedem neuen Angriff fühlte sich Babeuf besiegt, wenn er's auch nicht bekannte und seine Niederlage durch allerlei mehr oder minder plumpe Sophismen zu verschleiern trachtete, die ihm selbst seltsam jämmerlich dünkten und auf Louison gar keinen Eindruck machten.

Es wäre für ihn der höchste Triumph gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, das arme Weib zu verwirren und zu verkehren, aber es gelang ihm nicht. Louison war die Schülerin des Abbé Gérard und dieser kluge Priester würde sie nicht zu Babeuf in's Gefängniß geführt haben, wenn er für ihr Seelenheil dem Manne gegenüber hätte fürchten müssen.

Mit dem Priester selbst ließ sich Babeuf in keinen Disput ein über die Religion, er hüllte sich ihm gegenüber in den Hohn einer scheinbaren Ueberlegenheit und vermochte dennoch nicht immer seine tiefe Bewegung zu verbergen, die wohl verrieth, daß ihn Gérards Worte trafen.

Er glaubte nicht an Gott, aber er zitterte vor ihm.

Die Situation, in der sich der Communist befand, mußte demselben unerträglich werden, er mußte dieselbe um jeden Preis ändern. Er begann gegen Louison galant und zärtlich zu werden. Die tiefe Verachtung, die verächtliche Gleichgültigkeit, die in seinen Ansichten vom Weibe begründet, ließen ihn diesen ungeheuren Mißgriff thun. Das Weib, das ihn erst gefürchtet und gehaßt, dann geschont und bemitleidet hatte, das erhob sich jetzt über ihn und in so grenzenloser Verachtung, daß selbst ihr religiöses Gefühl der Pflicht Babeuf vor den herbsten Demüthigungen nicht schützen konnte.

Es kam eine furchtbare Strafe über den gewissenlosen Communisten, er mußte sich vor seinem Weibe fürchten im Gefängniß! Immer tiefer sank er in seinen eigenen Augen herab von der geistigen Höhe, auf der er seit

Jahren zu stehen geglaubt hatte, auf der er, durch die Ereignisse getragen, in gewissem Sinne wirklich gestanden hatte; seine feige, gemeine und schlechte Natur brach überall heraus; er konnte sich in ein und derselben Viertelstunde weinend niederwerfen vor seinem Weibe, ihre Kniee umfassen und um Liebe flehen, dann wieder aufspringen, sie mit Drohungen und Flüchen überschütten, ja, sie mit Gewalt erfassen und Zwang versuchen; es war Alles umsonst! Wenn Louison drohte, nicht wieder zu ihm zurückzukehren, wand und krümmte er sich wie ein Wurm vor ihr, schaudernd vor der Einsamkeit, die er nicht ertragen zu können glaubte. Und kam an einem Morgen nach irgend einer abscheulichen Scene Louison wirklich nicht, so ließ er den Abbé Gérard rufen, bat und weinte, heuchelte und schmeichelte, bis ihm der Priester, der als solcher den unseligen Menschen nicht aufgeben durfte, die arme Louison, mit blutendem Herzen, zurückführte.

Und bei alledem von wirklicher Reue keine Spur!

Endlich, nachdem diese häßlichen Auftritte Wochen lang gespielt, schien der armselige, unselige Mensch zu einem Entschluß gelangt zu sein. Er hatte Nachrichten von seinen Anhängern aus Paris erhalten, er wußte, daß dieselben einen neuen Versuch machen wollten, das Directorium zu stürzen. Die frühere Schlauheit verließ den kecken Verschwörer zugleich, er ließ den Abbé Gérard rufen und verbot ihm mit einer Brutalität ohne Gleichen, sich je wieder bei ihm sehen zu lassen; zum Schluß fügte er hinzu: „Und sagen Sie dem elenden Weibe, daß ich sie erwürgen werde, sobald sie sich untersteht, sich wieder vor mir sehen zu lassen, der Tag ist nicht mehr fern, an welchem ich mit Ihnen, mein sauberer Herr Heuchler, und mit dem schändlichen Weibe meine Rechnung ordnen werde. Zittert vor mir, Beide!“

„Gott erbarme sich dieser armen Seele!“ sagte der Priester und entfernte sich. Aber die Zuversicht, mit welcher Babeuf seine Drohungen aussprach, beunruhigte den tiefen Menschenkenner. Er wußte, daß Babeuf nicht so gesprochen haben würde, wenn er nicht wirkliche Hoffnungen zu hegen Ursache gehabt hätte. Darum begab sich der Abbé eilends nach Paris zurück und theilte dem Baron von Batz seine Befürchtungen mit.

Nach einigem Schwanken entschloß sich der Baron, das Directorium nochmals zu warnen. Die Warnungen des royalistischen Chefs trafen zusammen mit gewissen anderen Anzeichen. Das Directorium schlug sie nicht in den Wind, sondern war auf seiner Hut und es that wohl daran.

In der Nacht des 2. Fructidor wagten sechs- bis siebenhundert Jacobiner und Communisten, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, einen Angriff auf den Palast des Luxembourg, aber die Directorial-Garde war wachsam und, am Erfolge verzweifelnd, zog die Schaar nach dem Lager von Grenelle, das sie zu Folge mehrerer mit Offizieren der dort stehen-

den Truppen angeknüpfter Verständnisse für sich gestimmt hofften. Auf das: „Werda?“ der Reiter-Vedetten antworteten sie: „Es lebe die Republik — es lebe die Verfassung von 93!“ Die Vedetten alarmirten das Lager. Das Bataillon de Gard, auf das die Verschworenen gerechnet hatten, war verlegt worden. Der Commandant Malo ließ zum Aufsitzen blasen, die Verschworenen, schon entmuthigt durch diesen Empfang, vertheidigten sich schlecht; sie wurden von den Dragonern theils niedergehauen, theils gefangen. Nur Wenigen gelang es, zu entrinnen.

Das war das Ende der Verschwörung Babeuf's.

Fünf Tage später kündigte man dem Chef der Communisten die Wiederaufnahme des Processes an und nun verzweifelnd an der Rettung seines Lebens, verlangte der feige Verschwörer wieder nach seinem Weibe und nach dem Priester.

Beide kamen.

Ueber die Ernennung von Königlichen Commissarien für die Börsen.

Es dürfte Niemand geneigt sein, zu läugnen, daß die Fonds-Börsen einen ungeheueren Einfluß auf alle unsere Verkehrsverhältnisse ausüben. Wenige behaupten, daß sie durchweg segensreich auf die Entwickelung des allgemeinen Wohlstandes wirken; vielmehr erkennen die Meisten und geben es bereitwillig zu, daß sich aus dem Börsenverkehr Mißstände aller Art häufig entwickeln. Ueberwiegend herrscht aber der Glaube, daß die Vortheile die Nachtheile weit überwiegen, und daß man, um die Vortheile nicht zu verlieren, willig die Nachtheile mit in den Kauf nehmen müsse.

Wir wollen uns hier nicht auf eine Abwägung der Nachtheile und Vortheile, welche bei uns jetzt aus den Fonds-Börsen erwachsen, einlassen, eine Abwägung, die bei präciser Durchführung gar Manchen bestimmen dürfte, seine jetzigen Anschauungen aufzugeben. Wir müssen aber die Haltung bekämpfen, welche man dieser wichtigen Frage, wie so vielen anderen gegenüber einnimmt.

Es ist das Resultat der liberal-doctrinären Lehren und verräth eben so sehr ihre Herrschaft, wie ihre Gehaltlosigkeit, daß sich die Meisten so leicht entschließen, um der Vortheile einer Einrichtung willen auch geduldig alle Nachtheile derselben hinzunehmen, ohne den Versuch zu machen, die Nachtheile abzustellen und doch die Vortheile zu haben, ja daß sie die Regierungen, deren Aufgabe recht eigentlich darin besteht, in diesem Gange vorzugehen, von jeder Einwirkung abzuhalten suchen.

Die Verringerung des Ansehens der Regierungen, welche sich jenen Lehren und ihren Anweisungen ergeben, ist nur zu natürlich.

Indem wir in die Erörterung der wichtigen Frage eintreten wollen, aus welchen Quellen die Nachtheile und Gefahren beim jetzigen Börsenverkehr kommen und wie man, ohne die Vortheile jenes Verkehrs zu verlieren, die Ursachen der Mißstände verringern oder beseitigen kann, tritt uns ein Uebelstand entgegen, der die Besserung auf diesem Gebiete ganz besonders schwierig macht.

Die Zahl derer, denen eine gründliche Kenntniß der Börsenverhältnisse und des Börsenverkehrs beiwohnt, und die nicht zugleich Börsenspeculanten sind, welche eine besondere Vorliebe für gemeingefährliche Mißstände haben, welche geschickten Händen die beste Ausbeute gewähren, ist außerordentlich gering.

Die Stellung, welche man in Preußen bei der Begründung den Fonds- und Getreidebörsen anwies, hat dieselben außer allen Zusammenhang mit den Königlichen Behörden gebracht, hat sie aller und jeder Aufsicht überhoben. Hieraus ist aber nicht allein der Nachtheil erwachsen, daß die Entwickelung der Verhältnisse dort nicht in eine conforme Lage zur Entwickelung aller übrigen Verkehrsverhältnisse gebracht wurde, sondern besonders, daß die Königlichen Beamten von Beobachtungen und von der Sammlung von Erfahrungen fern gehalten wurden, deren Mangel jetzt so fühlbar ist.

Das Fehlen einer Verbindung zwischen der Königlichen Regierung und den Fonds- und Getreidebörsen ist in Preußen um so auffälliger, weil hier eine Abweichung von der sonst durchweg gebräuchlichen Regel vorliegt. Jede Eisenbahn ꝛc. hat einen Königlichen Commissarius, der nicht blos fortgesetzt die Erfüllung der auferlegten Verpflichtungen überwacht, sondern auch nöthigenfalls in die Verwaltung eingreift. Diese Behörden sind außerordentlich geachtet, ihre segensreiche Einrichtung ist vollständig und allseitig anerkannt.

Den Börsen aber fehlt ein ähnlicher Königlicher Commissarius.

Mit der Einrichtung einer solchen Behörde würde die Möglichkeit, eine gründliche Reform der Börsenverhältnisse herbeizuführen, wesentlich erleichtert werden, und deshalb stellen wir dieselbe an die Spitze unserer Wünsche.

Es ist allgemein bekannt, daß die gesetzlichen Bestimmungen, welche den Börsenverkehr regeln und beschränken sollen, namentlich die Bestimmungen über den Börsenbesuch, über das Maklerwesen u. s. w. bei uns nicht mehr eingehalten werden.

Wir wollen uns hier jetzt nicht auf eine Untersuchung darüber einlassen, ob dies den Beweis liefert, daß die einzige Behörde, welche jetzt die Aufrechthaltung der gesetzlichen Bestimmungen zu überwachen und zu veranlassen hat, die Börsen-Aeltesten, dieser Aufgabe nicht gewachsen ist, oder ob die gesetzlichen Bestimmungen, wie andererseits be-

hauptet wird, veraltet, unbrauchbar und nicht durchzuführen sind. Jedenfalls aber entsteht aus dem Vorhandensein jener gesetzlichen Vorschriften und aus dem fortgesetzt bewußten Zuwiderhandeln gegen dieselben eine heillose Verwirrung des Rechtsbewußtseins im Volke, die man nicht gering achten darf, und die Abhülfe dringend fordert.

Nicht allein Jeder, der die Börsenältesten für nicht ausreichend erachtet, sondern selbst die, welche mit ihnen einverstanden und von ihrer Wirksamkeit befriedigt sind, und die gesetzliche Abänderung der bestehenden Börsenordnung wünschen, haben Ursache, für die Ernennung von Königlichen Commissarien für die Börsen zu wirken, weil dies ein Vorgehen mit Abänderungen sehr erleichtern würde.

Wenn wir aber auch glauben, daß der Vorschlag, derartige Beamte in Preußen zu ernennen, die volle Billigung der Königlichen Regierung finden wird, sobald dieselbe auf eine Prüfung des Vorschlages eingeht; wenn wir auch nicht zweifeln, daß Widerspruch gegen einen solchen Vorschlag nicht öffentlich erhoben werden wird, weil er leicht abzufertigen sein dürfte, so verhehlen wir uns doch keineswegs die Schwierigkeiten der Aufgabe, welche besonders Anfangs alle mit derartigen Stellungen Betraute zu überwinden hätten. Es handelt sich jetzt nicht darum, Abänderungen gesetzlicher Zustände vorzunehmen, sondern in einen anarchischen Zustand, — so wird jeder Sachverständige und Unbefangene die Börsenverhältnisse bezeichnen müssen, nachdem die gesetzlichen Bestimmungen dort zerbrochen sind, — Ordnung zu bringen.

Die Schwierigkeiten dieser Aufgabe und der Mangel an Beamten, denen eine gründliche Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse beiwohnt, dürften das Haupthinderniß derartiger Ernennungen werden.

Wenn wir aber auch bereitwillig zugestehen, daß es nicht leicht ist, geeignete Persönlichkeiten zu finden, so sehen wir hierin doch nur einen Grund, mit der Einrichtung vorsichtig, langsam, versuchend vorzugehen.

Wir würden deshalb empfehlen, zunächst nur in Berlin, das sich nicht allein wegen der Anwesenheit der Königlichen Ministerien, sondern auch wegen der Ausdehnung, welche das Geschäft hier hat, besonders eignet, einen Königlichen Commissarius der Börse provisorisch zu ernennen.

Vorläufig dürfte demselben eine beschränktere Wirksamkeit beizulegen sein. Gute Früchte würde es schon tragen, wenn ihm nur die Verpflichtung auferlegt würde, die Börse amtlich zu besuchen, die Ausdehnung der Abweichungen von den gesetzlichen Bestimmungen festzustellen, die Börsenältesten zu vernehmen über die Entstehung und Ausbreitung dieser Abweichungen. Bald würde sich so ein tüchtiges Material zu den nöthigen Einrichtungen bilden, es würden sich auch in weiteren Kreisen die nöthigen Kenntnisse finden.



Franz v. Baader über la Mennais.

(Schluß.)

In der Einleitung seines Buches über den religiösen Indifferentismus gelangt la Mennais durch die Bemerknng, daß der Indifferentismus, gleich fühllos für den Schmerz wie für die Schmach der Unwissenheit, die Wahrheit wie den Irrthum mit derselben Gleichgültigkeit betrachtet, und nur darum sich und Andern die Ununterscheidbarkeit beider vorlügt, um beide, Wahrheit und Irrthum, in dieselbe Verachtung versenken zu können — zu dem Schluß, daß dieser Indifferentismus die Folge einer langen und hartnäckig fortgesetzten Widersetzlichkeit gegen Wissen und Gewissen, also eine Folge revolutionären Treibens gegen die ethische Natur des Einzelnen wie der Societät, oder, noch tiefer zurückgegangen, des Hochmuthes der abstracten Vernunft gegen den Charakter, welchen die Societät unter dem bildenden höheren Einfluß des Christenthums angenommen hatte, sein müsse.

Diese an sich durchaus richtige Bemerkung benutzte la Mennais zu Anklagen gegen die Reformation. Das Resultat seiner Untersuchung, die Spitze des ganzen Werkes ist, daß der Protestantismus seinem Wesen nach Auflehnung gegen die Autorität, also revolutionär sei, daß das protestantische Princip lediglich in einem Glauben der Einzelnen an ihre individuelle Vernunft beruhe, daß es sogar ohne die Idee der objectiven Vernunft sei, daß es zugleich mit der Kirche die Religion aufgegeben habe, nun aber, Ersatz suchend, entweder auf dem todten Gebiete des Verstandes sich bewege, oder in leeren Gefühlen umherschweife, daß es Sitte, Leben, Menschheit verwirre und zerstöre und in einen Krieg Aller gegen Alle, in die Revolution auslaufe. Der dermalige Zustand des Protestantismus und der in seine Principien und Grundsätze hineingezogenen Societät sind ihm Beweis und Folge von dem verbrecherischen und revolutionären Principe der Reformation. Der Protestantismus sei der Träger der Revolutionen, somit unfähig, eine kirchliche, und darum auch unfähig, eine politische Societät herzustellen und zu begründen. In dieser Unfähigkeit hindere er auch die katholische Kirche, ihre sociale Mission zu vollenden, weshalb zum Heile der Menschheit nichts übrig bleibe, als — eine Restitution der katholischen Kirche in integrum, nach dem Ideale la Mennais! — Diese Angriffe auf den Protestantismus haben auch gleich beim Erscheinen des Werkes die Entgegnungen von Vincent, B. Constant und Tzschirner hervorgerufen; jedoch ohne rechtes Verständniß der socialen Frage, worauf es hier ankommt, und mehr oder weniger in der Anschauungsweise jenes liberalen Protestantismus, der als Rationalismus die Welt reformiren wollte, und dessen revolutionäres Treiben in Kirche und Staat la Mennais allerdings zu-

nächst vor Augen hatte, und den er, verführt durch das Geschrei und die Doctrin dieser Rationalisten, fälschlich für das Princip der Reformation und des Protestantismus hielt.

Baader als Katholik konnte kein besonderes confessionelles Interesse haben, den Protestantismus gegen so schwere Beschuldigungen in Schutz zu nehmen, und wenn er das Treiben der aus dem Schooße des Protestantismus hervorgegangenen Aufklärer vor Augen hatte, so konnte er auch wenig geneigt sein, eine directe Vertheidigung des Protestantismus zu übernehmen. Wenngleich Baader, mit la Mennais übereinstimmend, den Protestantismus anschuldigt und verdammt, so hält er sich doch von dessen Uebertreibungen fern. Uebrigens hat Baader, indem er als revolutionär bezeichnet, was sich gegen den begründenden Grund wendet, — da dieser begründende Grund der Societät die höchste, reale Autorität Gottes, und die Bedingung der Societät eine gemeinschaftliche Anerkennung dieser Autorität und Subjection in Gehorsam und Glaube ist, — selbst den Protestantismus, wenn auch nicht protestantische Revolutionäre, freigesprochen von dem Vorwurf des Revolutionären seines Princips und Wesens. Der Behauptung, daß die Revolutionen, die in der neuen Zeit die Societäten erschüttert haben, actu mit der Reformation begonnen hätten, stellt Baader entgegen: „Eigentlich hat doch die von oben ausgehende Revolution die Initiative, wie denn gemäß der Tradition ein Thronfürst der erste Revolutionär ward, indem er den ihm anvertrauten Thron in seinem Namen und als Eigenthum besitzen wollte.“ Zugleich stellt Baader nicht in Abrede, daß sich diese Erscheinung in der katholischen Kirche des Mittelalters widerholt hat. Demgemäß giebt er zu daß man diejenigen Revolutionäre, welche die Reformation mit allen sie begleitenden Bewegungen veranlaßt haben, auf dem Stuhle Petri suchen muß.

So finden wir Baader auf einem ganz andern religiös-politischen Standpunkt als de la Mennais. Wir haben im ersten Artikel nachgewiesen, wie de la Mennais die Autorität der Kirche mit dem Primate des Papstes identificirt, und wie ihm ohne dies Primat weder eine religiöse noch eine politische Societät existirt. Darum ihm auch der effective Bruch mit dem Papste in der Reformation der erste, alle übrigen Revolutionen zeugende Act der Revolution ist. Diese concrete Seite seines Autoritäts-Begriffes hat er in dem „Essai sur l'indifférence“ keineswegs bestimmt herausgestellt, woraus sich auch leicht die Theilnahme erklären läßt, welche das Werk bei den Romantikern unter den Protestanten, namentlich bei Friedrich Schlegel, gefunden hat. Sei es nun, daß er diese concrete Seite seines Autoritäts-Begriffes in diesem Werke absichtlich verhüllt, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß sie sich ihm selbst erst später immer deutlicher ergab: genug hier ist die Position, in welcher er auch von Baader angegriffen wurde. Dieser zeigte, wie die Trennbarkeit des Primates vom Katholicismus sehr wohl möglich und

eine corporative Hierarchie die frühere und der Kirche auch zuträglichere Verfassung gewesen sei. Er nimmt keinen Anstand, das Vorgeben, das Papstthum sei mit dem Christenthum von gleichem Datum, eine Mystification zu nennen, „weil, wenn die Doctores romani keine neueren und besseren Beweise für dieses Ausgeben vorbringen können als ihre von Jahrhundert zu Jahrhundert nur wiederholten, sie sich auch des ihnen gemachten Vorwurfs nicht erwehren können, daß sie dem Dogma der homificatio verbi jenes der Papificatio Christi, so wie dem Dogma der Transsubstantiation der sacramentalen Materie jenes der Transsubstantiation eines nichtheiligen Menschen, bloß durch den Wahlact von nichtheiligen Menschen, in einen Patrem et Dominum sanctissimum anhingen, und daß sie mit ihrer Vorstellung eines Vicarius Christi als individuellen und alleinigen Repräsentanten und Vermittlers des Christs mit der Welt, den Begriff eines Repräsentanten mit jenem eines Surrogots vermengten." In einer Anmerkung spricht Baader es sehr bestimmt aus, daß diese Punktualisirung oder dieser Absolutismus das Kirchenvorsteher-Amt den Weltmächten gleich gemacht und somit wahrhaft säcularisirt habe, „womit einerseits die Kirche leichter vom Staat, aber auch dieser leichter von der Kirche angreifbar und verletzbar ward. Uebrigens hat die neuere Geschichte jene Meinung sattsam widerlegt, als ob die autokratische Form des Kirchenregiments der Felsen für die Autokratie im weltlichen Regimente sei, da gerade in den römisch-katholischen Ländern die Revolution ihren mehrsten Zündstoff fand." Um dieser Aeußerung willen hat der „Univers" Baader für einen „Verrückten" erklärt. Er entschuldigt dies damit, daß Einer, der in seinem petrificirten Vorurtheil festgerannt sei, vorerst denjenigen, welcher ihm das Concept verrückt habe, für einen Verrückten, nämlich für das, was er doch nur selber ist, zu halten pflege; — daß die zwischen religiösem Servilismus und Jacobinismus keine Mitte festhaltenden Franzosen unter Napoleon der römischen Dictatur wieder unterworfen und somit, statt vorwärts zu kommen, zurückgegangen seien; — und daß ihnen nicht blos eine freie Corporation im altgermanischen Sinne, sondern auch der Begriff derselben mangele, weßwegen sie denn nur zwischen Absolutismus und Jacobinismus gleichsam oscelliren, und es ihnen als ein Mährlein dünken müsse, wenn man von einer Gestaltung der katholischen Kirche als Weltcorporation rede. Uebrigens würde eine corporative Gestaltung des Katholicismus diesem vielmehr gegen die tribulirende Reaction der Weltmächte, wie gegen die Opposition des Protestantismus heilsam sein und ihn innerlich frei machen, wenn er nicht mehr nöthig habe, seine Befreiung von dem Servilismus des Einen durch einen stets paraten Rekurs ad Papam im Servilismus unter den Andern zu suchen.

Hiermit hat Baader seinen Standpunkt im Katholicismus deutlich ausgesprochen und ihn der Position derer, die der Autokratie und der Infallibilität des Papstes das Wort redeten, wie der „Uni-

vers" und seine Vorsteher, La Mennais und Lamartine, bestimmt entgegengesetzt.

Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß alle diese Auslassungen Baader's erst nach der Zeit fallen, wo La Mennais in seinen „Paroles d'un Croyant" sich völlig decouvrirt hatte. Bis dahin scheint er immer noch eine bessere Meinung von diesem genialen Kopfe gehegt zu haben.

Baader theilt La Mennais' Urtheil und Antipathie gegen den Protestantismus, der ihm in der Erscheinung des Polizeistaates entgegentritt, wie gegen jede politische Societät, die vom Protestantismus durchdrungen und beherrscht ist, als ob Alles, was gegen die katholische Kirche protestirt, auch wenn es von der Staatsregierung geschieht, protestantisch, und der Protestantismus der katholischen Kirche gegenüber nur rein negativ, verneinend wäre. Einig mit La Mennais (und vielen Katholiken) in diesem Irrthum, durchschaute er wohl nicht sogleich dessen ähnlichen Irrthum in Betreff des Katholicismus, denselben mit dem Papstthum zu identificiren, und daß in diesem katholischen Irrthum eine gefährliche Opposition nicht etwa nur gegen den Protestantismus, sondern auch gegen jede politische Societät als solche, und selbst gegen den mit weltlicher Macht umgebenen Papst verborgen lag. In diesem Irrthum galt ihm der Papst als höchste Autorität auf Erden, und als katholisch nur der, welcher in bigottem Servilismus dem Papst ergeben war. Bei dieser Auffassung des Katholicismus konnte es ihm nicht mehr zweifelhaft sein, daß durch die Geschichte der gallikanischen Kirche ein protestantischer Geist wehe. Wenn nun nach der Restauration der Bourbonen die gallikanische Kirche mehr als billig in den Ketten der weltlichen Regierung lag, wenn diese so lange zertretene Kirche es ihrem Interesse angemessen hielt, sich an die weltliche Macht anzulehnen, um sich mit ihr wieder zu erheben, wenn sie jetzt, theils mit, theils ohne ihre Schuld, serviler als billig und heilsam war; wenn dann La Mennais in den Grundsätzen dieser Kirche über Kirche und Staat und in ihrem Verhältniß zum Staat abermals nur den Einfluß des Protestantismus sah; so begreift man, wie der Haß gegen den Protestantismus ihn verleiten konnte, auf die gallikanische Kirche alle Vorwürfe zu schleudern, welche dieser Haß zu erzeugen fähig war. Diese Vorwürfe sprach er aus in einer Reihe von Schriften, welche eine Erklärung mehrerer Prälaten und des Erzbischofs von Paris gegen La Mennais (3. April 1826) provocirten und endlich auch den Papst nöthigten, ihm Stillschweigen aufzuerlegen. Dies letztere geschah im Besondern auf Veranlassung der Gedanken und Bestrebungen, welche La Mennais in der Zeitschrift: „L'Avenir" entwickelte, und welche P. Ventura in Rom von Anfang an durchschaut zu haben scheint, wenn er ihnen den Vorwurf machte, „daß sie Aufruhr und Empörung predigten."

La Mennais hatte Recht bei der Behauptung, daß seit den vier Propositionen von 1681 die gallikanische Kirche in eine Abhängigkeit vom

Staat gekommen sei, in der sie den Staat nicht mehr heben konnte und in dessen endlichen Sturz mit hinein kam. Ludwig XIV. beherrschte seine Zeit, er beherrschte auch den Clerus und hätte von diesem noch mehr Ergebenheit fordern können, als dieser ihm mit den vier Propositionen bewies. Es war damals nur ein Caulet; die übrigen von Bossuet an waren schon geneigt, der Eitelkeit, unter dem ersten Monarchen seiner Zeit hof- und courfähig zu sein, etwas zu opfern, und thaten es; sie knüpften, mehr durch den Zauber eines großen Mannes, als durch die vier Propositionen in den Bann des Hofes hineingezogen, das Schicksal der gallikanischen Kirche an einen Thron, dessen Glanz und Herrlichkeit bald genug in dem Krater der Revolution erlosch. Nachdem, wie man wähnte, der Krater der Revolution geschlossen, die Restauration der Monarchie erfolgt war, wurde auch die Kirche auf Grund der vier Propositionen restituirt. La Mennais hatte nicht Unrecht, sich gegen dies „Manöver" zu erklären. Der Hof, die Regierung, der Clerus waren nicht dieselben mehr, wie jene, mit welchen diese Propositionen zuerst verabredet waren; die Verhältnisse, unter denen sie damals zur Anwendung kommen konnten, waren jetzt ganz andere. Die Staatsregierung, die Monarchie, auf lauter revolutionären Unterlagen ruhend, bot der Kirche keine Garantie. Die Liberalen, Cidevant-Jacobiner, haßten diesen neuen Staat und fast mehr noch sein Bündniß mit der Kirche. Die Wiederherstellung der Kirche glich mehr einer Concession an die Kirche, als einer Erhebung derselben. Es war in dem Bunde dieser deprimirten Kirche mit dem neuen Staate kein Heil weder für diesen noch für jene zu erblicken, und bei einer neuen Katastrophe konnte man nur neue Kalamitäten für die Kirche erwarten. So ward Trennung der Kirche vom Staat die Loosung der verschiedennen Parteien. Die Jacobiner und Liberalen begehrten damit Beseitigung des gehaßten und gefürchteten Einflusses der Hierarchie; die Feinde der Kirche hofften durch diese Trennung sie zu schwächen und für immer unmöglich zu machen. Templer, St. Simonisten und andere Feinde des Christenthums hofften auch diesem damit den Todesstoß zu versetzen. Die Freunde der Kirche hielten nur unter der Bedingung ihrer Trennung vom Staat ihre Erstarkung und die Wiedergewinnung ihres Einflusses auf die Societät für möglich. La Mennais und seine Freunde meinten nur so auf Realisirung ihrer hierarchischen Ideen hoffen zu können. Kurz, es ward mit der herrschenden Tagesloosung ein Chaos von Sympathieen, Wünschen, Neigungen, Hoffnungen, Erwartungen, Meinungen und Doctrinen verhüllt, das die öffentliche Meinung in unnatürlicher Spannung erhielt und bei den sonstigen vorhandenen Symptomen den nahen Ausbruch neuer Kämpfe voraussehen ließ. Es war eine Gewitterschwüle, die sich in dem Ausbruch der Julirevolution entlud — und nun geschah, was Alle wollten. Die Trennung der Kirche vom Staate wurde ausgesprchen, die Regierung sagte sich los von aller Befassung mit Cultus und Religionsunter-

richt, und traf somit die Veranstaltung, weder eine katholische noch eine christliche, sondern zunächst nur eine gleichgültige Regierung zu sein, womit sie sich jedoch auf die schiefe Ebene begab, auf welcher sie unaufhaltsam zu einer heidnischen Regierung hinabrutschte, um das zu vollenden, was die Revolution unvollendet hatte liegen lassen müssen. Bei der Neuheit dieses Verhältnisses in einer Zeit, wo Frankreich, auf kurze Zeit wenigstens, eine schwache Regierung mit gar keiner vertauscht hatte, erwachte die alte Verfolgungswuth gegen die katholische Societät; jeder wollte ihr auf seine Weise schaden oder sie unschädlich machen, und die Liberalen gingen allen Ernstes damit um, die französische Kirche von aller Verbindung mit dem Papste zu lösen, sie durch Isolirung zu schwächen, um sie so desto leichter in das System des neuen Staates verrechnen zu können. Hatte man mit den Lilien das Kreuz verworfen, das allerdings nur mehr zu ihrer „Decoration" gedient hatte; so wollte man auch dafür sorgen, daß es überhaupt nicht mehr zur Decoration, weder der Lilien noch sonst eines Wappens und Geschlechtes dienen möchte; und wie man mit Vertreibung der Bourbonen aus der politischen Societät das Königthum erstirpirte, so wollte man gleichermaßen durch Lossagung vom Papste die Hierarchie aus der kirchlichen Societät erstirpiren, mit dem einen auch den andern „Despoten" austreiben, und frei sein in einer autoritätlosen Societät.

Unter solchen Umständen trat la Mennais durch die Zeitschrift „l'Avenir" kühn und entschlossen in der Ueberzeugung auf, die Zeit sei nun gekommen, wo man mit der Selbstständigkeit der Kirche Ernst machen und sie ebensowohl vor jeder Mesallİance mit dem Staate, wie vor einer Trennung von dem Oberhaupte bewahren müsse. Er entfaltete darin sein Banner ebensowohl gegen die Liberalen, wie gegen die Royalisten, in einer Weise, daß er sich beiden Parteien als Revolutionär verdächtig machte.

Baader, vom Grafen Montalembert um ein Urtheil über den „Avenir" und seine Principien gebeten, nimmt keinen Anstand, die Tendenz dieser Zeitschrift zu billigen. Er schreibt an Montalembert, der „Avenir" habe begriffen, daß die Welt nur durch die sociale Freiheit wieder zu Gott kommen, daß aber diese Freiheit ihr nur durch Religion wieder zu Theil werden könne. Er habe begriffen, daß in einer Zeit und in einem Lande, in welchem Alles zertrümmert sei, der Priester von der gänzlichen Lossagung der weltlichen Macht vom Cultus nützlichen Gebrauch machen müsse, damit diese Religion nie wieder zur Staatsreligion, d. h. zum Werkzeuge und zur Sclavin dieser weltlichen Macht werden könne. Er habe begriffen, daß es Zeit geworden sei für die Katholiken, das ganze Gewicht ihrer Kräfte und ihres Willens in die Wagschale zu werfen, damit sie die Freiheit und Sicherheit ihres Cultus sich als ihr Recht nehmen könnten, und nicht dieselbe als eine Concession von der Regierung zu erbetteln und zu erwarten, oder als ein Patent

von ihr zu lösen brauchten. Revolutionär sei der „Avenir“ nicht; denn das Christenthum sei die Religion der socialen Freiheit, indem es die Gesellschaft von der antisocialen Sündenlust, der Despotie und der Sclavenlust befreit habe; weshalb auch jeder Christ verpflichtet sei, diesen Geist der antisocialen Sünde als den Geist des Uebermuthes und der Niederträchtigkeit, sowohl in sich, als außer sich, zu verleugnen und zu bekämpfen, und zwar, nachdem und seitdem das Christenthum selber Nationalität gewonnen habe, nicht nur in der Defensive sich in seiner einzelnen Person oder Familie haltend, oder die Religionsverfolgungen duldend, sondern als die Offensive gegen den Verfolger ergreifend. Der „Avenir“ müßte also einfältig oder schlecht sein, falls er, wie ihm Mißverstand und Unverstand ansinnen, den Gedanken gefaßt hätte, mit der Revolution gegen das Christenthum in Bund zu treten, und die Religion statt den Lilien, der Jacobinermütze dienstbar zu machen. Der „Avenir“ sei nicht revolutionär gegen die Regierung, wenn er die rechte Mitte zwischen Regierenden und Regierten herstellen und die Regierung von dem Revolutionsprincip, das sie in sich selbst nähre, befreien wolle. Dies Princip sei aber die beliebte Centralisation, dieser „Pantheismus des Staates,“ kraft dessen die Regierung Alles in sich hineinziehe, Alles, das Geistige wie das Materielle, fiscalisch mache, und sich zu stärken, indem sie das Volk schwach mache, sich zum Depositair und Inhaber aller Institutionen und socialen Erbschaften machend, dem Volke, der Societät das entziehe, was ihr gebührt, was ihr Erbe sei, und davon nur soviel herausgebe, als ihr, der Regierung, nützlich erscheine. Der „Avenir“ wolle keinesweges das Volk stark haben durch die Schwäche der Regierung, er wolle aber auch die Regierung nicht stark haben durch die Schwäche des Volkes, was eben die unselige Spannung herbeiführe, in welcher sich die Revolutionen erzeugten. — Ferner sei auch der „Avenir“ gar nicht gegen Royalismus, sondern nur in Bezug auf Frankreich und den Katholicismus gegen jeden servilen Royalismus oder gegen jenes gallicanische Glaubenssymbol, welches den König über Alles stellt durch die Behauptung der absoluten Unverwirkbarkeit des Regentenrechtes, und Gott und die Nation nur um des Königs willen da sein ließ*). König und Volk gehören zusammen als die Glieder eines Leibes in freier dienender Liebe. Was aber diese Liebe begründet und erhält, ist die Religion der Liebe, die darum auch allein die Societät begründet, zu welchem Zweck die Kirche als die begründende Autorität weder abhängig vom Thron, noch abhängig vom Volk, sondern frei sein soll zwischen

*) Das Letztere aber hatten wenigstens die vier Propositionen der gallicanischen Kirche nicht behauptet, indem sie aussprachen, daß der König außer Gott keinem Menschen, i. e. dem Papste verantwortlich sein sollte; wenn gleich der gallicanische Clerus im Dienste des Hofes oft servil genug sein mochte, dem König über Alles hinwegzuhelfen, und somit zugleich auch den König abhängig zu machen von gewissenlosen und gottlosen Einflüsterungen oder Doctrinen.

beiden, jedoch als eine Autorität, die weder weltlich regiert, noch regiert wird, sondern, wie Schlegel von ihr singt:

„Sie scheint nicht zu befehlen, nicht zu bitten,
Doch wenn sie spricht, kann niemand mit ihr rechten.“

Wo nun Volk und Regent von einander abfallen, da geschieht es demnach nur in Folge des Abfalls von Gott; so wie dieser ihr Abfall von einander sich nur damit rechtfertigt, wenn der eine oder andere Theil mit diesem Abfall dem Abfall von Gott entgeht, woraus auch nebenbei folgt, „daß die Insurrectionen wie die Kriege nur durch ein moralisch-religiöses Princip nicht nur gerechtfertigt, sondern auch als Pflicht geboten werden können.“

Der Herausgeber der Baader'schen Societätsphilosophie, Professor Hoffmann, sagt in einer Schlußanmerkung, „man werde nicht leugnen können, daß Baader dem „Avenir“ die edelste und großartigste Seite abgewonnen, daß er aber das Uebertriebene und Vulkanische in derselben nicht sogleich durchschaut habe.“ Der Grund davon scheint uns darin zu liegen, daß Baader durch den Vulkanismus dieser Zeitschrift selbst ein wenig in Feuer gekommen ist, und zwar in das Feuer des „Avenir“ selbst; weswegen er das Revolutionäre nicht revolutionär sein lassen will, und doch auch wieder als „gebotene Pflicht“ zu rechtfertigen sich bemüht. Es bleibt nur unbegreiflich, wie mit solcher Rechtfertigung der Revolution La Mennais und seines Gleichen die Reformation als Revolution schmähen, da hier mehr als irgendwo das Factum vorliegt, daß man vom Papst und seiner Kirche abfiel, um sich in einer andern religiösen Societät vor dem Abfall von Gott zu bewahren. Aber

„the passion has bubbles as the water has.“

Mit diesem Ausspruch Macbeth's beginnt Baader seine „Bemerkungen über die Schrift: „Paroles d'un croyant. Par de la Mennais.“ Er beklagt mit Recht, daß ein Mann, der sich sonst so bestimmt gegen alle Brutalitäten der Insurrection erklärt habe, jetzt ihnen nicht bloß das Wort rede, sondern sogar als Priester gleichsam eine öffentliche Jacobiner-Fahnen- und Barrikadenweihe vornehme und die Christenwelt gegen die bestehende Obrigkeit insurrectionstoll machen zu wollen scheine. Er möchte diese Paroles lieber für ein Erratum halten, wenn nicht der Eindruck, den sie gemacht hätten, doch auch ein bedenkliches Sympton der Zeit wäre, und eben dies ihn veranlasse, auf die verderblichen Principien der Schrift hinzuweisen zur Warnung für jene „sich weise dünkenden, und wie sie sagen practischen Staatskünstler unserer Zeit,“ die noch immer nicht die tiefe Bedeutung und Wirksamkeit der nicht-materiellen Interessen der Societät und der über sie bestehenden Doctrinen in dieser erkennen, und statt dessen in der Meinung beharren, „daß die Sache mit der Besorgung des materiellen Wohlstandes eines Volkes und allenfalls mit der Bereithaltung der Bajonette schon abgethan sei, als ob nur das animalische Element im Menschen practisch wäre, und nicht auch —

das dämonische, welches sicher nicht materiell ist, und im materiellen Wohlstande eben so wirksam oder practisch sich erweist, als im materiellen Uebelstande, obschon der Croyant hierin anderer Meinung ist und alle Vermögens- und Machtlosen für Kinder Gottes, alle Vermögenden aber für Kinder des Satans erklärt."

Die dämonischen Irrthümer, aus denen Baader die „Paroles d'un croyant" erklärt, sind folgende:

1) Die Verwechselung der religiösen, wahren Freiheit, in welcher der Mensch frei wird von seiner schlechten Selbstheit, mit der politischen Freiheit, in welcher der Mensch freien Spielraum, freie Bewegung und freie Nahrung fordert für seine schlechte Selbstheit. 2) Die aller Liebe und Demuth baare, und alles Hasses, aller Hoffart und Niederträchtigkeit volle Verkennung des Unterschiedes, ob ich in Jemandes Macht bin, oder ob Jemand Macht über mich hat. Dies letztere, wohlthätige Verhältniß wird aber aus Mangel an Liebe, dieser erstgebornen Tochter des christlichen Glaubens, als Druck empfunden, als eine Last, weil die Liebe den Menschen in diesem Verhältniß frei und erhaben halten würde über jeden Versuch des andern, ihn in Macht zu nehmen, in Knechtschaft zu zwingen, wie denn auch die Schrift das Abhängigkeits-Verhältniß als einen freien Dienst der Liebe fordert, als ein Gehorsam-sein nicht den Menschen, sondern dem Herrn. Wo aber diese Liebe fehlt, wird natürlich jedes derartige Verhältniß drückend und empfunden, als ob man in der Macht des Andern, von ihm beherrscht, geknechtet würde. — 3) Daß man das vox populi, vox Dei! auch zu dem Vorgeben mißbraucht, es sei nur die Obrigkeit von Gott, die sich das Volk selbst einsetzt, woraus la Mennais die Folgerung zieht, daß ein Volk eine von ihm nicht eingesetzte Obrigkeit auch im Namen Gottes nicht zu dulden hätte. Umgekehrt wie die Jesuiten die weltliche Obrigkeit damit unter die geistliche Obrigkeit erniedrigen wollten, daß sie jene nur aus dem Volkswillen hervorgehen ließen, erhebt sie la Mennais aus demselben Grunde, und gehet also über die Lüge des Genfer Bürgers noch hinaus, „indem er dem Volkswillen selbst religiös bindende Macht zuschreibt, woran doch Rousseau nicht gedacht hatte." „Man kann es freilich," sagt Baader, „in einem Zeitalter wie das unsrige, in welchem die Menschen ihr moralisches Gesetz und ihren Gott selber machen, postuliren, decretiren oder projectiren, nicht befremdlich finden, daß sie sich die Befugniß nicht wollen nehmen lassen, so etwas gegen Gott Kleines, nämlich ihre Könige oder Königlein, sich selber zu machen; wobei indeß die Difficultät obwaltet, daß auf solche Weise die Wahl eines Regenten eigentlich niemals fertig würde, weil ja jeder mit der Wahlfähigkeit in die Societät Eintretende seine Einstimmung erst selber jenem Regenten geben müßte, um ihn als einen vom ganzen Volke, somit als einen von Gott gewählten König oder Regenten anzuerkennen. Was denn auch vom Besitzstande gelten müßte, falls man keine Vorrechte, d. h. keine vor dem Eintritt

eines Menschen in die Societät bereits bestehenden Pflichten und Rechte für ihn anerkennen wollte, welche ihn machen, und die also er nicht mehr zu machen hat oder braucht; so wie er ohne seine Einwilligung, ohne seine Eltern selbst gewählt zu haben, in den Besitzstand des Lebens kam." Ist Gottes Stimme nicht mehr im Volke, so kann doch auch die Stimme des Volkes nur ein Confusum sein, aus dem man sich durch Majorität oder Minorität der Stimmen herausrechnen muß; was aber dann weiter dem stimmberechtigten Bürger die Berechtigung einflößt, seine Stimme (d. i. seinen Willen) gegen Alles und Jedes zu erheben, wozu er seine Einstimmung nicht gegeben hat, und früher erworbene Rechte und Besitzthümer im Großen wie im Kleinen mit souverainer Verachtung zu behandeln, die sich denn bis in die kleinste und engste Familie hinein, und hier wegen der engen Grenzen und zusammengerückten Verhältnisse um so nachdrücklicher erweist in der äußerst geringen Achtung des vaterlosen Rechtes, Erbes und Besitzthums, und hier gerade eine fortwährende Erzeugerin des Proletariats ist. — Als einen mißleitenden Unstern des „Croyant" bezeichnet Baader ferner dessen Begriff vom sensus communis, mit welchem er als mit einem Schlage Philosophie und Katholicismus zugleich begründen zu können glaubte. Ist dieser nun die öffentliche Vernunft, die sich in dem ausspricht, was man öffentliche Meinung oder den gesunden Menschenverstand nennt, so kann man sich von deren Unbrauchbarkeit und Confiscalität bei jeder Appellation auf ihre Autorität überzeugen, und sehen, wie da am Ende doch nur Jeder seine eigne Vernunft hat und diejenige Autorität fehlt, die Aller oder doch Vieler Vernunft anerkennen müßte, um etwas Gemeinsames zu haben. Gelte es im Katholicismus für allgemein vernünftig, die Tradition, und im Protestantismus für allgemein vernünftig, die Wissenschaft als Autorität zu erkennen, so wäre es nicht schwer, das Recht dieser Autoritäten auf unsern Glauben, so wie die Pflicht des Glaubens an diese Autoritäten nachzuweisen. Um diese Autoritäts-Principien haben sich in der That Societäten, Gemeinden gebildet, deren Versöhnung jedoch, wie Baader bemerkt, darum nicht gelingen konnte, weil jede Societät ihr Autoritätsprincip ganz abstract und ausschließlich geltend machen wollte, womit sie nur dahin kamen, sich diese ihre Autoritäten selbst zu verderben und labil zu machen. Nicht Ausschließung, sondern gegenseitiges Durchdringen dieser Autoritäten würde nur zum Frieden, zur Versöhnung führen. — Uebrigens sieht man hier, daß die öffentliche Vernunft, weder von Nichts, noch von sich selbst existiren kann, sondern eines positiven Kerns bedarf, um welchen sie sich bilden und erhalten kann, wie sich denn noch überall in kleineren Kreisen bemerken läßt, daß sich eine öffentliche Meinung, ein allgemeines oder gemeinsames Urtheil über bestimmte Facta und Personen bildet. Nachdem aber dieser positive Kern der allgemeinen Vernunft entfallen ist, ist auch die Berufung auf diese autoritätsleere öffentliche Meinung nur eine leere Phrase, die auch im

Grunde von jedem nur genommen wird für das, was sie ist, für einen Vorwand, seine eigene Meinung haben zu können.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Wiederbelebung des Christenthumes und innigere Verbindung desselben mit allen socialen und politischen Einrichtungen Noth thut. Seitdem sich aber Alles verbunden hatte, den Geist des Christenthums zu bannen und seine Stiftungen und Anstalten damit zu todten Formen zu machen, die der Staat, wo sie ihm nicht mehr zu taugen scheinen, confiscirte; seitdem sind überall die Giftpflanzen aufgewachsen, welche die Societät verderben. — Jedoch würde vor einem zwiefachen Irrthum zu warnen sein, nämlich daß man seinen Standpunkt im Christenthum selbst weder zu hoch, noch zu niedrig nimmt. Das letzte geschieht, wenn man die Weisheit des eitlen Tages für Christenthum ausgiebt, und damit das Christenthum verflacht oder versäuert, wie im Rationalismus geschehen ist. Das erstere würde statfinden wenn man, etwa noch christlicher als das Christenthum sein und nicht sowohl die Herrschaft des Glaubens als den Glauben an den Herrscher und dessen Infallibilität fordern wollte, wie im Ultramontanismus. Beide sind revolutionär und machen Revolutionen. Hat der Katholicismus in seinem autokratischen Monarchismus Revolutionskeime gehegt, so auch der Protestantismus nicht minder in der autonomischen Vernunft. Beide Confessionen sollten, anstatt sich die Revolution vorzuwerfen, vielmehr von ihren eigenen extremen Verirrungen zurückkehren, um in der rechten Mitte den Weg zu gehen, wo sie den Societäten den innern und äußeren Frieden bringen und ihre Wüstungen bauen werden nach der Verheißung.

Baader und Lamenais fassen Katholicismus und Protestantismus nicht nach ihren dogmatischen Differenzen, sondern rein social, nach ihrer Bedeutung für die Gesellschaft auf, und wollen lediglich von diesem Standpunkte aus beurtheilt sein. Beide werfen von diesem Standpunkte aus dem Protestantismus vor, daß er die Hierarchie, das Lehramt preisgegeben und an die politische Societät verloren, somit eingebüßt, und unfrei und unfähig gemacht habe, durch Lehre, Cultus und Disciplin elevirend und Gemeinde-bildend auf die Societät zu wirken, woraus denn weiter der Verfall der Lehre, des Cultus, der Disciplin, der Religion und des Glaubens gefolgt, und das Emporkommen der subjectiven, antisocialen Vernunft eingeleitet und gefördert sei. — Baader und Lamenais differiren unter sich in der Art, wie sie die Stellung des Lehramtes, der Hierarchie, der Gemeinde gegenüber auffassen. Während Baader die Hierarchie corporativ auffasset und ihre Stellung in die Societät als eine freie Stellung hinein verlegt, weiset ihr Lamenais ihre Stellung über der Societät, diese beherrschend, an. Nach Baader soll ihre Stellung eine freie sein, um die Societät erbauen zu können; nach Lamenais soll sie frei sein, um die Societät regieren, beherrschen zu können. Nach Baader soll die Autorität des corporativen Lehrstandes

keine andere sein, als die Autorität der Societät selbst, d. i. Gott, dem sie Alle dienen; nach Lamenais soll diese Autorität des Lehrstandes der Papst sein. Baader deducirt die Stellung des Lehrstandes aus dem Wesen und Bedürfniß der Societät und fordert Einheit derselben. Lamenais deducirt sie aus dem Interesse der Hierarchie und producirt einen Dualismus zwischen Kirche und Staat, der einen fortwährenden feindlichen Gegensatz zu unterhalten geeignet ist. — Dabei ist noch die dogmatische Auffassung der Kirche wohl zu beachten. Den Katholiken, wie auch Baader und Lamenais, ist die Kirche im Besondern nur der Lehrstand, die Hierarchie; den Protestanten ist die Kirche die ganze Gemeinde, die darum auch ihre Mühe und Noth haben, sie aus der Confundirung mit der politischen Gemeinde zu retten. Sie kommen darum auch über Staatskirchen nicht hinaus und haben es nicht hindern können, daß ihr Lehrstand doch auch nur mehr oder weniger Beamte der politischen Societät geworden ist, weil die Kirche, deren besondere Diener oder Beamte er sein soll, dogmatisch wohl deducirbar, in der Wirklichkeit aber nicht nachweisbar ist. Bei dem neuerdings wieder sehr lebhaft geführten Streit über das geistliche Amt in der protestantischen Kirche hat man meist nur mit dogmatischen und exegetischen Waffen gekämpft, ohne dabei die eigentlich und jetzt viel wichtigere sociale Frage zu berühren. Man ist nur zu sehr geneigt, das geistliche (Lehr-) Amt als einen Ausfluß aus der Gemeinde zu betrachten, was bei dem geringen Unterschiede der kirchlichen und politischen Gemeinde Amt und Stand herabgedrückt und zu seiner Zeit die falschen Lehren von der Souverainetät des Volkes nicht wenig unterstützt hat, wie jetzt umgekehrt diese falsche Lehre in die Anschauung derer hineinzuspielen scheint, welche das Lehr-Amt mehr oder weniger aus der Machtvollkommenheit der kirchlichen Gemeinde und den Prädicaten (aber nicht Prärogativen), welche ihr z. B. 1. Petr. 2, 9 beigelegt werden, abzuleiten bemüht sind. Es scheint, als ob solchen Begründungen der Begriff einer organischen Entwickelung abhanden gekommen ist; da doch offenbar das Lehr-Amt weder aus der Gemeinde hervorgegangen, noch von vorn herein über die Gemeinde gestellt, sondern mit ihr entstanden ist, als ein functionirendes Organ, ohne welches die christliche Gemeinde weder entstehen, noch bestehen konnte, und welches diese Gemeine nicht nur sich zu erhalten, sondern welches auch sich selbst dieser Gemeinde zu erhalten hat. Es könnte daher nur die innere Schwäche und Unfähigkeit des Lehr-Amtes verrathen, den Gemeinden die Pflicht und das Recht zuzumuthen und anzudemonstriren, dieses Amt sich immer wieder zu erzeugen und zu erhalten, wenn in dem Amte und seinen Inhabern der Muth und also auch der lebendige Trieb nicht mehr ist, sich selbst für die Gemeinde zu erzeugen und zu erhalten; eine Schwäche, welche der Lehrstand der protestantischen Kirche allerdings nicht völlig verleugnen kann, und mit dieser Schwäche auch den beklagenswerthen Verfall des kirch-

lichen und somit auch des socialen Lebens, wenn auch nicht verschuldet, doch mit herbeigeführt hat. Und hier treffen die Angriffe der katholischen Kirche ohne Frage einen wunden Fleck des Protestantismus, wie auch auf protestantischer Seite alle Empfehlungen und Vorschläge, das kirchliche Leben wieder zu wecken, doch nur erfolglos bleiben werden, wenn man nicht zugleich dasjenige Organ in der Societät wieder stärkt, welches der Träger und Bewahrer des religiösen und kirchlichen Lebens zu sein den unabweislichen Beruf hat, den protestantischen Lehrstand, und, was damit zusammenhängt, die Lehre und den Cultus bewahrt vor den subjectiven, anarchischen Eingriffen der individuellen Vernunft. — Im Zeitalter der Reformation, wo der Lehrstand als Hierarchie sich fast allein nur mit den Prädicaten und Prärogativen der Kirche geschmückt hatte, gaben die Reformatoren als Lehrstand allerdings den Beweis, daß sie allen hierarchischen Anmaßungen entsagten, indem sie dem Lehrstande weder ein exclusives Priesterthum, noch die Prätension, die Kirche par excellence zu sein, einräumten, und statt dessen die Gemeinde der Heiligen und Gläubigen in ihr Recht, ein priesterliches Volk und die Kirche zu sein, wieder einsetzten. Indem sie nun aber den Begriff der Kirche doch nur in dem Begriff der unsichtbaren Kirche retten konnten, ließen sie es unbestimmt, welche Stellung der Lehrstand zu dieser unsichtbaren Kirche einzunehmen habe. Wenn aber diese unsichtbare Kirche doch nur erhalten werden konnte durch die Predigt des Wortes und durch die schriftmäßige Verwaltung der Sacramente: so war doch so viel gewiß, daß diese unsichtbare Kirche doch nur wieder in einer einheitlichen Glaubensgemeinschaft mit ihrem Lehrstande gedacht werden konnte, und also diese unsichtbare Kirche doch auch wieder ihre sehr sichtbare Spitze oder Basis haben mußte. Allein man verkannte die Stellung des kirchlichen Lehramtes ebensowohl in seinem Unterschiede von der Gemeinde als in seiner Einheit mit der Gemeinde; und indem man den Unterschied möglichst auszutilgen strebte, verfiel man in das andere Extrem, das Lehramt der Kirche in der Gemeinde aufgehen zu lassen, womit denn alle die schweren Besorgnisse in Erfüllung gegangen sind, welche schon Melanchthon hegte, und welche man durch Kirchenordnungen hier und da zu beseitigen sich vergeblich bemühet hatte.

Hier ist eine unverkennbare Schwäche des Protestantismus, welche den Katholicismus zu immer neuen Angriffen auffordern wird. Wir meinen nicht, daß diese Angriffe nur durch dogmatische Erörterungen abzuwehren sind, die gewöhnliche Rüstung, in welcher der Protestantismus erscheint; sie müssen vielmehr auch von social-politischer Seite erwogen werden, und wir können es nur beklagen, daß der Protestantismus solcher Erwägungen sich bisher mehr als billig begeben hat. —



Literatur.

Vorschläge zur Regelung der Grundsteuer in Preußen, von Dr. C. G. Kries. Berlin 1855.

Wir geben von dieser interessanten Broschüre unsern Lesern zunächst nur Bericht über Zweck und Inhalt. Die ausführliche Beurtheilung der gemachten Vorschläge versparen wir uns auf eine spätere Gelegenheit, wo wir die ganze Frage besprechen werden. — Der Herr Verfasser hat, wie er in der Vorrede berichtet, vielfache Vorstudien oder Seitenuntersuchungen gemacht, ehe er an diesen für unsere inneren Verhältnisse so bedeutsamen Gegenstand gegangen ist. Die Resultate derselben hat er in mehreren Aufsätzen in der Tübinger „Zeitschrift für Staatswissenschaften" mitgetheilt, auf welche er deshalb verweist. Die Grundsteuerfrage selbst anlangend, welche in der vorliegenden Schrift behandelt ist, so geht er, nach Hervorhebung der finanziellen und politischen Wichtigkeit derselben, so wie der Unzulänglichkeit der bisher Seitens der Regierung zu ihrer Lösung gemachten Versuche, zunächst darauf aus, darzuthun, daß dieselbe durch eine allgemeine Catastrirung des Grundeigenthums in einer gerechten und zweckmäßigen Weise nicht lösbar ist. Er stützt sich dabei mit gutem Erfolge auf die Catastrirung Frankreichs und der beiden westlichen Provinzen des Preußischen Staates und gewinnt dabei zugleich das für seinen Zweck wichtige Resultat, daß eine Abschätzung durch Augenschein der Grundstücke, welche in einem engeren Bezirke liegen, ihren relativen Werth am genauesten festzustellen geeignet ist.

In dem folgenden Capitel sucht er dann darzuthun, daß die Grundsteuer als Steuer nicht zu entbehren ist, besonders nicht, wenn es sich darum handelt, die Beiträge für Gemeinde- und Bezirks- und überhaupt Localausgaben aufzubringen, daß man aber eine gerechte und zweckmäßige Besteuerung von Grund und Boden nicht auf den berechneten Ertrag der Grundstücke, sondern auf die „Thatsachen des Verkehrs" — Pacht- und Kaufwerth — stützen müsse. Er erörtert zu diesem Zwecke das Verfahren, welches bei Besteuerung der Grundstücke in England und Amerika (Staat New-York) stattfindet, indem man dort die Pachtverträge, hier den Kaufwerth der Grundstücke zum Anhaltspunkte für die Besteuerung nimmt.

Auf die auf diese Weise gewonnenen Resultate stützt nun der Herr Verfasser seine „practischen Vorschläge zur Lösung der Grundsteuerfrage in Preußen," welche er selbst in folgenden Worten zusammenfaßt (S. 115):

„Aus dem Staatsbudget läßt sich mit Sicherheit eine Summe von rund 7 Millionen und wahrscheinlich eine noch beträchtlichere Summe ausscheiden, welche nicht sowohl für die allgemeinen, auf die Staatseinheit bezüglichen Interessen, sondern vielmehr für die, wenn auch überall wiederkehrenden, so doch durch die besondern Bedürfnisse jedes Ortes

und jeder Provinz veranlaßten Ausgaben verwendet wurden. Wir schlagen nun vor, die Staatskasse dieser Ausgaben zu entlasten und die Sorge für dieselben den Provinzen und engern Communalverbänden zu übertragen. Um die Provinzen ꝛc. zur Uebernahme dieser Last zu befähigen, wird denselben gleichmäßig der sovielte Theil der Grundsteuereinnahme, als die übertragenen Ausgaben von der Totalsumme der Grundsteuereinnahmen ausmachen — beispielsweise ²/₃ — überlassen. Den Rest bildet das an den Staat abzuführende Contingent der Provinz, dessen definitive Ausgleichung gegen die Contingente der andern Provinzen bis zu dem Zeitpunkte vorbehalten bleibt, wann die Behufs der Localsteuern zu veranlassende Abschätzung des Grundeigenthums eine brauchbare Unterlage dafür abgegeben haben wird. Der einer jeden Provinz überlassene Theil (²/₃) der Grundsteuer-Einnahme ist zunächst zur Bestreitung der ihr nun anheimfallenden Ausgaben bestimmt. Insofern er mehr beträgt, als dazu erforderlich ist, verbleibt ihr dieser Ueberschuß zur Verwendung für andere provinzielle Zwecke. Reicht dagegen dieser Theil der bisher erhobenen Grundsteuer nicht hin, so wird die fehlende Summe innerhalb der Provinz theils durch eine neue — auf einer andern Abschätzung beruhende und ohne Rücksicht auf die bestehende aufzuerlegende — Grundsteuer, theils nach Zuschlägen zur Klassen- und Einkommensteuer nach näher festzustellenden Grundsätzen aufgebracht.

Mit der Ueberweisung des größern Theiles der bisher erhobenen Grundsteuern an die Provinzialkassen wird auch die fernere Behandlung der Grundsteuer-Angelegenheit den Provinzial-Behörden und Vertretungen anheim zu geben sein.

So weit einzelne Grundbesitzer in Corporationen gesetzlich begründete, oder auf Rücksichten der Billigkeit beruhende Ansprüche auf die Ermäßigung oder theilweise oder gänzliche Aufhebung der bisher von ihnen entrichteten Grundsteuer haben, ist der dadurch entstehende Ausfall auf die Provinzial-Kasse zu übernehmen. Die Frage, ob die bestehende Grundsteuer nach Erledigung der etwa erhobenen Ansprüche auf ihre Ermäßigung von Seiten einzelner Grundbesitzer für eine unveränderliche und ablösliche Rente erklärt werden, oder im Gegentheil zu ihrer Ausgleichung und Verschmelzung mit der neuen Grundsteuer geschritten werden soll, bleibt Gegenstand der provinziellen Betrachtung und Beschlußnahme."

Ueber die Ausführung dieses Planes giebt der Herr Verfasser neue Andeutungen, den praktischen Staatsmännern überlassend, sich dieselben anzueignen und die zweckmäßigsten Wege der Durchführung zu ermitteln.

Jedenfalls gebührt dieser Schrift das Verdienst, für die Lösung einer so wichtigen Frage im conservativen Sinne einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan zu haben.

Erinnerungsblätter von A. v. Sternberg. (Berlin. Verlag von Heinrich Schindler 1855).

Was den Franzosen recht ist, das ist den Deutschen billig, und wenn Alexander Dumas mit der unseren westlichen Nachbarn angebornen Bescheidenheit schon bei Lebzeiten mehrere Folianten Memoiren hinterläßt, so darf auch unser deutscher Landsmann so viel von sich halten, um wenigstens mit einem Bändchen „Erlebnisse“ einen schüchternen Versuch zu machen.

Es leuchtet ein, daß jene Erlebnisse an sich nur das vorübergehende Interesse einiger weniger tugendhaften Damen erregen konnten. Was uns veranlaßt, dieselben in den Kreis unserer Besprechung zu ziehen, ist lediglich die überraschende Naivetät, mit welcher der Verfasser seine Vergangenheit desavouirt, und der Cynismus, mit dem er es ausspricht, daß die Undankbarkeit seiner Parteigenossen ihn bewogen, seine Ueberzeugungen zu wechseln und fortan die unter die Füße zu treten, welche er bisher — wie er sagt — „unverdient“ (genauer wohl ohne Belohnung) erhoben.

Unzweifelhaft hat eine solche Offenheit auch ihr Verdienst, nur daß der, welcher sich selbst in diesem Lichte darstellt, nicht den Anspruch erheben sollte, seine Stellung von gestern und heute verschieden beurtheilt zu sehen. Wir geben gern der Wahrheit die Ehre, indem wir Beides anerkennen, einmal die nicht gewöhnliche Befähigung des abtrünnigen Parteigenossen, und gleicher Weise, daß er in schlimmer Zeit nicht ohne persönliche Aufopferung bemüht gewesen, der guten Sache nach Kräften Dienste zu leisten. Wie dergleichen Dienste belohnt zu werden pflegen, das hätte der Baron v. Sternberg auch an Anderen studiren können, der Verfasser der Erlebnisse ist nicht der einzige, dem treue und gute Dienste mit Undank belohnt worden sind. Außerdem hätte sich der Verfasser billiger Weise die Frage vorlegen sollen, welche Partei er die seinige nenne, und welche er demnach mit einem Schein des Rechts der Undankbarkeit anklagen darf.

Nicht ohne Selbstgefühl rühmt der Verfasser von sich, daß er sich stets die Unabhängigkeit der Stellung und Ueberzeugung bewahrt, und daß er in seinen Arbeiten und Gebilden vor Allem seine eigene Befriedigung gesucht, ein Ruhm, der jedem echten Künstler wohl anstehet. Wollte aber der Verfasser die Stellung des Künstlers bewahren, so durfte er auch nur nach dem Lohne eines solchen streben, und dieser Lohn ist nur Wenigen bei ihren Lebzeiten zu Theil geworden. Die Prätension, in der Stellung eines Künstlers den Lohn und die Anerkennung eines Parteischriftstellers zu erringen, erscheint als eine völlig ungerechtfertigte.

Es tritt hinzu, daß die thatsächliche Stellung des Verfassers keineswegs immer von der Art gewesen ist, um von einer der vorhandenen

Parteien als ihrer eigenen entsprechend anerkannt werden zu können. Allerdings hat der Baron v. St. sich bemüht, der Aristokratie und dem Conservatismus gute Dienste zu leisten, doch glauben wir, ihm die ernste Frage vorlegen zu müssen, ob es die echte Aristokratie oder das Junkerthum, ob es die christliche oder unsittliche Ritterschaft war, der insbesondere seine neueren Werke gedient? Wer die Emancipation des Fleisches thatsächlich verherrlicht, der muß früher oder später dorthin getrieben werden, wo die entsprechende Theorie ihre Anhänger zählt.

Kein Wunder daher, wenn wir plötzlich um einen vermeintlichen Partei-Genossen ärmer geworden sind. Wäre er von uns gewesen, so wäre er bei uns geblieben, so aber ist er dorthin gegangen, wo er schon lange gewesen wäre, wenn er nicht bis dahin noch auf Lohn gehofft. Es mag dies hart klingen, doch die eigenen Worte des Verfassers lassen keine andere Deutung zu.

Nachdem er zuerst gesprochen von seinen Schriften zur Zeit der großen Völkerbewegung, die einen glühenden Haß „gegen die Demokratie athmen", fährt er fort: „Als ich jene Novellen schrieb, in denen ich unwürdige Leute verherrlichte und würdige in den Staub trat, war es mir damals so sehr die Sache meiner eigenen Ueberzeugung, daß ich nicht fähig war, die Stimme der Klugheit zu hören; denn, hätte ich sie gehört, so hätte ich diese Bücher, die ich verwünsche geschrieben zu haben, nicht geschrieben, denn ich weiß, wie man in Deutschland Politik treibt; daß die Partei, zu der man gehört, die Perfidie und die Niedrigkeit hat, gerade zuerst die verfolgende Hand gegen den aufzuheben, der ihr in Zeiten der Gefahr Dienste geleistet." Wir fürchten, daß der Baron v. St. bald verwünschen wird, auch diese Worte geschrieben zu haben. War es ihm damals Sache der Ueberzeugung, wie haben wir seine gegenwärtige Stellung zu verstehen? Hat er inzwischen seine Ueberzeugungen gewechselt, oder giebt er augenblicklich nur der Stimme der Klugheit Gehör? Oder hat das Verlangen nach Rache alle anderen Gefühle übertäubt? Im ersten Falle sollte er sich glücklich preisen, nicht durch Bande der Dankbarkeit an eine Partei gefesselt zu sein, die er nunmehr als eine unwürdige verwünschen muß. In dem zweiten Falle aber sollte er es billig finden, wenn man den nicht als Partei-Genossen begrüßen mag, der aus Klugheitsgründen auch wohl einmal gegen seine Ueberzeugung schreibt.

Oder sollen wir die Worte des Verfassers dahin interpretiren, daß die Undankbarkeit der Partei-Genossen der Grund gewesen, weshalb er seine Ueberzeugungen gewechselt? Immerhin mag das Urtheil über einzelne Personen und deren moralischen Werth auch durch das Maaß ihrer Dankbarkeit bedingt und berichtigt werden; immerhin mag das Bedenken gerechtfertigt sein, seine eigenen Interessen den Interessen Undankbarer hintenanzusetzen. Was aber hat die Undankbarkeit der Menschen mit der Wahrheit der Principien, was hat die politische Partei mit der

künstlerischen Darstellung jener Principien zu schaffen! Wer seine Ueberzeugung wechseln kann, weil die Menschen ihn nicht genügend belohnt, an dem wird man mit Recht aussetzen, daß er von Anbeginn um Nichts als um Lohn gearbeitet.

Vielleicht sind dem Verfasser die schönen Worte bekannt, welche der englische Dichter dem Cardinal in „Heinrich VIII." in den Mund legt: „Ach hätte ich Gott nur halb so treu gedient, als diesem Heinrich, er hätte mich in meinem Alter nicht verlassen." Dies sind Worte zur Prüfung und zum Trost für Alle, welche sich über die Undankbarkeit der Menschen beklagen.

Daß der Baron v. Sternberg niemals zu der Partei gezählt haben kann, zu der wir uns bekennen, liegt in seinem offenen Geständniß, daß er zu einem positiven Glauben noch nicht hindurch gedrungen sei, und daß er warten müsse, bis ihm selbst eine Offenbarung (S. 175) werde. Wir besorgen, er wird vergeblich warten. Wenn er dabei überraschender Weise hinzufügt, daß die „katholische Kirche eine unbeschreibliche Anziehungskraft für ihn habe, und daß, wenn der Drang in ihm erwachte, die große Botschaft, die an Alles was da lebt ergangen ist, auch für sich anzunehmen und anzuerkennen, es die katholische Kirche allein sein würde, die ihn befriedigte in ihren äußeren Dienstleistungen," so bewundern wir dabei Nichts, als die Sehergabe, die einen noch nicht erwachten Drang schon im Voraus in seinen Wirkungen so genau zu deuten und kaum mißverständliche Winke daran zu knüpfen weiß. Warum soll der Baron v. St. den Weg nicht gehen, welchen die Gräfin Ida Hahn-Hahn vor ihm gegangen ist?

Wir bedauern lebhaft und aufrichtig, daß ein Mann von der Begabung des Baron v. St. sich so weit verirren konnte. Es ist dem Privatmann gelungen, den Schriftsteller und Künstler zu sich herabzuziehen.

Französische Revuen.

Charles Bonnet. — Die preußische Armee. — Der Baron von Föneste.

Die „Revue des deux Mondes" beginnt ihren zwölften Band mit einem werthvollen Aufsatze über die Regentschaft Tripolis, der nach einer kurzen Geschichte der Revolutionen, welche die Regentschaft erlebt, in klarer und verständlicher Weise die politischen Verhältnisse des Dey's darlegt, und namentlich über die Stellung der türkischen Pascha's zu den arabischen Landeshäuptlingen höchst interessante Neuigkeiten beibringt. Der Aufsatz ist von E. Pellissier.

Auf diese Arbeit folgt eine Studie über Charles Bonnet, sein Leben und seine Arbeiten von André Sayous.

Am Genfer See, nicht weit von Fernay, wo Herr von Voltaire seinen stolzen Hof hielt, lag Genthod, wo Charles Bonnet wohnte, der

berühmte Naturforscher, der fromme Beobachter der Gesetze der Schöpfung, der ein Landsmann war von Jean Jacq. Rousseau und zehnmal mehr werth als dieser. Vor dem kleinen Hause saß der greise Fürst seiner Wissenschaft unter dem Schatten seiner großen Kastanienbäume, oder unter dem würzigen Laub der Nußbäume, und wenig, fast Nichts, sahen seine durch den fortwährenden Gebrauch des Mikroskops geschwächten Augen von der lachenden Landschaft ringsum, aber er schwelgte hier, wie im Winter am Kamin, in jenen Genüssen, welche nur den Geistern, die da denken, aufbehalten sind. Krank, Tage und Wochen lang, saß der Schüler des großen Leibnitz so in Nacht und Gedanken, das Geistige aus dem Sinnlichen entwickelnd, und mit seinem energischen, tief christlichen Denken die Erfahrungen der Wissenschaft verbindend, um die Wunder gegen J. J. Rousseau, seinen Landsmann, und die Vorsehung gegen Voltaire, seinen stolzen Nachbar, zu vertheidigen. Der muthige Blinde focht diesen Strauß siegreich aus, und das muß, das soll ihm unvergessen sein, auch wenn man die achtzehn Bände seiner Werke, in denen eine Fülle von Wissen und Gelehrsamkeit lebt, nicht mehr liest. Charles Bonnet hat nie seine Heimath, nie den Kreis seiner Familie verlassen, aber mit allen den großen Gelehrten, mit all' den tiefen Denkern seiner Zeit stand er in fortwährendem Briefwechsel; der blinde Philosoph in Genthod ist der Mittelpunkt einer höchst bedeutenden geistigen Welt, die Haller, Réaumur, Abauzit, Trembley, Montesquieu, Tronchin ꝛc. bildeten. Aus dem Briefwechsel Bonnet's mit diesen Männern hat Sayous seine bedeutende Skizze zusammengestellt.

Die Aufsätze Montégut's über den modernen Sittenroman in England haben wir schon mehrfach citirt; der neueste Aufsatz beschäftigt sich mit „North and South“ der Mistriß Gaskell. Außerdem bringt die „Revue des deux Mondes“ noch den Anfang einer Novelle: „Der Marquis des Saffras“, von Jules de la Madelaine. Es ist das ein neuer Beitrag zu den Schilderungen provinzieller Sitten und Zustände, an denen die neuere französische Literatur so reich ist. Der Marquis des Saffras schildert das Leben im Comtât; wir kommen auf diese interessante Novelle zurück, wenn sie weiter vorgeschritten sein wird.

Die „Revue Britannique“ bringt u. A. einen Aufsatz über die Preußische Armee aus dem „New Monthly Magazine“, der reich an allerlei Irrthümern ist, welche die „Revue Britannique“ leicht hätte verbessern können. So hat Preußen z. B. 17 Millionen und nicht 14 Millionen Einwohner, ferner ist in Preußen Nichts davon bekannt, daß die reactionäre Partei sich bemüht, die Landwehr abzuschaffen, weil ihr die bürgerlichen Landwehr-Offiziere ein Gräuel sind; auch dürfte das Verdienst der neuen Formation der Landwehr, welche dieselbe enger als früher an die Linie knüpft, nicht lediglich dem General v. Bonin zuzuschreiben sein, sondern einem Höhern gebühren. Auch sonst finden sich in dem Artikel mancherlei Irrthümer. Von den übrigen Aufsätzen der „Revue Britannique“ nennen wir nur noch die Legende von den Vögeln aus dem

„National-Miscellany", die eine Fülle der reizendsten Anekdoten und einzelner interessanter Züge bringt. Aus der sonst so reichen und interessanten literarischen Chronik Amedée Pichot's können wir unsern Lesern gar nichts mittheilen, weil deren Platz ganz von einem langathmigen Gedichte Barthélémi's eingenommen ist, das die Eroberung von Sebastopol feiert und auch schon im „Moniteur" gestanden hat.

Unter den Mittheilungen der „Revue Contemporaine" ist es besonders eine Recension einer neuen Ausgabe von Aubigné's: „Les aventures du baron de Foeneste", die uns angezogen hat. Prosper de Merimée, der diese neue Ausgabe besorgt hat, sagt in seiner Vorrede: „Die Abenteuer des Barons von Föneste sind in einer ganz eigenthümlichen Sprache geschrieben. In ihr vereinigt sich die Fülle und der freie Zug des sechszehnten Jahrhunderts mit der Correctheit des siebenzehnten. Der Verfasser, der unter andern Prätensionen vielleicht auch die hatte, nicht für einen Schriftsteller gelten zu wollen, hat einen Stil für sich allein, der immer an den Ritter erinnert; seine Prosa trägt die Spuren ernster, klassischer Studien und bezeugt den fortwährenden Verkehr des Verfassers mit dem Volke, das der beste Sprachlehrer ist. Föneste ist eins der bedeutendsten Sittengemälde, und wenn man einige Uebertreibungen, die nun einmal diese Art von Satyre mit sich bringt, abzieht, so bietet dieses Buch ein eben so belebtes als treues Bild der Gesellschaft der Zeit, in der der Verfasser lebte. Es sind Züge in diesem Buch, deren sich Molière nicht zu schämen gehabt hätte."

Wir finden diese Charakteristik vorzüglich und die Schilderungen Agrippa's von Aubigné erinnern um so mehr an Molière, da die Abenteuer des Barons von Föneste in Dialogen zwischen einem Edelmann und einem Hofmann abgefaßt sind.

Der vorliegende Aufsatz der „Revue Contemporaine" ist übrigens in demselben Maaße feindselig gegen den protestantischen Reiterhelden zugespitzt, wie ein früherer von Eugen Feugère, dessen wir in unserer ersten Musterung französischer Revuen ausführlicher gedacht haben, günstig für denselben abgefaßt war. Auch Herr Feugère ist Katholik, aber trotzdem verstand er es, den grimmigen Degen zu würdigen, dessen schwere Hand abwechselnd Schwert und Feder mit gleicher Energie führte. Agrippa von Aubigné war gewiß in höchstem Maaße das, was die Franzosen jetzt „vieux grognard" nennen, für ein Muster wird er auch protestantischer Seits nicht gehalten; der vorliegende Aufsatz aber ist ungerecht, denn alle die großen und tüchtigen Eigenschaften, die Thaten, die den protestantischen Paladin auszeichneten, rechnet er den großen Zeitbewegungen zu, nur die Fehler, Irrthümer und Schwächen werden ihm als Eigenthum gelassen. Gerade umgekehrt hätte es sein müssen und Herr Paulin Paris würde der Wahrheit näher gekommen sein. Im Uebrigen verweisen wir auf das, was wir im ersten Bande

der Revue bei Gelegenheit des Aufsatzes von Feugère über Aubigné gesagt haben. Von dem trefflichen Roman „Chrisna" von Saintine enthält das neueste Heft der „Revue Contemporaine" die dritte Fortsetzung, und auf der bonapartistischen Fahne, welche die Revue, seitdem sie „gut kaiserlich" geworden, am höchsten Mast auszustecken pflegt, steht dieses Mal der Name von Esquiros de Parieu, dem Vice-Präsidenten im Staatsrath. Der kaiserlich französische Staatsmann schreibt über die Steuern, aber nicht über die in Frankreich, sondern über die in der Schweiz. Sollte er über die französischen nicht besser unterrichtet sein? —



Tages-Ereignisse.

Was wir in den Betrachtungen über die Presse im Kriege (10. Heft, II. Band dieser Blätter) ausgesprochen, findet jetzt in den Maßregeln der verschiedenen Regierungen gegen die Correspondenten in den Lagern und die „Briefe aus dem Bivouac" seine volle Bestätigung. Es ist zu dem gekommen, wozu es kommen mußte und überall nach gemachten Erfahrungen kommen wird, zu ganz ernstlich gemeinter, wenn auch indirecter Beschränkung der Presse während der Dauer eines Krieges. Wir sind auch vollkommen überzeugt, daß diese Beschränkung schon sehr viel früher eingetreten wäre, wenn der Krieg nicht im fernen Orient, sondern auf den alten bekannten Kriegstheatern am Rhein geführt würde. Von so weit her hat wenigstens die Regierung den Vortheil und Vorsprung der telegraphischen Nachricht vor der Correspondenz und also Zeit, sich nicht von den Vorschlägen oder dem Tadel der Presse überholen zu lassen. Marschall Pelissier hat den Reigen eröffnet. General La Marmora ist ihm gefolgt, und strenge Verbote sind eingetreten, nachdem die Erfahrung mit ihren lästigen Lehren nicht karg gewesen ist. Wunderbar genug, daß immer wieder auf's Neue nur die eigene Erfahrung zur Abwehr eines Uebels treibt. Sollen preußische Heerführer in einem künftigen Kriege auch erst die Erfahrung machen, daß es mit einer ganz freien Zeitungspresse im Rücken der Armee nicht geht? Sollen die von erfahrenen und gegenwärtig noch erfahrenden Generalen gegebenen Beispiele so lange unbefolgt bleiben, bis man selbst zu Klagen Ursache hat? „Times" und „Daily News" sind freilich sehr ungehalten darüber, daß Kriegsleute sich unterstehen, Männern „von der Feder" einen einfachen Parolebefehl zu dictiren. Nichtsdestoweniger bleibt die Thatsache stehen, daß ein unumschränkt monarchisches und ein eminent constitutionelles Gouvernement, wie Frankreich und Sardinien, zu der Erkenntniß gekommen sind, die Correspondenzen aus dem Lager verbieten zu müssen. Marschall Pelissier hat sich bei seinem Verbote nicht mit

Darlegung seiner Gründe befaßt, sondern den Grand Prévot de l'armée beauftragt, sich weniger auf die Motive als die Executive einzulassen. Wie er damit ganz im Charakter seiner Regierung gehandelt, so General La Marmora im Charakter der seinigen.

Wer vergleichen will, was wir schon vor 6 Monaten gesagt, wird wenigstens zugeben müssen, daß General La Marmora auf practischem Felde nur dieselben Beobachtungen gemacht, die wir im Interesse des preußischen Vaterlandes und seiner Armee, aus der Stille des Arbeitscabinets als unvermeidlich bevorstehend bezeichnet. Hin und wieder ist das sogar wörtlich der Fall. Herr Rüstow wird freilich auch durch diese Beweise nicht überzeugt werden, sondern die bekannten Redensarten von dem „wohlthätigen Einflusse einer unbedingt freien Presse" bei vorkommender Gelegenheit abermals von sich geben. In Allem, was General La Marmora sagt, hat er so vollkommen Recht, daß eben nur Journalisten etwas dagegen vorzubringen versuchen werden. Er nennt das Correspondenzwesen aus den Lagern einen schweren Uebelstand und sagt: „sie erzählen von Operationen und beschreiben Stellungen, Kräfte und Vorbereitungen aller Art, sie theilen dem Feinde mit, was wir vor ihm geheim zu halten ein Interesse haben. Wenn sie Vergangenes und Künftiges erörtern, so verfallen sie in eine der Mannszucht zuwiderlaufende Kritik und ein solcher Mißbrauch darf in einem wohleingerichteten Heere nicht geduldet werden. Wenn sie von den Heeren der mit uns verbündeten Mächte reden, so veranlassen sie Beschwerden und stören die Eintracht, ohne welche das Bündniß unmöglich fruchtbringend sein kann. Wenn sie zur Vermeidung der vorgedachten Uebelstände, aus Mangel an sicheren Mittheilungen, Unbestimmtes melden, so liefern sie am häufigsten unvollständige und ungenaue Correspondenzen, welche ihnen wenig zur Ehre gereichen. Aus diesen Gründen benachrichtige ich alle Militairpersonen und Beamten der Land- und Seemacht, daß ich die Verfasser derartiger Correspondenzen streng bestrafen werde."

Den letzten der angeführten Gründe hätte sich der Tagesbefehl allerdings ersparen können, denn es ist in der That ziemlich gleichgültig, ob das Mangelhafte einer Correspondenz dem Correspondenten zur Ehre gereicht oder nicht. Dafür sind die andern Gründe aber desto schlagender; am schlagendsten und kürzesten bliebe aber immer das einfache Verbot.

Wir wiederholen also die Frage: „Warum nicht schon vor Anfang eines Krieges das bestimmt aussprechen, was im Verlaufe desselben — wie figurae zeigen — doch einmal ausgesprochen werden muß? Warum die traurigen Erfahrungen nicht für sich selbst benutzen, die man Andere hat machen sehen? Warum nicht bei Zeiten an das denken, was zuverlässig und unvermeidlich einst kommen wird?"

Ein Eingesandt in einer der Berliner Bourgeoisie-Zeitungen erklärt nur diejenigen Wahlmänner für die wahrhaft Conservativen, welche für den frühern Abgeordneten Herrn Geheimen Archiv-Rath Riebel gestimmt haben, weil dieser Mann in der Kammer (scilicet Haus der Abgeordneten) frei und offen, ohne irgend wie durch Rücksichten gebunden zu sein, seine Meinung über das gesagt haben würde, was nach seiner Ueberzeugung zum Besten des Landes und des Königs dient. „Gerade diese Wahlmänner — argumentirt der leider unbekannt gebliebene Einsender weiter — erscheinen als die wahrhaft Conservativen, weil sie die Hindernisse aus dem Wege räumen wollen, welche die Sympathieen zwischen der Regierung und dem Volke stören könnten."

Bekanntlich — wenigstens für unsere Berliner Leser bekanntlich — unterlag der frühere Abgeordnete Geh. Archiv-Rath und Vorsteher des Geheimen Ministerial-Archivs Dr. Riebel, eben wegen seiner ausgesprochenen Neigung zum Opponiren, in der Wahl dem Wirklichen Geheimen Kriegs-Rath Fleck. In wiefern nun ein Geheimer Archiv-Rath weniger Rücksichten zu nehmen hat, als ein Wirklicher Geheimer Kriegs-Rath, ist für den nicht Eingeweihten kaum ersichtlich. Es müßte denn in dem anderweitigen Verhältnisse des Geheimen Raths Fleck liegen, der zugleich Mitglied des Disciplinarhofes für die Dienstvergehen der nicht richterlichen Beamten ist. Eben so wenig ist aus diesem Verhältnisse ersichtlich, weshalb gerade nur diejenigen Wahlmänner die „aufrichtigsten Patrioten" und wahrhaft conservativ sind, welche einem Geheimen Archiv-Rath und nicht einem Geheimen Kriegs-Rath ihre Stimme gegeben. Sollte ein Geheimer Kriegs-Rath wirklich so ganz unfähig sein, Sympathie-Hindernisse zwischen Regierung und Volk aus dem Wege zu räumen? oder sollte ein Archiv gar keine Rücksichten aufzuerlegen im Stande sein? Wie gesagt, man verliert sich in die verwickeltsten Combinationen, wenn man jenem Inserate weiter nachdenkt, denn was dem einen Geheimen Rath recht ist, müßte doch eigentlich wohl dem andern billig sein!

Kurz vor der Entscheidung der Wahlmänner Berlins über die künftigen Abgeordneten der Hauptstadt hat Jemand folgendes Inserat in die Spener'sche Zeitung gesandt:

„Denkt doch daran, Ihr Wahlmänner Berlins, wie wir 1847 mit Feuer gespielt haben. Da brannte es denn 1848, und sind wir etwa heute schon mit dem Löschen fertig? Ein alter Bürger."

Was eine in der That große Zahl von Leit-Artikeln und Mahnungen in der leider nicht großen Zahl conservativer Blätter nun seit Wochen, je nach der Befähigung, emphatisch, rhetorisch, stylistisch abgehandelt, das faßt der „alte Bürger" in dieses einfache Inserat zusammen, und wahrscheinlich wirkt der hausbackene gesunde Menschenverstand dieser Worte mehr als die glänzendste Metapher, mehr als die geistreichste

Deduction. Wir konnten uns dabei nicht der Erinnerung an den Ausspruch eines Mannes erwehren, der in der sogenannten parlamentarischen Welt als eine Autorität gilt, ja für einen der Führer im Reiche der sacrosancten Tribüne gehalten wird. Es war von den Wirkungen des Sprechens in jetzt beliebten Formen die Rede, und der als Autorität Geltende behauptete: „Nichts wirkt schlagender und bringt größere Wirkungen bei parlamentarisch geformten Unterhaltungen hervor, als der Gemeinplatz; nichts zündet mehr, als ein zu rechter Zeit angebrachtes Sprüchwort; nichts schlägt den selbst geistreichsten Gegner sicherer, als ein Satz des ganz gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes!" Wir waren von da an aufmerksamer auf die Debatten — und fanden dies Urtheil bestätigt. Auch das Inserat des „alten Bürgers" spricht auf's Neue dafür. Es ist so unbeschreiblich wahr und richtig, was der Einsender sagt, daß dagegen auch das glänzendste Raisonnement nicht aufkommt. Freilich ist damit nicht gesagt, daß es irgend etwas hilft oder geholfen hätte: Opponiren und dem Gouvernement eine Lehre geben, ist ein zu verführerisches Ding, als daß der gesunde Menschenverstand oder selbst die gemachte Erfahrung darüber etwas vermöchten. Mit wie unendlich vielen anderen Worten ist bei Gelegenheit der Wahlen nicht dasselbe gesagt worden! Mit welchem Aufwande rhetorischer Wendungen ist man doch immer nur zu demselben Resultat gekommen! Mit welcher Geschicklichkeit haben die liberalen Zeitungen auf alles Mögliche, nur nicht auf den thatsächlich gesunden Menschenverstand geantwortet: „1848 hat es gebrannt, weil wir 1847 mit Feuer gespielt!" Die Moral und der Humor davon hätten aber auch freilich fast zu nahe gelegen.

Wenn Presse und Buchhandel über die Strenge oder vielmehr, nach dem Dictionnaire de l'Opposition — über Verationen der Polizei klagt, so mag sie in einzelnen Fällen Recht haben. Wir unsererseits können aus Erfahrung noch nicht darüber urtheilen. Liest man aber eine Anzeige wie die folgende, die wir kürzlich in einem Berliner Blatte gefunden, so scheinen diese sogenannten Verationen geradezu vom Buchhandel, das heißt einzelnen Buchhändlern, herausgefordert zu werden. Eine Berliner und noch dazu wohlrenommirte Buchhandlung inserirt:

(H. Heine) Travestien aus der Weltgeschichte.
I. Pepita. Große politisch-satyrische Tragikomödie in 4 Acten.
Eleg. brochirt. 9 Silbergroschen baar.
☛ Etwas Aehnliches ist noch nie dagewesen!
(Da diese Schrift bereits in mehreren Staaten confiscirt wurde,
so können nur Exemplare gegen baare Zahlung abgegeben werden.)

Heißt das nicht geradezu die Polizei-Behörde herausfordern? Das Werk selbst kennen wir nicht, haben auch keine Neigung, es kennen zu

lernen. Ueber das Buch können wir also nicht urtheilen, wohl aber über die Art der Empfehlung für die beabsichtigte Verbreitung. Eine satyrische Broschüre vorzugsweise deswegen anzupreisen, weil sie bereits in anderen Staaten confiscirt wurde, und für den möglichen Gewinn von ein paar Mal 9 Silbergroschen so rund heraus zu erklären, daß der so betriebene Buchhandel eben nichts anderes, als ein ganz gewöhnliches Schachergeschäft nach Art jüdischer Herren-Garderoben-Magazine ist, — das muß jeden Schriftsteller und jeden, der es ehrlich mit der Literatur meint, anekeln. Wenn schon geachtete Buchhändlerfirmen auf einen solchen Ton eingehen, was soll dann der vielleicht darbende Schriftsteller thun? und welche Maßregeln zwingt man der Polizei ab, wenn ihre Wirksamkeit auf solche Weise verhöhnt wird! — Kommen dann wirklich vexatorische Maßregeln — und wer vermöchte es zu tadeln, wenn sie wirklich kommen — so leiden zuverlässig auch diejenigen Schriftsteller und Buchhändler darunter, die weder voraussichtlich confiscirte Bücher schreiben, noch dergleichen verlegen; und dann fehlt es gewiß nicht an Klagen und Beschwerden. Von welcher Seite sie aber hervorgerufen, herausgefordert, ja erzwungen wurden, danach wird dann nicht gefragt.

Die Ueberzeugung, daß Pfandbesitz in allen Fällen, wo es sich um Mein und Dein handelt, eine ganz annehmliche Sache ist, scheint sich nun nach grade auch den früher sittlich Entrüsteisten mitzutheilen. Unstreitig hätte Rußland besser gethan, die pfandweise Besetzung der Donaufürstenthümer zu unterlassen, und noch wünschenswerther wäre es gewesen, diese Besetzung von ihm aufgeben zu sehen, als alle europäischen Mächte, und unter diesen Preußen mit ehrlicher und wohlwollender Offenheit voran, sie für ungerechtfertigt und unheilvoll erklärten, denn daß es später aus strategischen Gründen die Fürstenthümer räumte, läßt sich auch von dem aufrichtigsten Freunde Rußlands nicht als sein Verdienst, oder seinen freiwilligen Entschluß erkennen. Wie gesagt, das Alles wäre wünschenswerther und besser gewesen; aber den Kampf, der jetzt entbrannt ist, hätte es doch nicht verhindert, wenn auch immerhin noch einige Jahre aufgeschoben. Von dem Augenblicke an, wo der Bonapartismus wieder mit politischer Berechtigung, weil mit politischer Kraft auf den Kampfplatz trat, stand ein Kampf, wenn nicht mit Rußland, so doch mit andern, aber indirect doch immer gegen Rußland, in bestimmter Aussicht. Dafür hat Rußland den allerdings negativen Triumph, seine zuerst ausgespielte Karte jetzt von seinen Gegnern adoptirt zu sehen, denn sowohl englische wie französische Blätter diskutiren bereits mit dem größten Eifer die Nothwendigkeit, einstweilen die Krim in Pfandbesitz zu nehmen, da es doch keine Wahrscheinlichkeit für sich habe, die ziemlich bedeutenden Kosten von Rußland auf andere Art ersetzt zu bekommen. Auch hier liegt ein geschichtliches Beispiel nahe, ganz nahe, und auch hier wird es nicht beachtet, wie sich das seit einigen Tausend Jah-

ren von allen geschichtlichen Beispielen nachweisen läßt. Die Donaufürstenthümer wurden in Pfandbesitz genommen, eine strategische „Pression“ in Rücken und Flanke führte die Pfandinhaber hinaus, und gegenwärtig befindet sich das Pfand in durchaus unbetheiligten Händen. Weder in der Moldau und Wallachei, noch in der Krim scheint man daran zu denken, das streitige Gebiet demnächst wieder zu verlassen, und säet dadurch nur den Saamen künftiger Verwickelungen unter den Pfandbesitzern selbst. Eben so wenig scheint man daran zu denken, daß mit der Zeit die ganze Frage sich umkehren und die Russen ihrerseits Sebastopol belagern könnten, wie sie einst Oczakow, Asow und Kinburn belagert haben. Wenn Tricolore und Union Jack nicht endlich in Moskau wehen und wenn Sebastopol einige Jahre im Besitz einer der gegen Rußland kriegführenden Mächte bleibt, so kommt einst die Zeit, wo russische Heere ihrerseits Sebastopol von der Landseite belagern, und da ja: „chaque forteresse est faite, pour être prise!“ so könnte sich die Sache auch wohl einmal umkehren. Jede Kriegführung hat ihre Zeit und ihr Ende, und so wird auch diese Frage immer nur eine Frage der Zeit bleiben. So gewiß Rußland in Deutschland auf die Dauer keinen festen Punkt gewinnen wird, so gewiß werden die Westmächte weder zusammen, noch einzeln an den Ausflüssen russischer Ströme auf die Dauer einen festen Punkt gewinnen.

Es wäre allerdings eine außerordentliche Erscheinung, wenn die Alliirten jetzt, wo Alles erreicht ist, was von Anfang an in ihrem Programm gestanden, vom Kampfe abließen; aber eben weil es außerordentlich wäre, wird es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschehen, und die Geschichte wird ihr altes Vorrecht behalten, gelehrt und gelesen, aber nie befolgt zu werden.

Die Berichte aus der Krim fangen an sehr kleinlaut zuzugestehen, daß man eigentlich mit Besetzung der von den Russen geräumten Südseite Sebastopols sehr wenig gewonnen hat, — daß man sich in der Stadt unter dem Feuer des Nordforts nicht halten kann, daß dieses jedenfalls nicht durch einen Coup de main zu nehmen, und daß man einer Schlacht bedarf, für welche diesmal weder die Ueberzahl wie an der Alma, noch das vortheilhafte und befestigte Terrain wie bei Inkerman und Traktir eine bestimmte Garantie des Sieges bietet. Bis jetzt hat man vergebens den russischen Oberfeldherrn aus seiner festen Stellung herauszulocken gesucht, und der Winter sich bereits angemeldet. Jedenfalls ist ein Festsetzen der Alliirten bei Perekop in diesem Feldzuge kaum noch zu erwarten — und Perekop ist und bleibt — wir haben dies oft genug ausgesprochen und werden nicht müde es immer wieder auszusprechen — das Alpha und Omega eines Krimfeldzuges. Wer Perekop hat, hat schließlich die Krim! Schon im Juni

sagten wir (Seite 708 des 1. Bandes), Odessa sparen die Alliirten Admirale wahrscheinlich zu einem Schlußeffect auf, denn Odessa kann trotz der neuen Befestigungen einem ernstlichen Bombardement nicht widerstehen, und eben weil es das nicht kann, haben die Alliirten mit seiner Zerstörung keine Eile. Auch das scheint sich erfüllen zu wollen. Wenn nun aber auch das geschehen und damit die letzte eigentliche, weil materielle Befürchtung für Rußland geschwunden ist — denn dergleichen Verluste sind nur gefährlich, wenn sie drohen, nicht wenn sie wirklich eingetreten sind: — was dann? Diese einfache Frage, die von unparteiischen Beobachtern schon aufgestellt wurde, als die Streitkräfte der Alliirten sich erst in Gallipoli sammelten, tritt mit jedem Vortheil, den die jetzt Verbündeten davontragen, immer näher und lästiger an die Gegner Rußlands heran. Und wenn nun Rußland sich noch keineswegs für besiegt erklärt, sollte selbst die Krim ihm zeitweise verloren gehen? Was dann? — Daß Marschall Pelissier — denn von einer englischen Oberleitung ist schon längst nicht mehr die Rede — keineswegs so unmittelbar nach der Besetzung der geräumten Südseite auf neue Unternehmungen ausgeht, lehrt die auffallende Dürftigkeit der Nachrichten von dort her. Es werden Diversionen versucht und angedroht, — die Flotte macht verschleierte Bewegungen, — vor Kinburn, vor Otschakoff, vor Odessa erscheinen Kriegsschiffe mit Landungstruppen. Die Russen lassen sich aber nicht locken und die Kanonen des Nordforts verbittern die Freude am Besitz der südlichen Trümmer. Schon schildern englische Berichte das Nordfort und die ganze Nordseite eben so stark, aber bedeutend weniger nahbar als die Südseite, erzählen von außerordentlicher Thätigkeit der Russen und meinen, es wäre doch traurig, wenn man einen zweiten Winter unter Zelten und in Baracken zubringen müßte, während die eroberte (!) Stadt Sebastopol dicht vor ihnen läge, aber freilich der russischen Kugeln wegen nicht bewohnbar sei. Kurz, je länger die Pause zwischen dem Malakoff und erwarteten Ereignissen wird, je mehr kühlt sich der Siegesrausch ab, und die fatale Frage: Was dann? hebt ihr Gorgonenhaupt wieder aus Gräbern, Lazarethen und Proviant-Colonnen, wohl auch aus Börsenberichten.

Noch haben die Freunde Rußlands so wenig Ursache, wie Rußland selbst, an dem endlichen Ausgange dieses Krieges zu verzweifeln, und die Freunde der Alliirten werden bald genug einsehen, daß man über einzelne Erfolge mit aller Berechtigung triumphiren kann, ohne deswegen auch beim Friedensschlusse triumphiren zu müssen.



Wappen-Sagen.

Königsmarck.

Drei rothe Spitzen in Silber stark —
Die sind das Wappen von Königsmarck;
Doch über dem uralten Wappenschild
Prangt leuchtend ein liebliches Frauenbild.

Das trägt eine Krone im wallenden Haar,
Die Augen, sie leuchten wie Sterne so klar,
Von Silber gleißet ihr Prunkgewand,
Drei Rosen hält sie in zarter Hand.

Die Königin ist es im Ungarland,
Maria in heiliger Taufe genannt,
Sie wurde gefangen im Kriegessturm,
Sie lag gefesselt im Eisenthurm;

Sie weinte die holden Augen sich roth,
Bis Gott sich erbarmet hat ihrer Noth,
Da hat sie befreiet ein Ritter stark,
Hans Radecke hieß er von Königsmarck.

Und als nun Maria, die Schöne, befreit,
Da winkte sie freundlich den Helden bei Seit
Und flüsterte, roth wie ihr Rosenstrauß:
„Herr, bittet Euch selbst eine Gnade aus!"

Der Königsmarck schaute mit Wonne auf sie,
Dann ließ er sich sittig nieder auf's Knie
Und bat drei Rosen, drei Rosen vom Strauß,
Sich als die Gnade der Königin aus.

Maria sich neigte, die Königin,
Drei Rosen, drei Rosen, die gab sie ihm hin,
Zum Kusse sie drei Mal die Lippen ihm bot,
Erglühend, selbst eine Rose roth! —

Drum steht noch heut auf dem Schilde frei
Der Rosenkönigin Conterfey —
Voll Rittersitte, muthig und stark,
Das ist die Weise der Königsmarck!



Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.



Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Achtes Capitel.

Der erste bonapartistische Staatsstreich.

Die Revolution hatte, mit plumper Riesenfaust zertrümmernd, fast ganz Frankreich umgestaltet, Ströme von Blut waren über die Trümmer geflossen, Stahl und Feuer hatten um die Wette gewaltet und Thränenfluthen des Schmerzes und der Reue wurden umsonst geweint auf zahllosen Stätten, an denen einst Glück und Sitte, Liebe und Frieden gewohnt. Dennoch gab es noch Orte in Frankreich, ja in Paris, an denen der blutige Fuß der Revolution achtlos hinstreifend zwar seine Spuren gelassen, die er aber nicht zertreten und im Innern nicht berührt hatte.

Einer dieser seltenen Plätze auf französischer Erde war das alterthümlich-stattliche Hotel des edlen Hauses der Beaupoil von Saint-Aulaire im Pariser Faubourg Saint-Germain, das dem jungen Marquis von Laumari, dem Sohne Claudia's von Arpajon, gehörte. Wenn die greise Marquise, die heitere Dorette, wieder erschienen wäre unter die Lebenden, so würde sie ihren Salon noch ganz in der altmodischen Pracht wiedergefunden haben, in der sie ihn verlassen.

Die alten Portraits und die alten Spiegel blickten und blinkten hell und lustig wie sonst aus den alten ovalrunden Rahmen, feierlich wie sonst standen die steiflehnigen Stühle mit den wappenbestickten Rückenkissen in langer Reihe längs der Wand geordnet. Zwischen ihnen die koketten, kleinen Tischchen mit den zopfig verschnörkelten dün-

nen Füßchen und ihrem glänzenden bunten Lackfirniß. Auf den Consolen dufteten in riesigen Porcellaine-Gefäßen die frischen Blumen, sinnig und geschmackvoll geordnet, während das regelmäßige Ticken der Pendule nach jeder Viertelstunde unhörbar wurde, weil der zierliche Schäfer auf dem Zifferblatt seine goldene Flöte an den ziegelrothen Mund setzte und mit stets gleicher Meisterschaft, unbekümmert um Jacobiner und Terroristen, das treue Royalistenlied „vive Henry IV.“ blies.

Wie sonst stand der Rollstuhl der Marquise zwischen den beiden mittleren Fenstern etwas weit nach vorn geschoben, damit sich ein Theil der anwesenden Herren bequem hinter dem Sessel gruppiren konnte, wie es die alte Dame liebte; vor dem Stuhl sah man das schmale Fußbänkchen mit dem verblaßten Sammetpolster, und links stand der kleine Gueridon von blauem Lack, auf dessen oberster Platte der Rosenkranz und das Gebetbuch der Marquise lagen, während die zweite Platte das Körbchen von Filigran trug, in welchem jene ewige Nadelarbeit ruhte, heute noch eben so unvollendet, wie zehn und zwanzig Jahre vor dem Tode der heitern Dame.

Aber der Sessel der Marquise war auch heute nicht leer — ihr Bild stand darin und blickte dem Eintretenden heiter entgegen aus den klugen, hellen Augen, und die frischen Blumen, die der kleine Marquis von Lanmari jeden Morgen selbst in dem großen Garten zu pflücken pflegte für „seine Dame“ lagen auf dem Sitze, als wären sie eben aus der kleinen feinen Hand der Marquise über den Rahmen des Bildes herabgefallen.

Auch auf der oberen Platte des Gueridon lag ein frischer Blumenstrauß. Er verbarg zwei Miniaturbilder. Das eine zeigte das blasse schöne Antlitz der frommen Tante Françoise, der edlen Schülerin von Port-Royal, das andere war das Portrait Carl Ludwigs von Bourbon, des unglücklichen Königskindes, in der Uniform des Regimentes Royal-Dauphin, das derselbe einst dem Knaben Claudia's umgehängt an dieser Stelle, und die Blumen und Blüthen, die jetzt über dem Bilde lagen, sie waren in demselben Garten gewachsen, in welchem der Sohn des Königlichen Märtyrers sich zum letzten Male an Sommerluft und Blumenduft erquickt, vielleicht waren sie von denselben Sträuchern und Stauden, von denen der kleine Dauphin zum letzten Male Blumen gebrochen.

Das in den Mauerritzen des Tempelthurmes sprießende Unkraut, das der sterbende Königsknabe mit zitternder Hand pflückte, mag wohl eine wirre dunkele Erinnerung wach gerufen haben in seiner verblutenden Seele an die duftigen Blumen des Gartens von Saint-Aulaire!

Und wie es in dem Salon der seligen Marquise war, so war's in ihrem ganzen Hause.

Die alten Urnen und die alten Steinbilder standen auf den Treppen-Absätzen, die alten Bäume blickten wie sonst herein von der Gar-

tenseite durch die hohen Fenster, und die alten Diener, so viel deren noch am Leben waren, bewegten sich in den alten Räumen, durch die der alte Geist noch wehte, der Geist frommer Pietät für die Vergangenheit, heiterer Ordnung für die Gegenwart und weiser Achtung vor den Rechten der Zukunft, jener ächt aristokratisch feste Geist, der sich der Ahnen That und Herrlichkeit mit Lust erinnert, weil sie mit Macht zur Sorge für die Enkel mahnen und verhinderrn, die ganze Kraft an die Gegenwart allein zu setzen.

Das ist der Geist des ächten Adels, der die historischen Häuser gründet, weil er der Väter Ehre und Erbe unbefleckt und unvermindert den Enkeln überliefert, der Geist, der Wälder pflanzt, in deren Schatten spätere Geschlechter einst den frischen Muth, die neue Kraft sich holen werden für des Lebens ew'gen Kampf.

Diesen Geist pflegte in dem alten, grauen Hotel mit zarter Hand die edle Claudia.

Seit sie die Gemahlin wurde des Barons von Batz, bewohnt sie das Hotel, das ihrem Sohn gehört, denn zum andern Male wurde sie einem armen Edelmann angetraut, der ihr nur an seinem Herzen eine Heimath bieten konnte. Die große bretagnische Freiherrnschaft, das alte Erbe der Barone von Batz lag in Trümmern, verheert, verödet in dem gewaltigen Bürgerkrieg.

Links neben dem Salon, der an Erinnerung so reich, lagen die Zimmer der Baronin Claudia; alterthümlich, prächtig, ausgeschmückt einst in Ludwig's des Großen grandioser Weise, waren sie unverändert geblieben bis zur Stunde, und Claudia gehörte zu den Frauen, deren Sinn und Geschmack sich heimisch fühlen in solchen Umgebungen, deren Dichten, Trachten, Denken, Treiben, deren ganzes Leben, Weben diesen Formen Inhalt giebt und sie nicht todt und frostig bleiben läßt.

Weh' dem, der klein und kleinlich denkt in solchen Räumen, sie drücken und erdrücken ihn!

Mit ihrem Hochzeittage hat Claudia die Trauer abgelegt, und heiter steh'n der schönen Frau die heit[illegible]n Farben. Mit feinem Tact hat die edle Frau in ihrer Kleidung das Auffallende vermieden und doch die alte Hoftracht im Wesentlichen beibehalten.

In eine Robe von tiefblauer Seide gekleidet, die schönen, runden Arme in einander geschlungen und in den kurzen aber weiten weißen Spitzenmantel gewickelt, saß die Baronin von Batz auf dem etwas erhöhten Sitz in der Fensterbrüstung und blickte sinnend vor sich nieder. Allerlei aufgeschlagene Bücher und Papiere bedeckten einen kleinen Tisch, der unter der Estrade stand, auf der Claudia Platz genommen.

Die Dame erwartete Jemanden, denn sie lauschte jedem Geräusch, das sich in dem anstoßenden Zimmer vernehmen ließ. Die Gedanken, denen sie folgte, waren freundlich, denn das Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, war unbeschreiblich sanft, und indem ihr Blick über die Pa-

piere und Bücher auf dem Tisch hinstreifte, sagte sie leise: „Das ist das erste Mal wieder seit so vielen Jahren, daß ich bei meinen Büchern sitzen konnte; ich hatte mich so darauf gefreut, aber ich habe die alte Lust nicht mehr daran. Es geht mir mit den Büchern, wie mit frühern Freunden, die ich lange nicht gesehen, von denen ich ein angenehmes Bild behalten, und nun ich sie wieder sehe, sind sie ganz anders geworden. Da, die Bücher habe ich nicht aufgemacht seit dem Sommer 1789; bevor mein guter Montsoreau als Deputirter zu den Generalständen nach Versailles ging, bevor ich meinen Sohn hatte, habe ich viel gelesen, von da ab war's vorbei! Man las die Zeit her nur Journale, Placate und Todtenlisten. In der ersten Zeit meiner Verheirathung mit Montsoreau war ich so eifrig mit meinen Büchern, jetzt aber, wo ich doch wieder eine Neuvermählte bin, will es gar nicht mehr gehen!"

Claudia seufzte, ihre klare Stirn senkte sich etwas tiefer, dann fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort: „Bin ich denn so viel älter geworden in meinem Geist, daß ich kein Gefallen mehr zu finden weiß an den Schöpfungen der Dichter? Selbst Molière, den ich einst so sehr liebte, mundet mir nicht mehr, es ist etwas in ihm, was mich feindselig anweht aus seinen Scenen ..... sein Geist ist unbestreitbar — ah! ich habe es! Seine Verhöhnung des Adels, das ist's. Molière schon hat, ohne es zu wissen, der Revolution vorgearbeitet; es ist der Hauch der Revolution, der mich feindselig anweht aus seinen Scenen; Molière hat mit seinem mächtigen Geist einem Adelstitel den Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt, seit Molière war die Lächerlichkeit untrennbar verknüpft mit dem Marquistitel, das war eine erste Wunde für den Adel, für die feste Stütze des Königthums, und so hat denn diese Revolution, deren Blutspuren und Brandmale rings um uns her, eigentlich schon begonnen unter dem großen Monarchen selbst."

Die sinnende Dame schwieg eine Weile, dann sagte sie sicher: „Es ist so. Die höchste Blüthe des französischen Königthums in dem großen Monarchen; seitdem geht es abwärts, unaufhaltsam dem Abgrunde der Revolution zu, und alle Schriftsteller seitdem scheinen sich die Aufgabe gesetzt zu haben, alle Hindernisse bei Seite zu räumen, die sich dem Gange bergunter entgegenstellen konnten, und es sind begabte Schriftsteller, eminente Geister darunter. Wie kam es, daß sie blind waren, daß Keiner, daß auch nicht Einer die Gefahren ahnte, die finstern Mächte fürchtete, die er selbst heraufbeschwören half? Und wie nah das aneinander grenzt! Der Adler von Meaux, der große Bossuet, in ihm ist noch keine Spur von dem revolutionären Zuge, der sich schon leise zu regen beginnt in den mächtigen Geistern, die mit ihm in einer Zeit stehen! Darum wirkt das revolutionäre Gift, das schon in den Schriftstellern der Zeit des großen Monarchen liegt, so mächtig auf die bessern Geister, weil es noch in der großen Sprache Bossuet's gepredigt wird. Wie revolutionär haben wir Alle, Alle gedacht in vielen Din-

gen, geschrieben, geredet und gehandelt bis dicht an diese blutige Zeit heran. Wahrlich, es bedurfte eines solchen furchtbaren Gerichtes, um uns die Augen zu öffnen. Und wenn ich das Treiben hier um mich betrachte, so ist's mir, als wären die Meisten immer noch blind, als müßte nach der Zeit, die uns mit Ruthen gezüchtigt hat, noch eine andere kommen, die uns mit Scorpionen geißelt. — Mein armes, armes Frankreich!"

Eine Thräne trat in Claudia's schönes Auge. Die Frauen in diesen großen, historischen Geschlechtern haben meist ein tiefes Gefühl ihrer persönlichen Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande, das bei andern Frauen sich nur in den Momenten allgemeiner Begeisterung so klar und selbstbewußt kundgiebt.

Claudia faßte nach einem unscheinbaren Rosenkranz, einem uralten Familienerbe, und begann leise und eifrig zu beten; vor den Gedanken, die selbst ihr, der klaren, muthigen Frau, zu schwer, zu dräuend wurden, flüchtete sie sich in's Gebet.

In diesem Augenblick trat, unbemerkt von seiner Gemahlin, der Baron von Batz in's Zimmer. Die maskirte Thür, durch die er kam, öffnete sich geräuschlos; der Baron war sichtlich in großer Aufregung, da er aber sah, daß Claudia betete, so wagte er es nicht, sie zu stören, so viel Anstrengung ihm das auch zu kosten schien. Er blieb still an der Thür stehen. Bei dem Anblick der geliebten betenden Frau sänftigte sich allmählich das Meer der Leidenschaft, das in seinem Herzen tobte und brandete — er sah nur Claudia's weißes Angesicht und den alten Rosenkranz, den er wohl kannte, und vermochte er es auch nicht, sich selbst zum Gebet zu sammeln in seiner Aufregung, so dachte er doch mit inniger Rührung an die vielen Hundert Gebete, von denen dieser Rosenkranz Zeuge gewesen in den langen Jahren, seit ihn der heilige Vater zu Rom geweiht für einen Arpajon.

So stand er, bis Claudia ihr Gebet beendet, dann machte auch er das Zeichen des heiligen Kreuzes und trat vor.

Mit himmlisch süßer Freundlichkeit streckte die Baronin aufstehend ihrem Gemahl beide Hände entgegen, ihre Augen strahlten wie Sterne in feucht verklärtem Blau. Claudia war in diesem Augenblick eine Erscheinung von hinreißender Lieblichkeit.

Der Baron von Batz fühlte das wohl; das Blut strömte ihm so gewaltig zum Herzen, daß er keines Wortes mächtig war; er drückte die beiden lieben Hände heftig an seine brennenden Lippen, nahm schweigend mit ihr Platz und schaute ihr mit einem Ausdruck in's Gesicht, der seine Bewunderung und Liebe für die herrliche Frau eben so deutlich aussprach, wie die Last peinlicher Gedanken, die seine Seele bedrückte.

Claudia verstand sich auch gar wohl darauf, in dem Gesicht des Mannes zu lesen, den sie bewunderte und liebte, und in ihrer eigenthümlichen Weise, die für den, der sie näher kannte, stets des Freund-

lichen und Herzlichen weit mehr enthielt, als es auf den ersten Anblick schien, sprach sie: „Jetzt reden Sie, mein edler Julian, sagen Sie mir Alles, wir tragen dann zu Zweien leichter an der Last, Unfälle oder Befürchtungen, der Baron und die Baronin von Batz können im schlimmsten Fall noch immer zusammen untergehen!"

„Zusammen!" wiederholte der Baron flüsternd, und ein Strahl jener schwärmerischen Verehrung für die Frauen, auf die das Ritterthum mit begründet, leuchtete auf dem Antlitz des ritterlichen Royalisten. — „Zusammen, ja, zusammen!" wiederholte er lauter; dann nahm er Claudia's Hand in seine beiden Hände und sagte schmerzlich bewegt: „Wir Royalisten sind abermals am Vorabend einer Niederlage!"

„Wie, mein Freund, gestern oder vorgestern hofften Sie noch so zuversichtlich auf unsern Sieg!"

„Ja, der Sieg ist unser," rief der Baron heftig, „wir brauchen nur die Hand auszustrecken, um ihn zu erfassen, aber wir strecken diese Hand nicht aus, wir stecken sie in die Tasche und warten bis der Sieg hineinfällt!"

„Und ist der Baron von Batz nicht mehr die Seele der royalistischen Partei in Paris?" fragte Claudia ernst.

„Der Baron von Batz," entgegnete der Edelmann bitter, „ist ein untergeordneter Verschwörer, dessen Thätigkeit alle Anerkennung verdient, der aber jetzt durch sein unbequemes Drängen und seine Heftigkeit die Politik der royalistischen Partei compromittirt und der in seine Schranken zurückgewiesen werden muß!"

„Mein Freund!" rief Claudia, der sich die Erregung ihres Gemahls mitzutheilen begann.

„Ja, geliebte Claudia, so sprechen sie jetzt im Club von Clichy von dem Baron von Batz, so hat sich gestern fast wörtlich der General Pichegru im Clichy-Club ausgedrückt, so denkt und spricht die Majorität der royalistischen Deputirten, auf deren Wahl in die Räthe wir so stolz waren. Sie sind mit Blindheit geschlagen allesammt. Sie denken nicht daran, die Republik abzuschaffen und das Königthum herzustellen. Es ist der Kampf nicht mehr ob Königthum, ob Revolution, sondern ob Salm-Club, ob Clichy-Club. So klein sind diese Menschen bereits geworden, und doch nennen sie sich Royalisten."

Claudia senkte das Köpfchen sinnend, dann sprach sie ernst: „Auf einen materiellen Sieg des Königthums, auf einen Waffensieg habe ich gehofft, fest gehofft bis zu dieser Stunde; auf einen wirklichen Sieg der götlichen Idee der Legitimität für die nächste Zeit hatte ich verzichtet von dem Tage an, an welchem die royalistische Majorität in den Räthen den Antrag des edlen, muthigen Camille Jordan auf volle Herstellung des christlichen Gottesdienstes in Frankreich und auf Abschaffung des Bürgereides, der die Priester zu Beamten der Revolution macht, durchfallen ließ."

„Ja, ja," rief der Baron, „sie nennen ihn seitdem höhnisch Jordan-Carillon, Glockenspiel-Jordan!"

„Und die Glocken klingen doch über ganz Frankreich!" entgegnete Claudia, „giebt Ihnen das nicht Hoffnung, mein Freund?"

„Ich lasse nicht von der Hoffnung," antwortete der Baron, „das was in dem Geläut der Glocken klingt, das ist unsterblich und unsterblich ist auch das legitime Königthum; unsere Kindeskinder werden es gewiß wieder haben, aber ich möchte es auch für die Kinder schon wieder gewinnen. — Meine Claudia, wir haben das Königthum verloren, an uns ist es, dasselbe wieder zu erobern, oder zu Grunde zu gehen. Aber diese Feiglinge wollen Alles ohne Gefahr. Sie schelten uns Revolutionärs, weil wir durch General Willot die Verhaftung von Barras, Rewbell und Lareveillière-Lepaux beantragen ließen, sie sagen uns in's Gesicht, im nächsten Jahre würden wir ja so wie so die Majorität im Directorium haben, wir müßten jetzt Achtung vor dem Gesetz zeigen, daß wir künftig auch Achtung vor unsern Gesetzen verlangen könnten, und was des armseligen Gewäsches mehr ist."

„Wie steht die Sache jetzt, lieber Freund?"

„Mein Gott," rief der Baron, „wir haben alle Mittel in der Hand, der Directorialherrschaft ein Ende zu machen und das Königthum Ludwigs XVIII. zu proclamiren; aber die Leute, die nicht den Muth dazu haben, hindern auch die Leute, die den Muth dazu hätten, es zu thun. Sie bilden sich ein, die Directoren würden warten bis zum künftigen Jahre, wo sich Alles das „gesetzlich", wie sie das zu nennen belieben, machen würde. Nicht die Republikaner hindern mich jetzt, das Königthum zu proclamiren, sondern diese sogenannten Royalisten sind es; wenn sie mich nur gewähren ließen, ich ließe in dieser Stunde noch, am hellen Tage die Sturmglocken läuten, riefe die Sectionen unter die Waffen, proclamirte das Königthum, und morgen wäre Frankreich wieder Königlich. Aber sie wollen es nicht, sie nennen mich einen Insurgenten. Fürwahr, sie sind sehr bedenklich, diesem Directorium gegenüber. Barras ist kein solcher Bedenklichkeitsmann, ich kenne ihn, ich habe die Leute umsonst gewarnt, ich weiß, daß Barras eine bedeutende Truppenmacht unter General Richepanse zu Meudon, Versailles und Vincennes zusammengezogen hat. Das ist auch ungesetzlich, aber Barras kehrt sich wenig daran."

„Glauben Sie, mein Freund," fragte Claudia, „daß Barras mit einem Gewaltstreich umgeht gegen die Royalisten in den Räthen?"

„Oh! sie sind keine Royalisten!" rief der Baron unwillig.

„Gegen die Majorität, meine ich," erklärte Claudia, in diesem Moment, gleichgültig gegen die Aufwallung ihres Gemahls, und nur mit der Sache beschäftigt.

„Nein, ich glaube es nicht," versetzte der arme Edelmann bitter, „ich weiß es ganz bestimmt. Die Truppen stehen nicht umsonst Paris

so nahe, und ich lache derer, die an Pichegru's Namen als wie an einen Schild gegen die Bayonnette glauben; ein Royalist für Geld, wie er, ist überhaupt keiner. Auch weiß ich, daß von allen Armeen Adressen an Barras eingesendet worden sind. Hier ist eine, die auch nicht den geringsten Zweifel mehr zuläßt über die Absichten des Directoriums, oder vielmehr des Directors Barras, denn Rewbell und Lareveillière-Lepaux haben keinen andern Willen als er, und die Herren Carnot und Barthélémy gehören ja zu dieser neumodischen royalistischen Partei. Hätte ich doch nie gedacht, daß einst noch Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses in der royalistischen Partei mehr Ansehen haben würden als ich!"

Der Baron lachte bitter, die Thränen traten ihm in die Augen. Mit ihren weichen, kühlen Fingern strich Claudia dem tiefbewegten Edelmann die Thränen von den Wimpern. Sie fühlte den brennenden Schmerz, der an dem muthigen Herzen nagte.

Der Baron faßte sich, entfaltete ein Papier und sprach: „Diese liebe, kleine Madame Thélusson, die Sie herzlich grüßen läßt, hat gestern bei der schönen Generalin Bonaparte einen Besuch gemacht. Der gute Doctor war Hausarzt im Hause Beauharnois, und die Generalin Bonaparte hatte, als sie noch die Marquise von Beauharnois war, Pathenstelle vertreten bei Madame Thélusson. Leichtsinnig, wie die schöne Marquise immer war, hat sie Madame Thélusson ein kleines Geschenk in ein Papier gewickelt, das nichts mehr und nichts weniger ist, als die Abschrift einer Adresse der italienischen Armee an das Directorium!"

„Bitte, lesen Sie, lieber Freund!" bat Claudia, das ihr angebotene Papier sanft zurückweisend. Sie hörte den Baron gerne lesen, und unwillkürlich folgte sie auch bei dieser Gelegenheit ihrer Neigung.

Der Baron las: „Zittert, Royalisten! Von der Etsch bis zur Seine ist nur ein Schritt. Zittert! Eure Ungerechtigkeiten sind gezählt und euere Strafe hängt an den Spitzen unserer Bayonnete. Mit Unwillen haben wir gesehen, daß die Intriguen der Royalisten die Freiheit bedrohen wollen. Wir haben bei den Manen der für das Vaterland gefallenen Helden dem Königthum und den Royalisten unversöhnlichen Krieg geschworen. Dieses sind unsere, dieses sind euere Gesinnungen, dieses sind die Gesinnungen der Patrioten. Die Royalisten, sie mögen sich zeigen und sie haben aufgehört zu existiren!"

„Es ist genug, über genug, mein Freund," sagte Claudia unterbrechend, und legte ihre Hand auf das Papier. „Es sind die alten Declamationen, die wir bereits bis zum Ekel gehört haben, aber diese Declamationen sind viel wichtiger, als es im ersten Augenblicke scheinen mag. Mir drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß es der General Bonaparte ist, der jetzt den revolutionären Hebel in Bewegung setzt, und dieser junge General ist ein viel zu glücklicher Soldat, als daß

er nicht die Absicht haben sollte, für sich selbst zu arbeiten. Diese Drohungen der Soldaten sind neu; glauben Sie mir, Freund, es steckt ein neuer Geist in dem alten verschlissenen Gewande der Freiheits-Declamationen. Als ich den General Bonaparte sah, ehe er zur italienischen Armee abging, erinnerte mich sein Gesicht an die antiken Römerstatuen, die mein lieber Vater in unserem Schlosse zu Severac hatte. Seitdem hat er Schlachten gewonnen, wie wenn er den Cäsar und den Octavian zugleich spielen wollte!"

Der Baron lauschte aufmerksam den Worten seiner Gemahlin. Es war auch etwas darin, dem er seine Zustimmung nicht ganz versagen konnte, aber er schüttelte doch den Kopf und sagte nachdenklich: „Ich bin Soldat genug, um den genialen Feldherrn, der in ihm steckt, würdigen zu können; aber er ist nicht der Mann, den Sie in ihm fürchten, meine theure Claudia, sonst wäre er jetzt, wo Alles zu gewinnen ist, selbst gekommen. Er hat nur einen seiner Lieutenants geschickt, den politisch nahezu unfähigen General Augereau."

Claudia fühlte sehr gut, daß dieser in den Augen ihres Gemahls so wichtige Umstand gegen ihre Meinung herzlich wenig entscheide, aber sie schwieg, das entfernter Liegende dem Nähern nachsetzend.

Der Baron hatte nicht nöthig, der klugen Frau die Gefahr klarer zu machen, in der sich die ganze royalistische Sache dadurch befand, daß die Leitung der Partei der sogenannten royalistischen Majorität in den Räthen zugefallen war, die, von der parlamentarischen Atmosphäre nach und nach mehr und mehr befangen, ihre parlamentarischen Siege für wirkliche Siege zu halten anfing und den Kampf auf Leben und Tod zwischen Revolution und Königthum auf der Rednerbühne und durch Abstimmungen ausfechten wollte.

Claudia rieth ihrem Gemahl, den royalistischen Theil der Pariser Bevölkerung, so weit derselbe noch dem Einfluß seines alten Führers gehorchte, von den parlamentarischen Royalisten in den Räthen zu trennen und sich diesen gegenüber auf treue Warnungen zu beschränken, sich aber nicht in deren voraussichtliche Niederlage verwickeln zu lassen.

Voraussichtliche Niederlage, — denn zwischen Feinden, von denen der Eine nur spricht, der Andere aber nicht nur spricht, sondern auch handelt, kann der Sieg nicht zweifelhaft sein.

Der royalistische Chef folgte seufzend dem Rath seiner Gemahlin. Er war überzeugt, daß er nichts Besseres thun könne, um der Zukunft des Königthums die letzten Kräfte zu bewahren und den Rest der royalistischen Partei zu erhalten.

Kaum eine Viertelstunde nachdem der Baron seine Gemahlin verlassen, empfing diese den Besuch einer alten, edlen Dame, der Marquise von Marboeuf, und halb wider Willen, ganz mit den Plänen beschäftigt, die sie bei dem General Bonaparte, der zur Zeit in Italien commandirte,

voraussetzte, ging sie der greisen Dame mit ganz besonderer Eilfertigkeit entgegen und fragte gleich nach den ersten Begrüßungen: „Täusche ich mich nicht, so war Ihr Herr Schwager, meine theure Marquise, der selige Bischof von Autun . . . .“

„Der Vorgänger dieses entsetzlichen Herrn von Talleyrand!“ fiel die alte Dame ein und überschüttete diesen vor Kurzem aus der Emigration zurückgekehrten revolutionären Staatsmann mit einer Fluth von keineswegs schmeichelhaften Bemerkungen.

„Das wollte ich indeß doch nicht sagen,“ bemerkte Claudia, über den zornigen Eifer der Marquise lächelnd, „sondern Monseigneur von Autun war der erste Beschützer dieses jungen Generals Bonaparte, der jetzt in Italien den Oberbefehl hat.“

„Ich werde ihm das nie verzeihen,“ rief die Marquise, „daß er uns diesen heillosen Menschen, der am dreizehnten Vendemiaire die Ursache unserer Niederlage geworden, nach Frankreich gebracht hat. Ich habe diesen General Bonaparte als Knaben, als kleinen Knaben gekannt. Denken Sie, einst an einem Neujahrstage war ich bei meiner Schwägerin, der Generalin Marboeuf, sie war sehr leidend; da meldet man eine Madame Bonaparte, die mit ihren Kindern im Vorzimmer sei, um ihr zum neuen Jahre ihre Glückwünsche darzubringen. Meine arme Schwägerin mußte sich diese Glückwünsche wohl oder übel gefallen lassen, denn ihr Gemahl war Gouverneur von Korsika gewesen und dort mit diesen Leuten bekannt geworden. Sie gab Befehl, die korsische Madame mit ihren Kindern eintreten zu lassen, und alsbald erschien eine große Frau, deren Reize mir mehr als zweifelhaft zu sein schienen, mit einer Schaar von ziemlich schlecht gekleideten Kindern. Unter dieser korsischen Kinderschaar befand sich ein kleiner Knabe, der offenbar geweint hatte und noch immer an seinen Thränen schluckte. Ich fragte die Mutter nach dem Grunde der Betrübniß des Kindes. Die Mutter antwortete mit einer groben, dicken Stimme halb italienisch, halb französisch: „Dieser Junge ist ein kleines Ungeheuer!“ Ich ließ mir nun erzählen, daß die gratulirende Familie eben von dem Bischof von Autun komme und daß der Knabe gehörig geohrfeigt worden sei von mütterlicher Hand, weil er sich hartnäckig geweigert habe, dem Bischof die Hand zu küssen. „Dieser hat einen Eisenkopf!“ versicherte mich die glückliche Mutter, und ich werde ihr gewiß nicht widersprechen. Dieses „piti monstro“, diese „testa de fer“, wie Madame Bonaparte sagte, war derselbe Mann, der unsere Freunde am Pont-Tournant und bei Saint-Roch mit Kartätschen niederschoß, derselbe Bürger Bonaparte, der jetzt in Italien einige Schlachten gewonnen haben soll.“

Die Marquise war unerschöpflich in ihren kleinen boshaften Bemerkungen über die Familie Bonaparte und brachte dieselben so munter und hübsch zum Vorschein, daß ihr Claudia, trotz der ernsten Gedanken, die sie bedrückten, mit Vergnügen zuhörte.

Erst spät verließ die schnellzüngige Marquise, durch deren Familie die Bonaparte's allerdings von Corsika nach Frankreich gebracht und hier protegirt worden waren, das Hotel Saint-Aulaire.

Das, was der Baron von Batz vorher gesehen, wovor er die parlamentarischen Royalisten so oft vergebens gewarnt, geschah endlich doch noch schneller, als er selbst vielleicht erwartet hatte. Die Vermehrung der Truppen um Paris hatte der Majorität in den Räthen nach und nach doch Besorgnisse eingeflößt, aber die Besorgniß, die sie hegten, trieb sie doch noch nicht zum Handeln. Sie sorgte einzig und allein dafür, ihre Rednerbühne in Sicherheit zu bringen, und Mathieu Dumas wollte am 18. Fructidor den Antrag stellen, den Sitz der Räthe aus dem revolutionären Paris nach dem royalistischen Lyon zu verlegen, während ein anderer Deputirter aus den royalistischen Sectionen eine Art von Nationalgarde formiren wollte, natürlich zum Schutz der Räthe gegen die Truppen des Directoriums. Diesen Anträgen mußte das Directorium zuvor zu kommen suchen, und es kam ihnen zuvor.

Am 18. Fructidor (4. September 1797) Morgens ein Uhr ließ der Stellvertreter Bonaparte's bei diesem ersten militairischen Staatsstreich, der General Augerau, das Stadthaus und die Quais besetzen. Um zwei Uhr hatte er mit 12,000 Mann und 40 Geschützen den Pallast der Tuilerien, wo sich die Sitzungs-Locale der Räthe befanden, umringt. Um 4 Uhr wurde die Lärmkanone abgefeuert und General Augerau erschien am Gitter des Pont-Tournant. General Ramel, der die achthundert Mann starke Grenadier-Garde der Räthe commandirte, wurde von seinen eigenen Leuten verhaftet. General Pichegru ließ sich, ohne Widerstand zu leisten, gefangen nehmen. General Willot wehrte sich bis aufs Aeußerste; er wurde gebunden in eine Kutsche geworfen und so wie die Andern in den Temple geführt. Bourbon von der Oise öffnete sein Fenster und rief vergeblich um Hülfe; auch er kam gebunden im Temple an. Die Mitglieder der Räthe, die, in Eile von dem Staatsstreich benachrichtigt, nach den Tuilerien eilten, wurden dort von den Soldaten entweder verhaftet oder nach dem Odeon und der Thierarzneischule gewiesen, wo sie sich auf Befehl des Directoriums künftig zu versammeln hätten.

Man machte ganz außerordentlich wenig Umstände mit den Volksvertretern.

Als es Tag wurde, fand sich Paris mit Truppen bedeckt und an allen Ecken seiner Straßen Proclamationen, welche die Entdeckung einer furchtbaren Verschwörung anzeigten und das Volk zur Ordnung und zum Vertrauen aufforderten. Die Pariser Bevölkerung blieb ruhig, sie äußerte weder Beifall, noch Bedauern.

Das war der erste Bonapartistische Staatsstreich. Barras ließ ihn ganz genau nach dem Plane des Generals Bonaporte ausführen.

Das Directorium befleckte seinen Sieg auch nicht mit Blut, sondern es begnügte sich, seine Gegner zu verbannen oder sie nach Cayenne zu deportiren. Eine Menge Deputirter wurde deportirt, die Wahlen von 48 Departements wurden ganz und gar annullirt. Die Redacteurs von fünf und dreißig royalistischen Zeitungen wurden gleichfalls zur Deportation verurtheilt. Die Niederlage des Royalismus war vollständig, der Weg zur revolutionären Monarchie, zum Despotismus war frei, und der revolutionäre Monarch der Zukunft, der einstige Despot Frankreichs, wußte bereits, daß er für sich gearbeitet hatte.

Vom 18. Fructidor an war es eine Gewißheit, daß Frankreich dem Despotismus verfallen müsse in längerer oder kürzerer Zeit.

Zur Kreis- und Landgemeinde-Ordnung.

Die neuen Entwürfe der Staats-Regierung zur Reform der Kreis- und Landgemeinde-Verfassung liegen zwar noch nicht vor, so viel aber wissen wir von ihnen, daß sie nicht vom Standpunkte der Theorie aus neue Verhältnisse erfinden, sondern daß sie anknüpfen werden an das Bestehende und organisch Gewachsene.

Die nachstehenden Bemerkungen folgen dieser Richtung. Sie beziehen sich zunächst auf die Zustände in der Mark Brandenburg, finden aber wohl Anwendung auf die meisten alten Provinzen.

Die Kreisgemeinde hat sich aus denselben einfachen Principien wie die Landgemeinde zu ihrer jetzigen Verfassung entwickelt. In Beiden bestand die Vertretung ursprünglich allein aus bevorrechteten Virilstimmen. In Beiden wurden stimmberechtigte Mitglieder der Vertretung mit Vorsitz und Verwaltung betraut, deren Ernennung auf analoge Weise erfolgte. Dem Landrath wurden die Kreis-Deputirten, dem Schulzen die Gerichtsmänner zur Unterstützung und Stellvertretung beigeordnet, und auch sie mußten stimmberechtigte Mitglieder der Gemeinde-Versammlung sein.

Die Gleichheit beider Verfassungen ist formell noch heute vorhanden, die gleichartigen Organe haben sich aber zu sehr verschiedener materieller Bedeutung entwickelt.

In der Kreisgemeinde sonderte sich das verwaltende Element ziemlich streng von dem vertretenden. Es concentrirte sich allein in der Person des Landraths, dessen Stellung in dem Maße bureaukratischer wurde, in welchem seine Eigenschaft als Staatsbeamter und Commissarius der Provinzial-Regierung in den Vordergrund trat. Der Besitz einer Virilstimme auf dem Kreistage blieb nicht mehr nothwendiges Er-

forderniß seiner Qualification, und wenn die Kreisordnung vom 17. August 1825 endlich bestimmte:

> Der Landrath hat als solcher keine Stimme. Er stimmt mit, wenn er zugleich Kreisstand ist, kann jedoch auch ohne Stimme den Vorsitz führen,

so löste sie ihn rechtlich ganz aus der Kreisversammlung heraus und stellte ihn derselben gegenüber. Die Praxis hat bisher freilich diese Sonderung in vollster Schärfe auch da nur selten zugelassen, wo unangesessene Landräthe fungiren, der Bureaukratismus der Provinzial-Regierungen ist aber im Wachsen und fördert sie täglich. Gegenüber der gesonderten Entwickelung der Verwaltung bildete sich in nothwendiger Consequenz auch das vertretende Element in bestimmtere Formen aus. Die Legitimation der einzelnen Virilstimmen wurde einer strengern Prüfung und Controle unterworfen. Die erhöhte Bedeutung des Bauernstandes begründete eine Vertretung desselben durch Collectivstimmen. Gleichzeitig wurde das Stimmrecht auch den Städten verliehen, die dadurch aus ihrer früheren Immediat- oder Mediat-Stellung heraus und in ein näheres und directeres Verhältniß zur Kreisversammlung traten.

Die Sonderung des Landraths von der Kreisversammlung ließ dagegen das Institut der Kreis-Deputirten völlig verkümmern. Die Kreis-Deputirten haben als solche jetzt so gut wie gar keine Function mehr. Zur Vertretung des Landraths sind sie zwar formell qualificirt, aber weder berechtigt noch verpflichtet. Sie können sie ablehnen, ohne ihren Titel aufzugeben, und haben kein gesetzliches Widerspruchsrecht, wenn die Provinzial-Regierung einem ihrer Beamten die Vertretung überträgt. —

Die Landgemeinde hat sich anders entwickelt. Ist der Schulze auch mit zahlreichen Geschäften von der Staatsregierung beauftragt, so ist er doch ungetrennt von der Gemeinde und vorzugsweise deren Beamter geblieben. Er vertritt alle ihre Interessen und nur diese im lebendigsten Verein mit den Gerichtsmännern, deren Bedeutung ungeschmälert ist. Streng genommen ist das Dorfgericht zu einer Vertretung nach außen zwar nicht gesetzlich befugt, die Gemeinden betrachten es aber fast überall als legitimirt und pflegen sehr verwundert zu sein, wenn die Behörden gelegentlich specielle Vollmachten fordern. Der Schwerpunkt des ländlichen Gemeindelebens ist auf diese Weise überwiegend in das Dorfgericht verlegt worden. — Dagegen ist die Entwickelung der Vertretung zurückgeblieben, obgleich die veränderten Verhältnisse des Bauernstandes sie sehr wünschenswerth erscheinen ließen. —

Die zahlreichen kleinen Eigenthümer, welche sich im Gefolge der Separationen angesiedelt haben, die aus den Städten auf das Land gezogenen Gewerbetreibenden &c. sind Elemente, denen die bestehende Landgemeinde-Verfassung nirgend einen Platz anweist und rücksichtlich deren eine völlig principlose Praxis unklare und vielfach drückende Ver-

hältnisse hat einschleichen lassen. In vielen Dörfern haben die kleinen Eigenthümer factisch volles Stimmrecht ausgeübt, ohne entsprechende Pflichten zu übernehmen, und die alten Virilstimmberechtigten haben es indolent so lange mit angesehen, bis ihnen die Zahl der Neuansiedler über den Kopf wuchs. In andern hat man, wenn die Frage noch früh genug zur Sprache kam, die kleinen Eigenthümer gänzlich von der Gemeinde-Versammlung ausgeschlossen. Das Eine wie das Andere entsprach den Verhältnissen nicht und mußte deshalb den Frieden und den organischen Verband der Gemeinde überhaupt untergraben. —

Die von gleichen Grundlagen ausgehenden Verfassungen der Kreis- und Landgemeinden haben sich also, um es kurz zusammenzufassen, insofern fehlerhaft verschieden gestältet, als in der Kreisgemeinde die gesonderte bureaukratische Entwickelung des Vorstandes über das Bedürfniß hinausgegangen, in der Landgemeinde dagegen die Entwickelung der Vertretung hinter dem Bedürfniß zurückgeblieben ist.

Diese Fehler sind zu beseitigen durch die Wiederherstellung der Gleichheit in beiden Verfassungen und durch die wechselseitige Anwendung der mit beiden gemachten Erfahrungen.

Man gebe durch die Kreisordnung dem alten und trotz seiner Bedeutungslosigkeit immer noch in äußerer Ehre stehenden Institut der Kreisdeputirten wieder dasselbe Gewicht, welches die Gerichtsmänner in der Landgemeinde bewahrt haben. — Die Königliche Bestätigung der Wahlen und die Vereinigung der Kreis-Deputirten mit dem Landrath zu einem collegialischen Vorstand sind dazu die geeigneten Mittel. Sie müssen unter Vorsitz des Landraths alle Geschäfte erledigen, welche jetzt durch wechselnde Commissionen des Kreistages bearbeitet werden. Man überweise dem Kreisvorstande alle diejenigen Geschäfte, welche der letzte von der Staatsregierung vorgelegte Kreisordnungs-Entwurf einem Kreisausschusse übertragen wollte, der ohne alle historische Basis und ohne historischen Namen neu gebildet werden sollte. Man vertraue ihm auch die Entscheidung streitiger Angelegenheiten der Landgemeinden und die Bestätigung ihrer Lokalstatuten. Dies Geschäft, dem erwähnten Entwurfe gemäß, den Kreistagen selbst zu übertragen, ist sehr bedenklich, weil diese sich erfahrungsmäßig durch nichts mehr ruiniren, als durch zu häufige Berufung, die unvermeidlich sein würde.

Eine solche Thätigkeit im Vorstande wird die Kreis-Deputirten nicht allein so weit geschäftlich vorbereiten, daß ihnen das Recht und die Verpflichtung zur Vertretung des Landraths gesetzlich beigelegt werden kann, sondern sie wird auch Männer erziehen, auf die bei eintretender Vacanz die Landrathswahl gerichtet werden kann. Bekanntlich sind solche Männer schon selten und bei aller Abneigung der Kreisversammlungen gegen nicht angesessene Landräthe sind die Fälle häufig genug, in denen sie aus Noth erbeten werden müssen. Wo aber ein nicht angesessener Landrath doch ernannt werden muß, da werden die Kreis-

Deputirten seinen Zusammenhang mit der Kreisversammlung in dem Maße vermitteln und befördern, daß auch ihm unbedenklich Stimmrecht gegeben werden kann. Es liegt dies im Interesse des Kreises selbst. Ein Landrath, dem jeder Kreistagsbeschluß vorrückt, daß er ein Fremdling ist, wird seine Stütze gern in der Provinzialregierung suchen und naturgemäß eine bureaukratische Richtung einschlagen. Erst das Bewußtsein corporativer Zusammengehörigkeit mit der Kreisversammlung wird in ihm die freimüthige Selbstständigkeit begründen, welche die Vertretung der Kreisinteressen nach außen erfordert.

In der Landgemeinde reformire man dagegen die Vertretung nach dem Muster der Kreisversammlung. Man stelle die bäuerlichen Virilstimmen durch Matrikeln fest und unter dauernde Controle. Die kleineren Grundbesitzer theile man in scharf begrenzte Klassen und verleihe ihnen Collectivstimmen. Schon dadurch allein wird man die schwierigste Frage in der Verwaltung der Landgemeinden, die Vertheilung der Communallasten, einer angemessenen Lösung näher bringen. Ganz besonders aber wird man das Interesse an der Erhaltung der Höfe beleben und im Bauernstande selbst einen wirksamen Schutz gegen die Zersplitterung des ländlichen Grundbesitzes herbeiführen. Die Palliativgesetze, welche man in dieser Beziehung erlassen hat, haben sich schon zum öfteren als ungenügend erwiesen. Sie ordnen lediglich erschwerende Formen an und können damit höchstens Symptome des eingetretenen Verfalls der Landgemeinden unterdrücken, während es vielmehr darauf ankommt durch Erneuerung der alten aristokratischen Sitten des Bauernstandes dem Verfalle selbst und seinen Ursachen entgegenzuwirken.



Kraft und Stoff.

Empirisch-naturphilosophische Studien von
Dr. Louis Büchner.
Frankfurt am Main, bei Meidinger, 1855.

Das vorstehend überschriebene Buch entwickelt auf seinen 260 Seiten ein vollständig gegliedertes und wohlconstruirtes System, eine Art von philosophischer Encyklopädie, welche von Anfang bis zu Ende haarscharf gedacht und ganz consequent durchgeführt ist. Die Richtung, in welcher dies geschehen, ist die des materialistischen Indifferentismus ohne alle idealistische Zuthat, ohne Schmuck noch Hülle. Der Verfasser weiß, was er will, und sagt, was er weiß. Schon darum hat Büchner eine große Bedeutsamkeit in unserer Literaturgeschichte, weil er den Lehrbegriff der materialistischen Philosophie zu der höchsten Vollendung und zum Abschluß gebracht hat: die absolute Negation alles Positiven hat in ihm

ihr letztes Wort gesprochen und dasselbe so kräftig und glänzend begründet, wie es ihr überhaupt möglich ist. Alle neueren materialistischen Naturforscher: Moleschott, Vogt, Burmeister, stehen an Gedankenschärfe, an dialectischem Talent hinter Büchner zurück; Feuerbach selbst bleibt im Vergleiche mit ihm zu sehr im Abstracten stehen. Von der tiefgreifenden Wirkung, welche dies Buch haben würde, wenn das große Publicum nicht einen hervorstechenden Widerwillen gegen kluge und entschiedene, dagegen eine blinde Verehrung für dumme und schwankende Autoren hegte, zeugt besonders das komische Lamento, was die halben und mattherzigen Antichristen über dasselbe aufschlagen. Karl Gutzkow begrüßte dasselbe mit einem förmlichen Heul- und Klage-Lied, in welchem er jammerte über die schwierige Stellung, in der er sich zu der äußersten philosophischen Linken befände — d. h. also den Leuten gegenüber, welche in der von Gutzkow vertretenen Richtung consequent zu sein vermögen, und welche den Muth haben, diese Consequenzen offen zu bekennen. Die „Grenzboten" haben über „Kraft und Stoff" bedenklich die Köpfe geschüttelt: sie stutzen, wenn sie auch nicht vor Angst schreien, doch auch vor den Geistern, die zu berufen sie mithalfen, und die sie jetzt nicht loswerden. Wenn Julian Schmidt seit sechs Jahren in allen seinen philosophischen und kritischen Artikeln das Thema von der „Voraussetzungslosigkeit" als unerläßliches Postulat richtiger Methode variirt hat, so meinte er damit die Voraussetzungslosigkeit in Bezug auf das Dogma. Schwerlich war es ihm aber auch für die Ethik damit Ernst, denn seine Diction fließt über von „sittlichem Werth": Goethe ist ihm nicht sittlich genug: er findet es frivol, daß sich derselbe nicht um Politik bekümmerte, daß er Egoist war. Also die speculative Philosophie will den Menschen sittlich aber glaubenslos haben: er soll die Tugend üben, aber nicht, weil Gott, sondern weil er, der Mensch, sich selbst diese Tugend als Gebot aufgestellt: um des reinen Begriffes willen soll der Mensch moralisch handeln, mit der Abstraction dieses reinen Begriffs also auch seine Leidenschaften bändigen. Nun kommt Louis Büchner und sagt: Welch' thörichte Selbstqual: „Das Gute kann nur Mittel sein, nicht Selbstzweck. Man könnte mit demselben Rechte, mit dem man vorgiebt, das Gute um seiner selbst willen auszuüben, behaupten, man wolle das Schlechte um seiner selbst willen thun, und es ließe sich kaum etwas logisch Triftiges dagegen einwenden." Nach ihm soll der verständige Mensch zwischen Gut und Böse nicht unterscheiden, weil es keinen stichhaltigen Unterschied gebe und soll in allen Fällen thun, was ihm beliebt und was ihm keine Nachtheile zuzieht. — Die idealistisch-philosophische Richtung beruft sich auf ihren Geist, oder, wie sie es nennt: auf den Dualismus zwischen Materie und Geist, oder auch: auf den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Nun sagt Büchner ihnen ganz treffend: Ist es mit Gott als Geist Nichts, so ist nicht abzusehen, wie ihr zu der Anmaßung kommt,

selbst Geist zu sein: es giebt so wenig einen menschlichen, wie es einen göttlichen Geist giebt. Was man Geist nennt, ist das Ergebniß des Zusammenwirkens mehrerer Naturkräfte. Bildet euch doch nicht ein, Seelen zu haben: ich sehe an euch nur Materie, die um ein Geringes feiner organisirt ist, als die Cadaver der Affen. Aus Stoff seid ihr entstanden, dem Stoffe bleibt ihr verfallen und geht nicht bloß mit der Auflösung der Stoffcombination, welche euer Dasein ausmacht, als Personen unter, sondern auch, während euer Zeug noch zusammenhält, seid ihr ganz unter der Herrschaft des Stoffs, seinen Veränderungen und Eindrücken widerstandslos hingegeben: freien Willen zu besitzen, habt ihr euch bloß weißgemacht. — Somit richtet sich Büchners Polemik eben so sehr gegen die speculative Philosophie, wie gegen die Religion, und über den ersteren Theil dieser Polemik kann man sich freuen. Die Speculation, wenn sie consequent ist, muß zum Christenthum führen oder in den Materialismus umschlagen und abdanken, um der Empirie das Feld zu lassen. Wenn Kant sagte, daß das Ideal des sittlich Guten oder Vernunftgemäßen nur durch die christliche Ethik die ihm adäquate Verwirklichung fände, und wenn Hegel — trotz seiner, dem Sittengesetz zuwiderlaufenden, Theorie von Gut und Böse, welche er in der Rechtsphilosophie entwickelt — dennoch Christ zu sein behauptete und in der Religions-Philosophie das Christenthum als die absolute Religion feierte, deren Standpunkt er freilich für niedriger hielt, wie den der reinen Idee, so beweist das, wie diese speculativen Philosophen die Nothwendigkeit fühlten, daß ihre Wissenschaft umkehre, und sich deshalb in den angeführten Axiomen dem positiven Glaubensgrund zuneigten; daß sie trotzdem keine wahren Christen wurden, lag daran, daß sie ihr Wissen nicht als Stückwerk bekennen mochten. Als ein Muster für den Bankerott der Speculation, sofern sie ohne Empirie und ohne den Glauben die Wahrheit finden will, steht wie ein abschreckendes Beispiel das ganz und gar verworrene System Fichte's mit seinem „Ich", aus welchem die Welt entspringen soll, da; Fichte wollte consequenter Idealist und dabei entschiedener Antichrist sein, was etwa so vernünftig ist, als wenn man schwimmen lernen will, ohne sich die Haut naß zu machen: der consequente Idealist, wenn er Idealist bleibt, muß Christ werden. Das ist nun ein Vortheil Büchners, daß er auf diese, in ihrer Unklarheit festgerannten und in der Halbheit ihrer Richtung beschränkten Antichristen mit wegwerfender Miene herabsieht von dem allerdings sehr klaren Standpunkt aus, den er selber einnimmt. Gleich in der Vorrede sagt er in Bezug auf die Träger der speculativen Philosophie: „Wir werden uns bemühen, jede Art philosophischer Kunstsprache zu vermeiden, welche die Philosophie mit Recht in Mißcredit gebracht hat. Was klar gedacht ist, kann auch klar und ohne Umschweife gesagt werden. Die philosophischen Nebel, welche die Schriften der Gelehrten bedecken, scheinen mehr dazu bestimmt, Gedanken zu verbergen, als zu enthüllen. Die Zeiten des gelehrten Maulhelden-

thums, des philosophischen Charlatanismus, der geistigen Taschenspielerei müssen vorüber sein.“ — Ich habe an diesem Urtheil Büchner's nur Eins auszusetzen. Dasselbe faßt die Kunstsprache bloß von der intellectuellen, nicht auch von der moralischen Seite. Die letztere liegt in ihrer Entstehungsgeschichte. Die unverständliche weil verstandeswidrige, die dunkle weil absurde Diction der speculativen Schule ward nicht erfunden, um Gedanken, sondern um die Gedankenlosigkeit ihrer Mystagogen zu verhüllen. Man bezog aus der Wirksamkeit als Lehrer einer Weisheit, die noch tiefer sein sollte, als die des Heilandes, an Gehalt, Honorar und Collegiengeldern jährlich mehrere tausend Thaler: um die nicht zu verlieren, mußte man dociren, und zwar jene angeblich tiefste Weisheit dociren, die so viel einbrachte. Der Student ist nun auch ein Mensch, so zu sagen, und wenn er merkt, daß man ihn foppt, kann er sehr unangenehm werden. Darum schien es den Heroen der Wissenschaft zweckdienlich, die vermeintliche sichere Erkenntniß in einen Nimbus gelehrt klingender Worte und Redensarten zu hüllen, die verbergen sollten, daß Nichts dahinter war. So entstand die philosophische Kunstsprache; sie war ein Industrieproduct. Ihre termini technici zerfallen in zwei Klassen: solche, die gar keinen Sinn haben, und solche, deren Sinn sich viel klarer und bezeichnender durch längst gebräuchliche Ausdrücke wiedergeben läßt. Beide Klassen haben ihren Erfindern verhältnißmäßig eben so viel genützt, wie die Revalenta-Arabika-Annoncen ihren Verfertigern. Was die wahre Meinung des tiefsinnigen Speculanten sei, blieb immer im Dunkeln. Daß er in der That Nichts meine, sondern nur Geld mache, daran dachte Niemand, denn:

„Wie sich Geschick und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein:
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise fehlte für den Stein!“

So war denn die geistige Taschenspielerei ein eben so einträgliches als gefahrloses Geschäft. Es gebührt einem Manne, der grade sonst keine besonderen Egards von uns verdient, Ludwig Feuerbach, das Lob, diesen Schwindel aufgedeckt zu haben. „Die Speculation ist die betrunkene Philosophie,“ sagte er. Allein mit der Kunstsprache, die in der That nur eine Albernheit ist, wie die römischen und griechischen Moden es in der französischen Revolution waren, mit der einseitig speculativen Methode, die allerdings nicht zu Resultaten geführt hat, warf Feuerbach nun die ganze ideelle Begriffswelt über Bord. Er setzte auch Nichts dafür an die Stelle, denn der Sinnlichkeitscultus bleibt in seiner Theorie eine Abstraction. Hieran setzt nun Büchner mit seiner Kraft- und Stoff-Theorie: er versucht, dem Materialismus Feuerbach's das gesammte Stoffleben der Natur, das heißt für ihn das All, zur Unterlage zu geben.

Ich habe bisher nur die Stellung des Büchnerschen Systems im Kreislauf der philosophischen Ideen bezeichnet. Es bleibt mir übrig: das System selbst in seinen Einzelheiten zu skizziren, und endlich — dessen Haltlosigkeit nachzuweisen.

Das System zerfällt in zwanzig Capitel, deren erstes, überschrieben „Kraft und Stoff", die Grundlage des Ganzen enthält. „Keine Kraft ohne Stoff, kein Stoff ohne Kraft! Man denke sich eine Materie ohne Kraft, man denke die sogenannte Cohäsionskraft weggenommen — die Materie müßte augenblicklich in ein formloses Nichts zerfallen. Indem es ein ausnahmsloses Gesetz ist, daß eine Kraft nur an einem Stoff in die Erscheinung treten kann, folgt daraus, daß Kraft nichts weiter sein kann als eine Eigenschaft der Materie. Daraus läßt sich die Consequenz ziehen, daß diejenigen, welche von einer Schöpferkraft reden, welche die Welt aus sich selbst oder aus dem Nichts hervorgebracht haben soll, mit dem ersten und einfachsten Grundsatze philosophischer und auf Empirie gegründeter Naturbetrachtung unbekannt sind. Die Materie ist unerschaffbar, wie sie unzerstörbar ist: was nicht vernichtet werden kann, konnte auch nicht geschaffen werden." — Das zweite Capitel heißt „Unsterblichkeit des Stoffs" und enthält nichts Wesentliches: es bildet keinen Fortschritt im System, sondern führt nur den aus dem ersten Capitel entlehnten Gedanken weiter aus, daß die Processe, welche uns wie eine Zerstörung materieller Stoffe vorkommen, bloße Verwandlungen dieser Stoffe in andere, Auflösungen von Stoffcombinationen in einzelne Urstoffe sind, so z. B. die Verbrennung eines Stückes Holz dessen Verwandlung in Asche. Ebenso ist das dritte Capitel, welches die „Unendlichkeit des Stoffes" behandelt, inhaltlos. Im vierten dagegen „Würde des Stoffes" thut das System den entscheidenden Schritt: es entwickelt sich zum Begriffe des Materialismus als des Cultus des Stoffes und bestimmt den Zweck des menschlichen Daseins also: „Jeder hascht und jagt mit den besten Kräften seines Lebens nach den materiellen Gütern und Besitzthümern der Erde, nach den Freuden und Genüssen, welche ihm der tausendfach verfeinerte und veredelte Stoff bietet. Die Heuchelei der Selbstbethörung ist nach Feuerbach das Grundlaster der Gegenwart." — Dagegen steht im fünften und sechsten Capitel „Unabänderlichkeit und Allgemeinheit der Naturgesetze" die Entwickelung wieder still. Das siebente Capitel „der Himmel" behandelt das Thema: „die Welt regiert sich selbst nach ewigen Gesetzen", und hat folgenden Grund für das Nichtdasein Gottes: „die vielen Unregelmäßigkeiten, Zufälligkeiten und Zweckwidrigkeiten in der Anordnung des Weltganzen und der einzelnen Weltkörper untereinander schließen ganz direct den Gedanken an eine persönliche Thätigkeit bei jener Anordnung aus. Wenn es einer persönlichen Schöpferkraft darauf ankam, Welten und Wohnplätze für Thiere und Menschen zu schaffen, warum alsdann jener

ungeheure, wüste, leere nutzlose Weltraum, in dem nur hie und da einzelne Sonnen und Erden als fast verschwimmende Pünktchen schwimmen? Warum sind die anderen Planeten unseres Sonnensystems nicht so eingerichtet, daß sie ebenfalls von Menschen bewohnt werden können? Warum ist der Mond ohne Wasser und Atmosphäre und darum jeder organischen Entwicklung feindlich? Wozu die Unregelmäßigkeiten und ungeheuern Verschiedenheiten in der Größe und Entfernung der einzelnen Planeten unseres Sonnensystems? Warum fehlt hier jede Ordnung, jede Symmetrie, jede Schönheit?" — Das achte Capitel, „Schöpfungsperioden der Erde", bespricht die Veränderungen, welche auf der Erdoberfläche stattgefunden haben und welche für eine planmäßige Weltregierung von der Theologie angeführt werden. Es sagt darüber: „Gestützt auf die Kenntniß der uns umgebenden Natur und der sie beherrschenden Kräfte, war die Wissenschaft im Stande, die Geschichte des Geschehenen bis in unendliche Zeiträume rückwärts zu verfolgen. Dabei hat sie nachgewiesen, daß überall und jeder Zeit in dieser Geschichte nur diejenigen Stoffe und Naturkräfte thätig waren, von denen wir heute noch umgeben sind. Nirgends stieß man auf einen Punkt, an dem man genöthigt war, der wissenschaftlichen Forschung Halt zu gebieten und den Eingriff übernatürlicher Kräfte zu substituiren. Die natürlichen Schwierigkeiten, welche der Stoff bei der allmählichen und unbewußten Combination seiner Theile und der Gestaltung seiner Formen findet, können uns die Entstehung der organischen Welt erklären." — Das neunte Capitel, „Urzeugung", behauptet, daß die Erde, wie Pflanzen und Dünste, so auch Thiere und Menschen aus sich selbst hervorgebracht habe. Dieser Gedanke ist dem Halleschen Professor Burmeister entlehnt, von dem folgender Ausspruch angeführt wird: „Es ist gewiß, daß die Erscheinung der thierischen Körper auf der Erdoberfläche ein Ausdruck solcher Kräfte, eine Function derselben ist, welche mit mathematischer Sicherheit aus den bestehenden Verhältnissen resultirt." Büchner entwickelt diesen Gedanken dahin, „daß die organischen Wesen, welche die Erde bevölkern, nur einem, in den Dingen selbst liegenden, Zusammenwirken natürlicher Kräfte und Stoffe ihre Entstehung und Fortpflanzung verdanken, und daß die allmähliche Veränderung und Entwickelung der Erdoberfläche selbst die alleinige oder doch hauptsächlichste Ursache für jenen allmählichen Anwachs des Lebendigen wurde." Als Beweis für diese Allmählichkeit der Heranbildung oder für „die spontane Entstehung der organischen Wesen aus vorher dagewesenen niedrigeren und unvollkommneren" führt er an „die Uebereinstimmung der anatomischen Formen durch die ganzen Thierreihen. Eine ununterbrochene Reihe der vielfachsten und mannichfaltigsten Uebergänge und Aehnlichkeiten verbindet die ganze Thierwelt unter einander vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Die äthiopische Race verbindet den Menschen mit der Thierwelt. — Das Gehirn des Negers ist viel kleiner, als das des Europäers. Wer wüßte

nicht, welche angeborene geistige Inferiorität der schwarzen Race eigen ist und wie sie den Weißen gegenüber als Kind dasteht!" Aus dieser Stufenfolge der Wesen will Büchner nun auch die Entstehung des Menschen aus der Thierwelt herleiten: Der Mensch ist nach ihm ein potenzirter Affe. — Im zehnten Capitel, „die Zweckmäßigkeit der Natur" (Teleologie), bestreitet er wiederholentlich, daß die Natur zweckmäßig eingerichtet sei. Schon Voltaire's Candid hat bekanntlich den Satz zum Thema, daß wir in der schlechtesten aller möglichen Welten lebten: wäre es in irgend einem Stücke noch ärger, so würde der Selbstmord generelle Nothwendigkeit für Alle, während er so nur ein Bedürfniß vieler Einzelnen. Büchner beruft sich auf Kant's Wort: „Die Zweckmäßigkeit ist erst vom reflectirenden Verstand in die Welt gebracht, der demnach ein Wunder anstaunt, das er selbst geschaffen hat." Im elften Capitel, „der Mensch", definirt er den Menschen als die vollkommenste unter allen Bildungen, welche die Wechselwirkung von Kraft und Stoff auf der Erde hervorgebracht. Er beschwört den Geist Thomas Münzers, um ihm das Dictum in den Mund zu legen: „Der heilige Geist ist unsere Vernunft und unser Verstand," und fährt dann fort: „Der Mensch ist insofern Gott, als er die Gesetze des Stoffs zu erkennen und dadurch zu beherrschen vermag. So ist jedes menschliche Wesen in Wahrheit ein sogenannter Gottmensch und fühlt in sich die letzte und oberste Summe alles irdischen Daseins. Die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie, ist deswegen die Blüthe und Summe jeder Wissenschaft und vollkommener Ersatz für Religion und Philosophie." — Hierdurch hat das System einen neuen wichtigen Schritt vorwärts gethan. Es hat sich enger bestimmt, indem es, ursprünglich vom Universum ausgehend, nunmehr sich zur Anthropologie concentrirt. Mit Gott und der Welt ist es fertig geworden: nur die Eigenschaften des Menschen als Individuum und als Gattung hat es noch zu analysiren. Es betrachtet den Menschen zunächst als Individuum. — Das zwölfte Capitel, „Gehirn und Seele," hat zum Thema die Behauptung, daß die geistige Bedeutung eines Menschen von der Beschaffenheit seines Gehirns abhänge. — Das dreizehnte Capitel heißt: „Der Gedanke." Derselbe ist nach Moleschott eine Bewegung des Stoffs, oder mit anderen Worten: Die Thätigkeit des Geistes ist eine Körperfunction. Büchner sagt: „Der Geist ist der zu einer Einheit verwachsene Complex verschiedenartiger Kräfte, der Effect eines Zusammenwirkens vieler mit Kräften oder Eigenschaften begabter Stoffe." — Das vierzehnte Capitel, „Angeborene Ideen," trägt an der Stirn den Ausspruch Moleschotts: „Es ist in unserm Verstande Nichts, was nicht eingezogen wäre durch das Thor der Sinne. Der denkende Mensch ist die Summe seiner Sinne." Büchner fügt noch hinzu: „Somit giebt es in keiner Richtung bestimmte wissenschaftliche Thatsachen, welche uns nöthigen würden, die Existenz angeborener Ideen anzuneh-

men. Die Natur kennt weder Absichten noch Zwecke, noch ihr von oben herab aufgenöthigte geistige Bedingnisse.“ Er folgert hieraus, daß auch die Begriffe von Recht und Tugend dem Menschen erst durch Reflection kommen, keineswegs aber von Natur ihm eignen. „Ueberhaupt,“ sagt er, „ist jener ganze tiefgreifende Unterschied zwischen „juristisch“ und „moralisch“ der beste Beweis dafür, daß die Idee des Guten keinen absoluten Werth besitzt.“ — Das funfzehnte Capitel, „Die Gottesidee,“ ist eine Nutzanwendung des vierzehnten auf die Vorstellung von Gott. „Niemand,“ sagt Büchner, „hat den rein menschlichen Ursprung der Gottesidee besser erklärt und nachgewiesen, als Ludwig Feuerbach. Derselbe nennt alle Vorstellungen von Gott und göttlichem Wesen Anthropomorphismen, d. h. Erzeugnisse menschlicher Phantasie und menschlicher Anschauungsweise, gebildet nach der eigenen Individualität. Den Ursprung dieses Anthropomorphismus sucht Feuerbach in dem Abhängigkeitsgefühl und sclavischen Sinn, welcher der menschlichen Natur innewohnt.“ — Das sechszehnte Kapitel, „Persönliche Fortdauer,“ führt den Ausspruch des Plinius zum Motto: „Vom Augenblick des Todes an hat der Leib wie die Seele eben so wenig irgend eine Empfindung wie vor der Geburt.“ Büchner giebt dazu folgenden Commentar: „So wenig ein Gedanke ohne Gehirn sein kann, so ist ein Geist ohne Körper ein eben so undenkbares Ding, als ein Magnetismus ohne Metalle. Freilich belehrt uns Herr Ringseis, daß Verstorbene und Wiedererschienene, also Geister, „ohne Gehirn denken!“ Kräftiger würde der Beweis ausgefallen sein, wenn als schlagendes Beispiel eines hirnlosen Denkens Herr Ringseis auf seine eigene, nicht als Geist, sondern mit Fleisch und Blut umgehende Person hingewiesen hätte.“ — Das siebzehnte Kapitel, „Die Lebenskraft,“ hat im Wesentlichen Folgendes zum Inhalt: „Unter jene mystischen und die Klarheit naturphilosophischer Anschauung verwirrenden Begriffe, welche eine an Naturerkenntniß schwache Zeit ausgedacht hat, gehört vor Allem der Begriff der sogenannten Lebenskraft. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß das Leben keinen Ausnahmsgesetzen gehorcht, daß es sich nicht dem Einfluß der anorganischen Kräfte entzieht, sondern daß es im Gegentheil Nichts weiter ist, als das Product der Kräfte: Schwere, Affinität, Licht, Electricität, Magnetismus.“ — Das achtzehnte Capitel, „Die Thierseele,“ stellt die Behauptung voran: „Es ist kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied zwischen Instinct und Vernunft erweisbar. Die menschliche Seele ist eine potenzirte Thierseele.“ Büchner deducirt: „Nicht aus Instinct baut der Fuchs eine Höhle mit zwei Ausgängen, sondern aus Ueberlegung. Nicht aus Instinct sind ältere Thiere klüger als jüngere, sondern aus Erfahrung. Welcher Unterschied mag zwischen dem Ideenkreis manches europäischen Bauern und dem eines verständigen Thieres sein! Die Dressur ist nicht bloß mechanisch, sondern beruht auf wirklicher Erziehung und dem

Begreiflichmachen gewisser zu erreichender Zwecke an das Thier. Oder wäre es möglich, daß ein Hund ein Wild stellen könnte, ohne daß er die Absicht dieser Procedur vorher eingesehen hätte? In diesem Verhältniß wollte man einen Beweis für die höchste Weisheit des Schöpfers erblicken, welcher für diesen besonderen Zweck ein eigens dazu eingerichtetes Thier erschaffen! Mit demselben Rechte könnte man sagen, der Mensch sei dazu geschaffen, auf Eisenbahnen zu fahren: aus Instinct habe er die Locomotive erbaut und die Beine habe er erhalten, um in die Wägen steigen zu können." — Das neunzehnte Capitel, „Der freie Wille," führt das Motto von Lavater: „Der Mensch ist frei wie der Vogel im Käfig; er kann sich innerhalb gewisser Grenzen bewegen." Der freie Wille zeigt sich vorzugsweis in der Wahl zwischen Gut und Böse: denselben zu leugnen, ist daher dasselbe wie Gut und Böse leugnen. Büchner thut dies in folgenden Sätzen: „Die allgemeinen moralischen Begriffe sind bis zu einem solchen Grade relativ, einander widersprechend, von äußeren Verhältnissen oder individueller Anschauung abhängig, daß es gradezu als Unmöglichkeit erscheinen muß, irgend eine absolute Werthbestimmung für den Begriff des Guten zu gewinnen. Gäbe es wirklich ein objectives Recht, wie könnte da ein Unterschied zwischen Recht und Gesetz sein! Es ist durchaus nicht schwer für den Einzelnen, sich auf einen Punkt geistiger Betrachtung zu erheben, von welchem aus ihm überhaupt alle moralischen Begriffe als nichtbindend und unterschiedslos erscheinen. Von diesem Punkte aus kann es dem Einzelnen ganz gleichgültig für sich selbst oder sein Gewissen sein, wie er handelt: vorausgesetzt, daß er die Conflicte mit der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen vermeidet. Wir thun, was unserer Natur in jedem einzelnen Falle entspricht und wozu die äußeren Umstände am Entscheidendsten hindrängen. Gut ist, sagt Feuerbach, was dem Menschen gemäß ist, entspricht; schlecht, verwerflich, was ihm widerspricht." Büchner findet sogar, daß auf diese Moral der allgemeine Zustand der Menschheit paßt: „Sehe man sich doch einmal etwas genauer in der menschlichen Gesellschaft um: ist sie denn nicht in der That ein bellum omnium contra omnes? Jeder thut, was er glaubt, ungestraft thun zu können, betrügt, übervortheilt, hintergeht und benützt den Andern so gut er nur kann, in der Ueberzeugung, daß Keiner auch mit ihm besser verfahre. Im Allgemeinen hält man den, der diesen Weg nicht einschlägt, für zu dumm und zu einfältig, ihn gehen zu können. Alle Menschen sind practische Atheisten. Die menschliche Gesellschaft wird deswegen nicht anders werden, sie wird stets dieselbe bleiben." Das zwanzigste Capital, „Schlußbetrachtungen," beginnt merkwürdig genug, um nach dem Vorangegangenen Erstaunen zu erregen: „Wahres Wissen lehrt bescheiden sein!" Danach folgt das Resumé des Systems: „Die Hypothese in der Ausdehnung, wie sie von Religion und Philosophie benutzt wird, verläßt den einzig sichern Boden menschlichen Begrei-

fens: die sinnliche Erkenntniß, und erhebt die Willkür der Phantasie auf den Thron. Die Hypothese kann Götter und Engel in Menge erfinden, sie kann einen Himmel und eine Hölle construiren, denn hinter dem, was unserer sinnlichen Erkenntniß verschlossen ist, können ja alle denkbaren Dinge existiren. Daß aber durch die materialistische Weltanschauung alle großen und ernsten Gedanken zu eitlen Träumen werden, daß Zukunft und sittliche Basis verloren gehn sollen, ist eine willkürliche und übereilte Behauptung. Zu allen Zeiten haben große Philosophen solchen Anschauungen gehuldigt und sind deswegen weder Narren noch Räuber oder Mörder oder Verzweifelnde geworden. Das Streben nach Kenntniß und Wahrheit und die Ueberzeugung von der äußeren Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen und moralischen Ordnung ersetzt ihnen mit Leichtigkeit Religion und Zukunft." —

Ich hoffe, der Leser wird meiner oben aufgestellten Behauptung beipflichten, daß es diesem System weder an Schärfe noch an Klarheit der Gedanken gebricht. Völlig in sich geschlossen steht es da: eine wahre Trutzburg des Unglaubens und der Lästerung. Ich eröffne jetzt dagegen die Laufgräben der dialectischen Polemik.

Jedes System muß, wenn es widerlegt werden soll, einer dreifachen Kritik unterliegen. Erstens kommt es auf die Grundlage desselben an, und wenn Büchner dem Idealismus vorwirft: er beruhe auf Hypothese (unerwiesener Behauptung, Voraussetzung), so trifft er damit zugleich seine eigene Grundlage, denn der Grundsatz: „Kein Stoff ohne Kraft und umgekehrt, Kraft und Stoff sind aneinander unauflöslich gebunden," gilt zunächst nur von der Naturkraft, und daß es nicht auch noch eine andere Art von Kraft gebe, daß der Geist nicht etwas Anderes sei, als die Naturkraft — das ist bei Büchner auch bloß Hypothese. Diese Hypothese nun ist falsch. Wäre der Geist des Menschen Naturkraft, so wäre er, als an den Stoff gebunden, streng vom Körper abhängig und könnte sich dieser Abhängigkeit nicht überheben. Dann wäre also der körperlich gesunde Mensch nothwendig auch im vollen Besitz aller seiner Geistesfacultäten, sobald er aber körperlich zu leiden anfinge, müßte er nothwendigerweise auch geisteskrank werden. Die Empirie, auf die Büchner alle Beweiskraft legt, beweist aber, daß man nicht davon verrückt zu werden braucht, wenn man Zahnschmerz oder selbst Gehirnschmerz hat, und sie zeigt uns umgekehrt Blödsinnige, also geistig Kranke, die körperlich gesund sind. Noch deutlicher wird das Verhältniß, wenn man zwei Leute annimmt, die beide körperlich gleich groß, gleich stark, gleich alt und von jedem organischen Krankheitszustand frei sind. Wäre Büchner's Behauptung wahr, wäre Geist = Kraft, und wäre diese Kraft an den Stoff, d. h. an den Körper gebunden, so müßten jene zwei Menschen nothwendigerweise nicht bloß in ihrer geistigen Richtung dieselben sein, sondern sie müßten auch genau dasselbe Quantum von Verstand, Gefühl u. s. w. besitzen. Es läßt sich aber

nun sehr leicht denken, daß der eine dieser beiden Doppelgänger ein Baschibozuk, der andere ein Heidelberger Privat-Docent wäre. — Die körperliche Gleichheit bedingt die geistige nicht, der Geist ist also nicht die an den Stoff gebundene Naturkraft. Giebt es aber einen vom Stoff unterschiedenen Menschengeist, so ist damit selbst denen, welche sich im derartigen Ideengange bewegen, die Möglichkeit bewiesen, daß auch ein göttlicher Geist existiren kann, der unbedingt unabhängig vom Stoffe wäre. Unabhängig vom Stoffe sein ohne Bedingniß, heißt aber so viel als: nach freier Selbstbestimmung den Stoff erschaffen und vernichten können. Der Fehler der Grundlage von Büchner's System ist also der, daß er die Begriffe Geist und Naturkraft confundirt.

Der zweite Maßstab bei der Beurtheilung eines philosophischen Systems ist die Beleuchtung seiner Methode. Büchner's Beweisart besteht nun darin, daß er durchgängig von den Verhältnissen der Naturgegenstände unter sich und zu einander schließt auf das wesentlich andere Verhältniß zwischen Natur und Geist. Diese falsche Methode ist die Consequenz der falschen Hypothese. „Allein“, hört man oft einwenden, „wenn ein Satz für die eine Wissenschaft gilt, muß er nicht auch für die andere gelten?“

Das ist grundfalsch. Man lege einmal unbestreitbare mathematische Sätze anderen Verhältnissen zu Grunde, und man wird dies vollständig klar erkennen. Mathematisch ist etwas fünfzig Mal genommen ganz gleich derselben Sache fünfzig Mal so groß genommen. Sind nun fünfzig Diamanten zu einem Gran gleich einem Diamanten zu fünfzig Gran? Lacht nicht alle Welt über jenen Bauern, der, vorgeschritten in der Civilisation, in Erfahrung gebracht hat, daß ein Ducaten gleich drei Thaler fünf Silbergroschen sei, und nun, als er keinen Ducaten auftreiben kann, um sich nach der Verordnung des Arztes ein so großes Gewicht einer Medicin abzuwägen, drei Thaler fünf Silbergroschen Silbergeld nimmt und nach sorgfältigster Abwägung das so gewonnene Quantum hinunterschluckt? Ist Jemand Narr genug, zu behaupten, daß es gleich wirke, ob man die Strafen, die man bei der Erziehung eines Kindes für nothwendig erachtet, demselben getheilt zuwendet, oder ob man sie ihm auf einmal alle beibringt?

Das logische Denken kommt vollständig aus Rand und Band, wenn man die Grundsätze der einen Wissenschaft als Beweismittel in der andern gelten lassen will. Büchner vermengt methodisch und durchgehends die Naturkunde mit der Metaphysik, und durch diese Falschheit seiner Methode geräth seine ohnehin von falscher Grundlage ausgehende Wissenschaft in's Bodenlose, in völligen Unsinn.

Allein mit der Abfertigung seiner Methode ist für die Kritik noch nicht Alles gewonnen. Es wird an Beurtheilern nicht mangeln, welchen mein Beweis gegen seine Grundlage schwach und meine Deduction gegen seine Methode mangelhaft dünkt. Es ist daher nöthig, daß wir uns

auf den Standpunkt stellen, auf welchem seine Grundlage als zugegeben und seine Methode als angenommen gilt. Dann kommt es aber endlich drittens darauf an, zu prüfen, ob die einzelnen Theile seines Systems ein geordnetes Ganze bilden. Die Vollendetheit oder die Unvollkommenheit des innern Organismus des Systems muß noch untersucht werden.

Die erste Blöße bietet uns das System in seiner Entwicklung da, wo von der Entstehung der organischen Welt die Rede ist. Es vermag dieselbe durchaus nicht zu erklären, denn bei der Behauptung: die Organismen seien entsprungen aus der Friction, in welche einzelne Partieen des Stoffs bei der allgemeinen und unbewußten Gestaltung ihrer Formen zu einander getreten wären, bleibt das Wie vollkommen unerklärt. Es ist nicht abzusehen, wie dadurch, daß ein paar Berge vulkanisch oder diluvianisch aneinander gerathen, Thiere oder auch nur Pflanzen entstehen sollen. Bleiben wir also bei dem Gegensatz zwischen der unorganischen und der organischen Welt stehen. Die unorganische mag von Ewigkeit her bestanden haben. Zur organischen aber gehört der Mensch, und das Menschengeschlecht besteht erst seit etlichen tausend Jahren: keine aus älteren Perioden herrührende Versteinerungen weisen menschliche Reste nach. Die organische Welt ist hierdurch als nicht von Ewigkeit her bestehend, sondern als geworden erwiesen. Wie nun ist sie geworden? Büchner sagt: durch die Friction unorganischer Stoffmassen. Allein wenn diese Friction früher Organismen hätte erzeugen können, so müßte sie es auch jetzt thun. Da sie es jetzt nicht thut, kann sie es auch früher nicht gethan haben. Die Frictionstheorie ist Unsinn. Der Begriff der Entstehung der organischen Welt aus der unorganischen ist demnach der Punkt, auf welchem allerdings Büchner's Wissenschaft, wenn sie nicht förmlich auf den Sand laufen will, gezwungen ist, „den Eingriff übernatürlicher Kräfte zu substituiren.“ Büchner hat dies selbst gefühlt. In dem Capitel „Urzeugung“ macht seine Deduction die seltsamsten Capriolen, um aus der Schlinge der eigenen Sophistik zu kommen. „Die Keime zu allem Lebendigen“, sagt er, „versehen mit der Idee der Gattung, waren von Ewigkeit her in jener formlosen Dunstmasse, aus welcher heraus sich die Erde nach und nach consolidirt hat. Unsere Kenntnisse reichen so weit, um uns die spontane Entstehung der organischen Wesen und die allmähliche langsame Hervorbildung der höheren Formen aus vorher dagewesenen niederen und unvollkommneren zur Gewißheit zu machen. Es mußte unter jenen Verhältnissen möglich sein, daß ein organischer Keim unter wesentlich geänderten äußeren Verhältnissen, die ihn bald zufällig, bald nothwendig betrafen, sich nicht zu einem mit seinen Erzeugern gleichartigen Wesen, sondern zu einer verschiedenen Form, ja zu einer verschiedenen Species oder Art entwickelte. Sagt doch Karl Vogt selbst: Wir haben keinen Grund, die Möglichkeit zu verwerfen, daß in vorweltlicher Zeit

die Thiere Junge erzeugten, die in vielen Punkten von ihren Eltern abwichen. Wer wollte nun leugnen, daß einst Verhältnisse müssen bestanden haben, unter denen ein Affe, ja irgend ein beliebiges anderes Thier einen Menschen gebar!" — Hier ist Büchner's Deduction festgerannt. Denn das, was er da sagt, steht in grellem und diametralem Widerspruch zu seiner Behauptung, daß die Naturgesetze unabänderlich seien: „Wie wäre es möglich", ruft er, „daß die unabänderliche Ordnung, in der die Dinge sich bewegen, jemals gestört würde, ohne jede Wissenschaft als kindischen Quark erscheinen zu lassen? Solche Ausnahmen von der Regel, solche Ueberhebungen über die natürliche Ordnung des Daseins hat man Wunder genannt! Ihre Entstehung verdanken sie jener eigenthümlichen Sucht nach dem Wunderbaren, welche der menschlichen Natur eingeprägt scheint." — Mit diesen seinen eigenen Worten kann man Büchner in seiner Affennachkommentheorie schlagen.

Ein zweites schwaches Glied im Organismus des Büchnerschen Systems ist die Behauptung, daß die Welt unzweckmäßig eingerichtet sei. Wer dies mit einem Anstrich von Wahrscheinlichkeit plausibel machen will, der muß, wie Voltaire, von der moralischen Weltordnung ausgehen, die darum mehr Angriffspunkte bietet, weil der menschliche Wille dabei ins Spiel kommt. Aber der Natur Unzweckmäßigkeit nachweisen zu wollen, ist vergebliche Mühe, und Büchners Argumente sind hier in der That sehr schwach. Seine Frage z. B., wozu der leere Raum diene, ist unschwer dahin zu beantworten, daß durch denselben die Weltkörper auseinander gehalten werden. Ebenso ist Folgendes eine recht kraftlose Deduction: „Eine der gewichtigsten Thatsachen, welche gegen das zweckbewußte Handeln der Natur sprechen, wird durch die Mißgeburten geliefert. Ich habe in einem thierärztlichen Cabinet eine neugeborne Ziege gesehen, welche in allen Theilen auf das Vollkommenste gebildet, aber ohne Kopf zur Welt gekommen war. Welche Verkehrtheit, welche Zwecklosigkeit, ein Thier vollkommen auszubilden, dessen Existenz von vornherein unmöglich ist!" — Der einzelne Fall — und ein solcher ist jede Mißgeburt — kann der Natur nicht angerechnet werden, vielmehr muß man annehmen, daß hier ihre normale Thätigkeit durch einen äußeren Einfluß behindert gewesen. Nur wenn es natürliche Regel wäre, ganze Genera von Wesen kopflose Junge werfen zu lassen, könnte von Unzweckmäßigkeit die Rede sein.

Die dritte Bresche in der Enceinte des Büchnerschen Systems läßt sich bei dem Punkt der Gehirnlehre legen. Dieselbe bildet als „Phrenologie" einen wesentlichen Ring in der materialistischen Disciplinenkette, und ihre Grundanschauung stellt Büchner in folgenden Sätzen her: „Das Gehirn ist Sitz und Organ des Denkens; seine Größe, seine Form, die Art seiner Zusammensetzung stehen in geradem Verhältniß zu Größe und Kraft der ihm innewohnenden geistigen Function. Die chemische Constitution des Greisengehirns nähert sich derjenigen der jüngsten

Lebensperiode. Daß dem entsprechend die Intelligenz mit zunehmendem Alter abnimmt, daß alte Leute kindisch werden, ist eine bekannte Thatsache: der große Newton, dessen Geist wir die größten Entdeckungen verdanken, beschäftigte sich in seinem Alter mit dem Propheten Daniel und der Offenbarung des Johannes! Es ist bekannt, daß das weibliche Geschlecht eine geistige Inferiorität gegenüber dem männlichen behauptet. Dem entsprechend ist das durchschnittliche Gewicht des männlichen Gehirnes größer als das des weiblichen. Während das ungefähre Normalgewicht eines menschlichen Gehirnes 3 bis 3½ Pfund beträgt, wog das Gehirn des berühmten und geistreichen Naturforschers Cuvier weit über 4 Pfund. Die Wirkungen des Gehirns müssen im Verhältniß stehen zu der Masse des Gehirns." — Das kommt darauf heraus, daß der dickste Kopf der größte Geist sein muß. Welch schauerliche Dummheit dies aber ist, kann man sehen, wenn man den Satz umkehrt. Stehen die Wirkungen des Gehirns im Verhältniß zu der Masse des Gehirns, so steht auch umgekehrt dessen Masse im bedingenden Verhältniß zu den Wirkungen. Wer also die größten geistigen Wirkungen hervorbringt, der muß auch die größte Gehirnmasse im Schädel haben. Nun brachte Napoleon durch seine Geistesthätigkeit (also nach Büchner durch sein Gehirn) größere Wirkungen hervor als zweimalhunderttausend andere, mit ihm gleichzeitig lebende Franzosen. Folglich muß, wenn Büchners Lehre vom Verhältniß der Masse zur Wirkung des Gehirns richtig ist, in Napoleons Schädel eine zweimalhundertausendmal so große Masse von Gehirn sich befunden haben, wie in dem eines anderen Franzosen. Kann Büchner diese Consequenz nicht halten — so ist seine Gehirnlehre Unsinn.

Der vierte Mangel im Organismus des Büchner'schen Systems ist die Theorie von der Thierseele. Wenn der Hund denken könnte, müßte er es da am ersten, wo sein innerstes Wesen afficirt ist: beim Fressen. Es dürfte aber schwerlich gelingen, einen Hund jemals dahin zu bringen, daß er intelligent frißt, d. h. Gourmand wird. Er wird nie zwischen einem gehackten und einem kunstgerecht bereiteten Beefsteak unterscheiden, oder einen am Spieß gebratenen Hammelschenkel dem in Sauce bereiteten vorziehen.

Endlich ist die Theorie vom freien Willen und von der Lebenskraft mangelhaft. Natürlich läßt sich die Abwesenheit der Willensfreiheit nicht behaupten, ohne daß man die Lebenskraft läugnet. Büchner versucht daher Letzteres nur, um den freien Willen hinweg zu disputiren. Er vergleicht die Annahme der Lebenskraft, in welcher er nur die Summe der Wirkungen mehrerer mechanischer Thätigkeiten des Körpers sieht, mit der Annahme: „Als ob bei einer von Tausenden gelieferten Schlacht eine einzige Kraft thätig wäre, durch welche Kanonen abbrennen, Säbel dreinschlagen u. s. w., während dieser Gesammt-Effect doch nicht Folge einer einzigen Kraft, einer „Schlachtkraft" ist, sondern nur Gesammt-

summe der unzähligen Kräfte und Combinationen, welche bei einem solchen Vorgang thätig sind. Die Lebenskraft ist deswegen kein Princip, sondern nur ein Resultat.“ Dagegen läßt sich dreierlei einwenden. a) Eine Schlachtkraft existirt allerdings: der Gedanke des Commandirenden ist es; b) die einzelnen Kraft-Combinationen der besonderen Lebensverrichtungen lassen sich an einem Automaten hervorbringen: daß dieser Automat aber doch nicht lebt, sondern Puppe ist und bleibt, das beweist das Vorhandensein der Lebenskraft als etwas wesentlich von den einzelnen Verrichtungen des Organismus Verschiedenem; wäre sie die Summe dieser Verrichtungen, so müßte ein regelrecht präparirter Automat in dem Augenblick, in welchem er zuerst diese einzelnen Verrichtungen des Menschen nachahmt, auch wirklich zu leben anfangen; c) die Lebenskraft ist ein Ganzes und Untheilbares, was sie unmöglich sein könnte, wenn sie eine durch Addition entstandene Summe wäre; man nehme, wie es bei Rückgratsleiden die Natur thut, dem Menschen erst den Gebrauch der Beine, dann den der Hände, der Sprachwerkzeuge u. s. w. — so kann seine Lebenskraft davon ganz unalterirt bleiben; sie ist deswegen an den Stoff nicht unbedingt gebunden, und es ist somit auch kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sie mit dem leiblichen Dasein erlöschen muß, sondern nur, daß sie damit erlöschen kann.

In diesem Punkte, in der Theorie vom freien Willen, ist mit der Freigeisterei ein merkwürdiger Umschwung vorgegangen. Der Abfall vom Christenthum unserer Zeit begann mit der Karlstadtschen Richtung in der Reformation, welche die positive Religion als solche verwarf, weil sie die Willensfreiheit beschränkt, Tugend aber nur in der Ausübung des freien Willens möglich sei. Und diese Weisheit des Dr. Karlstadt ist im Wesentlichen das unveränderte Evangelium der irrenden Denker geblieben bis auf Fichte, in dessen Ichlehre sie ihre höchste, von Goethe im „Baccalaureus“ persiflirte Blüthe erreichte. Seitdem aber kam man von der Vergötterung des Eigenwillens ab: Hegel machte zuerst den Versuch, mit seinen unklaren und verworrenen Syllogismen die „Objectivität“ der „Subjectivität“ gegenüber zu wahren. Die neueste Richtung nun geht über den Gegensatz hinaus, läugnet die Subjectivität rein weg und sagt: Persönlichen Willen kann es gar nicht geben; unsere Entschlüsse sind die Folge physischer Eindrücke. „So ist der Mensch eine Summe natürlicher körperlicher Anlagen und äußerer Einwirkungen, sowohl in seinem ganzen geistigen Wesen, als auch in jedem einzelnen Moment seines Handelns. Unsere Entschlüsse schwanken mit dem Barometer, und Dinge, die wir aus freier Wahl gethan zu haben glauben, waren nur Ausdrücke zufälliger Verhältnisse. Eben so üben körperliche Zustände einen unwiderstehlichen Einfluß auf unsere Stimmungen und Entschließungen. Der junge Mensch hat andere Vorstellungen als der alte, der Liegende denkt anders als der Aufrechtstehende, der Hungernde anders als der Gesättigte.“ —

Das also wäre das Schlußergebniß der materialistischen Philosophie. Der Mensch wird der Sclav seiner Sinne im allerkrassesten Verständniß des Worts. Der Materialismus hat für die philosophische Entwickelung dieselbe Bedeutung, wie der Communismus für die politische: beide gehen aus dem Emancipationsdrang der Creatur von Gottes Wort hervor und beide führen zur Vernichtung jeder individuellen Selbstständigkeit.



Zehn Monate Demokratie!

Vom 24. Februar bis zum 10. December 1848.

Eilftes Capitel.

Es ist wahrscheinlich, daß die provisorische Regierung den Plan der Bärenmützen kannte. In ihrer Mitte selbst war Zwiespalt. Lamartine hatte das Circular Ledru Rollins öffentlich widerrufen. Marrast erklärte sich dagegen im „National“. Den Abgesandten der Bärenmütze, die man bis zur Regierung kommen ließ, sagte er mit strenger Miene, „daß ihr Schritt zu entgegengesetzten Schritten Anlaß geben könnte.“

Die republikanische Partei hatte seit acht Tagen alles angewendet, um die Wahlen wenigstens einen, wo möglich drei Monate hinaus zu schieben. „Die Reaction,“ sagte sie in ihren Blättern, „hebt das Haupt empor.“ In den Clubs legte man den Candidaten blos die Frage vor: „Sind Sie gegen oder für das Circular Ledru Rollins?“ und die wärmsten Anhänger dieses Mannes wagten es nicht, sich für sein System zu erklären. Deswegen predigte Cabet in seinem Club die Nothwendigkeit, sich in Masse in das Stadthaus zu begeben, um die Vertagung der Wahlen und die Entfernung der Truppen aus Paris zu erpressen.

In der That standen die Sachen der strengen Republikaner sehr schlecht. Fast in allen Provinzen traten die besiegten Orleanisten als Candidaten zur National-Versammlung auf. Sogar Thiers wagte es, ein Circular in dem Departement des bouches du Rhone an die Wähler zu richten, in welchem er sich für die Republik erklärte, die er zu befestigen hoffe. Er fügte hinzu „qu'il ne resisterait jamais à la force des choses“, das heißt mit andern Worten, daß er jede Staatsform anerkenne. Oeffentlich witzelten die Republikaner über diese Bestrebungen. „Wenn Ihr doch so gute Republikaner seid,“ sagten sie, „warum habt Ihr achtzehn Jahre gewartet?“ Unter vier Augen aber

sprachen sie ihre Besorgniß aus, von jenen, wenn auch nicht besiegt, doch übervortheilt zu werden.

Das Circular Ledru Rollins hatte, wie ich bereits berichtete, den Zweck, den Besiegten Furcht einzujagen. Da es aber gerade den entgegengesetzten Effect hervorbrachte, so wurde beschlossen, statt mit Dinte, Feder und Wort, Mann gegen Mann aufzutreten. „Die Bürger glauben, sie seien Meister von Paris, zeigen wir ihnen das Gegentheil," so predigte man öffentlich in den demokratischen Clubs. „Lassen wir unsere Truppen marschiren (d. h. die Handwerker) und wir werden sehen, wo die Macht, wo der Muth ist!"

Seit dem 9. März wurden Emissäre ausgeschickt, um die Massen der Arbeiter in und um Paris zu versammeln. Wahrscheinlich würden auch ohne den Versuch, wegen der Bärenmützen, die Clubs eine Promenade in Masse zum Hotel de ville unternommen haben. Dieser Schritt aber beschleunigte die Manifestation und am 16. März Abends wurde Befehl ertheilt, sich marschfertig zu halten.

Louis Blanc, Ledru Rollin, Flocon und Albert wußten um diese Manifestation, doch fürchteten sie dieselbe ebenfalls, wie Lamartine und Marrast. Sie wußten, daß Cabet und Raspail an der Spitze dieser Bewegung standen, und beide waren der provisorischen Regierung feindlich gesinnt. Glücklicher Weise aber war Blanqui ebenfalls dabei und dieser liebte weder Raspail, noch Cabet, noch Barbés. Die republikanische Partei war nicht einen Tag einig. Daher alle ihre Niederlagen. Und was die Sache noch schlimmer machte, ihre Uneinigkeit beruhte blos auf persönlichem Ehrgeiz.

Es wäre unmöglich gewesen, eine solche Menschenmasse, wie sie am 17. März erschien, in zwölf Stunden zu vereinen, hätte man nicht die Manifestation seit zehn Tagen vorbereitet. Mehr als hundert und fünfzig tausend Blousenmänner erschienen gegen zehn Uhr des Morgens und marschirten, zehn in jeder Reihe, vom Champ de Mars gegen das Hotel de ville. Auf ihren Fahnen las man „à bas Henri V.!" (kein Mensch dachte an ihn,) „à bas les aristocrates," „à bas les riches!" Viele dieser Fahnen hatten gar keine Inschrift. Man sang, wie immer, den Chor der Girondisten. „Mourir pour la patrie, c'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie." Die Parole, das Schreiwort war: „Vive Ledru Rollin!"

Durch diesen Ruf wollte man die Allmacht Lamartine's brechen. Es war ein beängstigender Anblick, eine solche Masse von Blousen, wie eine Armee, einhermarschiren zu sehen, die Hände in den Taschen, singend und schreiend, aber ohne den geringsten Unfug zu begehen. Dabei nirgends eine Spur von einem Nationalgardisten. Von Zeit zu Zeit hörte man aus den Reihen Witze gegen die Bürger. „Tu l'as voulu, Bourgeois Dandin." Am Louvre stellten sich die Häupter: Raspail, Cabet und Blanqui, an die Spitze dieser Masse. Von diesem Augenblick an,

Keiner weiß warum, schrieen sie: „Vive le gouvernement provisoire,“ statt: „Vive Ledru Rollin!“

Auf dem Grèveplatz angelangt, der so voll von Menschen war, daß kein Apfel zur Erde konnte, wartete diese Masse eine volle Stunde auf die provisorische Regierung. Louis Blanc erschien endlich ganz blaß und bat sie, sich zu entfernen, weil ihre Gegenwart der Regierung die Freiheit ihrer Entschlüsse raube. Die Häupter hielten ihrerseits Reden an die Regierung und verlangten im Namen des Volks Aufschiebung der Wahlen und Entfernung der Armee. Man versprach Alles. Es wäre eben nicht rathsam gewesen, diese Forderungen zu verweigern. Doch gab man zu verstehen, daß jeder Entschluß der Regierung, gleich veröffentlicht, ihr abgepreßt scheinen würde, und daß nach einer solchen Concession die Regierung allen Nimbus verlöre.

„Vive le gouvernement provisoire!“ schrie die Masse und zog vom Stadthaus nach der Börse, um den Reichen Furcht zu machen. Um 3 Uhr verlief sie sich. Das Decret der provisorischen Regierung, das die Wahlen der Nationalgarde auf den 5. April und die der National-Versammlung auf den 23. desselben Monats vertagte, erschien erst zehn Tage nach dieser Manifestation, um den Anschein der Freiheit und der gouvernementalen Initiative zu behaupten.

Hinsichtlich der Armee hatte Lamartine, obschon er für die Verbrüderung der Armee mit dem Volk das Wort nahm, doch feierlich versprochen, daß sie von Paris entfernt bleiben solle.

Entsprachen die Erzeugnisse des 17. März den Wünschen der Rädelsführer ganz? Die Einen sagen Ja; die „Commune de Paris“ feierte ihn als einen Triumph über die Reaction. Andere behaupten jedoch, der Hauptzweck sei verfehlt worden. Man wollte Lamartine und die conservative Partei in der Regierung stürzen, das Losungswort sei „Vive Ledru Rollin“ gewesen; auf das Geheiß Blanquis aber habe das Volk „Vive le gouvernement provisoire!“ geschrieen und so die Sache verdreht. Die Republikaner und die Orleanisten glauben stets, wenn ihre Pläne scheitern, menschliche Mißgriffe oder Maßnahmen seien daran Schuld. Sie vergessen, daß kein sterblicher Mensch eine Revolution, wie die des 24. Februar, hervorbringen konnte. Am 17. März, eben so am 16. April und am 15. Mai, da konnte man eben so deutlich die allmächtige Hand Gottes erkennen. Hundert und fünfzig Tausend unorganisirte Menschen durchrennen Paris sechs Stunden lang ohne den geringsten Widerstand, warten eine ganze Stunde auf ihre unterthänige Regierung, singen, schreien, spielen und trennen sich, ohne Jemandem ein Haar zu krümmen. Wo ist der Mensch, der eine solche undisciplinirte Masse mit seinem Worte beherrschen kann? Wo ist der Mann, der einer solchen souverainen Menge einen Befehl zu geben wagt?!

Die provisorische Regierung war diesmal in ihren conservativen Theilen besiegt. Den andern Morgen wurde, auf Veranlassung Marrast's,

Cavaignac zum Kriegsminister ernannt. Aber seine Stunde war noch nicht gekommen. Er verweigerte die Annahme dieser Stelle. Der General Changarnier kam zu derselben Zeit in Paris an.

Zwölftes Capitel.

Gefährlich ist es, den Leu zu wecken, auch wenn er nicht gleich in Wuth geräth. Die Massen zerstreuten sich zwar am 17. März, sie blieben aber in Paris, und nun mußte man Mittel schaffen, sie zu ernähren. Lamartine, der wirklich, wie Caussidiere sagte, Ordnung aus der Unordnung machte, hatte die Mobilgarde erfunden und bereits zehntausend arbeitslose junge Menschen enrolirt, die aber weder Waffen, noch Uniform hatten. Die provisorische Regierung schuf die ateliers nationaux. In den Champs Elysées sollten bedeutende Erdarbeiten vorgenommen werden. Die Einen warfen die Erde links, die Andern schaufelten sie wieder rechts. Die Meisten spielten „au bouchon.“ Von Arbeit war nirgends etwas zu sehen. Zudem wollte die demokratische Partei ihre Armee zur Hand haben, damit die Reaction nicht übermüthig werde. Man erfand daher die Freiheitsbäume. In allen Quartieren wurden zwei, drei solcher Bäume gepflanzt, von den Priestern eingeweiht. Diese modernen Pflanzer gingen dann von Haus zu Haus und verlangten von Jedem eine Freiheitsspende, die übrigens Keiner abschlug. Abends wurden die Bäume illuminirt und ganze Trupps Gassenjungen durchliefen die Straßen und erzwangen partielle Illuminirungen unter dem drohenden einförmigen Liede:

„Des lampions
Ou du plomb,“

woraus man gleich eine Polka machte. Zuletzt wurde der Unfug so groß, daß man nicht mehr über die Straße gehen konnte, ohne auf Petards zu stoßen, die unter den Füßen losplatzten.

Caussidiere stand an der Spitze dieser geheimen Bewegung. Sobrier hatte in der Rue Rivoli eine zweite Succursalpolizei gegründet. Denn, während die provisorische Regierung sich eine Armee in der Mobil- und Nationalgarde zu gründen suchte, hatten Caussidiere und Sobrier sich eine Legion Montagnards gebildet. Diese Montagnards trugen weite Kittelhosen mit einem rothen Gürtel, woran ein Säbel hing, und ein rothes Armband. Sie bewachten die Polizeipräfectur und das Hotel Nr. 16 in der Rue Rivoli, wo Sobrier und Cahaigne die „Commune de Paris“ redigirten, ein Blatt, das alle heftigen Reden der Clubredner veröffentlichte und das als Curiosität in jeder Hinsicht merkwürdig bleibt. Caussidiere selbst schuf die Gardiens de Paris, unter dem Vorwande, die Londoner Watchmans nachzuahmen; in der That aber waren es lauter Creaturen seiner Partei, auf die er zählen zu können glaubte. Das Volk nannte sie les tyroliens wegen ihrer spitzen Hüte, und dieser gutmüthige Name benahm ihnen alles Gift.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Zeichen der Februar-Revolution, daß alles in ihr bis zu den Junitagen in's Lächerliche gezogen wurde, und diesmal hatte das Sprichwort recht, „le ridicul tue". Die Februar-Revolution selbst war eine Art politischer Carnaval und dieser Fastnachtstraum, der alles bis jetzt in dem Feenreiche Gekannte übertraf, dauerte fort und fort. Alle, welche diese Revolution erlebt haben, glaubten zu träumen. Diese großen Menschenmassen mit ihren Fahnen und Flaggen, diese Uniformen, von denen bis jetzt kein Mensch eine Idee hatte; diese Mobilgarde mit zerrissenen Hosen und verschlappten Schuhen, die Nationalgarde mit ihren Käppi's, die provisorische Regierung mit ihren Echarpes, die Montagnards mit ihren rothen Gürteln und Armbändern, die Gardiens de Paris mit ihren Tyrolerhüten, dies Laufen und Rennen, dies immerwährende Anreden — denn mehr als hunderttausend Reden wurden gehalten, — dies beständige Illuminiren und Singen inmitten einer gräßlichen Furcht, dies Beifallschreien bei Furcht und Schrecken, dies beständige Lachen unter Thränen, diese öffentlichen Feste mit goldbehörnten Stieren und weißgekleideten häßlichen Jungfrauen, und jene Waffenfeste, wo zweimalhunderttausend Mann ihre Flinten mit Lilas bekränzten und sich alle zehn Minuten ansahen, als wollten sie sich auffressen. — Nein, dies Alles war und konnte keine Wirklichkeit sein. Es war ein Traum. Eine politische Shakespearische Comödie, die kein Sterblicher hätte erfinden können.



Literatur.

Ueber die Entwickelung und den Einfluß der politischen Theorieen. Ein Beitrag zur Würdigung der innern Entfaltung des europäischen Staatensystems. Von Dr. Jos. Fehr, Privat-Docenten der Geschichte an der Königlichen Universität Tübingen. Motto: „Was wächst, macht keinen Lärm." Innsbruck, 1855. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 436 S. Kl. 4.

Für sich selbst würde das vorliegende Buch eine Berücksichtigung nicht verdienen; allein der Gegenstand, von dem es handelt, ist so wichtig, daß auch unbedeutende, damit in Beziehung stehende Erscheinungen nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Dies, nebst dem Wunsche, unseren Lesern vielleicht Zeit und Geld zu ersparen, ist die Ursache, warum wir uns einige Worte über dies Buch gestatten. Der Titel ist einer bekannten Abhandlung des Historikers Heeren abgeborgt, so daß sich also der Verfasser nicht einmal seine Aufgabe selbst gestellt hat. Die Lösung derselben ist auch äußerst dürftig ausgefallen. Das Buch enthält fast nichts als Auszüge aus bekannten Schriften des

Plato und Aristoteles — Machiavelli — Luther und Calvin — Bodin — Thomas Hobbes, Alguernon Sidney, Joh. Locke — Rousseau und L. Stein's Schrift über den Socialismus. Diese Auszüge sind übrigens das allein Werthvolle in dem Buche. — Man kann sich einen Begriff machen von der Art der Arbeit, welche hier geliefert ist, wenn man aus einer Bemerkung, die der Verfasser gelegentlich macht, ersieht, daß er z. B. vor drei Jahren die Schriften von Thomas Hobbes nicht, also sehr wahrscheinlich noch viel weniger die übrigen Schriften kannte, von welchen er handelt; denn mit den Theorieen des Hobbes sich zu beschäftigen hätte er die dringendste Veranlassung gehabt, weil er damals eine Geschichte der englischen Revolution herausgab, auf die er sich wiederholt beruft.

Die vorgebliche Absicht des Verfassers ist, zu zeigen, daß überall die politische Doctrin der politischen Wirklichkeit und namentlich die revolutionaire Lehre den Revolutionen vorangehe. Der letztere Satz hat seine Richtigkeit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade; allein nicht weil der erste Satz in seiner Allgemeinheit wahr ist. So wichtig ist die politische Doctrin nicht, daß es keine Staaten geben könnte, ohne ihre Mitwirkung. Das eigentliche Ziel desselben ist aber, die Reformation und die Reformatoren für die Revolutionen schuldig zu erklären. Indessen ist seine Kenntniß der politischen Doctrinen viel zu unvollständig und mangelhaft, als daß er auch nur mit einigem Schein seine Absicht zu erreichen vermocht hätte. So z. B. hat er von der Existenz der Schriften der sogenannten Monarchomachen, die für seinen Zweck so wichtig gewesen wären, auch nicht einmal eine Ahnung, obgleich nicht zu begreifen ist, wie sich der Herr Doctor eine Geschichte der englischen Revolution zurecht gemacht hat — (wir freuen uns, sagen zu können, daß wir das Buch nicht kennen gelernt haben) — ohne z. B. die Schriften von Buchanan und Milton zu kennen.

Für seine Urtheile darf man den Verfasser nicht verantwortlich machen; denn er widerspricht sich nicht nur in den meisten seiner Behauptungen sofort auf derselben Seite, sondern oft sogar in demselben Satze. So z. B. sagt er von Friedrichs II. Schrift über den Fürsten des Machiavelli: „Nicht Friedrich der Philosoph, sondern Friedrich der König sprach hier das Verdammungsurtheil aus, und doch scheint bei ihm selbst jener Satz practisch geworden zu sein: wozu hat man die Grundsätze, wenn man sie nicht bricht?" Um solche und ähnliche Urtheile zurecht zu setzen, ist das Leben viel zu kurz.



Englische Revuen.

Die Politik der Reviews. — Alte Reviewer. — Noctes Ambrosianae. — Professor Wilson zu Edinburgh. — Edinburgh Review. — Blackwoods Magazine und Christopher North. — Drei Stylarten englischer Kritik: Jeffrey, Wilson, Macaulay. — Die Sehnsucht nach der Kritik. — Mangel daran. — Die Times und die „kranke Literatur“. — Ersatz für die alte Kritik. — Astronomie und Offenbarung. — Plurality of Worlds und keine Erlösung. — Bischof von Lincoln und Rev. Powell.

Wenn man in dieser Zeit eine Uebersicht über die Revuen Englands geben will, so muß man zwischen ihrem Kriegs- und ihrem Friedenstheile unterscheiden. Im ersten setzt sich meist nur das trockene und vielfach oberflächliche Gerede der Tagesblätter fort, da wird über die vier Punkte und über Oesterreichs Mitwirkung in so gewöhnlicher Form, wie nur in irgend einem Artikel der „Times“ oder des „Globe“ gesprochen, da unterscheidet sich „Quarterly Review“ und auf der Whigseite „Edinburgh Review“ kaum in etwas von irgend einem der Monatsmagazine, die in London wie Sand am Meere sind. Von „Quarterly Review“ liegt jetzt Band CXCIV. vor, vom „Edinburgh Review“ Band CCVII. Diese großen Organe der Tories und Whigs gehen bis jetzt in der Behandlung der gewaltigen Tagesfrage wenig auseinander; Quarterly bringt außerdem in der diesmaligen Vierteljahres-Nummer (October) gar keinen politischen Artikel und verweist somit indirect auf seinen vorigen Band, in dem es nach alter Parteitaktik das Cabinet für diesen Krieg verantwortlich machte. „Eine große Sache“, sagte es, „ist untauglichen Männern und einer unwürdigen Politik geopfert worden.“ Aber ebenso wie „Edinburgh“ freut sich „Quarterly Review“ darüber, daß in Wien während der jüngsten Conferenzen kein Frieden zu Stande gekommen ist. „Die vier Punkte“, sagt das Toryorgan, „waren nur eine Schlinge, in der sich die Klugheit des Kaisers Napoleon nicht fangen lassen wollte.“ Daneben meint die Whigrevue, daß der Feldzug selbst die Dinge in die rechte Lage bringen werde und den Alliirten es möglich machen werde, den Umfang der Friedensbedingungen selbstständig festzustellen. Kurz, eine Revue sucht die andere in heuchlerischen Redensarten zu übertreffen, denn keine von beiden liebt diesen Krieg, der die alten Parteien, deren letzte Reste diese großen „Reviews“ vielleicht bald sein werden, gänzlich zerreibt und in ihrer Ohnmacht bloß stellt. Es fehlt diesen sonst so würdigen Vertretern der Landesparteien an allem Geschick, sich in die neue Zeit zu finden; sie gehen in einem unerhörten Schlendrian dahin, ganz untreu ihrer großen Vergangenheit und schreiben über „Lateinische Wörterbücher“, über „Arago und Brougham“ und ähnliche Dinge lange Artikel, während vor ihren Thüren die brennendsten Fragen in großen Haufen aufgeschichtet liegen. Kann man es da der Jugend und den Männern des Tages so sehr verdenken, daß sie sich neue Organe suchen, die praktischer und beweglicher sind?

Einst war das anders, in Zeiten, an welche mehrere „Reviews“, die eben erscheinen, gleichzeitig erinnern. „Blackwoods Magazine“ (in Edinburgh) und „Fraser“ kommen beide so eben auf die „Noctes Ambrosianae“ des Professor Wilson zurück, auf Beiträge zum alten „Blackwood“, der in Edinburgh dem whiggistischen „Edinburgh Review“ gegenüber von den Tories gestiftet wurde. Sie führen uns damit in eine geistig ungemein thätige Zeit, in welcher die Wurzeln und das Lebensmark der heutigen Presse Englands und auch die Wurzeln der Bedeutung seiner Revuen ruhen.

Das sind jene Zeiten, wo

„Pam was young as well as gay,“

wo die Whigs noch auf der hohen Fluth der Literatur dahersegelten, wo die Autorschaft der Scottschen Novellen noch im tiefsten Geheimnisse bewahrt ward. Mit merkwürdiger Uebereinstimmung führen die hauptsächlichsten Fäden des Geistes jener Zeit nach Schottland hinauf. Es giebt überhaupt keine wichtigeren Capitel in der Geschichte der englischen Literatur als die, welche an den Einfluß schottischer Geister auf die öffentliche Meinung Englands erinnern. Als das Haus der Stuarts politisch todt war, wurde die Gesinnung Schottlands, wie man in England sagt, immer mehr und mehr „Imperialised“, „in das Reich hineingezogen“, und die Union verwandelte sich bald auch in eine sociale Wirklichkeit. Moral-Philosophie, die in England vernachlässigt war, wurde im schottischen Norden eifrig betrieben, und die Universität von Edinburgh sandte eine Fülle ihrer „Alumni“ aus, um den alten Ruhm der Geistestiefe Schottlands zu verbreiten. Politische Oekonomie wurde dort zur Wissenschaft erhoben, und Makintosh hatte nicht Unrecht, wenn er A. Smiths „Wealth of Nations“ als eines der drei einflußreichsten Bücher der neueren Zeit bezeichnete (die beiden andern wären nach ihm Hugo Grotius „De jure belli et pacis“ und Montesquieu „Esprit des lois“.) In Angelegenheiten der praktischen Staatskunde und der Partei-Literatur hatte der schottische Geist überreichliche Vertreter und hat sie bis auf die neueste Zeit gehabt und an England davon abgegeben. (Noch heut ist der Haupt-Redacteur der „Times“ ein Schotte.) „Edinburgh Review“ zeigt sich in jener Zeit, auf die wir hinwiesen (1810), in seiner Blüthe. Damals schien freilich alle Kraft und alles Genie in Schottland auf Seiten der liberalen Partei zu sein. Aber Walter Scott gründete ihm gegenüber in London zunächst „Quarterly Review“, und in Edinburgh selbst stellten die schottischen Tories dem mächtigen Whigorgan „Blackwoods Magazine“ entgegen. Nach drei Jahren seiner Existenz war der Glaube zerstört, daß die Whigs über allen Witz und Geist der schottischen Hauptstadt verfügten. Unter den Hauptmitarbeitern dieses schottischen conservativen Organes war der Professor an der Edinburgher Universität, Wilson.

Noch heute gilt er für einen der ersten Kritiker, die England jemals besessen hat, und so begrüßt man mit Freuden eine Sammlung seiner geschmackvollen und vielbewanderten Beiträge zu jenem Review, welche so eben unter dem Titel „Noctes Ambrosianae" von dem Schwiegersohne des großen Kritikers, Professor Ferrier, in London bei Blackwood and sons erschienen sind.

Während des gegenwärtigen Jahrhunderts haben sich drei Stylarten der englischen Kritik bemerklich gemacht, welche durch die Namen des Lord Jeffrey, des Professor Wilson und Macaulay's bezeichnet werden. Alle drei sind Schotten! Lord Jeffrey vertritt „Edinburgh Review", er ist der unermüdliche und gewandte Kritiker des Details, er zeigt Gewandtheit und Glanz, aber nirgend die großen Maßstäbe des vollendeten Richters. Er hat keine nennenswerthen Nachfolger gehabt. Als er auf dem Zenithe seines Ruhmes und seiner Bedeutung stand, trat Wilson als sein Nebenbuhler auf. Er haßte die skeptische Analyse Jeffrey's und seine negativen Resultate, er in seinem poetischen Wesen wollte nicht zerstören und auflösen, und so gründete er jene Kritik der Auslegung und der Erklärung, die sich mit Lob, Anerkennung und lebendigem Eingehen in die zu beurtheilende Sache verträgt, jene Kritik, die, wie ein Reviewer gegenwärtig naiv sagt, „wenn sie die Modernen nicht loben konnte, sich mit ihrem Lobe an Homer, Milton, Spencer, Dryden machte und durch Lehre und Beispiel an und aus ihnen das Wahre, Edle und Schöne klar zu machen suchte." Aber wiederum, als Wilson, das Haupt dieser tief begabten Schule, auf dem Zenithe stand, und sein Nebenbuhler Jeffrey die Feder bereits fast ganz bei Seite gelegt hatte, trat Macaulay, der dritte dieser kritischen Schotten, mit einem dritten Style hervor, einem Style, der, so weit er kritisch ist, die Vorzüge Jeffrey's und Wilson's vereinigt, aber an die Vorzüge beider noch einen neuen Fortschritt knüpft, der die Sphäre der Kritik eigentlich schon überschreitet. Macaulay, nachdem er das vor ihm liegende Werk in einigen kurzen, fast mitleidig herabblickenden Sätzen charakterisirt hat, legt die kritische Feder aus der Hand und stellt dann die in Rede stehende Sache mit einer Klarheit und einer dramatischen Wirkung dar, welche selten einer der beurtheilten Autoren zu erreichen hoffen kann. Dieser Art der Kritik, welcher man den Namen des „historical essay", des historischen Versuchs, gegeben hat und von der sechs Bände von Macaulay in neuester Zeit gesammelt sind, ist jetzt die üblichste Form der Revuenkritik geworden. Aber den meisten fehlt das Wissen und die Kraft Macaulay's, und so bringen sie statt einer Kritik eine pikante und hohle Blumenlese, während er freilich auch meist die eigentliche Kritik vermissen läßt, aber dafür zu entschädigen weiß.

Solchem schöngeistigen Halbthun gegenüber ist die Wiedererweckung von wirklichen Kritiken, wie die des alten Wilson es sind, von großer Wichtigkeit und von großem Nutzen. „Times" selbst in einem ihrer

übrigens meist vortrefflichen literarischen Artikel muß das zugeben. Sie sagt dort wahr und scharf: „Auf unserm Literaturmarkte ist gegenwärtig Alles Glückwunsch und Schmeichelei. „Mannekin chanting Te deum to mannekin.“ Niemals seit den Tagen der Della Crusca hat die Kritik so sich selbstvergessen und ist im Namen verfeinerter Moralität so weit zu Kniffen und zum Puff herabgestiegen. Wie steht es mit unserer Literatur? Es würde schwer sein, ein Gebiet mit Ausnahme der Geschichte zu nennen, das nicht äußerst krank ist und nicht die Wundarzneikunst Christopher North's verlangt. (Unter diesem Namen hat Wilson vieles geschrieben.) Man nehme die Poesie — sie ist ganz Landschaftsmalerei; bevölkert mit Allegorien. Früher beschrieben die Poeten Männer, jetzt beschreiben sie Bäume. Man blicke auf die Philosophie des Tages — es ist ein Hirngespinnst, das im Vacuum herumsummt, unter dem Namen des Positivismus sich selbst für eine Täuschung erklärt und unter dem des Eklekticismus noch absurder wird. Man gehe zur Theologie — das Beste ihrer Literatur ist heterodox. Man wende sich zur Biographie. Die Zeit ist hin, wo Männer starben, wenn es mit ihrem Gehirn ein Ende hatte, jeder Zwerg im Lande kommt noch einmal zum Leben in zwei Bänden Octav. Die Novelle ist ohne Geschichte und ohne Charaktere, das Drama ist zum Diorama geworden, Herr Schmidt bekommt schließlich regelmäßig Frau Schmidt zur Frau. Die Tragödie wurde zum Melodrama, die Komödie zur Burleske und Pantomime; unsere komische Literatur ist eine Wildniß der Grimassen und hat uns mit einer komischen Bibel und einem travestirten Gebetbuch (Prayer-book, ein symbolisches Buch der Hochkirche) beschenkt. Endlich jene Pfennig-Literatur des neuesten Tages, welche das Leben als einen ekelhaften Krebs schildert, den Ehebruch als Aufgabe des Lebens, den Mord als Mittel, die Lästerung als Sprache desselben hinstellt! Und die Kritik? Ach die Kritik! Eheu! quis custodiet ipsos custodes? (Wer wird die Wächter selbst bewachen?) Von der Hälfte der lebenden Schriftsteller hat man bereits gedruckt, sie seien Scotts oder Defoës durch die Macht ihrer Schreibweise; wir können ein Dutzend Plato's namhaft machen, jener hat das Feuer Miltons, und eine etwas Shakespearische Einbildungskraft ist eine gewöhnliche Vollkommenheit geworden.“

So weit geht selbst die „Times“ (in ihrer Nummer vom 16. October) in der Aufrichtigkeit über den gegenwärtigen Zustand der Literatur Englands. Aber grade unter solchen Verhältnissen erhält der Wiederabdruck dieser alten meisterhaften Kritiken seine Bedeutung. Diese Kritiken sind in einer Form geschrieben, die so originell ist, als ihr Inhalt. Es sind Unterhaltungen über alle mögliche Dinge, ein Schafhirt, der das reinste breiteste Schottisch spricht, diese dorische Mundart des Englischen, spielt darin eine Hauptrolle, und er begnügt sich natürlich nicht mit kritischen Bemerkungen, er mischt auch Naturschilderungen der prachtvollsten Art, Betrachtungen über Volk und

Land hinein, und die andern Personen der Unterhaltung thun eben so. Die Blätter des Tages, die Monatsschriften werden darin eben so wohl besprochen, wie die Klassiker des Alterthums und wie die Gerichte einer feinen Tafel und die Tugenden der Frauen. Aber das Alles that damals auch Jeffrey in seiner „Edinburgh Review". Wilson aber ging weiter; er zeigte den Whigs, daß das toryistische Schottland in seiner Begeisterung und Liebe für Geschichte und alte Kunst auch noch nicht verlernt hatte zu singen und zu dichten, daß es noch die alte caledonische Harfe zu meistern verstand.

Besonders auffallen muß uns, daß alle Parteien, Tories und Whigs, in dem Lobe dieser alten Kritik einig sind; es spricht sich in dieser Einigkeit die Sehnsucht nach ihr aus. Was die „Times" sagt, fühlt jeder Mann in England, aber es findet sich dennoch keiner, der wieder mit kräftiger Hand das Scepter des Richters ergreift und unabhängig und laut seine Urtheile fällt. Es fehlt eben der Zeit am richtigen Verstande und an der richtigen Vernunft.

Merkwürdiger Weise findet sich in solcher Zeit, der es an gesunder Kritik überall fehlt, die Lust an einer Zersetzung ein, welche es sich gern gefallen läßt, selbst Kritik genannt zu werden. Auf dem Gebiete der Theologie macht sich dies neumodische Wesen in England gegenwärtig immer mehr bemerklich. Der Bischof von Lincoln hat unter dem Titel: „Das Zeugniß des Geistes" (The Witness of the Spirit) eine Reihe von geistlichen Vorträgen, welche er „vor der Universität von Oxford" gehalten hat, herausgegeben, die wenigstens davon ein deutliches Zeugniß abgeben, daß jener moderne Geist bei den Gottesgelehrten schon manche Thür offen gefunden hat. Freilich muß er in England zunächst viel bescheidener, frommer und gelassener auftreten, als im rationalistischen Deutschland. Erst auf weiten Umwegen erlangt er auf der Königlichen Insel oft, was er in Deutschland gradezu erreicht.

Wir wollen, um dies zu zeigen, hier nur auf einen Punkt aufmerksam machen. Practisch hat sich längst in England unter der großen Masse eine rationalistische Ueberzeugung von einer gewissen Güte und Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, die sich immer weiter vervollkommnen ließe, nachdem wir es mit ihr „bereits so herrlich weit gebracht", festgesetzt. Die dogmatische Theologie und die Moral-Philosophie, so weit sie nun eben mit dem großen Strome schwimmt, sucht dieser neuen Ueberzeugung gerecht zu werden und findet ganz eigenthümliche Hülfsgenossen in den Parteien einer zunächst nur astronomischen Untersuchung. Es handelte sich nämlich seit einigen Jahren anfangs zwischen zwei wissenschaftlichen Celebritäten Whewell und Brewster um die Frage der „Mehrheit der Welten". Der erstere hat 1853 ein Buch erscheinen lassen, das den Titel trägt: „Of the plurality of worlds", in dem er ausführt, unsere Erde sei der einzige Ort des Universums, der vernunftbegabte Bewohner habe, sie sei die christliche Welt, für die nach dem

Sündenfalle Adam's die Erlösung vollzogen sei. Ihm entgegnete der eben so berühmte Physiker David Brewster mit dem Buche: „More worlds than one. 1854." Auch Brewster bleibt zunächst noch auf christlichem Boden stehen und sagt, die Erlösung, welche sich geschichtlich auf unserer Erde vollzogen habe, könne immerhin auch für andere Erden- und Weltenbürger gelten. Aber an seinen Standpunkt schließen sich sogleich weiter gehende Denker und suchen auszuführen, daß diese Mehrheit der Welten, die auch sie annehmen, der Vernunft schon darum entspräche, weil damit eine Steigerung der menschlichen Organismen gedacht werden könne, so daß dies irdische Dasein des Menschen nur die eine Stufe sei. Der Rev. Baden Powell, ein vielbeachteter Literator, hat auf solche Neuerungen in seinen neu erschienenen „Essays" schon hingedeutet. Es liegt aber auf der Hand, wie gefährlich diese Theorieen der christlichen Lehre von der Erlösung werden müssen, indem sie eine natürliche, organische Entfaltung und Entwickelung des einzelnen Individuums an die Stelle der Begnadigung desselben durch Gott setzen. Die „Preß" geht auf diese „Essays" genauer ein und sieht in ihnen und den sogenannten Predigten des Bischofs von Lincoln mit Recht das Nahen einer neuen Schule der Theologie. Mit großer Vorsicht weiß diese neue Richtung sich von scheinbaren Resultaten der Naturforschung und, wie in dem angegebenen einzelnen Punkte, von den Entdeckungen gläubiger Physiker tragen zu lassen und so immer näher an ein neues pelagianisches Dogma heranzukommen, das als Maxime des täglichen Lebens im großen Haufen allerdings in England längst existirt, aber nun auch nach alter Weise von der nachhinkenden Philosophie und Theologie anerkannt und „constituirt" sein will. In Deutschland ist allerdings der theologische Rationalismus viel mehr geradezu auf sein Ziel losgegangen. Er hat einfach seine Vernünftigkeit constatirt und daraus dann bewiesen, daß er nicht verderbt und unvernünftig sein könne.



Tages-Ereignisse.

Täuschungen von allen Seiten her und nach allen Seiten hin haben den gegenwärtigen Krieg erzeugt, und eben deswegen kann es nicht fehlen, daß er auch überall Enttäuschungen hervorbringt. Die Wahrheit ist ein wunderbares Ding! Mag sie mit der größten Kunst verschleiert, mit äußerster Geschicklichkeit vorenthalten werden, siegreich bricht sie endlich durch alle Nebel und giebt den Wenigen Recht, die sich von Anfang an durch alle Kunst und Geschicklichkeit nicht blenden ließen. Wie lange wurde dem unhöflichen Paletot des Fürsten Menschikoff die ganze Veranlassung des Krieges zugeschrieben? Jetzt entwickelt sich, daß die

unhöflichen Formen des Lord Redcliffe in Konstantinopel denn doch auch wohl einige Schuld an der Gereiztheit der Verhältnisse gehabt haben möchten. Selbst die „Times", die sonst nicht leicht auf ihre Favoriten etwas kommen läßt, schildert den britischen Diplomaten in unliebenswürdigster Weise und giebt zu, daß eigentlich kein Mensch mit ihm auskommen kann. Dadurch legt sich denn plötzlich das ganze Gewebe bloß, dem jener undiplomatische und allerdings unhöfliche Paletot vor ganz Europa zum Deckmantel dienen sollte. — Mit der Zeit wird man noch viel klarer sehen und noch viel deutlicher erkennen lernen, von welcher Seite dieser Krieg provocirt wurde? Im Taumel des Sieges sind dergleichen Rückblicke freilich ganz überflüssig und werden einstweilen als überlästig bei Seite geschoben, aber sie kommen wieder und verschaffen sich Gehör, wenn auch Kanonendonner auf Schlachtfeldern und aus friedlichen Victoria-Geschützen sie vor der Hand übertönen. — Auch die Flüchtlingsfrage ist plötzlich in eine ganz andere Phase eingetreten. Auf Jersey giebt es Ausweisungen und die Zeitungen der britischen Metropole verlangen Gewaltmaßregeln aller Art gegen die frechen Friedensstörer. Das geschieht in demselben Lande, wo vor wenigen Jahren einem Kossuth Triumphzüge bereitet wurden und man für die Mißhandlung eines Kaiserlich österreichischen Generals nur jubelnde Zustimmung hatte. Nun der eigene Souverain beleidigt wird, erwacht das Gefühl gegen die Unschicklichkeit der Duldung eines Treibens, wie es vom gastfreien England aus sich gegen die Souveraine und staatlichen Ordnungen des Festlandes richtet. Es kleidet freilich die „Times" übel, wenige Tage nachdem sie selbst eine der maßlosesten Unverschämtheiten begangen hat, den Censor ihres Collegen „L'homme" zu spielen, der nur dasselbe gethan, was sie sich nicht entblödet, gegen Preußen und sein Herrscherhaus zu thun. Die Erkenntniß der politischen Flüchtlinge wird einst, und vielleicht bald, in noch höherem Grade über England kommen.

Der Schriftsteller, welcher die Leitartikel in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" schreibt, hat das entschiedene Unglück, daß seine Ansichten und Angaben nicht allein von Landräthen thatsächlich als unrichtig bezeichnet werden, sondern daß auch gelegentliche Mitarbeiter, obgleich in Gesinnung und Wort ganz mit ihm übereinstimmend, seine Behauptungen trivial und unbesonnen nennen. Am 30. September sagt Schriftsteller S. in seinem Leitartikel: „Wir wollen zugeben, daß der Liberalismus der Demokratie vielfach die Wege bereitete", und am 3. October sagt Schriftsteller Z. in einem Beilagen-Artikel: „In Bezug auf den Vorwurf selbst, daß die Anhänger der Entwickelung (es ist natürlich von den Liberalen die Rede) der Demokratie unter Umständen in die Hände arbeiten, so ist dieser eben so trivial als unbesonnen!" Wir müssen gestehen, daß wir eine

solche Aeußerung von Seiten eines Mitarbeiters gegen den Autor des Leitartikels in derselben Zeitung etwas grob finden. Entweder liest Mitarbeiter Z. die Leitartikel seines Chefs S. nicht — und dies ist allerdings die eben so begreifliche als entschuldigendste Annahme — oder Chef S. liest die Artikel des Mitarbeiters Z. nicht, denn in derselben Zeitung pflegen sich sonst vollkommen gesinnungsgleiche Schriftsteller dergleichen Complimente nicht zu machen. Wir sind durch einen Leitartikel der „N. Pr. Z." auf das „Zugeständniß" aufmerksam gemacht worden, welches Chef S. in der Aeußerung macht, daß der Liberalismus der Demokratie vielfach in die Hände gearbeitet, und waren daher um so erstaunter, als Mitarbeiter Z. diesen Vorwurf oder vielmehr dieses Zugeständniß trivial und unbesonnen nennt. In andern Zeitungen pflegt in dieser Beziehung eine größere Disciplin gehandhabt zu werden, und die Redaction vorne nicht zu leiden, daß man hinten ihre Ansicht eine triviale und unbesonnene nennt. Dem Chef S. scheint es überhaupt sonderbar mit diesem Leitartikel gegangen zu sein. Das Organ der „kleinen und ohnmächtigen" Partei acceptirt es bestens, daß die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" endlich zugeben müssen, durch liberales „Streben" der Demokratie vielfach die Wege bereitet zu haben, erklärt sich von diesem Zugeständniß mit Bezug auf die versuchte Coalition der Liberalen mit den Demokraten vor der Hand zufriedengestellt, und kann es auch in der That um so mehr sein, als der Ausfall der Wahlen jenem Organ sowohl, als jener „kleinen ohnmächtigen" Partei durchaus keine Veranlassung zur Trauer giebt. Die Beilage aber der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" wird unhöflich gegen das Hauptblatt und nennt sein Raisonnement trivial und unbesonnen. Wenn dergleichen Ansichtsdifferenzen sich in zwei verschiedenen Zeitungen befinden, so fällt das bei sonstiger Freiheit der Presse nicht besonders auf. Steht es aber in derselben Zeitung, so erscheint es wenigstens ungewöhnlich. Mitarbeiter Z. wirkt zwar nur mit kleiner Schrift in der Beilage, und Chef S. hat große Schrift im Hauptblatte, aber auffallen muß es doch, daß Z. gegen S. so wenig rücksichtsvoll verfährt. Chef S. muß wohl nicht das Recht haben, etwas zu streichen, was in der Beilage gedruckt wird, oder Mitarbeiter Z. muß den Leitartikel von S. nicht gelesen haben, — wie gesagt, wir begreifen das Letztere. Was sollen aber die Abonnenten dazu sagen, wenn das, was sie vielleicht längst im Stillen gedacht, in der Zeitung selbst ausgesprochen wird. Man mißverstehe uns nur ja nicht! Wir meinen damit das Zugeständniß, daß der Liberalismus Handlanger der Demokratie ist, nicht die Behauptung, daß irgend eine politische Behauptung von S. trivial oder unbesonnen sein könnte. Wir würden uns nie erlauben, eine so unfreundliche Ausdrucksweise zu wählen, namentlich wenn es sich um Artikel des eigenen Blattes handelt.

Eine Privatmittheilung aus Potsdam in der Spener'schen Zeitung sagt bei Gelegenheit der dort stattgefundenen Abgeordnetenwahl, der (gewählte) Vice-Präsident der Ober-Rechnungskammer Seiffart habe — und dies sei nicht ohne Bedeutung — gesagt: Er gebe seiner Wahl die Deutung, daß die Wähler damit vorzugsweise ihre Zustimmung zu dem bisherigen Gange der Regierung und dieser auch für die Zukunft ein unbedingtes Vertrauens-Votum geben wollten. Dahingegen hätte sein Concurrent Herr Jacobs (nicht gewählt) sich dahin ausgesprochen, daß er mit Hinweisung auf sein seitheriges parlamentisches Leben den Grundsatz befolgt habe, immer Treue und Gehorsam gegen Gott, König und Vaterland zu fördern, und darin die Bürgschaften zu suchen." Dieses Dahingegen des Potsdamer Einsenders ist in hohem Grade bezeichnend für die Allerweltsherrschaft der liberalen Phrase. — Wer also in Gott, König und Vaterland die Bürgschaften sucht, sollte die Regierung nicht unterstützen können? Das kann doch nichts anderes heißen, als daß die Regierung gegen Gott, König und Vaterland gehandelt, die Urwähler gegen Gott, König und Vaterland gestimmt und die Wahlmänner den nicht gewählt, der Gott, König und Vaterland fördert. Anders ist wenigstens dieses Dahingegen nicht zu verstehen. Welche maßlos unverschämte Beschuldigung der Potsdamer Einsender damit auf die Ehrenmänner häuft, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger zu Wahlmännern gemacht, das scheint ihm nicht im Entferntesten eingefallen zu sein. Dahingegen? In der That! Ein sauberes Stylpröbchen der politischen Phrase! Wer giebt dem Einsender das Recht, von vornherein daran zu zweifeln, daß der gewählte Abgeordnete Seyffart die Treue gegen Gott, König und Vaterland nicht fördern und darin nicht seine Bürgschaften erblicken wird? Seine Stellung im Staatsdienste giebt wenigstens die Garantie, daß er dem Vaterlande und dem Könige ausschließlicher und hingebender gedient, als irgend ein Privatmann es vermocht. Aber freilich, was wiegen so einfache handgreifliche Wahrheiten gegen ein liberales Dahingegen?

Die Niederlagen Russischer Truppen und der Fall ihrer festen Plätze mehren sich auf eine bedenkiche und in so fern unerwartete Weise, als man nach den Erfahrungen, welche Rußland an den Küstenplätzen des Asowschen Meeres gemacht, annehmen mußte, daß es sich nicht abermals durch eine Expedition der Alliirten-Flotten überraschen lassen würde. Wir haben bereits im Juni (1. Band, S. 708) darauf aufmerksam gemacht, daß nach dem gelungenen Zuge in das Asowsche Meer ein zweiter Zug dieser Art nach den Dniepr-Mündungen sehr wahrscheinlich sei. Wir haben damals schon gesagt, daß, wenn die Alliirten keinen Stoß gegen Baktschisarai machen könnten oder wollten, eine Unternehmung gegen Kinburn und Otschakoff, mit dem Zweck eines Stoßes gegen Nicolajeff, das einzige Mittel sei, welches den Alliirten für den

Schluß dieses Feldzuges übrig bleibe, und dabei gehofft, daß für Kinburn und Nicolajeff nicht im Voraus eben solche Befehle gegeben sein möchten, wie angeblich für Kertsch und Jenikale; denn von Kinburn und Nicolajeff aus wird Perecop bedroht, und Perecop ist und bleibt das Alpha und Omega der ganzen Krim-Campagne. Was wir im Juni und vor dem Falle Sebastopols gesagt, müssen wir leider auch im October nach dem Falle Sebastopols wiederholen. Das Gefährlichste, was den Russen geschehen kann, wäre ein Festsetzen der Alliirten in Perecop. Es bedürfte dann keines Kanonenschusses mehr gegen das Nordfort, keiner Vorbewegung gegen Baktschisarai, keiner Schlacht auf den Höhen des Belbec. Der Hunger würde während des Winters thun, was die Alliirten nur wünschen können, und die Krim ist bis zum nächsten Frühjahr gleichfalls in ihrer Hand. Wer Perecop hat, hat die Krim, und es ist jetzt allerdings nicht mehr unwahrscheinlich, daß die Alliirten ihre ganze Kraft mit ganz richtiger Berechnung von Nord und Süd her gegen Perecop richten werden. Der Verlust von Kinburn und Otschakow bedeutet an sich nichts, aber er bedeutet unendlich viel mit Bezug auf Perecop.

Daß damit immer noch nichts für den endlichen Ausgang des Krieges überhaupt gewonnen ist, wiederholen wir mit derselben Zuversicht, mit der wir das anderweitig vor Monaten und unter ganz anderen Verhältnissen Gesagte wiederholen können. Kinburn und Otschakow ist nicht mehr werth, als Bomarsund. Der wirkliche Krieg mit Rußland fängt erst hinter Perecop und hinter Nikolajeff an, und in diesem Kriege, der eben noch nicht angefangen hat, glauben wir Rußland seinen Feinden überlegen. Es müßte denn vor dem Beginn desselben Frieden schließen und die Westmächte um Verzeihung bitten wollen, daß es sein gutes Recht gegen die Türkei zu wahren versucht. Bis auf die musterhafte Vertheidigung der Südseite von Sebastopol, haben sich die russischen Heerführer bis jetzt durchgängig ihren Gegnern nicht gewachsen gezeigt. Dafür mögen allerdings Erklärungen gegeben und angenommen werden können. Entschuldigungen für Unterlassungen und Verfehltes werden kaum aufzufinden sein, und das Register derselben ist lang. Es beginnt mit Kalafat und scheint vor der Hand noch nicht enden zu wollen. Kühnheit der Combination, Ergreifen der Initiative, zeigt sich auf russischer Seite im ganzen Verlaufe des bisherigen Krieges nur einmal und zwar in jenem Vormarsch in die Dobrudscha. Ueberall kamen auch diesmal die Grundfehler russischer Kriegführung zum Vorschein, deren erster und vornehmster die Erscheinung ist, daß russische Heere nie in genügender Zahl auf dem entscheidenden Punkte vorhanden sind. Mit nur 40,000 Mann marschiren sie in die Donaufürstenthümer ein. Mit nur 20,000 Mann überziehen sie die Dobrudscha. An der Alma stellen sie dem Feinde kaum die Hälfte entgegen. Bei Inkjerman greifen 2 Divisionen 4 an, und kein nachdrücklicher Ausfall unterstützt das Ge-

fecht. Im Augenblicke der Schlacht bei Traktir hatten die russischen Heerführer 240 Bataillone in der Krim, und doch greifen nur 60,000 Mann an, ja von diesen kommen kaum 20,000 in's Feuer, und kein Ausfall aus der Festung theilt die Aufmerksamkeit und Kraft der Alliirten. Das abgesonderte kaukasische Corps ist 130,000 Mann stark, und vor Kars stehen nur 13,000, gegen Erzerum bewegten sich kaum 20,000. Dagegen hört man von 60,000 Mann bei Odessa, 80,000 bei Nikolajeff. Von Norden und Polen reden wir noch gar nicht. Das sind Dinge, die sich von hier aus nicht erklären, nicht erkennen lassen. Sollten dieselben Verhältnisse sich aber bei Perecop wiederholen, dann ist die Krim allerdings auf einige Jahre für Rußland verloren.

Der „Moniteur“ meldete nach der Besetzung der Südseite Sebastopols aus Kamysch: „Eine reiche Beute ist hier aufgehäuft, die von Sebastopol und den Villa's der Edelleute an der Küste herrührt.“ Der „Courier de Marseille“ meldet von eben daher: „Der Oberbefehlshaber hat einen Truppen-Cordon um die Stadt gezogen, und die Wachen haben Befehl, Niemand aus der Stadt zu lassen, der nicht leere Hände hat,“ und dasselbe Blatt fügt hinzu: „Der neue Platz-Commandant, General Sol, hat den bedauerlichen Scenen ein Ende gemacht, welche auf die Einnahme der Stadt folgten, und die bis zu einem gewissen Grade bei den Soldaten zu entschuldigen, aber bei einer Bevölkerung von Kaufleuten sehr strafwürdig sind.“ Nach dieser kleinen Blumenlese von Nachrichten scheint das Verfahren nach Besetzung der Südseite von Sebastopol doch nicht ganz den civilisirenden Zwecken der Alliirten entsprochen zu haben, und es fragt sich kaum noch, wer eigentlich mehr Ursache gehabt, die Scenen „bedauerliche“ zu nennen? Die Edelleute an der Küste, die Kaufleute in der Stadt oder der neue Platz-Commandant? Während der ganzen Campagne der Alliirten 1814 in Frankreich ist nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo russische Platz-Commandanten nach Besetzung einer Stadt nöthig gehabt hätten, ihr Bedauern auszusprechen, indessen dergleichen veraltete Erinnerungen haben bekanntlich heut zu Tage keine Berechtigung mehr. Daß es im Kriege und besonders nach langem Widerstande nicht ohne Ausschreitungen abgeht, daß Gewaltthätigkeiten geschehen, wird wahrlich Niemandem auffallen; daß aber dieselben englischen und französischen Zeitungen, welche den Bericht darüber bringen, immer noch nicht aufhören, von der Civilisation gegen die Barbarei zu declamiren, das kann nicht verfehlen, zu Vergleichen herauszufordern, die in der That den Westmächten nicht günstig sind.

Für baares Geld leistet der Engländer Alles, aber wirklich und im vollsten Sinne Alles! Das Land, welches anerkennenswerth die zahlreichsten und umfänglichsten Bibelgesellschaften hat, fabrizirt auch für den Bedarf der Götzen-Anbeter genügendsten Vorrath. In Birmingham heißt ein besonderer Fabrikations- und Handelszweig: Idol-Trade, zu deutsch „Götzen-Geschäft" durch welches überall Laren und Penaten für das Bedürfniß der Heiden geschnitzt, gehämmert und polirt werden. Die englische Uebersetzung einer Ankündigung in der Hindu-Sprache liegt vor uns, in welcher ein Handels-Haus zu Birmingham die folgenden Götzenbilder seinen Kunden empfiehlt:

Yamen, der Gott des Todes, in feinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet.

Nirondi, der Fürst der Dämonen. Hiervon eine große Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der kühnsten Zeichnung und sein Säbel nach jetziger Art geformt.

Varonnin, der Gott der Sonne, sehr lebendig dargestellt. Sein Crocodill ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz.

Couberen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ganz ausgesucht schöner Arbeit und haben die Fabrikanten ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwendet.

Kleinere Halb-Götter und sonstige Unter-Götter (Smaller demi-gods and minor demons) in größter Auswahl. Credit wird nicht gegeben, bei Baarzahlungen aber Rabatt berechnet.

Wenn das nicht ein sicherer Beweis wahrhaftester Civilisation ist, so giebt es keinen! Gewiß feiern die Arbeiter, welche dem Crocodill eines Hindustanischen Götzen einen höchst eleganten silbernen Schwanz ansetzen, ihren Sonntag so streng wie alle andern Engländer und würden es sehr übel nehmen, wenn man ihnen sagen wollte, daß sie Aberglauben und Barbarei vermehren helfen, aber freilich — baar Geld ist mächtig und in England das Zauberwort, dem sich Alles beugt.



Wappen-Sagen.

Groeben.

Die rothe Greifenklaue
Im silberblanken Schild —
Der Sachsen-Edelinge
Uraltes Wappenbild;

Die Königin der Waffen,
Die Lanze, strack dabei
Die führten einst die Greifen *)
In Schlachten und Turnei.

Die führten sie im Kampfe
Für Christi Kirche gut,
Drum prangt auf ihrem Schilde
Der Kirchenfürsten Hut.

Stets blieb das alte Wappen
In stolzer Gloria,
Im lieben Vaterlande,
Im heißen Africa. **)

Es war der heil'ge Glauben
Stets in der Gröben Hut, ***)
Dem Vaterland, dem König,
Gehörte stets ihr Blut.

Wie stolz die Silberlanze
Im blauen Felde steht!
Wie fest die rothe Klaue
Quer durch das Silber geht!

Wie fliegt die güld'ne Quaste
Vom Hut des Cardinal's!
Das sind die edeln Gröben
Noch heut' wie ehemals. —

---

*) Die Greifen (Greefen, Greben, Gröben) gehörten zu den Edelingen im alten Sachsen, aus denen die zwölf Viceherren des Königsreichs gewählt wurden.

**) Der Kammerjunker des großen Churfürsten, Otto Friedrich von der Gröben, der brandenburgische Seeheld ohne Gleichen, gründete 1653 das Fort Friedrichsburg auf der Küste von Guinea.

***) Der Amtshauptmann Friedrich von der Gröben, der Türken- und der Tartarenbesieger, war auch bei dem Entsatze Wiens thätig.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Neuntes Capitel.

Babeufs Tod und zwei Briefe.

Bald nachdem der Proceß gegen die Theilnehmer an der Communisten-Verschwörung wieder aufgenommen worden war, konnte es dem schlauen Haupte der Communisten nicht lange ein Geheimniß bleiben, daß sein Schicksal zum Voraus entschieden, daß er verloren sei. Babeuf hatte seine Frau und den Priester, die er beide einige Wochen zuvor von sich gewiesen, bitten lassen, zu ihm zurückzukehren und ihn in seinen letzten Stunden nicht zu verlassen. Beide, das Weib und der Priester, hatten es für ihre Pflicht gehalten, zu dem Communisten zurückzukommen, der weder von der Ehe noch von dem Priesterthum etwas wissen wollte. Sie fanden Babeuf anders, als sie vermuthet hatten. Das excentrische Wesen, das sie an ihm bei ihrem ersten Besuche wahrgenommen, war einer finstern Energie gewichen, man las es in den straffen Zügen, in den gekniffenen Mundwinkeln, man hörte es aus jedem Worte. Der Communist hatte für seine Person abgeschlossen mit dem Leben, aber er hegte dennoch weitere Pläne, Pläne, zu deren Verwirklichung er Alles gebrauchte, was in seiner Macht stand.

Louison und der Abbé Gérard waren nach Vendôme lediglich nur darum gerufen, um eine Rolle zu spielen bei dem Schauspiele, das der finstere Volkstribun Gracchus Babeuf aufzuführen gedachte vor seinem Ende, ein Schauspiel, das keinen andern Zweck hatte, als seinen Haß gegen die Gesellschaft der Zukunft sicher zu vermachen.

Babeuf war viel zu klug, um es zu versuchen, den Abbé Gérard durch den Schein der Reue zu täuschen, er hütete sich; er sprach mit dem Priester über religiöse Dinge, zwar voll kalten Hohnes, wie seine Art und Weise war, aber doch mit einem gewissen Ernst und einem tief heuchlerischen Eifer. Es gelang ihm wirklich, den Abbé Gérard zu täuschen. Dieser glaubte, es rege sich in Babeuf, Angesichts des Todes, doch ein religiöses Bedürfniß und ringe mit dem Hochmuth des Communisten, treibe ihn und nöthige ihn zu dergleichen Gesprächen. Das war es, was Babeuf wollte, und er erreichte sein Ziel, er überlistete den Priester und nöthigte so Louison und den Abbé selbst, die Rollen zu spielen, die er ihnen zugedacht hatte.

Die fromme Louison hatte Babeuf während des Processes in jede öffentliche Sitzung begleitet; auch die Frauen der andern Angeklagten thaten das. Die Geschworenen hatten über vier und siebenzig Communisten und Demokraten zu richten.

Am Morgen der Sitzung, in welcher vermuthlich die Verhandlungen geschlossen und das Urtheil verkündet wurde, bat Babeuf den Abbé Gérard, ihn in die Sitzung zu begleiten.

„Persönlich bedarf ich", sagte er kalt, „zwar Ihres geistlichen Zuspruchs nicht, sondern nur Ihrer Nachsicht und Freundlichkeit, wie immer, da wir nun ein Mal über die letzten Dinge verschieden denken; meine arme Frau aber könnte des Geistlichen bedürfen, denn mit großer Gewißheit sehe ich meiner Verurtheilung zum Tode entgegen!"

Der Priester versprach seine Begleitung.

Und so wurden sie denn zum letzten Mal vor Gericht geführt, die Theilnehmer der Verschwörung des Gracchus Babeuf. Viele waren auch heute von ihren Frauen begleitet.

Mit Mühe machten ihnen die Gensd'armen Platz, als sie durch die dichtgedrängten Volksmassen über den Hof des aufgehobenen Capucinerklosters schritten, in dessen Refectorium der hohe Gerichtshof seine Sitzungen hielt.

Die Haltung der Menschenmenge war mehr neugierig als theilnehmend; man rief sich die Namen der vorüberziehenden Verschworenen zu, Einige begrüßte man mit Hohn- und Stachelreden, nur ein paar wurden achtungsvoll empfangen. Die Bemerkungen über das Aussehen der Weiber, die nie fehlen, wo sich französisch Volk zusammendrängt, machten auch hier einige Demokraten-Frauen und Töchter erröthen. Im Ganzen erhielten die Gensd'armen den Zug in leidlicher Ordnung.

Arm in Arm schritten Vadier und Aimar dahin, zwei alte Conventsdeputirte, die Verfassung von 93 und die blutigen Maximen des Wohlfahrtsausschusses ihre ganze Moral, ihr ganzer Glaube.

„Bluthunde! Canaillen Robespierre's!" heulte die Menge.

Vadier lächelte verächtlich und blickte Aimar an, der mit gleichem Lächeln antwortete.

Beide Männer hatten mächtig mitgewirkt zu Robespierre's Sturz; freilich nicht im Sinne der Thermidorianer, sondern weil sie die Tyrannei Aller durch die Dictatur Robespierre's gefährdet glaubten.

Hinter ihnen ging ganz allein, finster und trotzig, der Haupt-Anhänger Babeufs, sein Mit-Director im geheimen communistischen Directorium, Darthé, einst Secretair Joseph Lebon's, des widerwärtigen Proconsuls, der die wollüstige Grausamkeit bis zum Exceß getrieben.

Dann kam der Communist Buonarotti, nachmals der Historiker der Verschwörung Babeufs, elegant und beinahe fein in seinen Manieren, sorgfältig gekleidet nach vor-revolutionärer Mode.

Mit ihm ging Sylvain Maréchal, der cynische Philosoph, Babeuf am ähnlichsten in schmutzigem und häßlichem Ansehen, jedenfalls aber eine noch schmutzigere Seele als sein Chef. Mit frechem Hohn erklärte der plumpe Materialist Epikur, Christus und Ninon de l'Enclos für die drei größten Geister aller Zeiten, den Baron Holbach aber nannte er seinen Meister.

Zuletzt kam der Tribun selbst, Gracchus Babeuf. Er ging zwischen seinem Weibe und dem Abbé Gérard, die Stirn gesenkt, aber mit den Augen lauernd und forschend rings um sich schauend. Bei seinem Anblick wurde die Menge still, die Keckheit und Furchtbarkeit der Verschwörung hatte dem Volke eine gewisse Achtung vor dem Verschwörer eingeflößt.

Man ließ ihn schweigend passiren.

„Er hat sich bekehrt, er hat einen Priester bei sich!" sagte eine alte Frau.

Babeuf hörte es und sagte mit seinem giftigen Hohn zu dem Abbé: „Du hörst es, Bürger, wie gut das Volk von mir denkt!"

„Er muß doch sehr glücklich mit seinem Weibe gelebt haben, denn seht, wie bleich und traurig sie aussieht!" bemerkte ein Greis.

Louison und Babeuf hörten Beide die Worte, Babeuf lächelte.

Als die Angeklagten im Saal ihre Plätze eingenommen hatten, erhob sich Babeuf plötzlich; sämmtliche Genossen thaten ein Gleiches, und stehend sangen sie die verruchte Marseiller Hymne, den Schlacht- und Siegesgesang der blutigsten Pöbelherrschaft.

Der Gerichtshof und seine Diener, der öffentliche Ankläger und die Geschworenen, das Publicum, sie Alle lauschten schweigend den wilden Klängen, sie machten keinen Versuch den Gesang zu unterbrechen; sie waren an diese Protestation gewöhnt, denn während des ganzen Processes, beim Beginn und beim Schluß jeder Sitzung, sangen die Angeklagten ihren schauerlichen Hymnus.

Als die Verhandlungen begannen, benahm sich jeder der Angeklagten je nach seiner Eigenthümlichkeit; mit drohenden Worten schalten die meisten Demokraten, von den Communistenführern hielt Sylvain Maréchal eine kurze Rede, in der er erklärte:

„Der Mensch ist geboren, um unabhängig zu leben und sich selbst zu beherrschen; er hat schon einen Schritt zum Verderbniß gethan, wenn er Einen seines Gleichen über sich sehen kann, selbst wenn er einräumen muß, daß derselbe besser ist, als er. Der Mensch soll keinem Menschen gehorchen, sein Vater allein hat das Recht, ihm zu befehlen; ein König, oder eine repräsentative Versammlung, ein bürgerliches Gesetzbuch oder eine Staatsverfassung, Alles das mag sehr viel sein, aber Alles das ist völlig unnütz für den wahren Menschen, für den Menschen in der Familie, der den häuslichen Frieden dem gefährlichen Glanz der Civilisation vorzieht; um diesen häuslichen Frieden in ganz Frankreich herzustellen, um die Civilisation zu vernichten, habe ich gekämpft, und ich glaube wohl daran gethan zu haben."

So sprach Sylvain Maréchal.

Darthé sprach auch heute nicht. Allen Fragen der Richter setzte er dasselbe verächtliche Stillschweigen entgegen, durch das er schon in den frühern Sitzungen den Gerichtshof zur Verzweiflung gebracht; er würdigte seine Richter keines Wortes.

Zuletzt erhob sich Babeuf. Er trat einen Schritt vor und schaute sich um, langsam ließ er seine Blicke hinrollen über die Richter, über die Geschworenen, über das Publicum; dann erhob er seine heisere Stimme, die, in den höhern Tönen hart und kreischend, an die Stimme Robespierre's erinnerte, und er sprach. Aber er sprach nicht in den schwülstigen, schleppenden, endlosen Perioden, wie die „heilige Leuchte von Arras", sondern in den eckigen und lapidaren Sätzen, die bald wie Keulenschläge, bald wie scharfe Splitter auf den Hörer eindringen.

„Die Natur", rief er, „hat jedem Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter des Lebens gegeben; die Revolution, die wir gemacht haben, ist nur der Vorläufer einer größern. Das wird die letzte Revolution sein. Wir wollen nicht bloß die Gleichheit, die in der „Declaration der Menschenrechte" steht, nein, wir wollen die Gleichheit unter uns, unter dem Dache des Hauses. Dieser Gleichheit geben wir uns ganz hin! Wir wollen Alles, was da ist, vernichten und verneinen, wir wollen uns nur an die Gleichheit halten. Kein Eigenthum des Bodens mehr, der Boden gehört Niemandem. Wir fordern den gemeinsamen Genuß der Früchte der Erde; die Früchte gehören Allen. Bis jetzt hat sich eine einzige Million von Menschen dasjenige angeeignet, was mehr als zwanzig Millionen ihrer Mitmenschen, ihres Gleichen gehörte! Verschwindet, ihr empörenden Unterschiede von Reichen und Armen, von Herrschern und Beherrschten! Ich sage Euch, der Augenblick ist nahe, da die Republik der Gleichen gegründet wird. Diese Republik ist ein großes gastliches Haus, das Allen offen steht. Kommt herbei, ihr hungernden, ihr leidenden Familien, setzt Euch an den Tisch, den die Natur für alle ihre Kinder gedeckt hat! Volk Frankreichs, öffne

Deine Augen, siehe die Fülle des Glücks und des Genusses, erkenne und verkünde die Republik der Gleichen! —"

Babeuf schwieg einen Augenblick, als habe er die sofortige Proclamation der Republik der Gleichen erwartet; dann fuhr er fort: „Ja, zieht nur die Stirnen in höhnische Falten, Ihr Richter! Ihr könnt uns zum Tode verurtheilen, so lange das Volk blind ist, Euch wird es in Stücke zerreißen an dem Tage, wo es sehend wird, und der Tag ist nahe! Zittert, Ihr Feigen, der Tag ist nahe!"

Der Eindruck, den die sichere Sprache Babeuf's machte, war unverkennbar; er selbst erkannte ihn in den verlegenen Mienen der Richter, er las ihn auf den Gesichtern der Geschworenen, er hörte ihn heraus aus dem Gemurmel der Menge und rief: „Von der Knechtschaft dieser Feiglinge, die auf Befehl der fünf Tyrannen zu Gericht sitzen über uns, appellire ich an Dich, Volk Frankreichs. Du wirst unser Rächer sein an ihnen, und Ihr Frauen, die Ihr uns hierher begleitet habt, Ihr werdet uns bis auf den Richtplatz folgen, denn Ihr dürft nicht erröthen über die Ursache unserer Hinrichtung, und der Tag ist nahe, wo das französische Volk Euch folgen wird mit Blumen und Kränzen, um die Stätte zu schmücken, wo unser Blut geflossen ist für die Gleichheit!"

Das war Gracchus Babeuf's Vertheidigung.

Welchen Eindruck die Worte des gefährlichen Menschen gemacht, war aus den Urtheilen des Gerichtshofes zu erkennen. Von den Angeklagten wurden fünfundsechzig sofort in Freiheit gesetzt, Buonarotti und sechs Andere wurden zur Deportation, Darthé und Babeuf allein zum Tode verurtheilt.

Schweigend vernahmen die beiden Communisten ihr Todesurtheil, dann zogen sie verborgen gehaltene Dolche plötzlich hervor und durchbohrten sich gegenseitig die Brust mit mehreren Stichen. Doch die Gensd'armen sprangen hinzu, es war ihnen nur gelungen, sich zu verwunden und zu zerfleischen, nicht, sich zu tödten.

Man legte sie Beide auf eine Bahre und trug sie in ein anstoßendes Gemach, aber man konnte nicht hindern, daß sich die Masse nachdrängte und schaudernd und bewundernd zugleich die Verwundeten umstand.

Die Aufregung, welche diese Ereignisse hervorriefen, war ganz außerordentlich; kein Zweifel, daß ein Ausbruch erfolgt wäre, wenn es Babeuf vergönnt gewesen, diese letzten blutigen Scenen in Paris zu spielen. Selbst in Vendôme fehlte es nicht an drohenden Symptomen, und wer will sagen, was geschehen wäre, hätten die militairischen Behörden nicht sofort eine imposante Truppenmacht entfaltet und die durch richterliche Feigheit freigesprochenen Communisten sofort durch starke Cavallerie-Detachements nach Paris escortiren lassen.

Als die herbeigerufenen Aerzte Babeuf's Wunden untersuchten und Verbände anlegten, kam der Communist wieder zur Besinnung; nach

und nach, aber rasch genug gewann er die Herrschaft über sich völlig wieder. Mit dem gewohnten höhnischen Lächeln blickte er auf sein Weib, das an seiner Seite kniete, dann wandte er sich ab von ihr und sagte mit fester Stimme zu seinem Genossen: „Bruder, also werden wir ganz so sterben, wie der tugendhafte Bürger Maximilian Robespierre!"

„Geheiligt sei sein Name!" antwortete Darthé mit Energie, „wir bluten, wie er blutete, aus selbstgeschlagenen Wunden!"

„Wir sterben, wie er, für Frankreich!" entgegnete Babeuf.

„Nein", rief Darthé, „wir sterben nicht, wir sind schon eingegangen zur Unsterblichkeit, wie Robespierre!"

So unterredeten sich die beiden in ihrem Blute schwimmenden Communisten.

Zwei, drei Mal versuchte es die arme Louison, mit ihrem Gemahl zu reden; aber immer lautete die harte Antwort: „Weib, was störst Du mich? ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen!"

Sie hatte bei den Schlußscenen die Rolle gespielt, die sie Babeuf spielen lassen wollte: er bedurfte ihrer nicht mehr.

Abbé Gérard nahm den Arm der unglücklichen Frau und führte sie hinaus. Der Tag graute eben, und gerade, als sie das Kapuziner-Kloster verließen, fuhr der Karren vor, auf dem man Babeuf und seinen Genossen zum Richtplatz führen wollte.

Eine Stunde später etwa war Alles vorüber. — Von dem Moment an, da Babeuf und Darthé allein waren auf dem Karren, sprachen sie nicht mehr. Man trug sie auf's Schaffot, schweigend empfingen sie den Tod!

Ein neuer Act in dem großen Trauerspiel der Revolution war beendet, um der Persönlichkeit eines Mannes Platz zu machen, der bald in dem Glanz seiner Waffensiege das legitime Königthum und das Recht, die Republik und die Gleichheit, den Communismus und die Ochlokratie mit Einem Schweigen bedeckte.

Nach der Hinrichtung des ersten Communisten und den letzten Niederlagen der Royalisten nahm Paris wieder eine andere Physiognomie an. Die heiße Tollwuth der Directorial-Orgie ließ nach, die griechischen und römischen Nacktheiten verschwanden allgemach, auch die Incroyables verschwanden und die schwarzen Kragen an den Röcken der royalistischen Jugend wurden immer seltener — die Gesellschaft wurde gemäßigt-revolutionär, wie die Regierung, und wurde so immer mehr fähig, sich ohne allen Widerstand der revolutionären Monarchie zu unterwerfen. An den Mauern sah man noch immer die Revolutions-Inschriften, über den Portierlogen stand noch immer hier und da zu lesen: Hier beehrt man sich mit dem Titel Bürger und nennt sich „Du". Mach die Thür zu, wenn's Ihnen gefällig ist! Im Palais-Royal perorirte Camille-Desmoulins nicht mehr unter freiem Himmel, statt dessen hörte man zahllose Stimmen in allerlei Tonarten merkwürdige

Sehenswürdigkeiten der verschiedensten Art ausrufen: chinesische Schattenspiele, optische Ansichten, physikalische Cabinette, fremde Thiere u. s. w. In den Kellern des Pallastes war Musik und Tanz jeden Abend, und während der großen Pause stieg irgend ein Geigenspieler auf den Tisch und sang eine Hymne zum Lobe des Generals Bonaparte, der in Italien große Siege über die Piemontesen und Oesterreicher erfochten und allerlei kleine lächerliche Republiken gestiftet hatte. Die Hymne schloß mit den Worten:

Par ses vertus, par ses attraits,
Il méritait d'être leur père.

Wenn der Sänger geendigt hatte, lief er mit einem Notenblatt herum. Man gab ihm einen Sou; viel Geld für sein schlechtes Reimwesen, das indessen nichts desto weniger der Anfang jener bonapartischen Volkspoesie wurde, die später der Restauration und dem Bürgerkönigthum so gefährlich werden sollte, die ihren glänzendsten und gefährlichsten Vertreter in Beranger fand und erst verblich, als Napoleon III. den Thron bestiegen hatte.

Und diese Gesellschaft selbst war durch die zahlreichen Emigranten, welche gegen das Gesetz, aber nicht gegen den Willen der Regierung, zurückgekehrt waren, ein wahrhaft burleskes Durcheinander geworden. Durch eine höchst durchsichtige Verkleidung umging man das Gesetz, und eine Unmasse von Leuten waren officiell nicht sie selbst, sondern Andere. Die echtesten Franzosen waren Holländer, Spanier oder Schweizer, die Mutter galt für die Tante ihres Sohnes, der Vater für den Oheim seiner Tochter; Verwalter von Häusern oder Grundstücken galten für Besitzer. Indeß war, wie gesagt, eine Mäßigung in der Vergnügungswuth eingetreten; man verließ die Cafés und die Straßen, man zog sich mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zurück, um sich wieder in seinem Hause festzusetzen; man suchte die Ueberreste seiner Familie auf; man stellte seinen Besitz wieder her, indem man die Trümmer desselben sammelte, wie man nach der Schlacht Appell blasen läßt, um seine Verluste überzählen zu können. Schon unterschied man revolutionäre Generationen, die sich grollend und schmollend zurückzogen, von eben so revolutionären Generationen, die tapfer vorwärts gingen. Die Generale der Armee des Wohlfahrtsausschusses hatten keine Aehnlichkeit mehr mit den Generalen des Directoriums. Der zurückgekehrte Emigrant unterhielt sich lächelnd oder ernst, aber immer vollkommen ruhig und höflich, mit den Mördern seines Vaters oder seines Bruders. Nur die Portiers, die dem großen Bürger Maximilian Robespierre ein auffallend dankbares Andenken bewahrt hatten, wünschten sich die blutigen Schauspiele auf dem Platze Louis XV. zurück, wo man Frauen die Hälse abschnitt, die so weiß wie Hühnerfleisch waren. So drückte sich Chateaubriands Portier, entzückt und in Erinnerung an die Schreckenszeit schwelgend, aus. Die Septembermörder, die ihre Namen und

ihre Wohnungen geändert hatten, handelten an den Straßenecken mit gebratenen Aepfeln; aber sie waren oft genöthigt, ihre Plätze zu wechseln, oder zu flüchten, weil das Volk ihren Kram umwarf und sie todtschlug, sobald es sie als Septembermörder erkannte. Die reich gewordenen Revolutionäre fingen an, sich in den erschwindelten alten Hotels des Faubourgs Saint-Germain festzusetzen; die Jacobiner, die bereits die brennendste Sehnsucht hatten, sich mit Grafentiteln und andern Adelsprädicaten aufzuputzen, sprachen von nichts lieber, als von den Schandthaten des Jahres 1793, von der Nothwendigkeit, das Gesindel zu züchtigen und die Ausschweifungen des gemeinen Volkes zu unterdrücken. Die Zeit war nicht mehr fern, wo die Brutusse und die Cassiusse der neuen Republik als Agenten in die geheime Polizei eintraten, wo die Despotie sie zwang, ihren Meinungen untreu zu werden und so selbst ihren Verbrechen noch Schande zu machen. —

Die Baronin von Batz trat in einem zierlichen Morgenanzug in ihr Zimmer, ihr erster Blick fiel auf einen Vermeilteller, der auf einer Etagère an der Thür stand; es war dies der Teller, in den die während der Nacht angekommenen Briefe gelegt zu werden pflegten. Mit einem prächtig leuchtenden Blick ergriff Claudia einen von den beiden auf dem Teller liegenden Briefen, in dessen Aufschrift sie die steifen, festen Schriftzüge des Baron's, ihres Gemahls, erkannte.

Der Baron war nach der Bretagne gereist, um sich von dem Zustand seiner Güter zu überzeugen, und hatte einen Umweg über die Besitzungen seines Stiefsohnes genommen. Er hatte diese für jene Zeit ziemlich gefährliche und mühevolle Reise glücklich zurückgelegt, denn er stattete seiner Gemahlin Bericht ab, und zwar von seinem alten Schlosse, von Saint-Molf aus. Der Brief enthielt unter anderen Details auch eine Schilderung des Anblicks, den Frankreich damals bot. „Unterwegs", schrieb der Baron, „erblickte ich fast gar keine Männer. Braune, von der Sonne verbrannte Weiber mit nackten Füßen und in bloßem Kopf pflügten die Felder; sie sahen aus wie Sclavinnen. Dennoch versicherte mich ein braver Anhänger des Directoriums, das sei ein Zeichen der Unabhängigkeit und männlichen Reife der Republik, daß die Frauen die Hacke führten, während die Männer unter den Waffen! Alle Dörfer sahen aus, als wären sie durch mehrfache Feuersbrünste verwüstet, so verfallen kamen sie mir vor, überall Schmutz und Schutt, Elend und Verfall. Rechts und links von meinem Wege sah ich dann auch wohl Ruinen, rauchgeschwärzte Mauern an den Stellen, wo ich einst prächtige Schlösser und Edelsitze gesehen. Von den Waldungen, in deren Schatten ich geruht hatte vor zehn Jahren, war oft nicht mehr übrig als ein paar viereckig behauene Stämme, auf denen die Kinder spielten. Ich sah eingestürzte Mauern, verlassene Kirchen, aus deren Gewölben man die Särge hinausgeworfen hatte, Glockenthürme ohne Glocken, Gottesäcker ohne Kreuze, Heiligenbilder ohne Köpfe oder mit schändlich ver-

stümmelten Gliedmaßen. Ich bin in kleinen Tagereisen durch das Ländchen Chartrain in's Orleannais gegangen, durch den Dunois, den Blaisois in die Touraine, von da in's Anjou, den Saumurois und den Morbihan. War ich denn in Frankreich? Ich habe wohl meine alten Güter gefunden, die Ruinen meiner Schlösser, aber lagen sie noch in Frankreich? Waren die Leute, denen ich da begegnete, Franzosen? Die Schlösser sind zerstört, die Pachthöfe verwüstet, die großen Straßen unwegsam, denn die Gemeinden, welche sie unterhalten sollen, haben nicht die Mittel dazu. In den Städten begegnet man nur der Unverschämtheit und dem Uebelwollen. Man redet nur noch grob, zudringlich oder mißtrauisch mit dem Fremden. Auf allen Gesichtern liegt ein unheilverkündender Ausdruck, selbst die Kindergesichter sind frech und feindselig. Der Haß ist in Aller Herzen, der Neid ist nicht befriedigt, und das Elend ist überall. Das lohnte wohl der Mühe, eine Revolution zu machen! Ist der Anblick der Dörfer traurig, so ist der Anblick der Städte um nichts trostreicher. Ueberall hat man die alten Festungswerke mit ihren schönen Thürmen und prachtvollen Thoren eingerissen, es ist Alles dahin, was einer Stadt Charakter gab. Alles ist gleichgemacht bis auf das Stadthaus, oder, wie man jetzt sagen muß, das Gemeindehaus, wo fünf oder sechs sonderbare Burschen sitzen, die das Gouvernement repräsentiren. Diese städtischen Obrigkeiten halten auch den Kalender Robespierre's noch aufrecht, und über ihren Sitzen flattert nicht mehr die weiße Fahne Frankreichs, sondern sie ist roth und blau gestreift, wie die Livreen des Hauses Orleans. Das ist Alles, was noch übrig von unserm alten, schönen Frankreich! Doch ich irre mich. Noch steht in fast allen Städten Frankreichs ein altes mächtiges Gebäude, dessen Thurmspitzen weit in der Ferne schon erkennbar sind. In diesem Gebäude sitzt ein Mann, in eine violette Robe gekleidet, wie im funfzehnten Jahrhundert; er residirt als Fürst da, er spricht als Herr und Gebieter, und man nennt ihn „Monseigneur" trotz aller Decrete der Revolution und der Republik. Man hatte auch ihn beunruhigt in dem Erbe seiner Vorfahren, aber man konnte ihn nicht hindern, der Nachfolger seiner gallischen Vorgänger zu sein, und der Prälat, der die stille Messe lies't für den gemordeten König, er ist der legitime Nachfolger der Prälaten zu Zeiten der Merovingischen Herrscher. In unsern Städten ist nichts Historisches und Nationales mehr, den Bischof ausgenommen, und seine Kathedralkirche; das ist Alles, was uns von der Vergangenheit geblieben. Diese Kirche kann in Trümmer zerfallen vor Alter oder aus Mangel an Reparatur, sie kann den Stürmen der Zeit oder den Angriffen des Unglaubens erliegen. Die Helden mit der rothen Mütze werfen vielleicht die Mauern ein, stürzen die Glockenthürme und Baumwurzeln, sprengen die Platten in den Kreuzgängen, das Gewölbe des Tempels stürzt zusammen, aber das Sanctuarium bleibt doch in Ewigkeit unzerstörbar — firmatum est in fundamento civitatis Dei nostri."

Also traurig schrieb der Baron von Batz über sein trauriges Vaterland.

Noch viel trauriger aber war das Bild der Verödung, in der er seine bretagnischen Herrschaften gefunden. Auf dem Grund und Boden des gefürchteten Royalistenchefs hatten die edlen Republikaner mit verdoppelter Furie gewüthet; sie hatten nicht nur den rothen Hahn auf die Wohnungen der Vasallen gesetzt und die Brandfackel in die Schlösser geworfen, nein sie hatten mit unendlicher Mühe und einer ungeheuern Pulververschwendung die eisenfesten alten Thürme und Mauern von Grund aus gesprengt, sie hatten die Trümmer selbst noch ein Mal zertrümmert und schienen ingrimmig dem Eigenthümer nicht eimnal die Trümmer der Trümmer gern zurückgelassen zu haben. Das Eisen hatte mit dem Feuer um die Wette gewüthet; von der zahlreichen Vasallenschaft seiner bretagnischen Herrschaften fand der Baron nur hier und da ein paar alte Männer und Weiber, welche Heerden von vater- und mutterlosen Kindern hüteten. Die Mannschaft und Jugend war nach hartem Kampfe dem Schwerte, die Frauen und Mädchen der Brutalität der Republikaner erlegen. Was nicht getödtet, sondern nur versprengt war, sammelte sich nach und nach wieder um die Geistlichen, die ihre Kirchen nicht verlassen hatten und eifrig die Stelle derjenigen ihrer Mitbrüder versahen, die den Märtyrertod gestorben waren. Selbst die sterblichen Reste seiner ersten Gemahlin konnte der Baron nicht wieder auffinden. Die Geistlichen und die treu aushaltenden Diener hatten den Sarg der Edeldame in einem Gewölbe des großen Schloßthurmes von Saint-Molf beigesetzt; dieser Thurm aber war einige Tage später von den Republikanern in die Luft gesprengt worden.

Claudia ersah aus dem Briefe ihres Gemahls, daß derselbe es für unumgänglich nothwendig halte, künftig unter den ohne ihn verkümmernden Resten seiner Vasallenschaft zu wohnen, daß er es für eine seiner Seigneurpflichten halte, seinen Vasallen zu Hülfe zu kommen mit Rath und That, durch seine Gegenwart. Zugleich war die Anwesenheit des Barons auf seinen Herrschaften das einzige Mittel, dem gänzlichen Verfall des Hauses, dem Ruin des Vermögens zuvorzukommen.

Die kluge Claudia begriff sehr wohl, daß ihr Gemahl darin vollkommen Recht habe, und dennoch seufzte sie und schüttelte traurig ihr zierliches Haupt, denn die hochherzige Dame las zwischen den Zeilen des Briefes, daß nun selbst der Baron von Batz, der eiserne Ritter des Königthums, den Kampf für das legitime Herrscherhaus wenigstens für's Erste als hoffnungslos aufgab und die Hand vom Pflug zog. Und das war es, was die hochherzige Frau, wenn sie es auch nicht entschieden zu mißbilligen wagte, mit tiefem Schmerz und herber Trauer erfüllte.

In ihrem Herzen blühte die Blume der Hoffnung für die Herstellung des Königthums der Lilien, sie hegte diese Blume mit rührender Pietät,

und darum war es ihr ein so herber Schmerz, daß der Mann, den sie so innig liebte, an dieser Hoffnung zu verzweifeln schien.

„Nein, es darf nicht sein," rief sie, den Brief ihres Gemahls niederlegend, „so lange der Thron der Könige umgeworfen liegt, hat der Edelmann keine höhere Pflicht, als an der Wiederaufrichtung desselben zu helfen; das ist seine höchste Pflicht, die andern kommen erst nachher, und der Gemahl Claudia's von Arpajon soll ein vollkommener Edelmann sein. Noch ist es nicht Zeit, für sich zu sorgen und das Seine zu suchen, Julian; Sie müssen aushalten bis an's Ende!"

Großherzige Frau, Du bedenkst nicht, daß die geistige Spannkraft auch des mächtigsten Mannes ihre Grenzen hat, daß ein Enthusiasmus ohne Gleichen dazu gehört, einer langen Reihe von Enttäuschungen und Niederlagen zu trotzen, daß aber kein Mann sich diesen Enthusiasmus bewahren kann, wenn er von dem Kampfplatz blutigen Ringens, täglicher persönlicher Gefahren auf den Kampfplatz der Verhandlungen, oder gar der Intrigue gedrängt wird.

Der Baron von Batz war ein gefährlicher Gegner, so lange es sich um einen Kampf auf Tod und Leben handelte, so lange die höchste Gefahr oder die mächtigste Hoffnung seine ganze Energie ins Gewehr rief; als die Fieber des Schreckensregiments Frankreich mit Strömen von Blut überschwemmten, da stand er unverzagt und kämpfte einen guten Kampf für das Königthum; als aber die Royalisten auf den Boden der Revolution traten und als royalistische Majorität in den Kammern die Revolution mit ihren eigenen Waffen in den Schranken halten wollten, da war es vorbei mit der Thätigkeit des Barons von Batz. Da stieß er seinen ritterlichen Degen in die Scheide; das Wort, die große Waffe der Revolution, war ihm nicht handlich und vielleicht verachtete er es zu sehr. Mißmüthig mied er den Kampfplatz, wie er denselben schon einmal gemieden im Herbst des Jahres 1789.

Claudia fühlte, daß der Baron jetzt wie damals sich zurückziehen wolle vom Kampfe, durch das schwache und schlechte Benehmen der Parteigenossen, der politischen Freunde, mehr entmuthigt, als durch die Action der Gegner; daß in dem französischen Edelmanne der bretagnische Seigneur mächtig wurde, der an seiner engeren Heimath mit innigster Liebe hing und lieber der Erste war auf dem freien Erbe seiner Väter am Meer und auf den Haiden, als eine noch so glänzende Rolle in Paris spielte. Claudia kannte diesen Zug in dem Wesen des Barons, sie hatte ihn oft genug halb ernst, halb scherzend ihren König von Batz und Croisic, oder den Herzog von Saint-Molf genannt. Dazu kam noch, daß Claudia nicht mit Unrecht vermuthete, der Baron sei auch von dem Gedanken geleitet, sie als Gebieterin auf seinen Herrschaften zu sehen, er wünsche mit ihr eine neue Heimath zu gründen in der alten Heimath, kurz, sie selbst sei ein Grund des Rückzuges vom politischen Kampfplatze, den ihr Gemahl ins Werk zu setzen trachtete.

Die edle Claudia war keineswegs unempfänglich für die Freuden häuslichen Lebens am eigenen Heerd, in Mitten einer Bevölkerung, an die das Haus ihres Gemahls seit Jahrhunderten gebunden; sie würde ihre Stellung als Chatelaine auf Saint-Molf wohl begriffen und mit Freuden die Pflichten derselben erfüllt haben; aber der Gedanke war der treuen Royalistin ungemein peinlich, daß ihr Gemahl ihretwegen, oder doch zum Theil ihretwegen, den Kampf für das Königthum einstelle. Auch hatte sie vollkommen Recht darin, daß der Baron die Pflicht habe, den Kampf fortzusetzen, trotz der Fehler der Royalisten, ja, daß er in den Fehlern seiner Parteigenossen Veranlassung zu verdoppelter Thätigkeit finden müsse. Aber sie vergaß die natürliche Schwäche des Menschen, die immer um so schreiender an den Tag tritt, wenn auf die heroische Zeit der Thaten die Periode folgt, wo sich die Gegensätze äußerlich verflachen.

Sie schrieb einen Brief voll Liebe und Begeisterung an ihren Gemahl, sie kämpfte mit der Beredtsamkeit einer Begeisterung gegen die Entmuthigung des Barons, die dieser hätte haben müssen, um weiter gegen die Entmuthigung seiner Partei ankämpfen zu können.

Als Claudia ihren Brief beendet hatte, fühlte sie jene Zufriedenheit, welche das Gefühl erfüllter Pflicht giebt. Ruhig nahm sie den zweiten Brief von dem Vermeilteller.

Der Brief lautete:

„Da ich erfahren habe, meine theure Cousine, daß der Herr Baron von Batz nicht anwesend ist in Paris, so mache ich Ihnen in aller Eile eine Mittheilung, die Ihnen vielleicht einige Verlegenheit erspart. Sie wissen, daß eine ziemlich schlecht erzogene Procuratorsfrau aus dem Jura vor einiger Zeit hier erschienen ist und sich für eine Tochter des Prinzen von Conti und der Herzogin von Mazarin, in geheimer Ehe erzeugt, ausgegeben hat. Trotz der unglaublichsten Albernheiten, trotz der handgreiflichsten Lügen hat das Directorium diese Betrügerin, die sich ganz keck eine Bourbon nennt und den Titel einer Prinzeß von Montcairzin, ein lustiges Anagramm von Conti und Mazarin, angenommen hat, in ihren Ansprüchen anerkannt und ihr eine Pension gegeben, wahrscheinlich nur, um uns zu ärgern. Dieser gute Erfolg der einen Betrügerin hat natürlich eine Menge von Personen gereizt, gleiches zu versuchen, und auch auf einen Theil meiner Einkünfte macht ein Abenteurer Anspruch, der sich Alexander von Bourbon-Montmorency-Créquy nennt. Sie sehen, der brave Mann hat sich nicht die schlechtesten Namen ausgesucht aus der französischen Geschichte! Ich werde mich nicht wundern, wenn das Directorium auch diesen Betrüger anerkennt. Sie sind so gerecht, diese Herren! Jetzt nun, meine liebe Cousine, ist die Familie des Herrn Barons von einer Person gleichen Schlages bedroht. Ich hörte vor einigen Tagen, daß die Marquise von Lusignan-Champignelles, eine ältere Schwester des Barons, Ihres Herrn Gemahls, die vor nunmehr

zwanzig Jahren auf einem Gute im Orléannais starb, plötzlich von den Todten wieder auferstanden und hier erschienen sei. Sie verlange die Rückgabe der Besitzungen von Champignelles, so wie auch ihr Erbe von Pontalec, denn sie sei nie gestorben, sondern ihr Gemahl habe sie durch ein Narcoticum betäubt und dann in ein einsames Gefängniß gebracht, aus dem sie erst während der Revolution geflüchtet sei. Die Lüge, so plump sie war, wurde doch von den Gerichten im Orléannais als lautre Wahrheit angenommen, die Person als ein neues Opfer der Adelstyrannei hingestellt und nach Paris geschickt, um vom Directorium anerkannt zu werden. Hier scheint sie denn aber doch auf einige Hindernisse gestoßen zu sein, denn der Betrug war zu auffällig. Die angebliche Frau Marquise konnte nicht ein Mal ihren Namen richtig schreiben und hatte nicht die geringste Kenntniß von den Ereignissen aus der ersten Zeit ihrer angeblichen Ehe. Das Directorium soll ihr den Rath gegeben haben, sich in Güte mit dem Baron von Batz, dessen Schwester sie sein will, auseinander zu setzen. Ich bitte Sie nun dringend, meine theure Cousine, sich mit dieser Person auf nichts, auf gar nichts einzulassen, weil ich weiß, wer sie ist — ich habe sie gestern gesehen. Denn da ich zu den Jugendfreundinnen der seligen Marquise von Lusignan-Champignelles gehörte und, wie Sie wissen, mit den Pontalecs ein wenig verwandt bin, so ließ ich mir gestern diese Person zuführen. Eine dicke, kleine, ganz gemeine Person erschien vor mir, ich durchschaute sie auf der Stelle, sie wußte nicht ein Mal, daß die Frau, die sie vorstellen wollte, mit mir bekannt gewesen; als sie nun mit großer Zungengeläufigkeit eine Weile von den Verfolgungen, deren Opfer sie geworden, gesprochen, sagte ich ihr sehr ruhig ins Gesicht: Sie sind eine Lügnerin und Betrügerin, Sie sind Anna Buirette, waren Kammerfrau der seligen Marquise, und ich verbiete Ihnen, sich je wieder hier sehen zu lassen! Die Person entfernte sich völlig niedergeschmettert, sie konnte freilich keine Ahnung davon haben, daß ich noch im Besitz einer Bleistiftzeichnung ihrer verstorbenen Herrin war, mit der Ueberschrift: „so sieht meine neue Kammerfrau Anna Buirette aus", das flüchtige Portrait ist fast dreißig Jahre alt, aber immer noch ähnlich. Das war es, meine liebe Cousine, was ich Ihnen mittheilen wollte, und ich kann Ihnen dazu die Versicherung geben, daß Sie Unrecht thäten, wenn Sie sich irgend dieser Betrügerin wegen Unruhe machten; überdem bitte ich den allmächtigen Gott, daß er Sie in seinen heiligen und mächtigen Schutze nehme. Ihre stets willige Dienerin und gute Cousine die Marquise von Créquy."

So schrieb Madame Renée Caroline von Froullay, Marquise von Créquy, die fast hundert Jahr alte Edelfrau, die in ihrer Jugend am Hofe Ludwigs XIV. geglänzt hatte und in ihrem höchsten Alter noch Napoleon Bonaparte Respect einzuflößen wußte. Sie war in allen solchen Angelegenheiten der Schutz der großen Geschlechter,

denn auf frechere und schamlosere Weise wurden nie Angriffe der Art auf Titel und Güter des alten Adels gemacht, als zur Zeit des Directoriums. Die Marquise von Créquy mit ihren hellen Greisenaugen und ihrem untrüglichen Gedächtniß war der Schrecken dieser Eindringlinge!

„Krieg oder Frieden“ und die „heilige Allianz“.

„Krieg oder Frieden.“ Gewiß war es sehr wohlgethan, diese Parole und keine andere zu wählen, so lange es sich um nichts Anderes handelte, als die Parteien und Fractionen für den bevorstehenden Wahlkampf zu gruppiren, und einen Prüfstein zu gewinnen für die, welche sich als Männer des Vertrauens den Wahlversammlungen darstellen zu dürfen glaubten. Nicht allein, daß die größere Masse, als solche stets unberührt durch die feineren Partei-Schattirungen und Fragen, überall und zu allen Zeiten ein, den Hauptgegensatz der Zeit in kurzen, kräftigen Schlagwörtern darstellendes Programm verlangt, und nur für ein solches empfänglich ist: es konnte sich auch im Augenblicke der Wahlen nicht darum handeln, ein Partei-Programm für die Zukunft aufzustellen, sondern nur den richtigen Gesichtspunkt und einen allgemein anerkannten Maßstab zu gewinnen, um darunter und daran die Vergangenheit der Wahlcandidaten, insbesondere derjenigen zu messen, denen ihre Partei-Leidenschaft den bösen Streich gespielt, sie nicht allein mit den wohlverstandenen Interessen unseres Vaterlandes, sondern auch mit den Ueberzeugungen und Wünschen der Mehrzahl der Wähler in Widerspruch zu setzen.

Begreiflich und verzeihlich daher auch, wenn man sich von jener Seite so ungern auf dies Gebiet geführt sah, wenn man, wie wohl meist ohne den gewünschten Erfolg, dagegen protestirte, auch heute noch in demselben Irrthum befangen zu sein; wenn man sich, ohne sonderlich Glauben zu finden, feierlich dagegen verwahrte, die auswärtige Politik des Gouvernements zum andern Mal in den Kreis seiner Erwägungen und Angriffe ziehen zu wollen. Man konnte sich vor Andern und vor sich selbst dem Zugeständniß nicht entziehen, daß man einen argen Mißgriff gemacht nicht allein in einer Lebensfrage Preußens, sondern auch — und dies verzieh man sich noch schwerer — in der Beurtheilung der öffentlichen Meinung, als deren untrüglicher Vertreter man so gern anerkannt sein möchte.

Noch weniger durfte es jedoch überraschen, wenn die gewundenen Versicherungen, die Regierung nicht ferner zum Kriege drängen zu wollen, nicht für geeignet befunden wurden, das Vergangene vergessen zu machen

und mit neuem Vertrauen für die Zukunft zu erfüllen. Mit Recht sah man darin nichts, als das schlecht verhüllte Bestreben, den eigentlichen Streitpunkt zu escamotiren, und das schuldige Zugeständniß eines schwer verzeihlichen Irrthums durch die Versicherung zu ersetzen, daß man sich selbst im Voraus für alle derartige Fragen für incompetent erkläre. Wie weit eine solche Enthaltsamkeit ausführbar sein würde, und in der ernsten Absicht der Betroffenen liege, dies zu beantworten, überließ man dem Scharfsinn der Wähler; dem Candidaten genügte es schon, sich nicht durch ein ausdrückliches Zugeständniß des Irrthums und das Versprechen des Besserung „compromittirt" und die Hände gebunden zu haben. Zum Glück reichte der Scharfsinn der Wähler aus, jene Kriegslist zu durchschauen, und somit ist der Opposition von dem ganzen Manöver Nichts geblieben, als die demüthigende Erinnerung, daß sie vergeblich versucht, einen Mißgriff durch eine Täuschung wieder gut zu machen.

Haben wir aber somit den Gegensatz „ob Krieg oder Frieden" als für die Vergangenheit und für die Wahlen vollkommen ausreichend bezeichnet, wir können nicht dasselbe gelten lassen, wenn es sich darum handelt, ein Programm für die Zukunft aufzustellen. Nicht als ob wir meinten, daß jene Frage Etwas von der Schwere ihrer Bedeutung verloren, oder daß unsere Gegner ihre eigentlichen Endzwecke und Zielpunkte gewechselt. Was diese vor einem Jahre gewollt, das wollen sie auch heute noch, weil sie es nach ihren Principien und Tendenzen wollen müssen, doch der Wege sind viele, die zum Ziele führen. Haben sie in der verflossenen Session den Versuch gemacht, die innere Politik durch die auswärtige zu bestimmen und zu beherrschen, sie werden diesmal die Rollen wechseln, und die auswärtige Politik durch die innere zu dominiren sich bemühen. Es ist dies die Wahrheit in ihrer Versicherung, die auswärtige Politik einstweilen als einen verbotenen Baum betrachten zu wollen.

Will man daher den Angriff kräftig und erfolgreich abwehren, so muß man dem Feinde dort begegnen, wo er seine Hauptkraft entfaltet, um so mehr, als auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik Erscheinungen zu Tage getreten sind, welche eine feinere Fragestellung gebieterisch erheischen.

Krieg oder Frieden: es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die Fortsetzung des Krieges an sich von den Entschlüssen Preußens unabhängig ist, um so unabhängiger, je fester Preußen die bisher bewahrte Stellung inne hält, und je weniger es um deßwillen nach der Natur der Sache darauf rechnen darf, für etwaige Friedensvorschläge und Vermittelungen seinerseits ein geneigtes Gehör zu finden. Eben so hat Preußen es keinesweges in seiner Gewalt, weder die Wechselfälle noch die bedrohlichen europäischen Calamitäten, die ein solcher Krieg unvermeidlich in seinem Gefolge hat, von seinen Grenzen und seiner Bevöl-

kerung fern zu halten. Noch ist das zweite Kriegsjahr nicht vollendet, und schon klopfen Geldkrisis und theure Zeit an die Pforte fast aller Staaten, und kaum ist noch eine Täuschung darüber möglich, daß es die inneren Verhältnisse der Staaten sein werden, welche den ferneren Verlauf und den endlichen Ausgang des Streites bedingen und entscheiden.

Hat aber sonach die Opposition nicht ohne guten Grund das Gebiet der auswärtigen Politik einstweilen geräumt, und den häuslichen Streit auf das fruchtbarere Feld der inneren mit Einschluß der deutschen Politik verlegt: es könnte nur ein völliges Verkennen der Situation dazu verleiten, über einen bereits mit glänzendem Erfolge abgeschlagenen Angriff wieder und immer wieder Kriegsrath zu halten, und darüber Aufmerksamkeit und Widerstand von den nunmehr bedrohten Punkten ablenken zu lassen.

Nicht ohne Besorgniß haben wir deshalb von der Thatsache Act genommen, daß die conservative Presse jene Veränderung der Situation kaum angedeutet, geschweige genügend gewürdigt hat. Man hat sich damit begnügt, als Leidtragender an dem Grabe der heiligen Allianz zu seufzen, und eine Parole zu wiederholen, die, zu ihrer Zeit untadelhaft, heute die Gefahr mit sich bringt, über der Vergangenheit die Zukunft zu vergessen.

Die heilige Allianz: wer wünschte nicht, daß es möglich wäre, sie in das Leben zurückzurufen, und doch wer vermöchte sich über den Erfolg eines solchen Versuches zu täuschen, wenn er anders das Wesen jener Allianz besonnen ergründet! Geboren aus dem Thau der Morgenröthe einer neuen Zeit, die erste politische Frucht des wiedererwachten christlichen Lebens, bluts- und stammverwandt mit den gleichzeitigen Unions- und Restaurations-Bestrebungen in dem Innern der einzelnen Staaten, hat sie dem Schicksal jener hoffnungsvollen Zeitgenossen nicht zu entrinnen vermocht Wie die politische Restauration sich bald zur politischen Orthodoxie und demnächst zum Metternichschen Conservatismus verknöcherte, wie die christliche Dankbarkeit für die mancherlei handgreifliche Gnade Gottes und das unbefangene Gefühls-Christenthum sich allmählich hier abschwächte und dort dem wiedererwachenden Confessionalismus weichen mußte, es konnte auch nicht ausbleiben, daß gerade das, was man als festen, unverrückbaren Mittelpunkt hingestellt, das Christenthum sich binnen Kurzem als die Quelle des schärfsten und bittersten Gegensatzes erwies, und daß der Conservatismus, der für seine erhaltende Thätigkeit kein höheres Princip und keine bessere Rechtfertigung bewahrte, als daß es nun einmal so war, zur Politik des fait accompli und zum Götzendienst der vollendeten Thatsachen hinüberführte.

Daher die sonst unverständliche Erscheinung, daß schon der Kaiser Alexander, der geistige Vater der heiligen Allianz, sich dem Andringen des griechischen Confessionalismus nicht zu entziehen vermochte. Daher

der wachsende Gegensatz der griechischen, römischen und reformatorischen Kirchen und Staaten. Daher die Armseligkeit und Abhängigkeit der Restaurations-Politik in den zwanziger und folgenden Jahren aller Orten. Daher die eilige Anerkennung der Juli-Revolution und des Abfalls der belgischen Provinzen ohne das heute so beliebte obligate Geschrei von Verletzung der Integrität und des europäischen Besitzstandes. Daher die Rath- und Hülflosigkeit gegenüber der Februar-Revolution und den daraus resultirenden aufrührerischen Bewegungen, als hier die Politik des fait accompli und des Conservatismus der Existenz den Dienst versagte. Daher die Anerkennung des Staatsstreichs und des wieder erstandenen Napoleonischen Kaiserreichs, unbekümmert darum, daß der Wahrspruch der heiligen Allianz eben auf dem Grabe des ersten Kaiserreichs errichtet ward. Bei allem diesem ist Nichts verwunderlich als die Naivität, mit der man beharrlich die Geschichte ignorirt und sich den Anschein zu geben versucht, als hielte man die heilige Allianz für fest genug, um selbst die Anerkennung des Napoleon III. als Kaisers der Franzosen überdauern zu können.

Wer, wie wir, kein Interesse dabei hat, sich über die Lage der Dinge mit Illusionen hinwegzuhelfen, der wird wissen, daß von der heiligen Allianz wenig mehr übrig geblieben ist, als die Erinnerung, und daß es wenig frommt, selbige als einen entschlafenen Heiligen anzurufen. Hat man sich damals über die möglichen und nothwendigen Grundlagen und Bedingungen einer solchen Allianz getäuscht: es ist nicht gut, diesem ersten Irrthum den zweiten verhängnißvolleren hinzuzufügen, und über dem, wie es sein möchte und sein könnte, das wie es gewesen, wie es ist und wie es sein wird, zu vergessen.

Keineswegs ein Staaten-Bündniß in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts, sondern ein persönlicher Bund dreier durch Unglück und Dankbarkeit christlich angeregter Monarchen war die heilige Allianz, weniger ein Vertrag, als ein gemeinschaftliches übereinstimmendes Gelübde, das Gelübde, fortan für die äußere wie für die innere Politik nicht mehr die Regeln weltlicher Klugheit, sondern den Willen Gottes zur Richtschnur nehmen zu wollen.

Wie man dies Gelübde erfüllt, darauf mag die Geschichte Antwort geben; wir aber verwahren uns gegen die Illusion, als bedürfe es nur einer kurzen Verabredung, um selbst Angesichts des Königreichs Belgien und des französischen Kaiserthrons zu Paris mit einem Schritte wieder in der heiligen Allianz und den Zwecken und Tendenzen des Jahres 1818 zu stehen.

Vielleicht, daß den Fürsten der Gedanke einer neuen h. Allianz wieder aufgeht, wenn sie durch eine ähnliche Schule des Unglücks und der Gnade geführt werden. Bis dahin aber wird es vergeblich sein, die h. Allianz als ein politisches Bündniß für bestimmte politische Zwecke anzurufen, und daß man dies vermochte, zeigt deutlicher als der schla-

gendste Beweis, daß der Gegenwart das Wesen jener Allianz bis auf den Namen entschwunden ist. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, und wenn wir Grundsätze wieder in das Leben zurückrufen wollen, die in Kraft waren, lange bevor die verbündeten Monarchen ihnen die Ehre gaben, und welche die höchste Norm bleiben werden, auch wenn Niemand mehr danach fragt, dann bedürfen wir weiter nichts, als uns vor Gott zu demüthigen, gleichwie sich unsere Väter gedemüthiget haben, und unserer Seits das zu bekennen und zu thun, was jene gethan, und was wir umsonst in der Vergangenheit suchen. Nur in sich selbst vermag jeder Fürst die h. Allianz zu finden, und wehe den Kleingläubigen, die mit der Bethätigung ihres Glaubens auf Andere warten.

Müssen wir aber so darauf verzichten, uns über die Schwierigkeit der Situation mit Illusionen hinwegzuhelfen, und können wir uns nicht entbrechen, die gegenwärtigen politischen und diplomatischen Verhältnisse — so wenig sie uns auch gefallen mögen — als den Ausgangspunkt unserer Politik zu behandeln: wir werden alsdann auf unsere Behauptung zurückgeführt, daß es die inneren Verhältnisse der einzelnen Staaten sind, welche sowohl den Ausgang des orientalischen Krieges, als auch das Schicksal Europa's überhaupt bedingen und bestimmen.

Nicht allein, daß es das Gebiet der innern Politik ist, auf welchem den Fürsten noch freie Hand geblieben, die Grundsätze der h. Allianz unverkümmert zu realisiren, und dadurch deren Restauration auch nach Außen zu ermöglichen; nicht allein, daß die Solidarität der inneren und auswärtigen Politik für den Kundigen auf der Hand liegt und insbesondere von England in Spanien und Portugal und wo sonst sein Einfluß Eingang gefunden, zur Evidenz gebracht worden ist; es kann auch nicht zweifelhaft geblieben sein, daß der Krieg gegen Rußland selbst nur Mittel zum Zweck, und daß das Feldgeschrei „Civilisation und Humanität“ genau betrachtet und entsprechend gedeutet keineswegs aller Wahrheit entbehrt.

Man frage die bewußten und unbewußten, die offenen und geheimen Anhänger der Revolution, und nur Wenige werden über die unmittelbaren, Alle aber über die mittelbaren Zwecke des Krieges gegen Rußland im Klaren sein; und diese mittelbaren Zwecke sind keine anderen, als die Demokratie ihres gefürchteten Feindes und den Liberalismus des Alps zu entledigen, der seinen politischen Schlummer stört.

Es tritt hinzu, daß die Staaten, welche bei dem Kriege nicht unmittelbar betheiligt sind, bei dessen Ausgang zunächst überhaupt nur ein mittelbares Interesse haben, das Interesse ihre eigene Lage und Stellung nach Außen und Innen dadurch nicht alterirt oder bedroht zu sehen. Welches aber sind die mittelbaren Interessen?

Das siegreiche Rußland oder die siegreichen Westmächte, auf welcher Seite liegt die ernstliche und die nähere Gefahr? Oder ist es un-

ser Wunsch, den Krieg bis zur beiderseitigen Erschöpfung fortgeführt zu sehen?

Wir zweiflen, daß die inneren Zustände Europa's so geordnet und gesichert sind, um einen längeren Krieg bestehen oder ertragen zu können; wir zweiflen, daß die siegreichen Westmächte geneigt sein würden, die neutrale Kriegsbereitschaft Deutschlands und Preußens als eine besonders verdienstliche anzuerkennen, eine Kriegsbereitschaft, die doch insofern eine westmächtliche gewesen, als sie bisher nur Rußland gegenüber einen casus belli aufgestellt.

Die inneren Zustände Europa's: wer sähe nicht, wie schon heute den einzelnen Regierungen die Versuchung nahe tritt, die Opfer, welche der Krieg den Völkern auferlegt, durch populäre Concessionen und socialistische Experimente auszugleichen! Wer sähe nicht, wie schon heute die künstlichen Gebäude des Industrialismus und die Pfeiler, auf welche der Mammonsdienst das Wohl der Völker gegründet, in ihren Grundfesten erbeben!

Unserer Seits haben wir die eigentliche Kraft Rußlands niemals in dem gefunden, was es hat, sondern in dem, was es nicht hat. — Rußland ist deshalb stark und wird darum den Krieg länger ertragen, als seine Gegner, weil der Industrialismus bei ihm noch keinen Eingang gefunden, weil es noch nicht krankt an den socialen Krankheiten der modernen Staaten, und weil deshalb die Folgen und Leiden des Krieges wohl den Einzelnen hart betreffen, schwerlich aber seine Institutionen erschüttern, und wohl die Extremitäten zu verwunden, doch nicht das Herz zu treffen vermögen.

Anders in Frankreich und England, Oesterreichs vorläufig zu geschweigen. Hielten wir den kleinen Thiers für einen Propheten, wir würden seinen Ausspruch wiederholen, daß die jetzige finanzielle Krisis Frankreichs der Vorbote der politischen sei. Vielleicht indeß, daß die Thatsachen lauter und deutlicher sprechen. Ein Börsenschwindel, wie man ihn selbst unter dem Bürgerkönig noch für unmöglich gehalten; eine Concentration der Geldmacht, die Alles einem Triumvirate aus Juden und Judengenossen dienstbar macht; ein Offenbarwerden und Fortwuchern aller heillosen Schäden jener leidigen Social-Principien von 1789, die man nicht müde wird, dessenungeachtet als die unverrückbaren Grundlagen auch des Kaiserreichs zu proclamiren: wer wäre geblendet genug, in derartigen Zuständen eine Bürgschaft der Dauer zu finden? Allerdings steht daneben die kluge und energische Persönlichkeit des zeitigen Kaisers der Franzosen, doch welche Mittel stehen ihm zu Gebote, jenen Zustand wesentlich und nachhaltig zu bessern? Ein auswärtiger Krieg, er mag seine persönliche Stellung verbessern, die Zustände des Landes verbessert er nicht; die gehäuften Anleihen, sie mögen augenblicklich die Kassen füllen, in ihrem Gefolge haben sie erhöhte Steuern oder Staatsbankerott; die zwangsweise Fixirung des Preises von Brod und Fleisch, sie mag in

der Hauptstadt den Ausbruch verzögern oder verhindern, allgemein ausführbar ist sie nicht, und daneben ist sie der Anfang eines Systems, dessen Ende im Dunklen liegt, eines Systems, das, wie so manches andere, von den Fürsten der Industrie ersonnen ist, um unter dem Schein der Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klasse und mit dem Ruhme populärer Opferfreudigkeit die billigen Arbeitslöhne auf Kosten anderer Leute beibehalten zu können. Wohin diese Wege Frankreich führen werden, und was uns obliegt, den Gefahren, die uns von dort her bedrohen, im Voraus zu begegnen: unser folgender Artikel wird darauf näher Antwort geben.



Die Presse und die Wahlen.

Die liberale Presse geberdet sich als politisches Klageweib wegen des ihren Erwartungen so widersprechenden Ausfalls der Wahlen. Ungeachtet sie nichts versäumt hatte, um insbesondere die Landleute über die Nothwendigkeit aufzuklären, nur gesinnungstüchtige und unabhängige Männer, d. h. keine Rittergutsbesitzer und keine Beamten in das Haus der Abgeordneten zu entsenden, hat das Land diese Rathschläge vollkommen unbeachtet gelassen. Es ist des Politikers unwürdig, sich dieserhalb in Gefühls-Aeußerungen zu ergehen, darüber Freude oder Trauer an den Tag zu legen. Aber die Thatsache an und für sich ist höchst bemerkenswerth, und eine nähere Erörterung ihrer Ursachen und der daraus herzuleitenden Schlußfolgerungen unerläßlich, um eine klare Anschauung von den inneren Verhältnissen unseres Vaterlandes zu gewinnen.

Sehen wir zunächst, welchen Ursachen die liberale Presse die Niederlage ihrer Partei zuschreibt. Als besonders verfehlt erscheint hier die Behauptung: der Mangel einer gesetzlichen Abgrenzung der Wahlbezirke habe einen erheblichen Einfluß geübt, indem derselbe eine Verständigung der Wahlmänner gehindert, die nicht gewußt, mit welchen Kreisen oder Kreistheilen sie zu gemeinsamer Wahl combinirt werden würden. So viel uns bekannt, sind die Wahlbezirke fast durchweg dieselben geblieben, wie im Jahre 1852, und wo ausnahmsweise eine Aenderung eingetreten, da ist diese sofort durch das Amtsblatt publicirt worden; überdies trifft der eventuelle Nachtheil alle Parteien.

Wichtiger erscheint das Argument, daß die Landräthe vermöge ihrer amtlichen Stellung einen so tiefeingreifenden Einfluß üben, daß gesinnungstüchtige Oppositionsmänner kaum eine Aussicht haben, gewählt zu werden, sobald ein Landrath die Wahl leitet oder gar als Wahlcandidat auftritt. Habe doch selbst Graf Schwerin in seinem ländlichen Wahlbezirk nur mit der Mehrheit einer Stimme gesiegt.

Dieses Argument erkennen wir seinem ganzen Gewichte nach an. Das Institut der Landräthe ist ein dem preußischen Vaterlande eigenthümliches. Aus dem Volke hervorgegangen, durch größeren Grundbesitz mit den Interessen des Kreises verwachsen, von den wirthschaftlichen, socialen und politischen Bewegungen unmittelbar berührt, ist der Landrath zugleich Organ der Regierung und Vertreter des seiner Leitung anvertrauten Kreises. Ist er der rechte Mann, d. h. der Rathgeber, Schützer und Helfer, wo Schutz und Hülfe möglich, da muß ihm das Vertrauen der Einsassen zufallen, da muß er einen entscheidenden Einfluß auf die Wahlen üben.

Haben nun die Politiker, welche Preußen mit dem reinen, unverfälschten Constitutionalismus beglücken wollten, sich der Hoffnung hingegeben, die Landräthe würden ihren naturgemäßen Einfluß zu Gunsten der Opposition ausüben, um dadurch den liberalen Doctrinen zur Herrschaft zu verhelfen, so haben sie hier abermals ihre herkömmliche Verblendung bekundet. Aus dem Grundadel hervorgehend, gehören die Landräthe gemeinhin Familien an, deren Vorfahren seit Jahrhunderten mit den Hohenzollern auf den Schlachtfeldern geblutet haben. Das dem Constitutionalismus zur Grundlage dienende Princip des Mißtrauens kann daher schon der Familientraditionen wegen bei ihnen keinen Boden finden. Ueberdies sind sie von den liberalen Reformen zu unmittelbar berührt worden, als daß sie diesen sich hätten befreunden können. Wollte man in Preußen daher den reinen Constitutionalismus, so mußte man damit anfangen, die Landräthe abzuschaffen. Mit denselben und so lange die alten Grundlagen dieses Instituts fortbestehen, ist derselbe unmöglich.

Die liberale Presse, so groß im Ignoriren, hat natürlich von diesen Verhältnissen keine Vorstellung. Sie schreibt das Verhalten der Beamten bei den Wahlen den ihnen von Oben ertheilten Befehlen zu, und verweiset dieserhalb auf den bekannten Erlaß eines Regierungs-Präsidenten an die Verwaltungsbeamten seines Departements, durch welches diese mit Disciplinar-Untersuchung bedroht werden, sofern sie bei den Wahlen ihre Pflicht versäumen. Auch wir machen demselben den ernsten Vorwurf, daß er sich in der Zeit und in den Umständen geirrt hat; daß er davon ausgegangen, Preußen sei bereits zum reinen Constitutionalismus gediehen, und dieser habe Zeit gehabt, seinen depravirenden Einfluß auf die Beamtenschaft zu üben. Glücklicher Weise ist dieser Kelch bisher an uns vorübergegangen. Der Glaube, daß jeder selbstständige Mann constitutionell, Jeder, der diese Staatsform für Preußen ungeeignet hält, servil sein müsse, gehört zu den zahlreichen fixen Ideen, an denen der Liberalismus laborirt.

Wir müssen zugestehen, die liberale Presse hat nicht verfehlt, auf die Wichtigkeit der Wahlen hinzuweisen, zur lebendigen Betheiligung an denselben anzuregen, das arme, unwissende Landvolk über seine Bedürfnisse und Interessen zu belehren, und vor der Wahl von Rittergutsbe-

sitzern und von Beamten zu warnen. Diese eindringlichen Belehrungen und Ermahnungen sind absolut effectlos geblieben. Selbst in der Rheinprovinz haben sich nur 9 Procent der Wähler an den Wahlen betheiligt, und die Zahl der in das Haus der Abgeordneten entsendeten Rittergutsbesitzer und Beamten ist so groß, daß selbst wir darin des Guten zu viel erkennen, und die geringe Vertretung der Wissenschaft, des Handels, der Fabrikation und des Handwerks lebhaft bedauern. Anstatt nun zu untersuchen, wodurch die liberale Presse, welche noch zur Zeit des Vereinigten Landtages allmächtig war, so gänzlich ihre Macht eingebüßt, aus welchen Gründen das Land die Belehrungen derselben so verachtungsvoll verworfen, welche Motive der Wahl der unabhängigen, d. h. der liberalen Opposition angehörenden Männer entgegengestanden haben, hüllt die liberale Presse sich in Sack und Asche und erhebt in kindlicher Weise Klagelieder. Da sie es hiernach verschmähet, über ihre Lage nachzudenken, so wollen wir ihr in wenigen Worten das Verständniß öffnen.

Was zunächst die Belehrungen und Ermahnungen anbetrifft, welche die Presse den Landleuten hat angedeihen lassen, so hätten die leitartikelnden Politiker bedenken sollen, daß der deutsche Bauer die mittelalterliche Eigenthümlichkeit besitzt, gegen Redensarten und Phrasen vollkommen unzugänglich zu sein. Er ist eine derbe, hausbackene Natur, ohne eine Spur von Phantasie und von Sentimentalität, der in allen practischen, d. h. seinen Vortheil betreffenden, Dingen ein ganz gesundes Urtheil hat und sich nicht leicht blauen Dunst vormachen läßt. Er ist im Grunde seines Herzens Absolutist, weil er noch an dem antiquirten Begriff von Hausregiment festhält, welches die preußischen Regenten stets zum allgemeinen Besten gehandhabt, und weil er einen starken König braucht — zum Schutz gegen die kleinen Tyrannen. Ihm ist es viel wichtiger, daß der Executor, der Polizeidiener, der Amtsschreiber beschränkt werden, als sein König, unter dessen Banner er oder doch seine Vorfahren die Feinde des Vaterlandes geschlagen. Sein wettergebräuntes Antlitz verzieht sich zu einem komischen Lächeln, sobald so ein Federheld, der das Land aus der Postkutsche oder dem Eisenbahncoupé kennen gelernt, ihn belehren will, wo ihn der Schuh drückt. Das weiß unser Landmann auf ein Haar, selbst wenn er mit der Orthographie noch im Conflict lebt. Einige Beispiele mögen genügen, um den practischen Instinct unserer Bauern zu beweisen.

Als auf dem Vereinigten Landtage ein Renten-Ablösungsgesetz, zunächst für Schlesien, wo dasselbe gerechtfertigt erschien, zur Berathung kam, stimmten die Vertreter der Landgemeinden wie eine Mauer dagegen. Sie argumentirten ganz einfach: die Renten haben uns nicht gedrückt, gewiß noch Niemanden um Haus und Hof gebracht. Unsere Gefahr liegt in den Hypotheken, in dem Wucher; durch die Emission von Rentenbriefen wird die Aussicht auf Schuldentilgungs- und Credit-Kassen in

den Hintergrund gedrängt. Sind wir auch nach einem halben Jahrhundert die Renten los, so wird inzwischen an Erb-Capitalien, Kaufgelderresten und Meliorations-Capitalien das Mehrfache in die Hypotheken-Bücher wieder eingetragen, uns also nicht geholfen sein. Wir brauchen andere, durchgreifende, gründliche Hülfe. Das Gesetz fiel.

Nachdem im Jahre 1850 das Rentenbanken-Gesetz gegen den heftigen Widerspruch der Rittergutsbesitzer endlich zu Stande gekommen war, äußerte sich überall auch die Unzufriedenheit des Bauernstandes. Der Uebergang auf die Rentenbanken mußte vielfach durch Erkenntniß erzwungen werden, obwohl den Zinspflichtigen der Köder eines sofortigen Erlasses vom $^1/_{10}$ der Renten geboten war. Außer den älteren Argumenten trat noch die Ueberzeugung hinzu, daß die Rentenbanken ihre Rechte mit unerbittlicher Strenge durchführen müssen, während die Grundherren in bösen Zeiten Stundung, nach Umständen auch wohl Naturalleistungen eintreten ließen. Ganz besonders unzufrieden waren aber gerade die Bauern damit, daß der Staat dem leidigen Ablösungs-Fanatismus jährlich vier Millionen Thaler zum Opfer bringen, so viel an Domainen-Zins einbüßen solle, während dieses Opfer thatsächlich Niemandem zu Gute kommen werde. Der Bauer argumentirte dabei ganz einfach: der Staat kann das Geld nicht entbehren, und er wird suchen müssen, aus der einen Tasche herauszuholen, was er in die andere hineingesteckt hat. Wir werden daher mit Grund- und Salzsteuer-Erhöhungen, Klassen- und Maischsteuer-Zuschlägen rc. zu kämpfen haben, und es wird im günstigsten Falle beim Alten bleiben.

Man sieht, der angeborene, instinctartige Verdacht gegen Alles, was nach einem Geschenk aussieht, hat den Bauern zu keinem üblen Politiker gemacht, er ist wirklich nicht so leicht zu täuschen. Darum hat er auch gegen Aufhebung des Artikel 42 der Verfassungsurkunde nicht das Mindeste einzuwenden. Er sieht die Polizei-Verwaltung als ein der Ritterschaft obliegendes Onus an, dessen Aufhebung dem Staate jährlich mehrere Millionen kosten, die Landgemeinden aber der Herrschaft kümmerlich besoldeter Schreiber unterwerfen, das bureaukratische Regiment steigern würde. Worin die große Errungenschaft liegen würde, wenn der Rittergutsbesitzer künftig die Polizei im Auftrage, jetzt aus eignem Recht verwaltet, findet der Landmann nicht so leicht heraus. Ihm sind solche Spitzfindigkeiten zu subtil und er weiß recht gut, daß, wenn die Rittergutsbesitzer das Mandat der Regierung ablehnen, die bezahlten Schreiber dann floriren würden. Wir können der liberalen Presse nicht dringend genug rathen, sich mit den Sorgen, Bedürfnissen und Wünschen der Landleute vertraut zu machen, sich gewissermaßen mit der Anschauungsweise derselben zu identificiren, wenn sie in Zukunft versuchen will, auf dieselben einzuwirken, sie bei Wahlen rc. zu leiten. Wir machen sie aber darauf aufmerksam, daß es ihr sehr schwer werden wird, zu einigem Einfluß zu gelangen. Der Schwindel von 1848 war auch

für den Magen der Bauern zu stark, und die Geschichte mit der Bürgerwehr, mit den Gemeindebezirken, die öfter nur von Fischen, Hasen und ähnlichem Gethier bewohnt wurden, dient dem Landmann noch heut zur Erheiterung. Und diese Errungenschaften sind die Schooßkinder der liberalen Presse, diese wollte damit ohne Weiteres ihre Ideale in's Leben rufen. Was sie damals und früher gesäet, das hat sie am 8. October d. J. geerntet.

Die Landleute haben bei den Wahlen genau das Gegentheil von dem gethan, was die liberale Presse ihnen gerathen, nach dem ganz practischen Grundsatz: Wer mich betrogen, dem traue ich nicht mehr.

Immer aber bleibt die Ueberzahl von Beamten und größeren Gutsbesitzern, die in das Haus der Abgeordneten entsendet worden, eine bemerkenswerthe Erscheinung. Unsere Gegner sind sogleich mit der Erklärung bei der Hand, daß diese lediglich dem Servilismus der Beamtenschaft und dem Terrorismus, den diese auf das Volk ausübt, zuzuschreiben sei. Sie bedenken nicht, daß ein Volk, welches sich den jedenfalls überaus harmlosen Einschüchterungen willenlos beugt, welche in Preußen als möglich gedacht werden können, für die Freiheit überhaupt nicht reif ist. Mit dieser Argumentation schlägt also der Liberalismus sich selbst, was ihm freilich schon recht oft begegnet ist. Wem es aber um Wahrheit zu thun ist, der sucht nicht künstliche Erklärungen, wo diese ganz naturgemäß sich von selbst darbieten.

Der Liberalismus hat die corporativen Bande zerstört, er hat die Gesellschaft atomisirt, er hat einen Kampf Aller gegen Alle hervorgerufen, dadurch die Sicherheit der bürgerlichen Existenzen gefährdet. Wir verweisen dieserhalb auf unsern Artikel über Doctrin, in dem ersten Bande der „Revue". Als Folge der ungezügelten Gewerbe- und Handelsfreiheit, der Verschuldung der Grundbesitzer ꝛc. hat jeder Producent mit den Sorgen für sein Geschäft so viel zu thun, daß er ganz außer Stande ist, sich demselben alljährlich fünf bis sechs Monate zu entziehen. Die Wahlen müssen sich hiernach auf die Wenigen beschränken, die ohne zu großen Verlust an Einkommen und Vermögen ihr Geschäft verlassen können, und wo solche Personen fehlen, da bleibt nichts übrig, als sich an Beamte zu wenden. Freilich bilden derartige Zustände ein neues und überaus gewichtiges Argument gegen die Möglichkeit des reinen Constitutionalismus in Preußen, sie machen aber nur eine preußische Verfassung möglich, d. h. eine solche, deren Volksvertretung keine andere Aufgabe kennt, als die Schäden des Landes offen darzulegen, und die Regierung in dem Streben nach Heilung derselben nach besten Kräften zu unterstützen. Und eine solche Verfassung erachten auch wir für ein absolutes Bedürfniß, so lange die Wissenschaft, in den Fesseln der Doctrin verharrend, noch nicht die Bedürfnisse, die Interessen und die Gesetze des gesellschaftlichen Lebens erkannt hat.

Ist dies aber in Preußen die Aufgabe der Volksvertretung, dann sind die Beamten und insbesondere die Landräthe für das Haus der Abgeordneten vorzugsweise geeignet. An und für sich erscheint es als ein wesentlicher Fortschritt zum Besseren, sobald in der Wissenschaft sowohl wie im Leben das in Folge der liberalen Doctrinen auf die Spitze getriebene Princip der Arbeitstheilung Einschränkungen erfährt, dessen Anwendung auf das geordnete Maaß zurückgeführt wird; sobald daher nicht ferner der eine Theil der Nation ausschließlich Gesetze macht, der andere sie vollziehet, der dritte ihrem Einfluß unterliegt. Die Harmonie in der Gesetzgebung, der Verwaltung und dem Volksleben ist nur zu erreichen, sobald diese drei Factoren bei der Legislation zusammenwirken. Deshalb dürfen Beamte, welche die Gesetze zu vollziehen haben, bei der Berathung derselben nicht fehlen; sie sind dabei um so nützlicher, sobald sie zugleich als Grundbesitzer deren unmittelbare Wirkungen erfahren. Die besondere Befähigung der Landräthe für die Gesetzesberathung darf hiernach nicht in Zweifel gezogen werden. Auch lehrt die Erfahrung, daß sie vollkommen diejenige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit besitzen, um der Regierung entgegen zu treten, sobald diese irrthümliche Bahnen verfolgt. Ob sie in ihren Kreisen unentbehrlich sind, und ob der Nachtheil ihrer zeitweisen Abwesenheit nicht durch den Nutzen überwogen wird, den sie bei der Gesetzgebung stiften, haben lediglich die Wahlmänner zu beurtheilen. Diese aber haben durch Experimental-Gesetzgebung zu sehr gelitten, als daß sie nicht jedes Opfer bringen sollten, um von derselben befreit und bewahrt zu werden.

Bei Beurtheilung der Wahlen für das Haus der Abgeordneten kommt es hiernach lediglich auf den politischen Standpunkt an. Man wird das Resultat derselben als einen Fortschritt begrüßen, sobald man ein den Bedürfnissen und eigenthümlichen Verhältnissen Preußens entsprechendes Verfassungsleben, die Beseitigung der demselben zur Zeit noch entgegenstehenden Hindernisse wünscht. Dagegen sind auch die Jeremiaden derjenigen motivirt, welche den reinen, unverfälschten Constitutionalismus, mit seiner Theilung der Gewalten rc., als die alleinige Grundlage des politischen Fortschritts erachten, daher insbesondere der liberalen Presse. Diese, sowie überhaupt die Doctrinäre, verschmähen es grundsätzlich, irgend eine Belehrung aus der Erfahrung zu schöpfen. Wären sie überhaupt heilbar, so würden wir ihnen rathen, die Bedeutung der neuesten Wahlen zu beherzigen, um daraus die Ueberzeugung zu entnehmen, daß, soweit dies von der Mitwirkung des Landvolkes abhängt, ihr Reich in Preußen sein Ende erreicht hat.



„Preußens Zukunft liegt auf dem Wege der constitutionellen Verfassung.“

Es ist doch sehr klug, — sagte ich halb zu mir, halb zu meinem Nachbar, als wir aus der Schlußsitzung der letzten preußischen Kammern herauskamen, — es ist doch sehr klug, einen Ausspruch, den man einzuprägen wünscht, ohne ihn durch Widerspruch entkräftet zu sehen, erst dann recht nachdrücklich vorzubringen, wenn man glücklich das letzte Wort erwischt hat und dem Gegner jede Beantwortung abgeschnitten ist. Und gerade so hat es jetzt der Präsident in seiner Schlußrede gemacht mit dem Spruche: „Preußens Zukunft liegt auf dem Wege der constitutionellen Verfassung.“

Natürlich sind Sie anderer Ansicht, sagte mein Nachbar.

Das kann ich nicht geradezu sagen, erwiederte ich. Wer weiß, ob er nicht recht hat? Ich fürchte es wenigstens, hoffe jedoch das Gegentheil.

Wie soll ich das verstehen? Sie pflegen sich über dergleichen Fragen sonst nicht so unbestimmt zu äußern.

Doch, gewiß, wenn von der Zukunft die Rede ist, sagt' ich. „Preußens Zukunft liegt auf dem Wege der constitutionellen Verfassung!“ Merken Sie nicht den unabsichtlichen, sehr bedenklichen Doppelsinn dieser Worte? Sollen wir von ihrem Sprecher sagen: „Solches aber redete er nicht von sich selbst, sondern dieweil er desselbigen Jahres Hoherpriester war, weissagete er?“ Gott verhüte es!

Ich verstehe Sie wirklich nicht, sagte der Nachbar. Sie sind zwar kein Constitutioneller, wie ich, und das thut mir leid, aber Sie werden doch zugestehen, daß wir in Preußen eine constitutionelle Verfassung in Wirklichkeit noch nicht haben, sondern erst Anfänge, Ansätze dazu.

Ich freue mich, daß Sie dies einräumen, versetzt' ich. Aber damit wir uns nicht mißverstehen — möchten Sie mir nicht eine kurze Schilderung dessen machen, was Sie unter einer constitutionellen, ächt-constitutionellen Verfassung verstehen?

Mit Vergnügen, sagte er. Das System ist ja so klar, durchsichtig und einfach, daß es sich schon dadurch Jedem empfehlen sollte, den nicht Vorurtheile oder Interessen dagegen verblenden. Lassen Sie mich von unten, vom Volke, aufsteigen, um deswillen die Verfassung doch eigentlich gemacht wird. Die wahrhaft constitutionelle Verfassung erkennt zuvörderst jedem unbescholtenen, selbstständigen und durch Steuerzahlung beim Staatshaushalte betheiligten Manne gleiche politische und bürgerliche Rechte zu; gleiche der Art, nicht dem Grade nach. Denn aus den Höchstbesteuerten soll die erste, aus den Geringerbesteuerten die zweite Kammer hervorgehen, dort der große errungene Besitz, hier das

Streben und Ringen nach Besitz vertreten werden. Als Staatsbürger aber ist Jeder dem andern gleich, Adel und Geburt erhöhen die politischen Rechte nicht, politische Privilegien giebt es nicht. Beide Kammern gehen nun nach dem so eben genannten Princip aus freien und unmittelbaren Wahlen aller Staatsbürger hervor, versammeln sich und repräsentiren in ihren Majoritäten die Volksmajorität. Sie haben das Recht der Gesetzgebung, der Steuerbewilligung und der Controlirung der Regierungs-Maßregeln, dergestalt, daß die Regierung Alles thun kann mit, nichts gegen ihren Willen. Denn die Regierung ist ihnen verantwortlich, und bezeugen die Kammern durch Mißtrauensvota oder Versagung der Steuerbewilligung, daß die Minister nicht mehr ihr Vertrauen haben, so muß die Krone dieselben im Sinne der Majoritäten wechseln. Damit aber auch der Krone jede Willkür abgeschnitten ist und sich dieselbe durch Verfügungen, die der öffentlichen Meinung entgegenliefen, nie unpopulär machen kann, darf keine Regierungs-Handlung derselben Gültigkeit haben ohne Mitunterzeichnung der verantwortlichen Minister.

Ja, fuhr ich fort, und dafür trägt der König eine prächtige goldene Krone und bekommt aus Staatsvermögen, denn eignes hat er nicht mehr, ein jährliches Gehalt unter dem Titel Civilliste. Alles dieses aber sammt den nöthigen Einzelfolgerungen und Ergänzungen wird dann Schwarz auf Weiß gebracht, von oben bis unten beschworen, und heißt constitutionelle Verfassung. Es ist mir lieb, daß Ihr System sogleich der fertige demokratische Constitutionalismus ist. Es giebt auch noch temperirtere Fassungen.

Ich kenne sie, sagte der Nachbar. Aber weil sie das richtige Princip enthalten, ohne ihm consequent Folge zu geben, lassen sie das politische Leben nie zu gleichmäßiger allseitiger Strömung kommen. Es ist das Wesen jedes in's Leben tretenden Princip's, die Menschen, die es einmal aufgenommen haben, nicht eher zur Ruhe kommen zu lassen, als bis sie seine Consequenzen vollzogen haben.

Sehr richtig, gab ich zur Antwort. Ich werde sogleich die Anwendung davon machen. Ueber das consequente reinconstitutionalistische System sind wir also einig. Es hat gar nichts Schwieriges für den Verstand, nichts Undurchsichtiges, nichts Geheimnißvolles, wie etwa geschichtliche und organische Gebilde der Art. Es ist so klipp und klar, so plausibel, so evident, wie ein Uhrwerk oder ein anderer Mechanismus, wo alle Hebelverhältnisse abgewogen sind, Alles auf das eine Ziel berechnet ist. Aber finden Sie es denn in irgend einem Lande rein dargestellt? Hat es irgendwo schon wirklich auf die Dauer bestanden? —

Man hat es noch niemals ehrlich damit versucht. —

Aber woher stammt es denn? —

Es ist das Gesammtergebniß der Erfahrungen, Wahrnehmungen und Erwägungen der freisinnigsten und scharfsinnigsten Volksmänner aller

civilisirten Nationen der neuesten Zeit, in denen der Drang der Völker zum Bewußtsein gekommen ist.

Das heißt, sagt' ich, das constitutionelle System ist und war als geschichtliches Gebilde nirgends vorhanden, es besteht eigentlich nur erst als Theorie, als Doctrin, als Lehrgebäude. —

Und was wollen Sie daraus schließen? —

Vorläufig nur dieß, daß wenn gesagt wird, Preußens Zukunft liege auf dem Wege der constitutionellen Verfassung, hiermit nicht gemeint sei die gegenwärtige, noch weniger eine vergangene preußische Verfassung, sondern die Verfassung der constitutionellen Doctrin, etwa wie Sie dieselbe vorhin geschildert. —

Das hätte ich Ihnen auch ohne jenen Umschweif zugestanden. Aber Ihr „vorläufig" deutet noch auf ein Nachfolgendes. Was schließen Sie ferner aus jener Entstehungsart des Systems? —

Daß es consequent angewandt und durchgeführt, jeden Staat auflösen, jedes Volk zerrütten und zerreiben muß.

Der Tausend! rief der Nachbar, indem er stehen blieb und mich am Rockknopfe festhielt; das ist eine so enorme Schlußfolgerung, daß ich sie doch für etlichermaßen abnorm halten muß und sehr neugierig bin, sie näher kennen zu lernen.

Meine ganze Logik steht zu Ihren Diensten, antwortete ich. Zuerst denn: Wenn es richtig ist, wie Sie einräumen müssen, daß diejenige politische Lebensgestaltung, welche das constitutionelle System einem Volke geben will, kein Erzeugniß seiner Geschichte, keine einfache Fortentwicklung seiner früheren politischen Zustände ist, daß sie vielmehr nur ein durch Theorie hervorgebrachtes Schema ganz ungeschichtlicher Natur ist, so ist es eben so richtig, und Sie müssen auch dieß einräumen, daß es kein eben so durch Theorie hervorgebrachtes ungeschichtliches Volk und Staatswesen giebt. Diese haben vielmehr, wenigstens in der alten Welt, ihre sehr bestimmte, größtentheils sehr alte Geschichte, und ihr ganzer gegenwärtiger Bestand, der lebendige Zusammenhang der Menschen, Familien, Geschlechter, ihre geordneten Beziehungen zu einander, wie zu dem Volks- und Staatsganzen, ist so sehr nur das Resultat ihrer Geschichte, und dies geschichtliche Ergebniß sind so sehr wieder nur sie selbst, daß sie nothwendig zu sein aufhören, wenn ihnen statt der angeborenen concreten Lebensgestaltung eine ganz ungeschichtliche, lediglich aus grauer Theorie entsprungene übergestürzt und aufgezwungen wird.

Nun wohl, sagte der Nachbar, ohne aus der Fassung zu kommen, so hören sie eben auf zu sein; aber die Menschen bleiben und bilden ein anderes, neues Volks- und Staatswesen.

Das ist eben der Irrthum, versetzte ich. Sie thun es nicht und können es nicht. Denn das geschichtlich erwachsene Volks- und Staatswesen ist ja das Volk selbst als Organismus. Zerstören Sie jene, so zerstören Sie auch dieses; das Volk als Volk stirbt, und sein Ueberrest

ist nur ein Aggregat von Individuen. Sie haben das Marmorbild zu Staub zerrieben und werden aus diesem kein neues machen. Oder besser, Sie haben einen lebendigen Organismus des ihm eignen Lebens beraubt, und werden der Leiche kein neues geben durch das Drahtgestell einer neuen constitutionellen Verfassung.

Der Nachbar ließ meinen Knopf los und setzte seinen Weg langsamer fort. Sie überschätzen bei Weitem, sagte er dann, die Folgen des Systems. Dergleichen liegt gar nicht in seinem Princip.

Gerade da! sagte ich. Doch was nennen Sie sein Princip? —

Die Selbstregierung der Völker. —

Ich bitte Sie, nennen Sie doch nicht ein Aggregat atomisirter Staatsbürger, wie sie nach constitutioneller Vernichtung aller Stände, Gliederungen und Corporationen übrig bleiben, und die nach Durchschneidung aller dieser Bande kein anderes politisches Motiv mehr einigt als das Interesse des Egoismus, nennen Sie diesen mortificirten Niederschlag eines Volkes doch nicht mehr ein Volk. Ein Volk ist lebendiger Organismus, wie der Mensch, aus Geist, Lebensseele und mannigfach zusammengegliedertem Körper bestehend. Die Selbstregierung eines Menschen ist, wenn das Haupt regiert; fangen die Einzelbestandtheile des Leibes zu regieren an, so ist das ein Zeichen der Verwesung. Ebenso beim Volke. Republiken haben einen vegetativen, Oligarchien einen animalischen, Monarchien einen menschlichen, geistleiblichen Organismus. Ihre reinconstitutionellen Staaten aber haben gar keinen Organismus, sondern nur noch einen Mechanismus. Doch um auf das Princip des constitutionellen Systems zurückzukommen! Wenn Sie unter Volk die vorhandene Summe von einander unabhängiger Staatsbürger verstehen, so würde Ihr Princip, unter Mitbeachtung des constitutionellen Mechanismus, heißen: Regierung der ganzen Summe durch deren Majorität. Oder wie? —

Ich will es einmal zugestehen. —

Aber, fuhr ich fort, das ist doch nicht eigentlich ein Princip zu nennen, sondern nur eine Form, höchstens ein Formalprincip. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich das Materialprincip den Volkswillen nenne — nämlich Volk in Ihrem Sinne genommen?

Es ist das Wesen des echten Constitutionalismus, perorirte mein Nachbar, daß vermöge der Form, die er dem öffentlichen Leben giebt, das, was die Mehrzahl der Staatsbürger für recht, nothwendig und nützlich erkennt und daher auch will, zur allgemeinen Geltung gebracht werde. Wollen Sie dies den Volkswillen nennen, so habe ich nichts dagegen.

Nun gut, sagt' ich. Also der Wille der Mehrzahl setzt unter der constitutionellen Form das Recht und bestimmt, was Gesetz sein und wie regiert werden soll. Natürlich aber doch der freie Wille, ich meine frei in dem Sinne, daß er durch nichts beschränkt wird, was etwa bisher als Gesetz und Regierungsherkommen gegolten hat. —

Natürlich. —

Nun, versetzt' ich, so hätten wir ja glücklich das eigentliche Princip des Systems gefunden, und es kommt nur noch auf dessen richtigen Namen an. Wenn aber der bloße Wille der Mehrzahl, ohne sich durch bisherige Gesetz- und Regierungsherkommen beschränken zu lassen, Recht, Gesetz und Regierungsweise feststellt, so hat man das bisher noch immer Revolution genannt.

Ja, wenn es gewaltsam geschieht, sagte der Andere gelassen.

Nicht doch, sagt' ich; das ist ja nur die zufällige Form der Durchsetzung. Es kann auch ohne diese geschehen. Erinnern Sie sich, daß wir eine „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" erlebt haben.

Gut, versetzte mein Gegner; Namen schrecken mich nicht. Aber hier tritt ja eben ordnend und regulirend ein, was Sie vorhin das Formal-Princip nannten, nämlich die ganze constitutionelle Verfassungsform.

So lange die Stricke halten, erwiedert' ich. Wir sprachen vorhin vom allgemeinen Staatsbürgerwillen, fanden aber doch, daß hiermit eigentlich nur der Wille der Majorität gemeint sei. Die Majorität gehört aber nur dem Formal-Princip an, Material-Princip ist der unbeschränkte Staatsbürgerwille, und diesen hat auch die Minorität, und diese kann verhältnißmäßig sehr groß und physisch die Stärkere sein. Ja, es kann kommen, und wir haben auch das erlebt, daß im Laufe eines oder zweier Jahre die Minorität der Kammer-Repräsentanten und die große Majorität der Staatsbürger anderer Meinung und anderes Willens geworden sind, als die Kammer-Majoritäten und die mit ihnen übereinstimmende Regierung. —

Dann müssen die Kammern aufgelöst und das Ministerium entlassen werden. —

Wenn aber der König gleicher Ansicht mit dem Ministerium ist? Sie sehen, in solchen Fällen ist das constitutionelle Formal-Princip am Ende, und es wird nun vom Material-Princip gelten, was Sie vorhin als das Wesen jedes ins Leben tretenden Princips bezeichneten, daß es nämlich die Menschen, die es einmal aufgenommen, nicht eher zu Ruhe kommen lasse, als bis sie seine Consequenzen vollzogen haben. Unter solchen Umständen, die bei dem wandelbaren Wesen des Willens und der Meinung der Massen unvermeidlich sind, wird dann das Princip der Revolution nothwendig die gewaltsame Form seiner Durchsetzung annehmen müssen. Die Despotie der Majoritäten wird aus einer constitutionell geordneten, zu einer anarchisch-ungeordneten, und Constitution, Regierung und Staat sind abermals zu Ende.

Sie haben verzweifelte Schlußfolgerungen, sagte der Nachbar; aber mehr ist es auch nicht. In der Praxis, im wirklichen Leben würde sich das Alles anders gestalten. Das System, rein ausgeführt, würde alle diese gefürchteten Folgen durch seine Vernunftgemäßheit und Evidenz zu Boden schlagen.

Dann ist es doch merkwürdig, versetzt' ich, daß es dies nie gethan hat, da es doch allbekannt ist und, wo nicht von allen Dächern, doch von allen Tribünen herab gepredigt wird, ja mehr oder weniger rein in nicht wenigen Ländern schon eingeführt ist oder gewesen ist. Im letzteren Falle aber beweisen Geschichte und Erfahrung die Richtigkeit meiner vorherigen Schlußfolgerungen. Freilich ist auch das eine Erfahrung, daß Geschichte und Beispiel Niemand klüger machen. Frankreich, Spanien — um von deutschen Ländern zu schweigen — sind doch schreiende Belege. Aber die Stimme des lebendigen Gottes haue wie Feuersflammen aus den Ereignissen heraus und lehre mit Donnerklang, welch' eine Zukunft Volk, Staat, Regierung und König auf dem Wege der constitutionellen Verfassung finden müssen, — die liberale Doctrin zeigt ruhig auf die betreffenden Paragraphen ihrer Musterverfassung, weiset unbefangen nach, das ganze Unheil komme nur daher, daß man sich nicht auf allen Seiten ehrlich an diese Paragraphen gehalten habe, und meint, in den nächsten Fällen werde dieses, das heißt werde das Unmögliche geschehen.

Bitte, sagte der Nachbar, reden Sie nicht so lebhaft. Die Vorübergehenden werden aufmerksam. Uebrigens verstehe ich nun Ihre Auslegung jener Worte des Präsidenten. Sie meinen —

Ich meine gar nicht; ich sehe es lichterloh in der Natur, im Principe und an den Experimenten des constitutionellen Systems, daß es für einen wirklichen, gegliederten, geschichtlichen Volkskörper gar nicht anwendbar ist, daß es, auf diesen angewandt, ihn allmählich zerstören, auflösen, in lauter Atome verwandeln müsse, daß es Ordnungen, Recht und Bestand des Staates in steten Fluß bringe, daß es gerade das, was durch diese gebändigt und beherrscht sein soll, nämlich den wetterwendischen Willen der Menge, zum Herrscher über sie macht, daß es in und mit dem Allen nur die in eine plausible Form gefaßte Revolution selbst ist, daß es daher früher oder später immer dahin führen müsse, daß die von ihm genährte Revolution die Form gewaltsam sprenge, daß dann Anarchie ihre Gräuel entfalte und endlich den letzten Rest von Freiheit an die Despotie verrathe. Das ist die Zukunft, welche auf dem Wege einer constitutionellen Verfassung liegt, wie Ihre Partei sie consequenter oder inconsequenter in Preußen herstellen und durchführen will, und darum schaudert mich, wenn ich es als Weissagung fassen müßte, daß Preußens Zukunft auf diesem Wege läge. —

Aber Sie könnten wirklich ruhiger davon reden, da Sie den Kammerpräsidenten doch wohl für keinen Propheten halten. Auch verstand er offenbar unter Zukunft nicht Ihre Schreckbilder, sondern eine glückliche Zukunft, und daß diese auf dem Wege der constitutionellen Verfassung liege; worin ich ganz seiner Ansicht bin, was Sie auch sagen mögen; denn hierin können Sie mich nicht irre machen.

Ich werde mir nie einbilden, den Glauben eines Constitutio-

nellen an sein System erschüttern zu können, sagte ich mit höflichem Ingrimm.

Mein Nachbar lächelte und fragte: Aber was würden Sie denn an Stelle des Präsidenten gesagt haben? —

Aus dem eben angeführten Grunde wahrscheinlich nichts. —

Aber wenn Sie doch etwas der Art hätten sagen müssen? —

So würde ich gesagt haben: Preußens Wohlfahrt und Größe liegt nur auf dem Wege einer preußischen Verfassung. —

Nun, ich dächte, die hätten wir. —

Schwerlich! Die jetzige Verfassung ist ein Gewebe, wozu fremde Muster den Aufzug, die liberale Doctrin den Einschlag hergegeben, das aber, Dank der Weisheit des Königs und der Energie seiner Regierung, noch kein Charten-Muster der echtconstitutionellen Musterkarte ist. Sie ist Preußen übergezogen wie ein Rock; die preußische würde seine Haut sein, aus seinem eignen Fleische gewachsen. Jeder muß zugestehn, daß die jetzigen Verfassungszustände noch nicht zur Einheit eines Princips, zur Ausgleichung ihrer Elemente, zur innern Harmonie gelangt sind. Sie können nicht stehn bleiben, wo sie stehen. Sie müssen entweder immer constitutioneller oder immer preußischer werden, denn diese beiden Principe sind es, die sich in ihnen bekämpfen.

Ein curioser Gegensatz! sagte der Nachbar. Aber wie würde denn eine nicht constitutionelle, nur und pur preußische Verfassung aussehen? —

Erlauben Sie mir eine Gegenfrage! Würden Sie mir eine Beschreibung der englischen Verfassung mit ihren vielfachen Einzelheiten geben können, wenn dieselbe noch gar nicht vorhanden, noch gar nicht ausgebildet wäre? —

Das möchte wohl schwierig sein. —

Nicht nur schwierig, sondern unmöglich. Und ganz aus demselben Grunde ist es unmöglich, Ihnen eine bestimmte Präconstruction derjenigen Verfassung zu geben, welche aus den jetzigen Zuständen hervorgehen wird, wenn darin das, was ganz und gar die Eigenthümlichkeit Preußens ausmacht, allmählich zur alleinigen Geltung kommt. —

Und was ist dies? —

Das ist eben das öffentliche Geheimniß, was vor Jedermanns Augen liegt und Niemand sieht es, was sich nicht mit drei Worten, sondern nur durch die ganze preußische Geschichte aussprechen läßt. Denn Preußen ist das Ergebniß seiner Geschichte, und deswegen ein ganz andrer Staat, als alle übrigen, weil es eine ganz andre Geschichte hat. Die zu Einem Leben verbundenen Bestandtheile, Verhältnisse, Einrichtungen aus den verschiedensten Zeiten dieser Geschichte, sofern sie Product der historischen Entwicklung und eben darum lebendiger Fortentwicklung fähig sind, bilden den Geschichtsleib Preußens und enthalten damit, wenn auch vielfach durchsetzt von unorganischen Fehlgebilden neuerer Doctrinen, die Elemente derjenigen Verfassung, welche ganz

allein für Preußen und so wenig für ein andres Land passen würde, als die eines andern Landes, z. B. Englands oder gar des constitutionalistischen Utopiens, für Preußen.

Und wie, fragte der Nachbar, denkt Ihre sogenannte conservative Partei dieses x, diese unbekannte Größe, diese speciell preußische Verfassung, die weder da ist noch beschrieben werden kann, zu entdecken? —

Dadurch, daß sie mit Gottes Hülfe sie zu Stande bringt.

Nun, das ist wirklich paradox! Und wie fangen Sie es an, Etwas zu Stande zu bringen, das Sie noch gar nicht kennen?

Dadurch, daß wir die Elemente, aus denen es werden soll, auf das Kräftigste zu conserviren suchen, auch diejenigen, ja vor Allem diejenigen, die einstweilen unterdrückt, vielleicht schon dem Untergange geweiht sind und nur noch de facto, aber nicht mehr de jure, oder de jure, aber nicht mehr de facto bestehen, daß wir ihnen zur Anerkennung und Geltung verhelfen, ein solches Gleichgewicht unter ihnen herzustellen suchen, welches den Bedingungen der Eigenthümlichkeit Preußens entspricht, dabei alle störenden Einflüsse abstracter Doctrin theils wieder zu beseitigen, theils abzuhalten uns bemühen, und dann ruhig abwarten, welche Gestaltung aus dem Allen herauswachsen werde! —

Kurios! Ich würde alles Interesse an unserm Verfassungswesen, wie mich dünkt, verlieren, wenn ich nicht ein bestimmtes Musterbild dafür hätte, auf dessen Herstellung es mir ankäme, und so wird es den meisten Menschen gehen. Wissen Sie, daß Sie durch den Mangel eines solchen Ideals sehr im Nachtheile gegen uns sind? —

Bei der Menge ohne Zweifel; nicht unter einander, denn uns verbindet und begeistert mehr als ein solches Verstandesschema, nämlich die Idee — nicht der abstracten vollkommensten Verfassung — sondern der vollkommensten preußischen Verfassung. Halten wir es aber auch für vermessen, ein bestimmtes Musterbild der preußischen Verfassung als unverbrüchliches Postulat aufzustellen, so schwebt doch wohl Jedem unter uns ein mehr oder weniger bestimmtes Bild davon vor, an dem er seine Hoffnung erwärmt. —

Das Ihrige, zum Beispiel, wäre? —

Ich will Ihr constitutionelles Gemüth damit verschonen. Ueberdem ist hier bereits meine Wohnung. —

Zum Abschied aber wenigstens einige leitende Principien daraus, einige Grundgedanken oder Grundzüge! —

Nun gut! Auf einige Mißverständnisse mehr kommt es mir nicht an. So sage ich denn nur Folgendes: Vor Allem Selbstständigkeit und Gewalt der Autorität, und zwar der rechten, d. i. des Königs: denn Autorität gebührt dem Autor, und die Regenten Preußens sind laut der Geschichte seine Autoren. Minister, die nur dem Könige dienen und ihm verantwortlich sind, sonst Niemandem. Sodann Schutz gegen den unvermeidlichen Druck, den der Einzelne durch eine so kräftige Re-

gierung erleiden würde, durch seine Eingliederung in Corporationen, welche stark und relativ selbstständig genug sind, um das Gewicht einer solchen Regierung mit Leichtigkeit zu tragen und eben dadurch einen wohlthätigen Halt zu gewinnen. Daher durchaus corporatives Zusammenschließen aller gleichartigen oder zusammengehörigen Elemente des Gesammtvolkes unter solchen relativen eignen Autoritäten, wie sie aus der Natur und Besonderheit jeder Corporation hervorgehn. Wiederum aber Schutz der individuellen Freiheit des Einzelnen gegen die Selbstmacht der Corporation durch die Regierungs-Autorität. Sodann abermals corporatives Zusammenschließen der Corporations-Autoritäten zu Kreisständen nach drei Curien, Bauern, Bürger und Grundadel — denn von diesen naturgegebenen Schiedlichkeiten werden wir nie loskommen. Die Curiathäupter aller Kreisstände bilden die Provinzialstände, in denen jede Standescurie aus ihrer Mitte eine angemessene bestimmte Zahl zu Mitgliedern der Reichsstände ernennt. Die Reichsstände, wiederum in drei Curien, haben Mitwirkung bei der Gesetzgebung und Besteuerung und Petitionsrecht.

Mit entscheidender oder bloß berathender Stimme? fragte der Nachbar.

Das scheint mir ganz gleichgültig. Die berathende Stimme einer Versammlung von so großem repräsentativen Gewicht würde immer schon entscheidend sein. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich unterbrechen. Ich will nur noch sagen, daß ich persönliche Berechtigungen zur Standschaft natürlich nicht aus- sondern einschließe. Nun aber des Träumens genug! oder, wie Sie wollen, des Theoretisirens und Exemplificirens. Kommt einmal die wirkliche preußische Verfassung zu Stande, so mag sie vielleicht, ja sehr wahrscheinlich, ganz anders aussehen, wenn sie auch gewiß eine echt deutsche Verfassung in preußischer Individuation sein wird. —

Ah so! Indeß ist die politische Bildung über solche Regenerationen mittelalterlichen Ständewesens längst hinaus, und der Präsident wird doch wohl in seinem Sinne Recht behalten: Preußens Zukunft liegt auf dem Wege der constitutionellen Verfassung. —

Sie wissen, daß ich Ihnen nach meiner Auffassung dieser Worte nicht widersprechen kann. Ich habe nur den Wunsch und das Gebet: Möge Preußen die Zukunft, die auf diesem Wege liegt, nie sehen! Möge es seine, möge es eine ganz preußische Verfassung finden! Nur mit dieser kann es gesund und glücklich gedeihen. Leben Sie wohl. —

Leben Sie wohl. Irre gemacht haben Sie mich nicht.



Eine Literatur-Geschichte mit modernen Tendenzen.

Als solche bezeichneten wir in unserem Beitrage zur Charakteristik des literarischen Cliquenwesens (2. Band 12. Heft der „Berliner Revue") Rudolph Gottschall's Darstellung der „deutschen National-Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts." (Breslau, Verlag von Trewendt und Granier). Nun werden wir beweisen, was wir gesagt, werden zeigen, wie die veraltete Clique des jungen Deutschlands sich verjüngt in der Claque der modernen Tendenzen, eine Verjüngung, die natürlich ohne geistige Wiedergeburt vor sich geht. Vielmehr das dazu angewandte Lebens-Elixir ist ganz nach dem Recepte präparirt, wie es die literarischen Charlatane schon früher verschrieben haben, und dieser Stein der Weisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der neue Lapis philosophicus, welcher unsterblich macht und unedle Metalle in Gold verwandelt, besteht in dem alten Schwindel, die größeren Geister, die nicht von modernen Tendenzen inspirirt worden, dergestalt zu verkleinern, daß die modernen Tendenz-Pygmäen neben den künstlich Verkleinerten als Titanen erscheinen, welche den Himmel der Poesie und Wissenschaft erstürmen. Ein Pröbchen davon ist die Art, wie Herr Gottschall einerseits mit Ludwig Tieck in's Gericht geht, andererseits aber mit Karl Gutzkow in den Tempel des modernen Ruhmes, des bekanntlich auf der breiten Grundlage gegenseitiger Lobhudelei erbauten. Aus seinen eigenen Worten wollen wir die Ruthen flechten, mit denen der Schreiber dieser Literatur-Geschichte gestrichen zu werden verdient. — Auf Seite 243 ladet Herr Gottschall unter andern der Romantik Angeklagten auch Tieck vor den Richterstuhl seiner heiligen Literatur-Vehme und hebt an:

„Ludwig Tieck ist lange Zeit als Goethe's Nachfolger auf dem einsamen Gipfel des deutschen Parnassus betrachtet worden. Doch wenn er auch eine bleibende Größe der Literatur ist, als talentvollster Vertreter der Romantik, so ist er doch kein Dichter ersten Ranges, welche der Nation dauernde Werke hinterlassen."

Wie ein Dichter ohne Hinterlassung „dauernder Werke" dennoch eine „bleibende Größe der Literatur" sein kann: über diesen Unsinn vom reinsten Wasser nachzudenken, vergönnen wir Herrn Gottschall zehn Jahre Zeit, fern von der Logik, die er bisher studirt hat. Gewiß ist es, daß er, in dessen Augen Tieck ein Dichter zweiten Ranges ist, in seinem „Robespierre", seiner „Marseillaise", seinem „Pitt und Fox" der Nation keine dauernden Werke hinterläßt, immerhin aber ist es möglich, daß eine durch moderne Tendenzen ganz verdrehte Nachwelt Herrn Gottschall nichts desto weniger für eine

„bleibende Größe der Literatur" ansieht, sei es auch nur in jener spirituösen Stimmung, in der Manche den Himmel für eine Baßgeige anzusehen pflegen. So wird Tieck von dem einsamen Gipfel des deutschen Parnassus, auf dem er als Goethe's Nachfolger gestanden, mit kühnem Griff heruntergerissen, wird in den Abgrund der modernen Tendenzen gestürzt, und wer glänzt dafür „auf der Höhe der deutschen Literatur"? Herr Karl Gutzkow, der allerdings mit Tieck das gemein hat, daß er jetzt, wie dieser sonst, in Dresden, dem deutschen Elb-Florenz, wohnhaft ist. Man muß es lesen, um es zu glauben, wie Herr Gottschall auf Seite 478 für den obersten der „Ritter vom Geist" schwärmt:

„Beweglichkeit, Dialektik, unermüdliche Productivität, seltenster Instinct für alle Wandelungen der Zeitatmosphäre, Elasticität, Ausgiebigkeit, Verstand und Gemüth von feinsten Fühlfäden besaß dagegen ein anderer junger Autor, der durch seine jugendliche Keckheit die jungdeutsche Literatur ihrer politischen Katastrophe entgegenführte, sich aber später durch die nachhaltige Kraft seines Talentes auf der Höhe der deutschen Literatur behauptete: Karl Gutzkow."

Sehr bedeutsam schildert Herr Gottschall diese „Höhe" nicht wie jenen Parnassus-Gipfel als eine „einsame". Denn er, Rudolph Gottschall, und ähnliche moderne Tendenzdichter sind ja noch da, diese Einsamkeit würdig zu bevölkern, obwohl nicht einmal in Gottschall's „Blinden von Alcara" ein Körnlein Poesie „ersten Ranges" zu sehen ist, während doch das Sprichwort sagt: selbst ein blindes Huhn finde zuweilen ein Korn.

Unter den acht Vorzügen, welche unser Tendenz-Historiker an Gutzkow bewundert, wiegen die des „Verstandes und Gemüthes von feinsten Fühlfäden" um so schwerer, je leichter Gottschall von Tieck den Beweis führt, daß dieser „kein feines Gefühl beweist," überhaupt ein „unklassischer Kopf" gewesen. Im Punkte des letztern Ausspruches spukt jedoch wieder etwas von jener Logik „bleibender Literatur-Größe" ohne „dauernde Werke." Denn während Gottschall auf Seite 250 schreibt: „Es gehörte ein so unklassischer Kopf wie Ludwig Tieck dazu" u. s. w., lesen wir zwei Seiten vorher, auf Seite 248:

„In der That kann man die Prosa der Tieck'schen Romane und Erzählungen klassisch nennen und eine entschiedene Fortbildung des deutschen Styles; denn ihre Eleganz ist eben so groß wie ihre Beweglichkeit, ihre Sicherheit hält Schritt mit ihrer Kühnheit, und ein liebliches, feines Lächeln spielt um die Mundwinkel dieser Stylgrazien, die eine maßvolle Sinnlichkeit athmen und Bild und Gedanken stets harmonisch verknüpfen."

Wir haben bisher gemeint: eines der höchsten Kennzeichen echten Dichtergeistes sei die harmonische Einheit zwischen Gedanken und Bild, zwischen dem Idealen und Realen, zwischen der inneren Empfängniß der

schöpferischen Phantasie und der äußeren Production durch das Wort. Aber der tiefe Denker, dem wir diese tendenziöse Literatur-Geschichte verdanken, belehrt uns, daß man mit allen diesen Gaben doch „kein Dichter ersten Ranges" ist, daß man, wie Tieck, eine „classische Prosa" schreiben und deshalb doch „ein so unclassischer Kopf wie Tieck" sein kann, daß man durch „Stylgrazien mit lieblichem, feinem Lächeln" den deutschen Styl fortbilden und deshalb doch wie Tieck „kein feines Gefühl beweisen" kann. Wenn diese Widersprüche in den übrigens sehr dictatorischen Aussprüchen des Herrn Gottschall nicht blanker Unsinn sind, wenn darin nicht der Nonsens in voller Blüthe steht, dann hat jedes Narrenhaus vollen Anspruch darauf, von den Priestern der modernen Tendenzen zum Tempel der Weisheit geweiht zu werden.

Und solcher Widersprüche finden sich eine Menge in dem Buche. Woher kommt das? Obenein bei einem Geschichtschreiber, der so philosophisch thut, sogleich im Vorworte zu erklären, daß seiner Ansicht nach „der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Kunst, besonders zwischen Philosophie und Poesie seit unserer classischen Epoche ein unzertrennbarer ist." Das kommt daher, weil da, wo die Tendenz, das Ziel ein Bock ist, naturgemäß nichts Anderes als eben Böcke geschossen werden können — ein weidmännisches Gleichniß, gegen das unser bilderreicher Historiker um so weniger etwas einzuwenden haben wird, als er ja selbst auf seiner Parforce-Jagd nach pikanten Gleichnissen bei Gelegenheit Gutzkow's geäußert hat (Seite 491), daß dieser „auf allen Fährten der Zeit spürte und witterte, um modernes Gedankenwild einzufangen," wobei Gutzkow auffallender Weise das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden übte, sehr im Gegensatze zu den dasselbe verpönenden modernen Tendenzen, indem er das literarische Ehrenfeld von Bulwer's Namen zum Revier für seine „Zeitgenossen" benutzte. Diesen kühnen Griff nach dem Namen einer fremden Berühmtheit beschönigt Herr Gottschall wie folgt:

„Um den Anfeindungen der Polizei und Parteikritik zu entgehen, hatte er (Gutzkow) sie (die zwei Bände „Zeitgenossen") unter dem Namen Bulwer's herausgegeben. Sie sind ein Epoche machendes Werk."

Diese Entschuldigung mit obligatem Seitenblick auf Polizei und Parteikritik klingt ganz so, wie wenn der moderne Freischütz des „Gedankenwildes" seinem literar-historischen Jägerburschen zugerufen hätte: „Samiel, hilf!" — Doch lassen wir die Weidmanns-Aussprüche und sprechen wir es mit dürren Worten aus: die inneren Widersprüche in dieser Literatur-Geschichte fließen aus dem Lügengeiste ihrer modernen Tendenzen. In solchen ist nicht die Wahrheit, von der geschrieben steht, daß sie uns frei machen werde. Daher verfallen die, welche ihnen huldigen, wider Wissen und Willen in Widerspruch mit ihren

eigenen Behauptungen und geben nicht einmal jene menschliche Wahrheit, die in der Uebereinstimmung der einzelnen Aussprüche mit dem leitenden Grundgedanken besteht.

Wie die Romantiker, Tieck an ihrer Spitze, so werden auch die Klassiker von Herrn Gottschall im Vergleich zu den Heroen der „modernen Richtung" sehr unter ihrem bisherigen Werthe abgeschätzt. Ueber die Befugniß dazu sagt er (S. 13):

„Der Literarhistoriker des 19ten Jahrhunderts hat schon das Recht, im 18ten Vergängliches und Bleibendes zu sondern, und wenn nur dem Letztern das Prädicat: klassisch, gebührt, so dürften sich die Reihen unserer klassischen Werke wesentlich lichten. Vieles, was in unseren Schulen noch apotheosirt wird, ist von der fortschreitenden Zeit in den Hintergrund gedrängt worden."

Wie es scheint, hält Herr Gottschall sich für den Literarhistoriker des 19. Jahrhunderts par excellence. Fehlt blos noch der Marquis Posa, der zu diesem Souverain der modernen Tendenzen sagt: „Ein Federzug von dieser Hand und neu erschaffen wird" — die Klassicität. In den Urtheilen über Klopstock und Herder schreibt er:

„So schwindet Klopstock's Bedeutung, mit ästhetischem Maßstab gemessen, sehr zusammen. Sein Epos, seine Dramen sind verfehlt; seine Lyrik ist großartig, würdig, schwunghaft, aber eben so oft schwülstig und forcirt." — „Herder ist der Vater jener „toll gewordenen Prosa," der es nicht auf Präcision des Ausdrucks und des Begriffs ankommt, sondern die im Rausche dahin stürmt, wie eine unfertige Poesie, deren Sehnsucht nach rhythmischem Tact im ungebundenen Spiel und Schwung, im hochgehenden Wogenschlag der Empfindung und im glanzvollen Flug von Bild zu Bild zu verstummen scheint."

Was aber Schwulst der Lyrik und Tollheit der Prosa betrifft, so ist Herr Gottschall ein Mann vom Fach. Darauf versteht er sich meisterhaft, wie Jeder zugeben wird, der einmal unter die Traufe der lyrischen Ergüsse gekommen ist, welche vom Strohdache seiner Gedichte rinnen. Und ein so aufgebauschter steifleinener Styl wie in seiner Literaturgeschichte ist schwerlich schon in einem historischen Werke gefunden worden. Ja, seine Prosa ist ganz toll danach, das Gewöhnliche auf ungewöhnliche Weise heraus zu bringen. Um den Mangel an historischem Sinn, den Herr Gottschall bei Tieck entdeckt, anschaulich zu machen, sagt er: „Kein Dichter hat, so wie er, die Fenster zugemacht vor der Zugluft der Geschichte. — Tieck wollte mit seinem poetischen Pumpenschwengel (!) das ganze Mittelalter mit Haut und Haar aus der Versenkung in die Höhe pumpen." — Gegen solchen Schwung ist freilich der Fähndrich Pistol mit seinem Bombast nur ein Gemeiner! Von Goethe's Wilhelm Meister schreibt Herr Gottschall: „Er macht Studien und Experimente, bei denen das Knallgold weiblicher Herzen (!) munter zerplatzt, und dieser Anatomie fehlt es auch an schönen

Leichen nicht." Bei Goethe's Erwachen des Epimenides lesen wir: „Aergerlich über die nothgedrungene Entäußerung seiner Persönlichkeit, über diese unwillkommene patriotische Häutung, mußte er (Goethe) wenigstens seinen mephistophelischen Pferdefuß zeigen, indem er den Deutschen Freiheitskampf wie einen diplomatischen Strickstrumpf auseinander fädelte. Der Hofmann, der Pfaffe, der Jurist, die lustige Person gaben deutlich zu verstehen, daß sie eigentlich durch betrügerische Verheißungen und Gaukeleien die Völker aufgereizt. Doch dieser beißende Schwefeldampf wurde im allgemeinen Feuer des Enthusiasmus nicht bemerkt." Abgesehen von der modernen Tendenz dieser Auffassuug, welch ein Wirrwarr der Ideen! Erst Strickstrumpf, dann Schwefeldampf! In Erbsen und Sauerkraut eines Speisezettels herrscht mehr Folgerichtigkeit der Gedanken. — Von Laube schreibt Herr Gottschall, daß dieser „sich bei der Dressur seines Styls verirrte, besonders als er ihn über den Stock der Gelehrsamkeit springen lehrte." Buffon's Wort: „le style c'est l'homme," welches „der Literarhistoriker des 19. Jahrhunderts" selbst auf Seite 458 citirt, möge ihm sagen, daß der Styl der Mensch ist, nicht aber ein — Hund, der dressirt wird, „über den Stock zu springen." Mitunter macht unser Historiker auch Witze, und zwar so saftige wie jene, mit denen gewisse Professoren die Studenten als Lacher auf ihre Seite zu bringen suchen. So folgenden über Laube: „Zum Gelehrten hat er geringes Talent, und in seine Apotheose des Fleisches war das Sitzfleisch nicht mit eingeschlossen." — Den Reiz der Neuheit hat diese bilderreiche Auseinandersetzung jedenfalls für sich in einem Buche, welches sich den Anstrich eines Geschichtswerkes giebt, indem es, um in der blühenden Sprache seines Verfassers zu reden, den Pinsel der Historienmaler in den Farbetopf der modernen Tendenzen tunkt.

Aber — so wird man fragen — wenn Herder nach dem Ausspruche des Herrn Gottschall nur eine „toll gewordene Prosa" geschrieben hat, wer ist denn sein Ideal, sein Hochbild meisterhaften Styles? Es ist — Ludwig Börne. Von diesem jüdischen Heros der modernen Tendenzen steht auf Seite 458 geschrieben:

„Sein Styl hatte einen großen Charakter; sein Charakter einen großen Styl. — Die deutsche Literatur besitzt in ihm keinen Dichter, keinen Künstler, doch einen Autor von Lessing's Schärfe und Klarheit und Lichtenberg's Witze, der die Luft reinigen half von dem Kolophoniumdunst der romantischen Blitze."

In ihm, Börne, und in Heinrich Heine feiert Herr Gottschall die Winkelriede, welche bei dem Sempach der modernen Tendenzen der Freiheit eine Gasse gebrochen. „Die moderne Kunst", schreibt er auf Seite 456, „treu jenem humanen Ideale der Klassiker, sucht dasselbe aus dem modernen Leben heraus zu harmonischer Vollendung auszuarbeiten. Börne und Heine brachen die Bahn — das ist ihre

literargeschichtliche Bedeutung." Von dem Letztern pinselt unser prachtvoller Literatur-Rubens nachstehendes Bild:

„Heine ist ein Zögling der romantischen Schule, aber er übertrifft alle seine Meister. Er ist von einer einschmeichelnden Grazie, von einer unendlichen (!) Ueberlegenheit über den Stoff; er besitzt die Persiflage eines Göttersohnes, der, die Hände in den Taschen und olympische Lieder trällernd, über die Erde wandelt. Was uns boshaft und burschikos, keck und gewissenlos erscheint, das sind Unterschiede irdischer Moral, die den flotten, apanagirten Prinzen des heidnischen Himmels nicht kümmern. — Das Lächeln dieses Olympiers ist unnachahmlich wie sein Räuspern, und wenn er lächelt und sich räuspert, so ist es ein Witz." — Und wenn er ausspuckt, fügen wir ergänzend hinzu, so präsentirt ihm ein kritischer Speichellecker seine Literatur-Geschichte als Spucknapf. Der „apanagirte Prinz des heidnischen Himmels" will er den Inhaber dieser „toll gewordenen Prosa" nicht zu seinem Hofnarren ernennen? —

Eine ernste Kritik, ernster als wir sie schreiben können, über dergleichen Götzendienst, steht schon geschrieben in den Worten: „Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden." —

Bedürfte es noch eines Kennzeichens der liberalen Tendenzen dieser sogenannten Literaturgeschichte, wir fänden es in der Anerkennung, welche auf Seite 408 den Männern der Badischen Linken gespendet wird, dem „practischen und diplomatischen Adam von Itzstein, einem bedeutenden agitatorischen Talente, das volksthümliche Ehrwürdigkeit und den Ton des Tribunen mit der sicher gehenden Schlauheit vereinigte," dem „jugendlich feurigen Hecker, einer revolutionären Natur von schlagkräftigem Denken und ungestümer Thatkraft, als Redner von großer Energie und Grazie" u. s. w. So viel wir wissen, ist Itzstein nur Autor von Prügelstrafen gewesen, die er seiner Zeit als badischer Oberamtmann den ihm untergebenen Bauern im „Tone des Tribunen" zudictirt hat, und auch Hecker ist uns, so weit unsere literarische Kunde reicht, nur als Verfasser der — Heckerhüte bekannt. Man sieht, um in dem modernen Tendenz-Walhalla dieser Literatur-Geschichte seinen Ehrenplatz zu finden, braucht Einer gar nicht literarisch thätig gewesen zu sein, und seine „volksthümliche Ehrwürdigkeit" büßt durch den Ruf eines Bauernschinders nichts an ihrem literar-historischen Glanze ein, strahlt ungetrübt neben „Göttersöhnen, welche, die Hände in den Taschen, über die Erde wandeln." In aufrichtiger Uebereinstimmung damit wird das „Staatslexicon" von Rotteck und Welcker bei dieser Gelegenheit als ein „dauerndes Denkmal" bewundert, welches die Herausgeber „selbst ihren Tendenzen setzten."

Im Vorworte hat Herr Gottschall gesagt: „die Philosophie sei eine organische Nothwendigkeit für eine moderne Literatur-Geschichte," und er hat es durch den „Zusammenhang zwischen Philosophie und Poesie"

gleichsam entschuldigt, „daß auch die wissenschaftlichen Bestrebungen, besonders über die Philosophie, mehr in den Vordergrund treten, als es in ähnlichen Literaturwerken der Fall ist.“ In der That tritt ein Philosoph wie Franz von Baader auf Seite 352 dermaßen in den Vordergrund, daß ihm 23, sage drei und zwanzig Zeilen des 512 Seiten starken Bandes gewidmet werden, wogegen von Börne und Heine nur 26 Seiten, von dem jungen Deutschland (erster Epoche) gar nur 36 Seiten lang gesprochen wird! Jedenfalls hat der Herr „Literar-Historiker des 19. Jahrhunderts“ die Judenschule der modernen Tendenzen und die Academie der Wissenschaften des jungen Deutschlands gründlicher durchgemacht, hat eifriger zu den Füßen von Rotteck's und Welcker's Staatslexicon gesessen, als er sich mit dem „speculativen Mysticismus“ von Franz v. Baader abgegeben. Kenntniß giebt Macht. Und so mächtig ist Herr Gottschall seiner Aufgabe, daß er in seinem Vorwort ankündigt: die dritte Abtheilung seines „Literaturwerkes“, überschrieben „die Modernen“, welche allein fast schon ein Drittel des ersten Bandes füllt, werde auch den ganzen zweiten Band umfassen. Welche Aussicht für die Näscher der modernen Literatur und die Käufer alter Maculatur!



Deutsche Revuen.

Die Literatur wird ernster. — Die neuesten Geschichtsschreiber. — Gervinus auch von den „Grenzboten“ verurtheilt. — Gervinus auch von den „Protestantischen Monatsblättern“ verurtheilt. — Karl Adolf Menzel. — Wolfgang Menzel. — „Blätter für literarische Unterhaltung.“ — Die jüdische Tinte und ihre corrosiven Wirkungen. — Veränderungen der deutschen Zeitungen. — Die „Grenzboten“, die Bourgeoisie und der Adel.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die deutschen Wochen- und Monatsschriften sich zusehends in Beschäftigungen ernsteren Inhalts immer mehr vertiefen, darin dem allgemeinen Strome der Literatur folgend. Der Geschmack des Publicums und demzufolge der der Buchhändler hat sich gewaltig geändert. Es gab eine Zeit, wo ernstere Arbeiten, Ergebnisse wirklicher Studien, schwer einen Verleger fanden, besonders, wenn sie von noch unbekannten Federn kamen; „Reisebilder“ aber, romantische Historie, kurz alle die lockeren Verarbeitungen strenger Disciplinen fanden damals guten und lohnenden Absatz. Dem deutschen Geiste konnte solch eine Speise unmöglich lange zusagen, er fühlte, daß eine tiefe und des Gegenstandes würdige Darstellung in Geographie, Ethnographie, Geschichte u. s. w. doch schließlich einen viel größeren Genuß gewähren müsse. So sind wir wieder in den Besitz einer jungen Literatur gekommen, welche selbst dem Auslande imponirt und welche

unseren Revuen einen reichlichen und angenehmen Stoff gewährt. Die Geschichtschreibung ist besonders hoch aufgeschossen. Namen wie Häusser, Menzel, Gervinus, Droysen, Hagen, Ed. Arnd, Heinrich von Sybel, die wir hier auf's Gerathewohl zusammenstellen, haben jeder in seiner Art in neuester Zeit die Aufmerksamkeit des Lese-Publicums in nicht geringem Grade auf sich gelenkt.

Es giebt wenige Dinge, die bezeichnender für den Charakter eines Volkes und eines Zeitabschnittes sind, als die Art seiner Geschichtsschreiber. Es wird uns dies recht klar, wenn wir die neuen historischen Werke eines auch nur oberflächlichen Blickes würdigen. Was sich auf allen Gebieten unseres geistigen Lebens verfolgen läßt, tritt hier in schärfster Klarheit hervor: eine Theilung des nationalen Geistes in zwei sehr entfernt liegende Heerlager. Innerhalb eines jeden manche besondere Uniform, manche verschiedenfarbigen Fahnen, mancher Wechsel des Lichtes und der Haltung, aber doch zwischen beiden ein tiefer Abgrund. Hier die Geschichtsschreibung, die demüthig die Hand Gottes in der Entfaltung der menschlichen Geschicke verehrt, die sorgsam die Thatsachen und die Ereignisse sammelt und ihre Wahrheit und Zuverlässigkeit würdigt, die in der Geschichte nur die Bestätigung der Offenbarungen Gottes durch das Christenthum sucht; dort die Geschichtsschreibung, welche meint, den Plan der Welt bis an der Tage Ende zu überschauen, welche mit Gott dem Herrn um dies und jenes rechtet und in der Geschichte verlorene Gelegenheiten, unnütze Wiederholungen und verunglückte Versuche oft genug findet und kritisirt. Dem deutschen Wesen sagt letztere Art wenig zu, wenn sie sich auch mit dem Mantel der jüngsten deutschen Philosophie stattlich genug drappirt hat. In den letzten Heften hat die „Berliner Revue" das neueste Werk des Professors Gervinus, eines der Anhänger dieser Construction und Verurtheilung der Geschichte, gründlich besprochen. Gervinus wird sicher als Antwort auf diese Kritik seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts nichts als dünkelhafte Verachtung oder prasselnden Zorn haben. Beides wird nichts helfen, denn selbst das große Publicum wird unserer scharfen Kritik um so mehr Recht geben, als es bereits sieht, daß auch von der entgegengesetzten Seite in derselben Weise die neueste Geschichtsverfälschung des unzufriedenen Gothaers gebührend abgefertigt wird.

Es gereicht den „Grenzboten" zu hohem Ruhme, unbekümmert um die Partei-Interessen, offen gegen die Elendigkeiten des Gervinischen Buches protestirt zu haben. Eine längere Kritik, die sie über das erwähnte Buch bringen, ist zu wichtig und interessant, als daß wir dabei nicht einen Augenblick verweilen sollten. Die „Grenzboten" sagen unter Anderm über die „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts": „Die Geschichte ist undeutlich erzählt, für die Auswahl der einzelnen Thatsachen findet sich kein durchgreifendes Princip, über die Zeitfolge wird zuweilen ohne Grund hinweggegangen, und Umstände, die zum Verständ-

niß nothwendig sind, werden weggelassen. Wenn Gervinus einen kurzen Abriß schreiben wollte, so durfte er bei seinem Publicum eine vollständige Kenntniß der Thatsachen voraussetzen; bei dem großen Umfange seines Werkes mußte er es aber so einrichten, als ob die Zeit noch niemals historisch behandelt wäre. — Gervinus kann sein persönliches Urtheil niemals zurückhalten. Kaum führt er uns in die Mitte der Ereignisse, so legt er bereits seine Kritik darüber an den Tag. Schon auf der zweiten Seite, wo er über Napoleon spricht, setzt er weitläuftig auseinander, was Alles hätte geschehen können, wenn Napoleon Dies oder Jenes gethan, das heißt, wenn Napoleon nicht Napoleon gewesen wäre; und das geht durch das ganze Buch so fort".... „Diese voreilige Neigung zur Kritik beeinträchtigt auch die Wahrheit der Charakteristik... Am auffälligsten ist dies mit dem Freiherrn von Stein geschehen. Stein's Culminationspunkt fällt gerade in die Zeit, wo Gervinus beginnt, und es wäre wohl zweckmäßig gewesen, zur Freude und Erbauung des deutschen Volks von diesem großen Manne ein angemessenes Bild zu geben; aber kaum hat er ihn eingeführt, so fängt er wegen einzelner Ideen mit ihm zu hadern an, was übrigens gar nicht schwierig ist, da Stein in seinem Leben wenig Meinungen ausgesprochen hat, über die nicht der kaltblütige Beobachter, der bloß das Einzelne auffaßt, den Kopf schütteln möchte"... „Zweckmäßig wäre es auch gewesen, wenn Gervinus nach möglichster Einfachheit und Klarheit des Stils gestrebt hätte. — Man hat ihm öfters vorgeworfen, daß er mit seiner persönlichen Meinung zu sehr hervortritt; um dies zu vermeiden, wendete er das Mittel der Anonymität an. Wo es ihn drängt, seine Meinung auszusprechen, tritt er nicht in eigner Person auf, sondern erzählt: „Scharfe Kritiker sagen," „Dieser oder Jener sagt," „man war der Ansicht" u. s. w. Aber es kommt gar nicht darauf an, was ein scharfer Kritiker, was Dieser oder Jener, was Hans oder Kunz sagt, sondern was das Richtige ist"... Die „Grenzboten" wenden sich nach diesem allgemeinen Urtheil auf das Einzelne und finden dabei zahlreiche Gelegenheiten, ihre schlechte Meinung von diesem Geschichtswerke zu bestätigen. Der Blödsinn, mit dem Gervinus die Restauration in Frankreich verurtheilt, wird gebührend hervorgehoben. Ueber die Darstellung der Verhandlungen auf dem Wiener Congreß sagen die „Grenzboten": „Gervinus gehört, wie wir, zu derjenigen Partei, die alle Hoffnung einer Wiedergeburt Deutschlands auf die innere Kräftigung Preußens setzt. Je entschiedener wir nun die Ueberzeugung hegen, daß in den großen Staatskräften Preußens alles Material vorhanden sei, um die Grundlage eines deutschen Staates zu bilden, desto leichter sind wir geneigt, die preußischen Staatsmänner, auf deren Willen und Entschlossenheit es im kritischen Augenblicke ankam, hart zu beurtheilen, und wir müssen gegen unser eigenes Gefühl auf der Hut sein, um nicht mit unsern Wünschen alle Gesetze der Möglichkeit zu übersliegen. Gervinus

hat dieses Maß nicht beobachtet... Wenn er die preußischen Abgeordneten zum Congreß von Anfang bis zu Ende tadelt, so bleibt er selbst doch keinesweges auf dem nämlichen Standpunkte. Seine Rathschläge wechseln fortwährend auf die seltsamste Art." Es folgt dann in der Recension der „Grenzboten" der Vorwurf der Phrasenhaftigkeit, der sinnlosen Redensart gegen einzelne Sätze des Gervinus'schen Werkes; mit Ernst und Bewußtsein wird die abscheuliche Behandlung W. Scott's zurückgewiesen.

Wenn die „Grenzboten" alsdann den Professor dringend ersuchen, er möge sorgfältiger und langsamer arbeiten, um wirklich dem Volke ein Nationalwerk bieten zu können, so können wir nicht annehmen, daß sie damit mehr als eine höfliche Redensart dem schwer gekränkten Manne haben sagen wollen. Was sie, und wir unabhängig von ihnen schon früher, an dieser Art und Weise Geschichte zu schreiben auszusetzen fanden, ist nicht die zufällige Beigabe zu einem Geschichtsschreiber, es ist der Kern und Stern einer bestimmten Lebens- und Geistesentwickelung, welche den deutschen Liberalismus so tief heruntergebracht hat.

Durch die Kritik in der „Berliner Revue" und die gleichzeitige in den „Grenzboten" ist das neueste Geschichtswerk Gervinus', obgleich von sechs versprochenen Bänden erst der erste erschienen ist, verurtheilt. Diese Verurtheilung findet in einem dritten sehr beachtungswerthen periodischen Unternehmen, den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte. Herausgegeben vom Prof. Gelzer. Gotha bei Perthes", von denen monatlich ein Heft erscheint, einen weiteren Anhalt. Dort schreibt der tiefe germanistische Forscher, Wilhelm Wackernagel: „Das ist überall die Art von Gervinus; er betrachtet und erfaßt und stellt die Gegenstände nicht mit der Objectivität des Historikers dar; sein Standpunkt ist der einer subjectiv-ästhetischen Kritik; von diesem aus gruppirt und beleuchtet er den reichen Stoff." Wackernagel wirft ihm außerdem auch den Mangel an Gelehrsamkeit vor.

Erwähnen wir im Gegensatz zu diesem Mißwachs auf dem Gebiete der Geschichtschreibung der neuen Auflage des Werkes des kürzlich verstorbenen Karl Adolf Menzel: „Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation." Dem Verfasser ist bekanntlich vielfach seine scharfe Kritik der Reformation vorgeworfen worden. Eine sehr liberale Kritik in einer der neuesten Nummern der „Blätter für literarische Unterhaltung" sagt in dieser Beziehung: „K. A. Menzel hat es sich besonders angelegen sein lassen, die in der Reformation mitwirkenden sehr menschlichen und nicht immer ganz sauberen Triebfedern sorgfältig auseinanderzulegen. Dafür gebührt ihm Lob statt Tadel." Auch des anderen Menzel, Wolfgang Menzels „Geschichte Europas von 1789—1815" sei hier noch lobend erwähnt. Von ihr sagt ein Gegner in den „Blättern für literarische Unterhaltung": nachdem er zuge-

geben, daß sie unparteiisch, uneigennützig, unterhaltend sei: „Dabei giebt er (W. Menzel) sich aber nicht ab, den tieferen Quellen des Völkerlebens nachzugraben. Das hätte ihn zu lange aufgehalten. Aber von der Oberfläche der Zeit, von der Haut der Geschichte macht er nach allen ordentlichen und außerordentlichen Kennzeichen ein hinlänglich genaues Signalement, um die hohe Polizei in den Stand zu setzen, die vielfach schuldige Geschichte der Neuzeit, so weit sie sich im deutschen Lande umhertreibt, zu inhaftiren und wieder über die französische Grenze zu bringen. Nur in einem Falle finden wir Menzel auf dem einsamen Gange zur Erforschung seither verborgener historischer Quellen. Es gilt ihm die Entdeckung der ersten Spuren jenes bekannten corrosiven Giftes, Tinte genannt, so weit es von jüdischen Federn der deutschen Literatur eingespritzt wurde. Hier läßt er sich aber auf einer kleinen Schwäche ertappen. Seitdem ihn Börne als Franzosenfresser so treffend geschildert, daß nun sämmtliche französische Ammen, wie früher mit dem „Marlborough s'en va-t-en guerre", so nun mit dem Stuttgarter Menzel die Kinder entweder fürchten oder schlafen machen, seitdem befindet er sich im wachsenden Grimme gegen die Juden und gegen alle, die in zehnter Generation von jüdischen Eltern abstammen." Lassen wir ein Wort des Ernstes dieser scherzhaften Darstellung der Menzelschen Gesinnung folgen. Menzel hat sich zu einer Zeit, wo er fast allein stand im Kampfe für deutsches und christliches Wesen, ein unvergängliches Verdienst erworben, indem er tapfer und unbekümmert in das Wespennest jenes jungen Deutschlands hineinschlug, dem so viele jüdische und gaunernde Esprits angehörten, und mit Recht leitet er in seiner Geschichte auch zum Theil den verkommenen Zustand der öffentlichen Meinung in Deutschland von den Wirkungen einer Tagespresse ab, die sich notorisch zum größten Theil in der Hand der Juden befand. Seit den vierziger Jahren ist das, Gott sei Dank! anders geworden, und wir haben von Neuem, auch in dieser Beziehung, die Bemerkung gemacht, daß die jüdischen Literaten nur rühriger, nicht tüchtiger und fähiger sind als die christlichen, denn aus einer langen Reihe öffentlicher Blätter ist der fremde Stamm gerade seit jener Zeit, wo an die Presse ernstere und schwerere Aufgaben gestellt wurden, verdrängt.

Zum Schluß haben wir noch einen Ausspruch der „Grenzboten" in ihrem letzten Septemberhefte zu besprechen, sie schreiben wörtlich: „Worin ihre (der bewußten Rechten) letzten Absichten bestehen, darüber läßt uns diese Partei nicht in Zweifel. Ihr laut ausgesprochener Zweck ist nämlich, den Bürgerstand, der, nach ihrer Ansicht, über das ihm zukommende Maaß hinausgeschritten ist, wieder in seine alten Grenzen oder noch etwas weiter zurückzudrängen. Wir finden das Bestreben begreiflich, denn der Adelstand hat in den unruhigen Jahren manche unbillige Angriffe erfahren; aber um so wachsamer muß der Bürgerstand sein, um dessen Ehren und Interessen es sich jetzt handelt. Es wird keineswegs bei ideellen

Vorzügen und Doctrinen stehen bleiben. Der Adel hat sich die übereilten Worte Hansemann's, man müsse der Reaction ins Fleisch schneiden, sehr wohl gemerkt und wird sich, sobald er nur irgend die Mittel dazu in der Hand hat, beeilen, seinerseits der Revolution ins Fleisch zu schneiden. Der Adel weiß sehr gut, daß man, um sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten, bürgerliche Mittel anwenden muß. Er rechnet gerade so gut als der Bürgersmann, er rechnet mitunter besser." Die „Grenzboten". meinen, das Bürgerthum aus dem schlaftrunkenen Zustand, in dem es sich befindet, am ehesten erwecken zu können, wenn sie ihm begreiflich machen, daß sein Geldbeutel in Gefahr ist. Aber wie fangen sie das an? Damit, daß sie dem Bürgerthum sagen: „Sieh, Du bist 1848 unvorsichtiger Weise damit herausgeplatzt, daß Du dem Adel ans Fleisch willst, wo und wie Du nur kannst. Da aber nach Deiner und unserer Anschauung die Vergeltung in räuberischer Rache bestehen muß, so nimm Dich jetzt vor dem wieder zu Kraft gekommenen Adel in Acht." Wir gratuliren den „Grenzboten" zu dieser Logik und zu diesen — Bourgeoisie-Gesinnungen.



Tages-Ereignisse.

Nachdem verschiedene Zeitungen, auch die „Zeit", welche doch sonst in dergleichen wohl unterrichtet zu sein pflegt, angekündigt, „daß man beabsichtige, das Tragen von Epaulettes bei den Offizieren im preußischen Heere gänzlich abzuschaffen und dafür die Abzeichen, wie solche bei den preußischen Husaren-Regimentern schon längst gebräuchlich sind, einzuführen, weil jene im Kriege zu sehr hervortreten. Eben so sollen auch bei den Militair-Uniformen die Achselklappen wegfallen und an deren Stelle eine Art von feinem Eisendrahtgeflecht, welches im Kampfe den Hieben mehr Widerstand leistet, kommen. In Schlachten sollen auch keine Offizierschärpen mehr getragen werden, weil solche auch zu sehr markiren," — sagt die N. Pr. Z. „Wir können auf das Bestimmteste versichern, daß alle hier erwähnten Aenderungen lediglich Erfindung eines müßigen Kopfes sind."

Wir können unsererseits nur bedauern, daß dies Erfindungen eines müßigen Kopfes sind, denn der müßige Kopf spricht hier Dinge aus, die sich keinesweges so obenhin abweisen lassen, sondern schon seit dem Jahre 1848 Gegenstand sehr angelegentlicher Erörterungen bei Männern von Fach und vor allen Dingen von kriegerischer Erfahrung gewesen sind. Für die Annahme oder Verbreitung, daß eine Aenderung in dieser Richtung gerade jetzt beabsichtigt werde, mag die Bezeichnung eines müßigen Kopfes gelten, für die ungemein wichtige Sache selbst aber dürfte sie kaum geeignet sein. Es hat sich für die preußische Ar-

mee sowohl in Schleswig wie in Baden, dann aber in Frankfurt a. M. und Dresden auf das Allerbestimmteste herausgestellt, daß die zu große Kenntlichkeit der Offiziers-Uniform dem feindlichen Schützen ein zu bequemes Ziel bietet, und die neuesten Erfahrungen in der Krim sind ganz geeignet, zu ernstem Nachdenken in dieser Beziehung anzuregen. Wenn die preußische Armee auch mit Bezug auf Reserve und Nachschub besser organisirt ist, als fast alle anderen Armeen, so gilt das keinesweges in demselben Maße für den Ersatz der Offiziere, im Gegentheil dürfte der nächste Krieg nach dieser Richtung hin Uebelstände und Schwierigkeiten herausstellen, auf die man bei Einführung unsers jetzigen Wehrsystems nicht gerechnet hat. Alles, was dazu beitragen kann, den Verlusten an Offizieren vorzubeugen, sollte mit größtem Eifer und Ernst vor dem Ausbruch eines Krieges in Erwägung gezogen und reglementsmäßig eingeführt werden, denn im Kriege selbst haben dergleichen Einführungen etwas Unzeitiges, und die Abneigung dagegen im Augenblick der Gefahr selbst, läßt sich bei Preußischen Offizieren sehr wohl begreifen. Die ganze Oesterreichische Armee trägt keine Epaulettes. Die ganze Russische Armee, nach deren Muster die Preußische das Epaulett überhaupt erst angenommen, hat sie gegenwärtig für den Feldzug abgeschafft, und die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit ihrer Beibehaltung dürfte wohl von keiner Seite zu befürworten versucht werden. Gegen das Kleidsame und Zierliche derselben wird Niemand etwas einzuwenden haben. Beides ist im Kriege indessen von untergeordneter Bedeutung. Daß im Felde der Offizier die Epaulettes unter dem Paletot nicht gern trägt, weil sie in hohem Grade unbequem sind, und ungesehen auch nicht kleidsam sein können, ist bekannt und ein ganz unbestrittener Erfahrungssatz. Wenn daher über lang oder kurz doch eine Aenderung in der jetzigen Offiziers-Auszeichnung eintreten sollte, so dürfte sie in Bezug auf den schwierigen Ersatz für unsere Offiziere keinesweges ungünstig beurtheilt werden. Wesentlich ist dabei die so unendlich gesteigerte Treffähigkeit der Handfeuerwaffen auf weite Distanzen. Wenn schon in der eigenen Armee der Rekrut beim Schießunterricht angewiesen wird, vorzugsweise auf feindliche Offiziere zu zielen, so sollte man eine gleiche Instruction auch wohl bei andern Armeen annehmen und im Voraus dagegen thun, was sich ohne Schaden schon im Frieden dagegen thun läßt. Ob Achselklappen wegfallen oder durch ein Drathgeflecht (!) ersetzt werden sollen, ist für das Allgemeinwohl sehr gleichgültig. Ein Mittel aber, welches die Armee vor einem unverhältnißmäßigen Verlust an Offizieren sichert, oder auch nur annähernd zu einer solchen Sicherung beiträgt, sollte nicht allein von müßigen Köpfen, sondern von Jedem befürwortet werden, der sein Vaterland lieb hat.

Ein oft versuchtes und jedesmal fehlgeschlagenes Mittel, um die Noth der Armen zu lindern, wird wieder einmal in den Zeitungen discutirt. Es handelt sich darum, durch gemeinsames Bereiten einer nahrhaften Speise den Arbeitern, namentlich denen, welche im Freien arbeiten, eine wohlfeilere Kost zu verschaffen. Unter allen Suppen ist die schwarze lacedämonische wohl die langlebigste, nämlich in der Erinnerung, in der Praxis sind Versuche damit stets gescheitert. Wäre es selbst zu erreichen oder zu bewerkstelligen, daß man eine gute nahrhafte Kost ganz umsonst vertheilte, die Empfänger würden sie auf die Länge nicht mehr abholen. So tief ist der Trieb zur Selbstständigkeit und zum eigenen Heerde in den Menschen gepflanzt, daß auf die Dauer jeder Versuch scheitern muß, der die Massen unter einen Hut bringen, sie irgend wie gleich machen und den Willen des Einzelnen unter das gleiche Gesetz für die Mehrheit beugen will. Vor allen Dingen will der Mensch das Recht der Sebstbestimmung in Allem haben, was seine Person zunächst angeht. Er möge es damit viel schlechter haben, als es ihm geboten werden könnte, wenn er sich dieser Selbstbestimmung entäußern wollte. Er wird klagen, daß es ihm so schlecht geht, aber er wird — wohlverstanden auf die Dauer — gewiß nichts thun, was ihn in diesen Beziehungen dem Willen oder auch nur dem Geschmack Anderer unterordnet, und Gott sei Dank, daß es so ist. Wie unendlich viel wohlfeiler und auch nahrhafter, also besser für die Speise, würde sich eine allgemeine Kochanstalt für jede Straße einrichten lassen, wenn eben alle Bewohner derselben sich daran betheiligen wollten. Daß das aber nicht geht, brauchen wir wohl nicht mit besonderen Beweisen zu belegen. Auch in bester Absicht kann man zu Utopien gelangen!

Wie wir gleich bei den ersten Erscheinungen dieser Art mit Bestimmtheit vorausgesagt haben, mehren sich die Anträge in den Kammern kleiner deutscher Staaten auf eine „Bundes-Reform" in volksthümlichem Sinne. Ueberall weisen die Antragenden darauf hin, daß dem „Volke" eine solche Bundes-Reform ja im Jahre 1848 versprochen worden sei, ungefähr wie man seit 1840 in Preußen bei jeder Gelegenheit auf die Versprechung einer Constitution zurückkam, die der hochselige König 1815 gegeben und später im Gesetz über die Staatsschulden wiederholt hatte. Es wird mit diesen Anträgen auch noch weiter gehen, und wenn irgend etwas geschickt ist, liberaler Agitation zum Deckmantel zu dienen, so ist es dieser plötzlich beliebt und Mode gewordene Antrag. Jedermann weiß ganz genau, daß damit ein Ideal ausgesprochen ist, dem die deutschen Fürsten jetzt, und zwar gerade jetzt, nicht entgegenkommen können, und eben deswegen ist das Stichwort den Liberalen so willkommen. Vernünftigerweise läßt sich gegen eine vernünftige Reform nichts einwenden. Man bringe aber heute den Antrag zu staatlicher Beachtung, und man sehe wohl zu, welches die fast unmittelbaren Folgen

davon sein werden. Neuerdings hat der gemeinschaftliche Landtag der Herzogthümer Coburg-Gotha den Herzog dringend ersucht, die schon längst verheißene Vertretung des deutschen Volkes am Bundestage zu bewirken, und zwar geschah dies in derselben Sitzung, in welcher dem Herzoge die „Anerkennung" des Landtages votirt wurde, weil er den Ansprüchen des Fürsten Hohenlohe und einiger Rittergutsbesitzer entgegengetreten sei und fest bei unveränderter Erhaltung des Staatsgrundgesetzes beharre. Nun sollte man denken, daß ein Beharren bei unveränderter Erhaltung von etwas Bestehendem nach dieser „Anerkennung" verdienstlich sei. Warum erkennt der Coburg-Gothaische Landtag dieses Beharren nicht auch bei denjenigen Fürsten an, die einer „Volksvertretung" beim Bunde nicht günstig sind und nicht günstig sein können? Auffallend ist allerdings, daß auch österreichische Blätter, — sonst eben nicht besonders reformatorisch in ihren Bestrebungen, so lange es das eigene Land angeht, — diesen Antrag auf Bundes-Reform lebhaft unterstützen. Es wäre freilich noch sehr viel auffallender, wenn es eben nicht leicht genug erklärlich wäre. Sei dem indessen wie ihm wolle, so werden wir im nächsten Winter, zur Zeit, wenn der deutsche Parlamentarismus wieder in voller Blüthe steht, noch öfter von diesem Antrage hören, und mit Gewißheit können wir nächstens auf einige Broschüren zählen, welche die entschiedene und unzweifelhafte Volksthümlichkeit einer „Vertretung am Bundestage" auf das Ausführlichste und Ueberzeugendste beweisen.

Ob und wie weit die einmal überwundene Partei der Demokraten ihre Pläne für die Zukunft aufgegeben, davon giebt wohl die Itzsteinfeier in La Chaux de Fonds am 14. October den besten Beweis. Bekannte Namen, nationalversammelten Andenkens, tauchen aus ihrem otium cum dignitate wieder auf und erinnern Deutschland an eine Zeit, wo es diesen Leuten fast verfallen gewesen wäre, wenn die Männer vom Schwert sie nicht hinausgefegt aus dem Sprechsaal, den sie durch Urwahl-Weisheit occupirt. Auch preußische Berühmtheiten sind darunter. Simon, v. Rappard, Temme, denen sehr begreiflich die jetzigen Zustände nicht besonders zusagen. Daß sie gerade den alten Vater Itzstein feiern, ist allerdings bezeichnend. War es doch seiner Zeit derjenige unter den Anbahnern von Heppenheim, die vorsichtig und rechtzeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußten, als die Zeit der Verantwortung gekommen war. Die Höhle Malepartus am Neckar weiß davon zu erzählen, und wir erinnern uns einer Zeit, wo die Herren Hecker, Brentano, Struve u. s. w. sehr unwirsch auf den alten Vater Itzstein zu sprechen waren, der zwar fleißig den Brei mit eingerührt, dann aber den „Umständen Rechnung getragen" hatte. Man sollte es freilich kaum glauben, aber es ist gedruckt in Berichten aus der Schweiz zu lesen, daß die Redner bei jener Feier wieder von einem „Staate der Arbeit" und zwar als die nothwendige Consequenz der hoffentlich nahen nächsten Revo-

lution gesprochen haben. Louis Blanc scheint also vergebens gelebt, die Phalanstères vergebens banquerot gemacht, Icarien vergebens sich lächerlich gemacht zu haben. Die Herren Itzstein-Verehrer sind noch heute auf demselben Punkte der Erkenntniß, den die Pariser Versuche mit dem „Recht auf Arbeit" erreicht hatten. Daß Vater Itzstein ein vollkommen Liberaler war, geht schon aus der Geschicklichkeit hervor, mit der er sich der Verantwortung entzog und in die bekannte liberale Phrase einstimmte: Ja, das haben wir niemals gewollt! Auffallend ist es daher, daß die entschiedensten Demokraten gerade ihn feiern. Die Liberalen weisen es ja bei jeder Gelegenheit so entschieden zurück, nichts als die Handlanger der Demokraten zu sein. Wie kommen nun die Letzteren dazu, den „véritable pilier du libéralisme" zu feiern? Liegt darin nicht ein Beweis für die Dankbarkeit der Demokraten, die sehr wohl wissen, wer ihnen die Wege bahnt? Es ist gar nicht unmöglich, daß Itzsteinfeiern Mode werden, namentlich, da es trotz alles Abläugnens im südlichen Deutschland wieder umgeht und die Männer von Heppenheim oder à la Heppenheim die Köpfe wieder zusammenstecken, um gelegentlich einige „Forderungen des deutschen Volkes" beim fröhlichen Schoppen zu formuliren.

Die Episode der Helgolander Werbungen scheint für dieses Jahr vorüber zu sein. Trotz alles Lärmens darüber ist das Product doch eigentlich ein sehr geringes. Man hat in England den Uebertritt der Reste des braunschweigischen Frei-Corps im Jahre 1809 in englische Dienste mit diesen Werbungen deutscher Lanzenknechte auf Helgoland vergleichen wollen, ist aber denn doch nun schon dahintergekommen, daß der Vergleich nirgend aushält. Damals trat etwas schon Geordnetes, Versuchtes — man denke nur an die glänzende Waffenthat in Halberstadt, — in den englischen Dienst. Das ist gegenwärtig wesentlich anders, und es wäre in der That gewagt, diese Fremdenlegion von Shorncliff aus, auf irgend einen Kampfplatz zu schicken. Dazu ist denn der englische Sinn auch wirklich zu practisch, und es wird vor der Hand bei der Ablösung englischer Truppen auf solchen Stationen bleiben, die man nicht ganz von Truppen entblößen kann, wie Gibraltar, Malta und die ionischen Inseln. Im Ganzen haben die verschiedenen Werbe-Depots nicht viel über 3000 Mann zusammengebracht, ein kaum nennenswerthes Product für die Dringlichkeit der Umstände und des Bedürfnisses. Vor der Hand dürfte demnach wohl Niemand davon profitirt haben, als der Unternehmer, früher schleswig-holsteinscher Offizier, der contractlich für jeden Rekruten 50 Thlr., exclusive des Handgeldes, erhält, wofür er nur die Verpflichtung hat, die Ueberfahrtskosten vom Festlande bis nach Helgoland zu bezahlen und eben so die Rückfahrt für diejenigen, welche von dem Arzte nicht diensttauglich befunden werden. Das giebt auf circa 2400 Mann, die seine Agenten angeschafft,

schon eine ganz hübsche Summe. Nach verglichener Aussage verschiedener Personen, die während des letzten Sommers zum Seebade auf Helgoland waren, sind bei weitem die meisten der dort Angeworbenen Preußen, und zwar vorzugsweise kleine Handwerker, die während der beiden letzten Winter nur kümmerlich sich durchgeschlagen und einen dritten sehr viel schwereren Winter in Aussicht hatten. Sehr viele von ihnen waren noch landwehrpflichtig und schienen, im Gespräch wenigstens, keinen Begriff davon zu haben, daß sie sich eigentlich einer schweren Verantwortung und Ahndung aussetzen, wenn sie auf irgend eine Art einmal wieder nach Preußen zurückkommen sollten. Von den Umzüglern und Vagabunden ist hier nicht die Rede, sondern von dem besseren Theile der Auswanderung, an welchem das Vaterland noch etwas verliert. Es klingt fast unglaublich, daß mehrere sonst ganz vernünftige und klarsehende Menschen fest überzeugt sind, die englische Regierung würde Jedem von ihnen, und zwar gleich nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges, 1000 Thlr. auszahlen, mit denen sie dann hingehen könnten, wohin sie wollten. So haben es ihnen die Agenten in den Spelunken des Hamburger Berges versichert. Obgleich sie schon an der nur theilweisen Baarzahlung des Handgeldes — für ein Drittel desselben werden die sogenannten kleinen Montirungsstücke angeschafft — einen Beweis erhalten haben sollten, in wie weit die Versprechungen dieser Agenten verläßlich sind, und obgleich keiner der deutschen Offiziere es versäumt, sie über das wahre Sachverhältniß aufzuklären, so bleiben die Leute doch bei dem einmal vorgefaßten Glauben an die künftigen 1000 Thlr. Die Verpflegung war auf Helgoland vortrefflich, jeden Tag ein Pfund Fleisch pro Mann, auch sonst verhältnißmäßig reichlich und ohne alle Frage sehr viel besser, als die Mehrzahl der Angeworbenen es je dauernd gehabt hat. Auffallend war, daß unter den Neuankommenden selten Trunkenbolde waren, besonders war dies bei Allen bemerklich, die in der preußischen Armee gedient hatten. Statt des Branntweins tranken sie viel Kaffee, und so lange das Handgeld dauerte, vorzugsweise gern Chocolade bei dem Conditor, der sich nun auch schon auf dem Unterlande etablirt. Da die Rekruten ganz nach dem preußischen Reglement einexercirt wurden, so machte es auf die dort anwesenden Badegäste aus Preußen einen eigenthümlichen Eindruck, die Reihen Rothjackiger, oder bei rauhem Wetter mit schwarzen Kragen-Mänteln und schwarzen schottischen Mützen bekleideter Gestalten nach preußischem Commando und preußischen Signalen tummeln zu sehen. Die Offiziere der Legion schienen eben so eifrige als tüchtige Männer zu sein, entschlossen, dem neuen Berufe und neuen Lebenslaufe keine Schande zu machen. So wenig wählig man im Anfange gewesen war, so sehr wurde man es später, und von England aus scheinen ganz bestimmte Anweisungen gekommen zu sein, bei Besetzung der Offizierstellen vor allen Dingen auf den Gentleman zu sehen. Es gab auch in den letzten Wochen allerlei lange und enttäuschte Ge-

sichter unter sehr zuversichtlich angekommenen Offizier-Candidaten. Einige, denen das Geld ausgegangen war, mußten sich bequemen, als Unteroffiziere oder selbst Gemeine einzutreten, allerdings, wie sie hofften, auf Avancement. Von dem Augenblicke aber an, wo sie Handgeld genommen haben, ist ihnen der Weg zum Offizier auf immer abgeschnitten. Man kann zwar als Gentleman Cadet eintreten und von unten auf dienen, muß sich dann aber wie die preußischen Freiwilligen und die österreichischen Ex propriis selbst equipiren und erhalten, das heißt auf demselben Fuße mit den Offizieren leben können. Das fehlte fast allen Offizier-Candidaten, selbst wenn sie schon auf dem Continente Offiziere gewesen waren. Einer der Letztern erschien nie anders am Strande, als in dem preußischen Waffenrocke, aber mit Epauletten, aus denen die Regiments-Nummer herausgetrennt war, doch so, daß man an der helleren Farbe sehr wohl die Zahlen erkennen konnte, wo die Goldstickerei gesessen. Auch er fand kein Engagement — so kann man ja das Verhältniß wohl am besten bezeichnen — und verließ Helgoland mit der Aeußerung: er habe aus London die Weisung erhalten, sich direct im Lager bei Shorncliff zu melden, wo die Compagnie schon auf ihn warte.

Nicht allein aus dem, was Augenzeugen auf Helgoland gesehen, sondern auch aus der Geschichte ähnlicher Unternehmungen läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß diese deutsche Legion in englischem Dienste ihre soldatische Schuldigkeit thun wird. Was aber wird dann aus den Einzelnen, wenn England wie immer nach gemachtem Kriegsgeschäft seine Handlanger verabschiedet? Dann wird es eben wieder dasselbe Lied werden, welches wir nach Schleswig-Holstein und Brasilien gehört. Man wird klagen, daß man beim Hazardspiel verloren hat, aber nicht darüber, daß man Hazard gespielt hat.

Der Theilnahme eines Freundes in Nizza verdanken wir die Uebersendung eines ganzen Convolutes italienischer und französischer Broschüren, die gegenwärtig in Turin und Genua erscheinen und in der That die Zustände des constitutionellen Theiles von Italien in einem bedenklichen Lichte erscheinen lassen. Politische Broschüren sind mehr als Zeitungs-Artikel der vorausgeworfene Schatten nahender Ereignisse und mit Recht hat man sie schon die Sturmvögel der Revolutionen genannt. Von der Heftigkeit, mit welcher diese Broschüren auftreten, hat man g e g e n w ä r t i g in Deutschland keinen Begriff, und das Auffallendste dabei ist, daß nicht eine einzige derselben das conservative Element gegen diese Ueberfluthung mit Aufruhr vertritt. Der Jubel über die Tüchtigkeit der savoyischen Miethstruppen in der Krim ist bei weitem weniger feindlich gegen Rußland, als gegen Oesterreich gerichtet. Unverholen wird die Krim nur als ein Uebungsplatz für künftige Kämpfe gegen

Oesterreich bezeichnet und in den lobenden Rapporten von dort nur ein Beweis gefunden, daß Carlo Alberto ganz Recht gehabt, als er rief: „l'Italia sara da se!“ — In zweiter Linie der Feindlichkeit stehen der König von Neapel und der Papst. Merkwürdig genug, hat auch der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen und sein allerdings nichts weniger als parlamentarisches System keine Gnade in dieser virulenten Broschüren-Literatur gefunden. „Wenn man nur erst mit Oesterreich, Neapel und Kirchenstaat fertig ist, wird man sich der entwürdigenden Abhängigkeit von Frankreich schon zu entziehen wissen!“ Es ist nicht genug, daß man von dem Könige Victor Emanuel fordert, er solle in die Fußtapfen Carlo Alberto's — natürlich doch wohl mit besserem Erfolge — treten, und die Spada d'Italia, welche jetzt so glänzend in der Krimm geschliffen wird, auf's Neue ziehen. Nein! König Victor Emanuel soll sich zu dem Gedanken erheben oder aufschwingen (inalzarsi col pensiero) ein Lafayette oder Washington Italiens zu werden!!! Die Rücksicht auf Krone, fürstliche Geburt und dergleichen Kleinigkeiten werden für zu unbedeutend erklärt, um einem solchen „Aufschwunge“ irgendwie entgegengesetzt werden zu können. Sollte indessen wider Vermuthen Victor Emanuel doch Bedenken tragen, sich an die Spitze eines allgemeinen italienischen Revolutions- und Insurrectionsheeres zu stellen und Manin oder Mazzini oder Brofferio oder Garibaldi in seinen Kriegsrath aufzunehmen, so würde man freilich genöthigt sein, auch ohne ihn fertig zu werden. Merkwürdig genug rechnen fast alle diese Broschüren mehr oder weniger deutlich und zuversichtlich auf die piemontesische Armee, die als vollkommen „freiheitsdurchdrungen“ dargestellt, oder — wir wissen nicht, mit welchem Rechte — angenommen wird. Möglich, daß die Verfasser der Broschüren die sehr natürliche Kampf- und Rachlust der Armee gegen Oesterreich mit allgemein revolutionären Tendenzen verwechseln. Immer bleibt das Factum einer Annahme übergroßer Geneigtheit der Truppen zu einer gewaltsamen Veränderung der gegenwärtigen politischen Gestaltung Italiens unaufhörlich.

Auch dort ist eine „kleine“ Partei das Stichwort und der Vorwand für die leidenschaftlichste revolutionäre Deduction. Sie fällt dort genau mit der kirchlichen oder päpstlichen Partei zusammen. Politisch ist die Aristokratie bereits todt oder schüchtern geschrieen. Nur in der religiösen Ueberzeugung entwickelt die Rechte des Parlaments — so klein sie auch ist — noch einige nachhaltige Widerstandskraft, weil sie in dieser Richtung wenigstens, von dem religiösen Gefühl der Massen einstweilen noch getragen wird.

Man wird nicht läugnen können, daß dem parlamentarischen System in Sardinien seit Jahren die vollste Freiheit gegeben ist, um nun auch etwas auf den Ruinen alles Umgestürzten und Eingerissenen zu schaffen, und was ist der Erfolg? Wenn irgend wo, dann gegenwärtig in

Sardinien das Drängen zu gewaltsamem Umsturz, der Ueberdruß an dem Errungenen, die Enttäuschung über das Verheißene und die Bereitwilligkeit noch weiter zu experimentiren, wie man auf unzweifelhafte Weise den Kreislauf abermals wohl zurücklegen könnte, den seine Nachbarstaaten bereits mehrmals zurückgelegt.



Wappen-Sagen.

Bredow.

In altergrauen Zeiten
Fern im Ardennerland,
Da leistet eine Veste
Gar trutzig Widerstand;
Sie lag auf hohem Felsen,
Sie war in treuer Hut,
Viel edle Ritter sanken
Umsonst vor ihr in's Blut.
Das wurmte tief im Herzen
Dem jungen Edelmann,
Der just vor dieser Veste
Sein Waffenwerk begann.
Bei Tag und Nacht alleine
Umschlich er das Gestein;
Denn eine schwache Stelle
Muß doch zu finden sein!
Und wie er lugt und spähet,
Wenn Alles schlief und schwieg,
Da sah er einen Steinbock,
Der auf zur Veste stieg;
Er sah den Steinbock klettern,
Er merkte jeden Tritt,
Und folgte mit den Augen
Dem Thiere Schritt für Schritt.
Da stand es auf der Höhe
Im hellen Mondenschein,
Der Ritter aber jauchzte:
Nun, Veste, bist du mein!
Und als die Nacht gekommen
Danach zum dritten Mal,
Da regt sich's scheu und leise
Tief unten in dem Thal.

Still aus dem Thal zum Berge
Da klettert's, Mann an Mann,
Auf schmalem Gemsenpfade
Der Ritter keck voran.
So klimmen sie zur Mauer,
Jetzt sind sie dicht davor
Und steigen nun auf Leitern
Zur Zinne kühn empor.
Da ward dem jungen Ritter
Ein schöner, stolzer Sieg,
Die Veste ist gewonnen,
Entschieden ist der Krieg.
Und weil der Bock die Wege
Zum Siege einst gezeigt,
Der Bock im Bredow-Wappen
Noch heute lustig steigt;
Und weil zum Sieg die Leiter
Den Bredow einst geführt,
Drum hat er sich die Leiter
Zum Wappenbild gekürt.
Zu Ehren und zu Würden,
Zu Reichthum und zu Macht
Ist das Geschlecht gestiegen
Durch Rath, durch Kampf und Schlacht.
Die immer aufwärts steigen,
Das Glück ist ihnen hold,
Drum sind die Leitersprossen
Im Wappen auch von Gold.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Zehntes Capitel.

Die Gäste von Grosbois.

Sonnenlicht und Regentropfen um die Wette flossen nieder über die grünenden und blühenden Bosquets und Berceau's, welche die Garten-Bibliothek im Park zu Grosbois, dem feenhaften Landsitze des Directors Barras, umgaben. Dieses geschmackvolle, kleine Gebäude mit seinen drei großen bis zur Erde reichenden Fenstern lag an einem ziemlich großen, ovalen, luftigen Platz, ganz von angenehmen Gebüschen umschlossen. In der Mitte dieses Platzes breitete sich ein länglich runder Rasen aus, dessen Ränder und Ausrundungen mit den duftigsten Blumen und den lieblichsten Sträuchen geschmückt waren. An dem Wege rings herum erhuben neben den Orangen mit ihrem metallisch glänzenden Laub und der vornehm weißen Blüthenpracht Tulipanenbäume ihr dunkles Haupt, mit der Fülle von gelben Blüthen lustig geschmückt; der Mandelbaum zeigte seine wie verschämt erröthende Blüthe neben der dunklen Gluth der rothblühenden Akazie; an die gefällige Kirsche drängte sich der englische Dorn, und darüber rauschten leise die tropfenschweren, von Sonnengold schmal umränderten, Blätter majestätisch prächtiger Platanen.

Der breite bequeme Weg war mit buntem Muschelsand dicht bestreut, und gerade der Garten-Bibliothek gegenüber bildeten weiß blühende, süß duftige Akazien, halb in's Runde gepflanzt, eine Laube oder Nische, in welcher weiße Marmorbänke zum Ausruhen einluden, zum Ausruhen

und zum behaglichen Genießen der heitern Fernsicht, die man durch das blühende Fenster in der grünen Rückwand der Laube hatte. Da hatte der in der Nische Ausruhende zunächst einen hohen Schwibbogen vor sich, um dessen Fuß ein klares Wasser sprudelte und fernhin blinkte, und weiter hin sah das Auge, wie ein Bild von dem Schwibbogen eingerahmt, einen Theil der Landstraße nach Paris, ein Dorf mit Kirche, das jenseit derselben lag, einen hügelwärts ansteigenden Wald endlich, der den Hintergrund des anmuthigen Landschaftsgemäldes bildete.

In der kühlen Vorhalle des Bibliothek-Pavillons lag auf einer in antiker Form ausgeführten Ruhebank auf weichen Kissen ein junger Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren; aber obgleich er durch die offene Thür der Vorhalle und das in einer Linie liegende Fenster hindurch in der Akazienlaube die schönste Fernsicht hätte genießen können, so blieb sein braunes Auge doch halb geschlossen, und das bleichgelbe Gesicht mit den gar nicht unschönen, aber etwas schlaffen Zügen trug den verdrießlichen Doppelstempel der Erwartung und der langen Weile.

Draußen war ein feuchtwarmer Sommermittag, in der Vorhalle aber herrschte behagliche Kühlung, und nur die allerübelste Laune konnte den schlanken, jungen Mann, wenn er denn wirklich zu bequem war, seine Augen zu der schönen Aussicht aufzuheben, abhalten, die beiden reizenden Statuen vom zartesten Alabaster zu bewundern, die rechts und links die Thür zur eigentlichen Bibliothek bewachten. Rechts stand ein Bacchant, ein Bocksfell um die Schulter, einen leeren Becher lustig schwingend, links eine Bacchantin, von sinnlicher Schönheit strotzend, in wollüstig lockender und zugleich reizend neckender Stellung, dem Bacchanten eine große Traube zeigend.

Das mußte eine seltsame Bibliothek sein, der man ein solches Paar zu Thürhütern gegeben, und in der That soll der mächtige Dictator der Republik weit häufiger mit seinen Freunden in diesen Räumen gezecht als einsam studirt und gelesen haben.

Der bunte Muschelsand knisterte leise unter raschen, leichten Tritten. Der junge Mann richtete sich ein wenig auf, dann murmelte er: „Endlich, ein Glück, daß sie ihren Sohn nicht bei sich hat. Der Teufel weiß, wie es zugeht, daß mich das ernste, vornehme Wesen dieses Jungen immer belästigt; mit dem kleinen Mädchen werde ich schon besser fertig!“

Eine sehr einfach in weiß, aber trotzdem ausgesucht elegant, gekleidete Dame trat in die Vorhalle. An ihrem schönen, bloßen Arme trug sie ein leichtes Körbchen; ein sauberer Strohhut beschattete ein zartes Gesicht, das nicht mehr ganz jugendlich war, das aber einen ungemein angenehmen Eindruck machte durch die Güte, die Heiterkeit und die Sorglosigkeit, die sich in demselben aussprachen.

Bei ihrem Eintritt erhob sich der junge Mann ganz und sagte sehr wenig verbindlich: „Sie haben mich hier etwas lange auf Ihre Befehle warten lassen, meine schöne Schwägerin!“

Es flog eine Wolke über das Gesicht der Dame, und rasch erwiederte sie: „Ihr Bonaparten seid doch die ungalantesten Männer, die mir je begegnet. Der Eine findet selbst neben der Eroberung Aegyptens noch immer Zeit, mir unfreundliche Briefe zu schreiben, und Sie, Lucian, den ich immer noch für den Besten gehalten, Sie sind unartig, weil ich Sie ein wenig warten ließ. Doch kommen Sie, ich habe heute keine Zeit zum Schmählen, ich muß mit Ihnen reden!"

Josephine von Tascher de la Pagerie, Wittwe des guillotinirten Marquis von Beauharnais und Gemahlin des Generals Napoleon Bonaparte, dessen Kriegsruhm bereits die Welt erfüllte, öffnete die Thür zur Bibliothek und trat ein. Der Armeelieferant Lucian Bonaparte, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, folgte seiner Schwägerin und schloß die Thür hinter sich.

Josephine lehnte sich leicht an den großen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, das creolische Blut wallte in ihr, ihr Busen hob und senkte sich rasch, ihr Auge flammte. Lucian Bonaparte warf einen halb verdrießlichen, halb bewundernden Blick auf die schöne Frau seines Bruders, dann gab er sich das Ansehen, als betrachte er die Marmorbüsten der Könige der Literatur aufmerksam, welche auf den Bücherschränken ringsumher standen.

„Hier, sehen Sie mich an", sagte Josephine herrisch, „und leugnen Sie, wenn Sie den Muth dazu haben, daß Sie mich seit längerer Zeit auf das Unwürdigste betrogen haben?"

Ueberrascht blickte Lucian seine Schwägerin an.

„Wissen Sie etwa nicht," fragte Josephine höhnisch, aber ihre Stimme dämpfend, „daß Napoleon auf dem Rückwege nach Frankreich ist?"

Die Röthe freudiger Ueberraschung zog über das Gesicht Lucian's: „Ha, endlich!" rief er rasch, dann setzte er ruhiger hinzu: „Ist das sicher, schöne Schwägerin? Woher wissen Sie es? Hat er Ihnen geschrieben? Lassen Sie Ihren Argwohn, ich habe Napoleon's Rückkehr gewünscht und ersehnt, aber von Ihnen erfahre ich das erste Wort. Ich habe ihn gerufen, ich habe ihm zwanzig Briefe geschrieben, aber nie eine Zeile Antwort erhalten!"

Josephine war viel zu klug, um nicht zu begreifen, daß Lucian's Freude ungeheuchelt war, und eben so versöhnlich als heftig, reichte Sie dem jungen Manne ihre Hand und sagte: „Dann verzeihen Sie mir, Sie gehören also gleich mir zu denen, die man von zwei Seiten her zu betrügen, oder wenigstens im Unklaren zu halten trachtet!"

„Aber so sprechen Sie doch," drängte Lucian, „sagen Sie mir . . ."

„Mein Gott," rief Josephine, „wo soll ich anfangen? Nun, Barras unterhandelt ins Geheim mit dem Grafen von Provence . . ."

Lucian machte eine ablehnende Geberde.

„Sie sind ungläubig," fuhr Josephine fort, „werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß der Baron von Batz vor etwa sechs Wochen ganz in aller Stille nach Paris gekommen und hier in Grosbois, ja hier an dieser Stelle, in diesem Pavillon mehrfache Unterredungen mit Barras gehabt hat? Was der Gegenstand dieser Unterredungen gewesen, kann ich Ihnen freilich nicht sagen, aber ich dächte, die royalistischen Schilderhebungen im Süden, das Wiederaufleben der Chouannerie im Westen, müßten selbst dem Rath der Fünfhundert die Ueberzeugung geben, daß die Royalisten nicht gedenken, die hülflose Lage der Republik ungenutzt zu lassen. Ich sage Ihnen, es handelt sich in allem Erst um die Herstellung des Bourbonischen Königthums!"

„Um so nothwendiger ist es, daß Napoleon kommt!" murmelte Lucian.

„Ja, es ist nothwendig, und er kommt," versicherte Josephine, „ich weiß es bestimmt, daß er bereits auf dem Rückwege ist, denn Barras hat gestern David Monnier, der sein Agent bei dem Grafen von Provence ist, neue Instructionen gegeben; er trägt ihm auf, zu gleicher Zeit die Action der Royalisten so viel als möglich zu beschleunigen, aber auch ihn, den Director, so viel als möglich zu schonen, denn glücke es den Royalisten nicht, durch rasches, energisches Handeln große Erfolge zu erringen, so sei er gezwungen, mit Sieyes gemeinsam zu operiren, der den General Bonaparte zurückgerufen habe und die Nachricht von dessen Landung täglich erwarte."

„Also Sieyes?" sagte Lucian nachdenklich, „ja, Napoleon allein kann hier helfen, obgleich ich wollte, es wäre dem nicht so!"

„Was meinen Sie?"

„Ach, Sie kennen meinen Bruder noch nicht!" seufzte Lucian, der in diesem Augenblick vielleicht offenherziger war, als er die Absicht hatte, zu sein.

Josephine sah ihren Schwager einen Augenblick an, dann schüttelte sie leicht mit dem Kopfe und fuhr fort: „Offenbar fürchtet Barras, daß Napoleon, wenn er Herr der Situation ist, mit dem Grafen von Provence unterhandelt, und daß ihm dann ein weniger glänzendes Loos zu Theil wird."

„Wie wenig kennt Barras meinen Bruder!"

„Sieyes," sprach Josephine ärgerlich weiter, „soll bereits eine neue Verfassung fertig haben, in der er natürlich die Hauptperson ist."

„Auch dieser kluge Ränkemacher dürfte sich garstig irren in Napoleon!"

„Aber sagen Sie," rief nun Josephine heftig, „ist Napoleon denn in Aegypten völlig zur räthselhaften Sphynx geworden? Wir Alle kennen ihn nicht, wie Sie sagen. Was ist denn so Geheimnißvolles in ihm?"

„Sie wissen recht gut, liebe Schwägerin," antwortete Lucian ernst, „daß Sie Napoleon nicht kennen; Sie haben oft genug schon sein un-

berechenbares Wesen beweint; ich glaube eine Ahnung von dem zu haben, was ihn räthselhaft und geheimnißvoll macht!"

„Mein Gott, nun fangen Sie selbst an, in Räthseln zu sprechen. Was will Napoleon denn?"

„Alles!" entgegnete Lucian, „wenn ich mich nicht sehr täusche!"

„Alles!" rief Josephine lebhaft, „was heißt das?"

„Was das heißt? Sie wollen Napoleon kennen und fragen so? Das heißt unter Anderm: er will Sie zur Königin von Frankreich machen!"

Josephine zuckte bei dieser Antwort zusammen, wie von einem Blitz getroffen, obwohl dieselbe ihr nicht ganz unerwartet kam, denn sie hatte immerhin eine dunkle Ahnung von den riesenhaften Plänen ihres Gemahls, und die halben Worte Lucian's hatten sie vorbereitet.

Die schöne Frau war in heftiger Aufregung, und sie erschien in derselben dem jungen Lucian doppelt schön.

„Man hat mir schon in Westindien, als ich noch ein Kind war, eine Krone prophezeit!" flüsterte Josephine, und ihre Züge verriethen, mit welcher Wonne der Gedanke an die Krone ihr Herz erfüllte.

„Meine arme Schwägerin," sagte Lucian herzlich und mit bewegter Stimme, „ich fürchte, daß Sie die Krone nicht glücklich machen wird. Napoleon ist überhaupt nicht der Mann, der eine Frau glücklich macht!" setzte er leiser hinzu.

Josephine, mit sich selbst und ihrem Kronentraum beschäftigt, hörte den jungen Mann gar nicht, der sich plötzlich zusammennahm, seiner Schwägerin den Arm bot und bitter lächelnd rief: „Fassen Sie sich, theuerste Josephine, ist der Schritt so groß? sind Sie denn nicht schon jetzt eine Königin? eine Königin der Herzen? nehmen Sie meinen Arm und gestatten Sie mir, Sie in das Schloß zurückzuführen; ich gehe sofort nach Paris."

Zögernd legte Josephine ihren Arm in den Lucian's; sie gingen hinaus und sprachen beide nicht, denn sie waren mit ihren Gedanken beschäftigt.

Die Sonne stand hoch am Himmel, ihr heller Strahl hatte die Frühregentropfen aus allen Blumenkelchen, von allen Blättern geküßt; dennoch war es gar anmuthig im Freien, denn ein frischer Hauch wehte erquicklich durch die Haine des Lustsitzes.

In seiner Ungeduld, Grosbois zu verlassen, wählte Lucian den nächsten Weg zum Schloß, raschen Schrittes wandelnd, die immer noch träumerische Gemahlin seines Bruders am Arme mit sich fortziehend. Seine Ungeduld spielte ihm einen bösen Streich, denn um eine hohe Hecke biegend stand er plötzlich vor dem Herrn dieser Zaubergärten, vor dem Director Barras und seiner Gesellschaft.

Der Director machte seine große Tour, wie er das zu nennen pflegte, durch den Park, um seinem Appetit denjenigen Grad von Stärke

zu geben, den der Reichthum und die Ausgesuchtheit seiner Mittagstafel erforderten.

„Bei dem Siegerschwert Ihres großen Bruders, lieber Lucian," rief der Director, in seiner gewohnten Weise übermüthig scherzend, „ich würde Sie hassen, wenn Sie nicht eine von den fünfhundert festen Säulen wären, auf denen Frankreichs Größe ruht! Oh, Lucian, warum haben Sie uns den schönsten Stern unserer Gesellschaft entführt?"

Damit nahm der Director ohne Weiteres Josephinen's Arm und überließ es Lucian, sich eine andere Dame zu suchen.

Widerstreben war unmöglich, denn auch das Directorium, so lüderlich formlos in ernsten Dingen, hatte seine Etiquette, und innerlich fluchend gab Lucian der ersten besten Dame seinen Arm und folgte dem in heiterm Geplauder mit Josephine voranschreitenden Barras. Erst als er einige Schritte gegangen, bemerkte Lucian, daß die Dame, die er führte, seine eigene Frau war. Verdrießlich durch die Störung schon, schaute Lucian unmuthig in das bleiche, ernste, kränkliche Gesicht seiner Frau.

Von allen Frauen in ganz Frankreich liebte Lucian seine eigene Frau am wenigsten; traurig für ihn und die arme Frau, aber erklärlich genug, denn er hatte sie einst geheirathet, um seine Anhänglichkeit an Grundsätze zu beweisen, die er jetzt nicht mehr bekannte. Als Lucian im Jahre 1793 Magazin-Verwalter zu Saint-Maximin war und zugleich den kleinen Robespierre der kleinen Stadt spielte, machte er die Bekanntschaft des Gastwirths Boyer, der ein wüthender Demokrat und begeisterter Verehrer von Lucian's Rednertalenten war. Christine Boyer, des Gastwirths Tochter, ein sanftes, hübsches Mädchen, reizte ihn, sie war unbestritten die erste Schönheit des kleinen Ortes, und der Magazin-Verwalter errang bald die Liebe der Gastwirthstochter. Als nun Lucian einst mit vielem Feuer im Jacobiner-Club von der Gleichheit sprach, redete ihn der ehrliche Boyer, der dort niemals unter seinen Bewunderern fehlte, in der damals herrschenden Weise also an: „Du hast die Gleichheit wundervoll bewiesen, Bürger. Wenn wir nun Alle gleich sind, warum heirathest Du denn meine Tochter nicht? Denkst Du, daß ich es nicht gesehen habe, wie Du sie gestern an der Gartenthür umarmt und geküßt hast, wie sie Dich wieder küßte und wie ihr Euch dabei alle Beide ziemlich wohl zu befinden schienet? Wenn Du wirklich eben so fest an die Gleichheit glaubst, wie Du sie feurig predigst, so kannst Du nicht länger Anstand nehmen, meine Tochter zu heirathen!" Diese Anrede, in offener Clubsitzung vor vielen Jacobinern gehalten, bestürzte den jungen Lucian, aber er mußte seinen revolutionären Ruf aufrecht erhalten und auch einmal durch das Beispiel predigen. Er nahm die Hand des alten Boyer, der ein eben so kluger Vater, als eifriger Demokrat war, drückte sie lebhaft und rief: „Wohlan, ich heirathe Deine Tochter!" So wurde Christine Boyer die Frau Lucian Bona-

parte's, aber seine Liebe verlor sie an demselben Tage, an welchem er sie heirathen mußte, und je höher er im Staate, erst durch die Thätigkeit und den Ruhm seines Bruders, dann durch seine eigenen Talente stieg, desto lästiger wurde ihm die Frau, die immer ein sanftes, stilles, unbedeutendes Wesen blieb, unfähig weiterer Bildung und stets unglücklich in den fremden Umgebungen.

Man weiß nicht, ob Christine Boyer sich verletzt und gekränkt gefühlt hat durch die zahlreichen Beweise von Gleichgültigkeit und Untreue, die ihr Lucian fortwährend gab. Beklagt hat sich die blasse, traurige Frau nie; der tiefe Respect, den sie vor ihrem Gemahl hegte, verbot ihr das wohl. Seit ihrer ersten Niederkunft war sie immer krank und wurde täglich bleicher und trauriger.

Zwei, drei Mal öffnete Lucian den Mund und war im Begriff, seine üble Laune an seiner Frau auszulassen; aber er schwieg immer wieder, denn Christine sah gar zu traurig aus, und in einer halb mitleidigen, halb neugierigen Anwandlung fragte er leise: „Was fehlt Ihnen? Sind Sie unwohl, Madame?“

Christine erröthete, eine Thräne trat in ihr Auge, mühsam unterdrückte sie ihre Bewegung. Das Schmerzlichste, was der armen Frau begegnen konnte, ja, das Einzige fast, was ihre Sanftmuth auf eine harte Probe zu stellen schien, war der vornehme, kalt höfliche Gesellschaftston, den alle Bonaparten sich anzueignen strebten, seitdem ihr Bruder so viel und sie wenigstens etwas geworden waren.

Lucian fürchtete nichts mehr, als Barras' schonungslosen Spott, und hastig einlenkend flüsterte er: „Weine doch nur nicht, liebe Christine, ich spreche ja nicht so, um Dich zu kränken. Du weißt, daß unsere Stellung Opfer heischt. Sage mir, was Dir fehlt, ich möchte Dich gerne heiter sehen!“

Christine war vollkommen befriedigt, die freundlichen Worte Lucian's thaten ihr wohl, sie hatte kein Gehör für die vollendete innere Gleichgültigkeit, die sich deutlich genug in denselben aussprach, sie hatte keinen Begriff davon, daß Lucian lediglich nur darum sie heiter zu sehen wünschte, weil ihr trauriges Gesicht ihm unbequem war, und zutraulich antwortete sie: „Ich habe einen bösen Traum gehabt, Lucian!“

Der junge Mann zitterte innerlich vor Aerger und in einer Art von Ironie sagte er: „In der That, wirklich einen bösen Traum? Laß doch hören, liebe Christine!“

Es lag eine schneidende Ironie in dem „liebe Christine“; aber die gute Frau bemerkte sie nicht und entgegnete eifrig: „Ich sah Dich auf einem großen schwarzen Pferde sitzen, Du rittest von dannen, langsam, ganz langsam, und doch konnte ich Dir nicht nachkommen, denn immer hielten mich die Menschen fest, die Dein schwarzes Pferd vorwärtsschreitend zu Boden warf; ich schrie, aber Du hörtest mich nicht, o Lucian, Du hörtest mich nicht!“

„Alberne Gans!“ murmelte Lucian zwischen den Zähnen. Es war eine große Erleichterung für ihn, daß Barras in diesem Augenblicke rief: „Lieber Lucian, wir wollen durch das Labyrinth wandern, Sie sind wohl hier unser bester Führer, denn ich weiß, daß Sie sich selbst im Finstern in demselben zurechtzufinden wissen!“

Lucian biß sich auf die Lippen und warf unwillkürlich einen raschen Blick auf Madame Gohier, die erröthend die Augen niederschlug.

„Oh!“ flüsterte der Director Josephinen zu, „jetzt weiß ich auch, wer die Dame gewesen, mit der unser Fünfhundertmann gestern Abend hier lustwandelte!“

„Ich auch!“ lächelte Josephine, der kleine Liebesintriguen stets ausnehmendes Vergnügen machten.

Lucian nahm sich zusammen. „Man verirrt sich bei dem blendenden Lichte des Tages vielleicht öfter,“ sagte er, „als bei dem Dunkel der Nacht, und das Labyrinth scheint mir nichts Anderes zu sein, als eine Allegorie, die uns lehrt, wie nützlich es ist, so früh als möglich Bekanntschaften zu machen, die das Nachdenken über die zu verfolgende Bahn wecken, durch klugen Rath vor verderblichen Verirrungen warnen und uns durch ihr Beispiel überzeugen, wie auch die rauhesten, verworrensten, gefährlichsten Wege, wenn nur Klugheit und Geduld nicht ermüden, am Ende durch eine verborgene Wendung zum Glücke führen!“

Josephine gähnte ein wenig und Barras rief: „Sie reden, als ständen sie auf der Tribune der Fünfhundert; führen Sie uns eben so glücklich durch das Labyrinth, wie Ihr Bruder die Armee über die Alpen führte!“

Lucian verbeugte sich leicht und schritt voran auf einem schmalen Wege, der zur linken Hand in eine von düstern Tannen und Pinien beschattete Felsenpartie gehauen war.

Dieser Weg führte zunächst in ein kühles, fast ganz dunkeles Rondel, in welchem man unter dem dichten Laub kaum etwas anderes sah, als drei weiße Marmorbüsten, welche in Nischen über steinernen Ruhebänken angebracht waren.

Die erste dieser Büsten war die Voltaire's; unter derselben stand mit goldenen Buchstaben: „Wandle meines Geistes Bahnen!“

„Etwas viel verlangt!“ bemerkte Barras, „denn die Bahn ist hinter der Nische zu Ende und ohne Flügel aufwärts zu kommen, ist etwas schwierig.“

Die zweite Büste war die Rousseau's; die Inschrift lautete: „Ich führe den Wollüstling zum wahren Genuß!“

„Das ist gut,“ sagte Barras leise zu Josephine, „denn hinter dem alten Schäfer führt der Weg zu meinem Eiskeller!“

Als Lucian an die dritte Büste trat, um die Inschrift zu lesen, fuhr er betroffen zurück, denn Diderot's Büste, die gestern noch hier gestanden, war verschwunden, eine andere stand an ihrer Stelle.

Lucian war überrascht und schwieg.

„Ah!" rief Barras, „kennen Sie die Züge dieses großen Mannes nicht? Vielleicht sind dieselben Ihnen bekannter, schöne Dame?" setzte er hinzu, Josephine vorführend.

Diese schrie laut auf, denn es war die Büste des Generals Bonaparte, ihres Gemahls, und darunter stand: „Hilf Dir selbst, wie ich mir selbst geholfen habe!"

Josephine war nie unempfindlich gegen Huldigungen; sie warf Barras einen Blick zu, durch den sich der Director reich belohnt gefühlt haben müßte, wenn er überhaupt zu jenen schwindelnd hochmüthigen oder auch rührend bescheidenen Naturen gehört hätte, die sich durch Blicke belohnt und beglückt fühlen.

„Nun, was sagen Sie, Lucian?" rief Barras.

„Ich sage, daß die Republik einen sehr galanten Director hat!"

„Jetzt weiß ich, daß es ganz aus ist zwischen Barras und Madame Josephine!" sagte Madame Gohier leise zu ihrem Gemahl, der zufällig in der Dämmerung an ihre Seite gerathen war.

„Woher wissen Sie das?" fragte Gohier, der vor kurzer Zeit Barras' College im Directorium geworden war.

„Barras ist immer nur galant gegen Damen, die er ganz und für immer verlassen hat!" versetzte die unvorsichtige Frau arglos.

Gohier faßte ihren zarten Arm mit einem grimmigen Druck und murmelte ingrimmig: „Elende, Sie reden aus Erfahrung, denn gegen welche Dame war Barras vor einiger Zeit galanter als gegen Sie?"

„Vorwärts, Lucian!" rief Barras in dem Augenblick heiter, „hier wie draußen hat Frankreich nur einen Weg aus dem Labyrinth, den Weg, den ihm der große Feldherr Bonaparte zeigt!"

„Es giebt wirklich keinen anderen Weg, der uns weiter führt; ich habe schon mehrmals das Labyrinth durchwandert!" rief ein junger Obrist mit einem Arm.

Die Gesellschaft verfolgte unter Lucian's Führung einen ziemlich unebenen Weg, der sich immer tiefer in die Felsenwände hinein schlängelte. Endlich stand man unter einem Bogen, an dem man die Warnung las: „Wähle, Wanderer, Deinen Weg mit Vorsicht!"

Die Anlage war meisterhaft. Der Gesellschaft, namentlich der Damen, bemächtigte sich in der That, wenn auch gerade keine Angst, so doch eine gewisse Schüchternheit. Der Weg wurde rauher und rauher, er bog oft hart um scharfe Ecken, hier und da drohten gewaltige Felsenstücke herabzustürzen; dann führten steile, rauhe Stufen aufwärts in einen engen Hohlweg, der nach vielfach veränderter Richtung sich wieder erweiterte und zu einem Gewölbe leitete, in welchem eine weiße Marmortafel prangte, auf welcher mit goldener Schrift stand: „Hier wird die Wahl schwer, aber entscheidend!" Zu beiden Seiten waren Ruhesitze angebracht.

Die Gesellschaft betrat dieses hohe und breite Gewölbe, in das durch eine Seitenöffnung ein helles Licht fiel, welches schon von ferne eine im Hintergrunde befindliche weiße Statue sichtbar machte.

Es war eine Gyps-Statue der Leda mit dem Schwane.

Die Gesellschaft trat näher; Josephine erröthete und Barras weidete sich an ihrem Erröthen; die Leda trug die Züge der schönen Frau des großen Generals.

Jeder bemerkte es, aber Niemand sagte ein lautes Wort.

Lucian machte die Damen jetzt auf eine Tafel aufmerksam, die sich neben der Seitenöffnung befand, durch welche das Licht einfiel.

Auf dieser Tafel stand: „Kehre bald wieder zurück!"

Die Damen, welche näher traten und durch die Oeffnung blickten, fuhren erschreckt zurück, denn dicht unter ihren Füßen gähnte ein tiefer Abgrund, aus dem zackige Felstrümmer emporstarrten.

Dieses Werk verdiente wirklich die Bewunderung der Besucher.

Indeß führte Lucian die Gesellschaft zurück bis fast in die Mitte des Gewölbes zu einem dunkeln, engen Seitengang, an dem sie zuvor achtlos vorübergegangen; mit wirklichem Zagen betraten ihn die Damen, denn der Boden war uneben, die Decke schien den Einsturz zu drohen und die Wände sahen feucht und schmutzig aus. Auch dieser Gang wurde durchschritten, man kam in ein finsteres Cypressen-Gebüsch und trat dann plötzlich hinaus auf einen sonnigen, lustigen Rasenplatz. Ueber die Bäume des nächsten Bosquets ragten die weißen Mauern des Schlosses.

„Ich habe Sie glücklich durch das Labyrinth geleitet, ich bitte um meinen Führerlohn, schöne Damen!" rief Lucian heiter.

Er empfing manchen Kuß von schönen Lippen ohne Sträuben.

„Man beeile sich mit der Toilette!" verkündete Barras mit Stentorstimme. „Sie kennen das Gesetz von Grosbois, auf die Damen wird eine Viertelstunde gewartet, auf die Herren gar nicht, und wir haben nur noch wenige Minuten bis zur Tafelstunde!"

„Und wenn der Director der Republik hungert, ist er gar nicht galant!" entgegnete Lucian.

„Er scheint immer nur galant zu sein, wenn er satt ist!" brummte Gohier seiner Frau zu, die leichtfüßig davoneilte.

Die Gesellschaft zerstreute sich, Barras und Lucian standen allein an dem Blumen-Parterre, das halbkreisförmig sich vor dem Portal des Schlosses hinstreckte.

„Ist das nicht ein hübsches Labyrinth?" fragte Barras.

„Der Minotaurus fehlte darin, obgleich an Ariadnen kein Mangel war!" entgegnete Lucian.

„Nun", lachte der Director, „Hörnerträger gab's genug!"

„In der That," rief Lucian, in das Lachen heiter einstimmend, „die Herren gehörten alle dieser Zunft an, den ersten Director der Republik und mich selbst ausgenommen!"

„Sie vergessen zwei andere!" versetzte Barras boshaft.

Lucian sah den Director überrascht an. Dieser fuhr fort: „Nun, Voltaire war unverheirathet, wie ich, und Rousseau's Therese war eben so anspruchslos wie Madame Lucian Bonaparte!"

Lucian fuhr zusammen vor der colossalen Unverschämtheit dieser boshaften Bemerkung, die ihn selbst hart, noch härter aber seinen Bruder Napoleon traf, dessen Büste neben denen Voltaire's und Rousseau's stand.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Director," sagte er halb drohend, „mein Bruder Napoleon läßt sich nicht so leicht in einen schattigen Winkel stellen, wie seine Büste!"

„Lieber Lucian," entgegnete Barras mit dem Hohnlächeln der Ueberlegenheit, „Sie können unmöglich glauben, daß ich, der ich Ihren großen Bruder aus der Dunkelheit gezogen, die Absicht haben kann, ihn in den Schatten zu stellen; ich würde ja dadurch mein eigenes Verdienst, vielleicht das einzige, das ich um Frankreich habe, in den Schatten stellen. Darum handelt es sich hier auch gar nicht, sondern um die alte Anhänglichkeit, die ich für Ihre schöne Schwägerin habe, und meinen Sie, daß dieselbe Ihrem Herrn Bruder ein Geheimniß ist, oder je war?"

Barras sagte das Alles in einem so geringschätzig herablassenden, so verletzend gütigen Tone, daß Lucian sein Blut kochen fühlte, zugleich aber wurde ihm klar, daß Barras einen bestimmten Zweck verfolge, denn das war des Directors Art sonst nicht. Er sagte sich, der Director müsse einen unbestimmten Verdacht hegen gegen Josephine, gegen ihn, er argwöhne vielleicht, daß er belauscht sei, daß Josephine vielleicht das Geheimniß der Rückkehr Napoleon's erlauscht und es ihm mitgetheilt habe; im raschen Zuge der Gedanken wurde es ihm zur Gewißheit, daß ihn der Director reizen wolle, sich zu verrathen, und er war vom Moment an doppelt auf seiner Hut vor dem feinen Intriganten. Er nahm sich zusammen und entgegnete mit ganz gut gespielter Entrüstung: „Ich habe mich nie in die Geheimnisse meines Bruders Napoleon eingedrängt, ich bin nicht der Richter seiner Handlungen, aber ich weiß, daß ich die Pflicht habe, ihn und die Ehre seiner Frau zu vertheidigen, so lange er so viele Tausend Meilen von uns entfernt ist und in fernen Welttheilen Krieg führt!"

„Gut gespielt," sagte Barras zu sich selbst, „aber sie hat mich doch belauscht und verrathen!"

Der Director wußte, was er wissen wollte; der junge Mann war dem alten Intriganten lange nicht fein genug. Die geflissentliche Erwähnung der weiten Entfernung Napoleon's verrieth dem Director, daß Lucian Wissenschaft habe von der nahen Rückkehr seines Bruders und daß er diese Wissenschaft verbergen wolle. Hätte er keine Kenntniß von der Rückkehr Napoleons, so hätte er mit derselben gedroht und nicht mit einer Romantik geprunkt, die seinem Wesen ganz fremd war.

Die beiden Männer sahen sich schweigend eine Weile an, dann sagte Barras leicht: „Lieber Lucian, Sie müssen mich ganz und durchaus mißverstanden haben, Sie dürfen und können bei mir gar nicht die Absicht voraussetzen, Ihres Bruders Ehre zu kränken, aber ich denke, ein Scherz über Frauen ist unter uns Lebemännern erlaubt; seit wann sind Sie denn so difficil in diesem Punkte?"

Lucian fühlte sich geschlagen; er war ärgerlich.

„Lassen Sie uns Frieden machen, lieber Lucian", fuhr Barras lächelnd fort und streckte, wie das seine Art war, den jungen Mann den Zeigefinger seiner rechten Hand entgegen.

„Friede", entgegnete Lucian sich zusammennehmend und drückte Barras' Finger leise.

Die Tischglocke läutete. —

„Auf Wiedersehen bei Tafel!" rief Barras und ging ins Schloß, den Bruder Napoleon's freundlich einen Gruß zuwinkend.

„Alter Fuchs!" zürnte Lucian, innerlich mit sich selbst scheltend, denn er hatte ein leises Bewußtsein seiner Niederlage, hinter dem Director her. Dann ging er selbst, sich zur Tafel umzukleiden.

Wohl dachte er daran, daß er eigentlich nach Paris müsse, daß es noth thue, sich mit Sieyes zu verständigen; aber er hatte zwei Gründe zu bleiben, die luxuriöse Fülle der Tafel des Directors und die pikante Fülle der Madame Gohier. In dieser Beziehung war Lucian sehr bald Grandseigneur geworden, freilich hatte er dabei vergessen, daß bei dem ächten Grandseigneur das Vergnügen erst nach der Pflicht kommt — aber hatte er denn eigentlich die Pflicht, seinem Bruder Napoleon zu helfen? Es war immer eine Stimme in ihm, die ihm zuflüsterte, er habe seinen unversöhnlichsten Feind in seinem Bruder Napoleon.

In dem Augenblick, in welchem die Tischglocke zum dritten Male läutete, trat Barras in den Speisesaal, wohl frisirt und gepudert im altfranzösischen Gallakleide. Der Director war ein pünktlicher und genauer Herr in diesen Dingen, und obwohl er Diener hatte, auf die er sich verlassen konnte, war er doch gewohnt, in eigener Person seine Tafel zu inspiciren, bevor er in das Nebenzimmer trat, wo sich die Gesellschaft zu versammeln pflegte, und seine Gäste einlud, ihm zur Tafel zu folgen.

Der Speisesaal in Grosbois ging durch zwei Etagen des Schlosses und war von beträchtlicher Höhe und großer räumlicher Ausdehnung. Unten wurde er nur durch zwei Fenster, die eine reizende Aussicht auf einen ziemlich bedeutenden See boten, erhellt, oben waren ebenfalls nur zwei Fenster, eins ging nach dem See, das andere nach dem Schloßhof. Zwischen den beiden Fenstern war der Haupteingang; auf jeder der schmalen Seiten befand sich zwischen zwei Thüren ein Kamin. Die Wände waren mit vier großen und sechs kleineren Gemälden geziert und mit allerhand Marmorarten ausgesetzt. Das Fries bildeten bronzeartig

gemalte Grotesken mit Armleuchtern von Bronze. Ueber das Fries sprang eine Corniche von Gyps mit Blattwerk geschmückt hervor. In den vier Ecken der Decke sah man die vier Jahreszeiten al fresco. Den Raum zwischen den Gemälden füllten viereckige Cassetoni mit Rosen. Die Gemälde stellten den Triumphzug des Bacchus und der Ariadne, die Fabel des Cyklopen Polyphem und andere Gegenstände aus der Mythologie dar. Es waren lauter sehr verdienstliche Copieen nach Annibal Caracci in der Gallerie des Pallastes Farnese zu Rom. Eins von den vier kleineren Bildern war das Lieblingsstück des Directors; es stellte Anchises dar, der Venus die Sandalen abbindend, und Barras kam nie in den Saal, ohne einige Minuten bewundernd vor dem Bilde stehen zu bleiben, das namentlich in Bezug auf die Färbung ein wirkliches Meisterstück genannt zu werden verdiente. Gewöhnlich declamirte er dann begeistert die Verse aus Homer's Hymnus an Venus, die das Lächeln liebende Cypris, welche den schönen Anchises auf dem Ida besuchte.

Die Kamine waren von weißem Marmor, inwendig mit Porphyr ausgelegt und mit einem Aufsatz von Bronze versehen. Darauf standen verschiedene antike Statuetten, ein Marc Aurel zu Pferd, ein Faun, die Farnesische Flora und verschiedene prächtige Vasen.

Die beiden Seitentischchen von giallo antico trugen zwei antike Marmorbüsten von Lucius Verus und Marcus Aurelius.

Mit wahrhaft fürstlicher Pracht und keineswegs schlechtem Geschmack war der ganze Saal arrangirt.

Die Schänktische zeigten des blanken Silbers und des funkelnden Goldes die Fülle, die Tafel selbst aber war geschmückt mit farbenprächtigem Blumenüberfluß, unter dem der blendendweiße Tafelaufsatz von altem Meißener Porcellan sich fast verlor.

Noch einen letzten Blick warf Barras auf die Tafel, zufrieden lächelnd ging er nach der Thüre, er öffnete sie selbst, und mit freundlich-herablassendem Wort lud er seine Gesellschaft, die im Nebenzimmer versammelt war, einzutreten und Platz zu nehmen.

Er nickte Lucian Bonaparte zu, der eben eintrat: „Führen Sie zur Ehrenstelle Ihres großen Bruders schöne Gattin!" rief er und bot dann seinen Arm der bleichen Christine, Lucian's Gemahlin.

Der arme Lucian, er nahm es als eine Ehre, daß der Director seine Gattin führte, und also nahmen es neidisch auch die Andern. Das wollte Barras. Im Innern aber lächelt' er des Truges, denn ihm war nichts bei Tafel mehr zuwider, als Unterhaltung mit den Frauen, er wollte ganz und voll genießen, was ihm sein Koch und dessen Kunst darbot. Die bleiche, stille Frau Christine war ihm bei Tafel lieber als die schönste. Er war zufrieden mit dem Platze, den er sich gesichert, zur Rechten Lucian's Gemahlin, zur Linken Niemand, — so liebte es der Director, — der Verkehr ihm offen mit seinem Koch und seinem Kellermeister.

Auch Lucian war mit seinem Platz zufrieden, zur Rechten ihm die schöne Schwägerin, zu der er leise flüstert: „Achtung, Josephine, denn Barras weiß, daß wir Napoleon's Rückkehr wissen!“ zur Linken die hübsche, volle Gohier, der er zärtlich schmachtend sagt: „Sobald es möglich, seh'n wir uns beim Bosquet am Florapavillon!“ Und ihr Auge antwortet: „Du wirst dort nicht vergebens warten!“

Verächtlich blickt Madame Gohier auf ihren andern Nachbar, den ersten Commis im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; er ist ein schöner, stattlicher Herr, aber er ist älter noch als sie, und was ist er gegen den Bürger Lucian Bonaparte und seine fünfundzwanzigjährige Jugend.

Viel schöne Frauen sitzen noch an Barras' Tafel, und bei seiner nächsten Nachbarin gleich, der hübschen, frischen Wittwe eines Armeelieferanten, finden die Worte des ersten Commis ein willig Gehör; zwar speculirt die junge Dame, in der sich ein Rest von alter Moralität erhalten, auf eine Ehe, und das war eigentlich ein wenig lächerlich für diese aufgeklärten Zeiten, aber das Speculiren hat sie geerbt von ihrem verstorbenen Gemahl, und da in Zeiten, wo die Armeen erbärmlich hungern, die Lieferanten niemals arm zu sterben pflegen, so sieht es aus, als ob die Speculation der Wittwe auf den ersten Commis nicht gänzlich ohne Chancen wäre.

Der einarmige junge Obrist von den Dragonern, der aus Holland die eroberten Fahnen brachte, deputirt von seinem Chef, dem General Brune, macht seiner Nachbarin, einem jungen ernsten Mädchen, der Tochter des Generals Ducos, eifrig den Hof, und diese denkt gar ernst und sittig, fehlt ihm der rechte Arm, was schadet's? Am linken Arm führt man die Frauen, und für den einen Arm geb' ich ein Herz.

Und Gohier auch, der Mit-Director, denkt wenig an sein blond Gemahl, denn eine feurige Brünette sitzt strahlend, glühend ihm zur Seite; er weiß es wohl, daß sie Erzieherin gewesen im uralt edeln Hause Beauffremont, doch nennt er sie mit Lust Madame de Beauffremont, weil's ihr gefällt und sie es also wünscht. Er weiß es wohl aus seiner frühern Stellung, daß Kammerdiener, Kutscher und Lakaien sich unter sich mit ihrer Herrschaft Titel mit großem Stolz begrüßen und unbewußter Weise die Grandezza zur Carricatur gestalten. Aber die falsche Frau von Beauffremont hat vielleicht ganz eben so viel Geist, als die ächte, und jedenfalls ist sie viel jünger und viel hübscher.

Es sitzet da manch Männlein noch und auch manch Fräulein an des Directors feenhaft geschmücktem Tisch, doch all' die Männer sind galant und all' die Frauen hübsch, und Alle über jedes Maß hinaus leichtsinnig.

Das ist 'ne Tafelrunde, wie sie Barras liebt, denn gern hört er, der leichtsinnigste Gebieter, den Frankreich je gehabt, das leise Plaudern und das laute Scherzen; das ist das beste Relevée für ihn bei voller Tafel.

Was kümmert ihn das Wohl und Wehe Frankreichs, er saugt sein Forbin-Cottelet, und fast gerührt von dessen Köstlichkeit legt er der blassen Christine als ein Meister die delicatesten Stücke vor, die er nicht essen mag, weil er weiß, was nachkommt.

Sein Koch steht hinter ihm, und mit dem Silberstift auf eine Tafel von Elfenbein verzeichnet er des Herrn kunstsinnige Bemerkungen, die Scholien und Varianten zu des Tisches Epos. Und verläßt der Koch auf Augenblicke den Ehrenplatz, so weiß die ganze Tafelrunde schon, daß ein Ereigniß naht.

So als der Hammel der Ardennen kommt, in eigenem bergkräuterduftigem Saft gebraten und à point! Das à point ist für jedweden Braten die Hauptsache, für den Ardenner Hammel ganz besonders.

Und „à point“ versichert Barras seinem Koch, und dessen Angesicht strahlt glückselig, als sei es wie von Hammelfett begossen, und als der Director eine Gabel nimmt und seinem Koch ein Stück von seinem eigenen Teller reicht, so dünkt es dem, als ob den höchsten Orden von Frankreich er empfange auf der Silbergabelspitze.

„Den Hammel der Ardennen, so wie er hier gebraten,“ nimmt Lucian Bonaparte das Wort, „verdaut Frankreich weit leichter, als den Eber der Ardennen, von dem wir in den alten Büchern lesen!“

„Ein Zeichen, daß Frankreichs Verdauungskraft zugenommen hat!“ witzelt der Director.

Doch Gohier, um sich ein Ansehen als Gourmand vor seinem Mit-Director zu geben, schreit: „Die Eber der Ardennen sind ein ganz vortrefflich Wild; ich muß es wissen, denn in meiner Jugend aß ich zu Sedan viel dergleichen!“

Die Tafelrunde lacht, die eigene Gattin lacht am lautesten. „Der gute Gohier,“ sagte sie zu Lucian, „ist schrecklich schlecht erzogen und die Geschichte war niemals seine starke Seite!“

Die Weine wechselten vom sublimsten Bordeaux bis zum gefährlichsten côte rotie, es blühten Rosen auf auf Wangen, die nie an Blüthe mehr geglaubt, leichtsinniger Menschen viel leichtsinnigere Worte, sie hüpften unbemerkt und unbeachtet über weißer Zähne Zaun, um mit Homer zu reden.

Ein Prachtstück kam, ein feister Truthahn, mit Trüffeln reich und sinnig tapeziert, ein Prachtstück, wie es heute zu Tage, freilich ohne Verstand, jeder reiche Krämer mit seiner Sippe dumm hinunterschlingt, das aber dazumal ein seltener Bissen, selbst für gut gewöhnte Gaumen.

Und dann ein französisches Dessert — in hundert Schüsseln, Schüsselchen, Tellern und Tellerchen bedeckt es bunt des Tisches Plan! Wer müd und matt die Waffen schon gestreckt, nahm sie lustvoll auf zu neuer That. Ein neues Leben regte sich rings um die Tafel. Die Pfropfen knallten, ein Pelotonfeuer, das niemals unterbrochen, kracht, denn Bar-

ras ließ von jeder Flasche das erste Glas allein den Gästen schenken; der Rest war für die Dienerschaft.

Das verrätherische Feuer des ächten Weines der Franzosen floß flammengleich durch alle Adern und machte alle Pulse klopfen, und ließ die Augen höher leuchten, und ließ die Wangen heller glühen, und machte alle Herzen schlagen, und machte selbst die Stummen reden.

Hände fanden sich und Lippen, Lippen brannten auf einander, und Director Barras, ungenirt, legt seinen starken Arm um der bleichen Christine schlanke Taille. Und sie hat nichts dagegen, gleichgültig nimmt sie die Liebkosung vom ersten Herrscher Frankreichs hin, sie ist gewohnt dergleichen von des braven Vater's Schenke her.

Und höher steigt die Lust, das schwatzt und schnarrt, das schreit und schnattert durcheinander; ein wildes, tolles Bachanal beginnt.

Director Barras mitten drin, aß viel mehr als all' die Andern, trank das Doppelte von dem, was der getrunken von den Gästen, der am meisten trank, doch konnt' er mehr vertragen, die lange Uebung war ihm günstig und die Begabung von Natur.

Die Diener beginnen mit zu sprechen; sie tranken ja auch mit, und manche Dame findet mehr Gefallen am Manne hinter ihrem Stuhl als dem, der schon vom Weine fertig, neben ihr Wünsche lallt.

Die Zeit der allgemeinen Gleichheit spukt ein wenig nach bei Barras' tollen Mahlen.

Doch der in Götter-Ruhe winkt dem Hausvoigt.

Die Diener schwinden und der Pfropfen Knall verstummt, vor jedem Gast steht eine helle Flasche, Cyprier, Falerner, Lacrymae Christi, Capwein, Ungar, je nach Wunsch und Auswahl, die Todtengräber für die Reste von Vernunft.

Was nun geschehn, wer will es weiter sagen? Genug, seit des Regenten Tagen sah man in Frankreich solche Orgien nie.

Wenn die Frauen Alle küssen, Director Barras küßt sie Alle. Das war sein Herrenrecht von Grosbois, und seine Gäste gaben gern und willig sich darein.

Spät in der Nacht ward die Mittagsmahlzeit beendigt. Director Barras geht mit schweren Schritten nachdenkend auf und ab in seinem Zimmer; heißer, dunkler, bitterer Thee sein Trank. Er war ein kluger Mann und dachte an die Mahlzeit morgen.

Geschlafen hatte er eine Stunde, sein Kopf war frei, und was seinen Magen jetzt noch quälte, bekämpft er ritterlich mit schwarzem Thee.

Die Uhr verkündete zwei nach Mitternacht, und leise bewegte Barras die silberne Glocke.

Billeurt, sein Kammerdiener und Vertrauter, trat ein, den langen, blauen Mantel über dem Arm, in welchem Barras seinen Gästen nächtliche Besuche abzustatten pflegte.

„Den Mantel brauch' ich heute nicht! Führ' mir den Gast herein, der letzte Nacht gekommen und den ich den ganzen Tag nicht unbemerkt sprechen konnte. Du bist mir Bürge, daß ihn Niemand sieht!"

„Ich bin es, Herr!"

Langsam schritt der Director Barras durch's Zimmer. Vor einem Spiegel brachte er halb in Ordnung sein verwüstetes Toupée, zog die brocatne Weste mehr herunter und gab sich das Ansehn, das seiner Würde ziemte.

„Ich bin nicht mehr ehrgeizig," murmelte er für sich, „ich will mir nur die Mittel sichern, zu leben wie bisher. Ob Königthum, ob Republik, was frage ich danach? Ist nur meine Tafel besetzt, so bin ich ein zufriedner Mann. Der Bonapart ist mir nimmer gefährlich, doch im Falle, daß das Königthum siegt, muß ich mir eine Stellung sichern, die mir die Mittel giebt, zu leben morgen wie heute!"

Da öffnet sich die Thür. Ein Mann tritt ernst und schweigend ein und steht still vor ihm.

„Guten Morgen, Herr Director der Republik!"

„Guten Morgen, Herr Baron von Batz!"

Ueber die Bildung des Präsidiums und der Commissionen im Hause der Abgeordneten.

Die Wahl des Präsidiums für das neugewählte Haus der Abgeordneten, das im Laufe dieses Monats zusammentritt, so wie die Bildung der Commissionen, beschäftigen mit Recht viele unserer Freunde.

Gewiß ist es zweckmäßig, wenn die rechte Seite der Kammer das Präsidium aus streng conservativen Männern bildet, denn selbst wenn sich unsere Gegner im Präsidium der außerordentlichsten Unparteilichkeit befleißigen, wie dies unzweifelhaft der Herr Graf Schwerin während der letzten Sitzung gethan, üben sie doch in vielen höchst wichtigen Fragen oft fast unwillkürlich einen höchst nachtheiligen Einfluß durch die Theilnahme aus, welche sie für liberal doctrinäre Maßnahmen haben, durch die innere Abneigung, mit welcher sie alles ihren Doctrinen Zuwiderlaufende betrachten. Die Macht hat die rechte Seite so entschieden, daß es zur Erzielung eines wünschenswerthen Ergebnisses auch keiner Coalitionen und Verständigungen mit den Centrums-Fractionen bedarf, deren nachtheilige Rückwirkung auf andere Verhältnisse nicht ausbleiben würde.

Der doppelte Grund, der von einzelnen Seiten für eine Wiederwahl des Herrn Grafen Schwerin geltend gemacht wird, derselbe werde,

sobald ihn seine Nichtwiederwahl für die directe Kammer-Agitation disponibel mache, entschieden gefährlich wirken, so wie die Geschäftskenntniß und Begabung des Grafen Schwerin dürften keinem Mitgliede der Rechten beiwohnen, scheinen uns beide nicht durchgreifend.

Der Widerspruch der Gegner an sich bietet durchaus keine Gefahr, im Gegentheil nöthigt er zum Nachdenken und Abwägen und ermöglicht allein ein sicheres und entschiedenes Vorgehen. Wir besorgen nun eher zu viel als zu wenig Widerspruch in der nächsten Sitzung und würden uns freuen, wenn Herr Graf Schwerin mit seiner Begabung die Reihen unserer thätigen Gegner vermehrte. Bei der Zusammensezzung des Hauses der Abgeordneten wird jener Widerspruch sicher so lange machtlos sein, als die Rechte fest zusammenhält.

Die Annahme, die Rechte sei nicht im Stande, einen eben so brauchbaren Candidaten für das Präsidium aufzustellen, als uns die Linke im Grafen Schwerin bietet, theilen wir nicht. Allerdings erkennen wir an, daß es sehr schwer sein wird, die hohe Begabung des Grafen Schwerin voll zu ersetzen; aber wir haben noch immer die Erfahrung gemacht, daß es den Conservativen weniger an den geeigneten Persönlichkeiten mangelt, als an der richtigen Art, dieselben auf den passenden Platz zu stellen.

Das Präsidium wird zunächst auf vier Wochen gebildet. Es empfiehlt sich als außerordentlich practisch, die erste für jenen kurzen Zeitraum gültige Wahl zu benutzen, neben Herrn von Arnim-Heinrichsdorf, der bereits Gelegenheit gefunden hat, sich zu bewähren, geeignet erscheinende Männer mit der erklärten Aufgabe zu wählen, ihre Befähigung zu prüfen.

Sind wir aber auch für die Bildung eines durchweg conservativen Präsidiums, so empfiehlt es sich doch nach unserer Ansicht mit einer Ausnahme durchaus nicht, daß die Fach-Commissionen nur aus conservativen Mitgliedern gebildet werden.

Die Debatten in den Commissionen bereiten die Debatten in den Plenar-Sitzungen vor, und es ist höchst wünschenswerth, daß die Gegner schon in den Commissionen Gelegenheit finden, uns mit ihren Einwendungen bekannt zu machen, uns auf ihre Angriffe vorzubereiten. Dies ist nur zu erreichen, wenn wir für ihre ausreichende Vertretung in den Commissionen sorgen.

Nur bei der Wahl der Mitglieder einer Commission hat nach unserer Meinung die rechte Seite die Pflicht, dafür zu sorgen, daß in dieselbe nur Mitglieder der conservativen Partei gewählt werden. Wir meinen die Budget-Commission.

Wir bekennen ganz offen, daß wir keine Freunde der Budget-Berathungen in der jetzigen Form sind, glauben auch, es ist unschwer, nachzuweisen, daß diese Berathungen nur eine außerordentlich untergeordnete practische Bedeutung haben. Zwar hat während der Jahre, in

denen die Ausgaben- und Einnahmen-Etats den Häusern zur Genehmigung vorgelegt wurden, zuweilen eine eingehende Erörterung über einzelne Positionen jener Voranschläge stattgefunden; — aber bekanntlich sind die Etats kein einziges Mal einzuhalten gewesen, und niemals hat das Nichteinhalten des Etats einen nur nennenswerthen Widerspruch, eine beachtenswerthe Erörterung hervorgerufen.

Hier schwieg auch die Opposition. Wir sind weit entfernt, uns darüber zu betrüben, freuen uns vielmehr herzlich des hierin liegenden thatsächlichen Anerkenntnisses der soliden Grundsätze, welche in der preußischen Finanzverwaltung maßgebend sind. Das Schweigen documentirte, daß man die höher achtete, als die eigenen wandelbaren und in der Partei-Leidenschaft gefaßten Beschlüsse.

Die Bemühungen unserer Freunde in der letzten Session, die Budgetberathungen weniger Zeit raubend zu machen, und dieselben mehr den preußischen Verhältnissen anzupassen, sind bekanntlich an dem Widerstande unserer damals in der Mehrheit befindlichen Gegner gescheitert. Unzweifelhaft werden in dieser Session die geeigneten Vorschläge wiederholt werden und einen besseren Erfolg haben. Die wünschenswerthen Abänderungen treten aber keinen Falls sogleich ein, und die Budgetberathungen würden in diesem Jahre wie früher die Kräfte und die Zeit des Hauses der Abgeordneten übermäßig in Anspruch nehmen, die Sitzung mehr als nöthig verlängern, wenn in die Budget-Commissionen Mitglieder der Opposition gewählt würden, und ihnen so wieder die Möglichkeit geboten würde, bedeutungslose, weitschweifige Erörterungen hervorzurufen.

Alle unsere Freunde, mit denen wir Gelegenheit hatten, über die Vortheile der Bildung einer durchweg conservativen Budget-Commission Rücksprache zu nehmen, haben dieselbe voll anerkannt. Wir wünschten dringend, daß dieselben in den weitesten Kreisen erörtert und erwogen würden.



Politisches Martyrthum.

Eine Kriminalgeschichte mit Actenstücken von Dr. Laurenz Hannibal Fischer, fürstlich lippeschem Geheimrath außer Dienst.

(Leipzig, bei Robert Hoffmann. 1855.)

Die erste Schrift, die mir von Doctor Fischer zu Gesicht kam, war seine „Aburtheilung der Jesuitensache" von 1853. Sie kündigt sich schon durch das Motto: Claudite jam rivos, pueri, sat prata biberunt, als ein Repressiv gegen das endlose Jesuitengeschrei an.

Zeitschwächen befallen die Presse periodisch, wie Epidemieen eine schöne Gegend. Oft läßt sich gar kein Motiv dafür entdecken. Denn, wenn auch die Theorie von der Weiber-Emancipation, die in den dreißiger Jahren grassirte, in allgemeineren destructiven Tendenzen ihren Entstehungsgrund gehabt haben mag, so war dagegen der in den vierziger Jahren ausgebrochene Germanisirungs-Blödsinn, nach welchem alle Leute, die in der Welt Spectakel machten, geborne Deutsche sein sollten, ohne jede Veranlassung entstanden. Bekanntlich entdeckten die deutschen Zeitungen damals, daß Schamyl ein tatarischer Cadet des Marschall Münnich, Abd-el-Kader ein relegirter Heidelberger Student, Narvaez ein Lützower Husar, der Moldauer Patriarch ein österreichischer Ex-Magister, Don Juan Prim ein wailand desertirter Musketier Johann Prim, Amettler ein bestrafter Vagabund Namens A. Mettler, und der Dictator Herrera von Mexiko ein Schiffsjunge Namens Herr sei. Dies Alles wurde damals von „altbegründeten" Organen ernsthaft behauptet, Einwendungen wurden mit dem Schlagwort „notorisch" abgefertigt. Und doch war nicht blos an diesen Fabeln nichts Wahres, sondern es war auch schlechterdings Nichts vorgefallen, was so starke Irrthümer entschuldigen konnte. Ebenso verhielt es sich mit dem im Anfange des funfziger Jahrzehends ertönenden Jesuitengeschrei, und um dies still zu machen, also in löblicher Absicht, veröffentlichte Fischer seine Aburtheilung. Wie aber bekämpfte er die Jesuitenriecher? Vertheidigte er das Jesuitenthum als eine katholische Nothwendigkeit oder entschuldigte er es, wie Radowitz in Frankfurt that, als ein nicht nothwendiges Accidenz im katholischen System? Nichts von Alledem: er beschränkte sich auf den Beweis, daß in den Institutionen des Jesuiten-Ordens keine Bestimmungen enthalten sind, auf welche sich eine criminelle Anklage begründen läßt. Er widerlegt also auf 120 Seiten und mit großem Aufwand von Dialectik und Belesenheit eine Behauptung, an deren Aufstellung kein vernünftiger Mensch je gedacht. Und dabei zeigt er solchen Eifer, so minutiöse Gründlichkeit, daß man zuweilen sich verwundert fragt, ob es Ernst sei, oder ob der Verfasser Spaß macht, wenn er unermüdlich seinen Senf in's Danaidenfaß gießt! In gleicher Weise ist das überschriebene Buch verstandlos abgefaßt. Herr Fischer erzählt nämlich darin seine Lebensgeschichte und gefällt sich in der Behauptung: er habe sein ganzes Dasein dem Dienste deutscher Fürsten gewidmet und sei von allen gleichmäßig mit Undank belohnt worden, ohne einem dieser Fürsten ein Unrecht nachzuweisen. Das ist das A dieser Schrift. Als O folgt dann die angehängte Bitte an „Freunde", ihm zum Verkaufe seines Gutes Fischerhof im Fürstenthum Birkenfeld zu verhelfen. Wir werden gleich sehen, wie es mit dieser Besitzung steht, und geben zunächst die Lebensgeschichte unseres Autors nach ihm selber.

Hannibal Fischer ist 1784 zu Hildburghausen geboren und 1805 Advocat daselbst geworden. Ein Privatstreit, den er nicht näher an-

giebt, mit einem Hofcavalier ward für ihn „die erste Veranlassung zum politischen Martyrthum. Man verhaftete mich, sperrte mich, da ich eigensinnig genug jeden Begnadigungsantrag verweigerte, acht Tage lang auf der Hauptwache ein. Der Rang und Titel eines Landraths wurden mir wegen jener Kalamität verweigert. Hier erkannte die öffentliche Meinung mich als ein Opfer des Adels und als einen Märtyrer der Cabinetsjustiz." — Später erhält er dann die fragliche Landrathsstelle dennoch. „Daß diese Stelle aber ein principielles Märtyrerthum war, konnte Niemand in Zweifel ziehen." — Also: zuerst marterte man den Unglücksmenschen dadurch, daß er nicht Landrath ward, später dadurch, daß er es wurde: es ist wirklich raffinirte Grausamkeit, wie sie nur in Hildburghausen möglich erscheint! Weil ihm aber dieses Märtyrerthum nicht einträglich genug erschien, trat Fischer 1825 in die Dienste des Fürsten Leiningen, dessen Vermögensverhältnisse es zu ordnen galt, weil „bei einer jährlichen Revenue von 300,000 Fl. nicht weniger als 80,000 Fl. Passivzinsen und 230,000 Fl. Administrationskosten und Abgaben zu bestreiten waren." — Fischer hat es nun binnen sechs Jahren so eingerichtet, daß ein Ueberschuß von 66,000 Fl. statt des Deficits von 10,000 sich ergeben und hat dazu die zwei Maßregeln ergriffen, daß er die Administration vereinfacht und den Zinsfuß der Schuld um zwei Procent reducirt hat. Ueber das Detail dieser seiner Wirksamkeit hat er eine besondere Schrift veröffentlicht: „Die Verwaltungsverhältnisse des fürstlichen Hauses Leiningen, Amorbach 1828." — Mir ist diese Schrift unbekannt und vermag ich daher auch nicht anzugeben, wodurch sein Dienstverhältniß zum Fürsten Leiningen sich wieder löste. Denn in der vorliegenden Schrift findet sich darüber nur die Andeutung: „Daß dergleichen durch höchste Anstrengung erkämpfte Erfolge für den Sieger eine gewisse eigensinnige Festhaltung an den Principien zur Folge haben, die mit der freien Bewegung des Eigenthums- und Dienstherrn nicht immer in Einklang bleiben können" — und die Versicherung: Auch dahinter stecke eine Art Märtyrerthum. Freilich gesteht Fischer, daß ihn Rothschild auf Grund seiner ihm geäußerten financiellen Principien geradezu für verrückt erklärt habe. — Bedenklich. — Im Jahre 1831 wird Fischer Staatsrath in Oldenburg und beginnt seine Thätigkeit mit einer Fußreise durch das Land, um dessen Stimmung kennen zu lernen. In Folge seiner Erfahrungen ertheilt er dem Großherzog den Rath, eine parlamentarische Verfassung zu geben; er hat auch darüber eine besondere Schrift verfaßt: „Der Patrimonialstaat und die Demokratie", in welcher er vom Standpunkt des Patrimonialstaats den Constitutionalismus als Gegengift gegen die Demokratie empfiehlt. Der Großherzog hat ihn darauf zum Regierungs-Präsidenten von Birkenfeld auf dem linken Rheinufer ernannt. Fischer, dahin abgehend, schließt diesen ersten Abschnitt seiner Lebenslaufbahn mit folgender, an den Ausspruch Rothschilds erinnernden, vollkommen sinn-

losen Wendung: „Ich war der Mann des Volks geworden, aber der Embryo einer künftigen, alles Maß überschreitenden Volksmannsgröße geleitete in ahnungsvoller Sympathie den Scheidenden bis an die Grenze des Herzogthums."

In Birkenfeld und Lichtenberg nun findet Fischer ein tiefgewurzeltes Schmuggelsystem, welches von den Gerichten in Schutz genommen wird, indem diese die Regierung dahin bescheiden: „daß in diesem freien Lande nicht Gesetz sei, was der Landesherr als Gesetz publicire, sondern nur das, was den Gerichten in ihrer souveränen Unabhängigkeit anzuerkennen beliebe." (Bekanntlich eine Ansicht, der es auch jetzt nicht an Bekennern fehlt, obgleich sie eben so wenig zu rechtfertigen ist, wie man behaupten dürfte: Recht ist für jede Stadt in Communalsachen nicht das, was der Magistrat, sondern nur das, was der Nachtwächter befiehlt.) Siebenzehn Jahre lang bekleidet Fischer den Posten eines Birkenfelder Regierungs-Präsidenten und während dieser Zeit tritt er zuerst in practischen Gegensatz zu den revolutionären Ideen durch seine Schrift: „Des teutschen Volkes Noth und Klage", in welcher er ausgeführt hat, daß „das deutsche Volk keiner Noth unterliege und folglich seine Klagen ein leeres, nur von der Langenweile und dem Uebermuthe hervorgerufenes Murren seien." Die destructiven Blätter, behauptet er, hätten diese Schrift todt geschwiegen. Gleichzeitig fuhr er fort, das parlamentarische System dem Großherzog anzuempfehlen. Er hat sich dabei offenbar als oldenburgischen Guizot gedacht und der bald darauf folgende Sturz des von ihm gepriesenen Constitutionalismus in Paris raubte ihm alle Haltung. Bei den ersten drohenden Symptomen von Unzufriedenheit verläßt er Birkenfeld und eilt nach Trier, preußische Execution zu erbitten. Natürlich wird ihm dieselbe unter den damaligen Umständen verweigert. Da flieht Hannibal nach Bremen und schreibt an den Großherzog: „Wie nach seiner (Fischer's) Ansicht in solchen Zeiten die Dienstpflicht gebiete, in Beziehung auf Gewaltmaßregeln Wagnisse auf eigne Hand zu nehmen, und wenn der Erfolg mißlinge, in unbefleckter Treue sich für den Herrn zu opfern; daß er daher (!!) nur Seiner (des Fürsten) Disposition entgegen sähe, ob er in Birkenfeld oder in Oldenburg seine Thätigkeit entfalten sollte." — Es muß dem Urtheil jeden Lesers anheimgestellt bleiben, ob er ein Zeichen von Geistesverwirrtheit darin sehen will, wenn Jemand so schließt: „Weil jetzt der Beamte Alles auf sich allein nehmen muß, darum werde ich nicht ohne fürstliche Instruction handeln." Denn etwas Anderes bedeutet doch der obige Satz nicht, welchem sich gedankenmäßig folgende Geständnisse anreihen: „Meine Rückkehr nach Birkenfeld wäre ein großer politischer Fehler gewesen: meine Opposition gegen das Associations-Princip der Demokratie hätte höchstens zu Halbheiten führen müssen, die ich als die verderblichsten Maßregeln von jeher zurückgewiesen habe. Dem Revolutionsmartyrthum der Volkspolizei war ich entgangen, nicht aber den Qualen des Zorn-

gefühls, solcher Zaghaftigkeit von Männern (sc. den Preußen in Trier) unterliegen zu müssen, denen die Macht in Händen lag. Ein Commandeur, der vor seinen Augen seine unter Gewehr stehenden Soldaten von Straßenbuben beschimpfen läßt, versündigt sich gegen das Fundamentalgesetz des ganzen militärischen Organismus: gegen die militärische Ehre, und versetzt seine Leute auf den Standpunkt der hochgefährlichen Alternative: ob sie der Pflicht der Ehre oder dem Gehorsam den Vorzug geben sollen. Eine einzige geordnete Salve hätte das Aufruhrsgeschrei in der ganzen obern Rheinprovinz zum Schweigen gebracht und der ganzen preußischen Monarchie großes Unheil erspart." — So vollständig ich auch mit dem Urtheil über das Tragische des Conflicts zwischen Ehre und Gehorsam übereinstimme, so kann ich doch nicht umhin, eine noch schlimmere Möglichkeit für den „Commandeur" zu substituiren: es ist die, daß er völlig reißaus nimmt und seine Leute sammt ihrer Ehre und ihrem Gehorsam dahinten läßt. Dies hatte Herr Fischer gethan und daran waren keinesweges die preußischen Machthaber in Trier schuld, die ja ohne Instructionen von Berlin in Oldenburg um keinen Preis hätten einrücken dürfen. Auch finde ich es sehr begreiflich, daß die neue oldenburgische Regierung den Birkenfelder Statthalter nunmehr auf Wartegeld setzte, und ihm auf seine naive Frage nach der Veranlassung zur Antwort gab: „Des teutschen Volkes Noth und Klage!" Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Bremen giebt Fischer zu, „im Bremer Gebiet" eine viermonatliche Krankheit bestanden zu haben und gesteht, ohne daß ihn Einer darum gefragt: „Ich hatte das drückende Gefühl zu ertragen, in meiner eigenen Familie als ein unbeugsamer, rücksichtsloser Fanatiker zu gelten, der mit dem Kopf durch die Wand rennen wolle!" Im ferneren Verlauf seiner Erzählung kommt er zu wiederholten Malen auf die, angeblich von seinen Feinden ausgestreute Behauptung zurück, daß er während dieser Zeit im Irrenhause gewesen sei. Was eigentlich an dieser Sage ist, erfährt man aus seinem Buche nicht: nur das ersieht man daraus, daß er zu der Zeit, als er dasselbe veröffentlichte, sich zwar nicht in einsperrungsreifem, aber auch nicht in geschäftsmäßigem Zustand befunden.

Die nächste Zeit verbrachte er schriftstellernd in Jena, später in Frankfurt am Main. Er schrieb: „Der teutsche Adel in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", und hatte dabei den Zweck vor Augen, die Demokratie für den Adel einzunehmen. Dies ist gewiß geeignet, auf Herrn Fischer's Verstandeskräfte ein, wenn auch nicht günstiges, so doch bezeichnendes Licht zu werfen. „Ich glaubte voraussetzen zu dürfen", sagt er, „daß, wenn nur das Wesen des Adels von den andern Ständen im richtigen Sinn erkannt wurde, jene Befangenheit der Gewissenhaftigkeit weichen müsse. Es mußte von einer gründlichen, die Aufgabe von allen Seiten beleuchtenden Untersuchung ausgegangen werden; diese mußte den Gegenstand vor das Forum der Wissenschaft stel-

len, dem Fegefeuer der wissenschaftlichen Kritik unterwerfen." — Ueber das vorauszusehende Schicksal des Buches klagt er dann: „Das Gefühl, in fast Jahre langer Anstrengung ein Buch geschrieben zu haben, welches seine Bestimmung, gelesen zu werden, so wenig erfüllt hat, gehört unter die nicht geringen Autorleiden. Aber daß der teutsche Adel, der doch durch Lobschriften eben nicht verwöhnt war, mit so sichtbarer Gleichgültigkeit mein Buch aufnahm, das konnte ich nicht erwarten!" — Solches ist nun auch nach Fischer's Anschauung ein Stück Martyrium, und die Schuld davon wälzt er auf den Adel. Sie liegt aber hauptsächlich bei ihm. Daß der „teutsche Adel" eine Schrift nicht unterstützte, welche ihn lächerlich zu machen geeignet war, bewies lediglich, daß er richtigeren Tact besaß wie Herr Fischer.

Aus dieser schriftstellerischen Thätigkeit riß unsern Autor der österreichische Bundesgesandte Graf Thun, indem er ihn mit Versteigerung der deutschen Flotte beauftragte. Der Herzog von Oldenburg verbot ihm die Annahme dieser Mission, und da er sich ihr dennoch unterzog, setzte er ihn vom Wartegeld auf die Pension: von 1500 auf 1200 Thaler. Hiergegen protestirte Fischer am Bundestage und erbitterte dadurch den Oldenburger Hof. Andererseits verdarb er es auch mit seinen Gönnern am Bundestag. Denn obwohl er einsah, daß „die Bundesversammlung nie etwas Zweckmäßigeres ausgeführt hat, als daß sie diese, als geborene Wracks von den Flottenschöpfern in der Revolutionszeit erworbenen, mit Schwamm und Dryrott durch und durch inficirten Fahrzeuge à tout prix hat veräußern lassen" — trotz dieser seiner Ueberzeugung suchte er hinter dem Rücken des Bundestages die Flotte an die Hansestädte, und als die sie ausschlugen, an Preußen zu cediren. Die Haare stehen Einem aber zu Berge über die Motivirung dieses Versuchs: „Ich, der doch durch die Erscheinungen der ganzen Revolutionszeit zu der Erfahrung gelangt war, daß die öffentliche Meinung, wo sie sich massenhaft ausspricht, etwas Unverständiges und Schlechtes immer bezweckt, ließ mich doch verleiten, sie diesmal ausnahmsweise für berücksichtigenswerth zu halten." — Er findet dann bei Herrn v. Bodelschwingh die gebührende Abfertigung: „Er sei mir höchlich verbunden für das interessante Nessushemde, womit ich den preußischen Staat zu beschenken gedächte; er werde sich aber berufen finden, ein solches, die Finanzen wie mit einem unersättlichen Vampyr bedrohendes Geschenk sich mit allen Kräften vom Leibe zu halten." — Der Bundestag findet natürlich, daß Fischer „in dieser Angelegenheit ganz aus seiner Geschäftssphäre getreten sei." — Er selbst aber jubelt über die Doppelkrone der Verkennung seines Verdienstes und Genies: „Wenn mich der Bundestag dafür, daß ich die Flotte habe erhalten wollen, mit Nesseln gepeitscht, die öffentliche Meinung aber dafür, daß ich sie auf höheren Befehl aufgelöst habe, mit Scorpionen gezüchtigt hat, so wird mir für diese Doppelgeißelung die Märtyrerpalme in jedem Fall zuer-

kannt werden müssen!" — Hier ist die dritte Aeußerung, die eine wirklich gestörte Gemüthsverfassung bekundet: in selbstverschuldeten Unannehmlichkeiten ein Martyrium zu erblicken.

Nachdem das schwarzrothgoldene Seegespenst verschwunden, macht Herr Fischer vergebliche Versuche, in Oldenburg seine Reactivirung durchzusetzen, und wird dann plötzlich durch Herrn von Stietenkron, das Haupt der ritterschaftlichen Agrarpartei in Lippe, zum dirigirenden Minister dieses Landes empfohlen und erhoben. Da er diese Erhebung annimmt, ohne des Herzogs von Oldenburg vorherige Genehmigung zu erlangen, verliert er von Rechts wegen seine oldenburgische Pension. Was aber Herrn von Stietenkron zu dieser Wahl bewog, dürfte schwerlich etwas Anderes gewesen sein, als der in der conservativen Partei — auch Presse — vielfach verbreitete Irrthum, daß die Gesinnung allein über den Werth eines Mannes entscheide und auf die Befähigung wenig oder Nichts ankomme. Ohne die fast zur Parteimaxime gewordene Annahme dieses Irrthums wäre es auch nicht möglich, daß zum Beispiel in der conservativen Presse oft mit Schonung, ja mit Beifall geurtheilt wird über literarische Werke, deren Verfasser blos den guten Willen haben, religiös-sittliche Menschen zu sein, keineswegs aber irgend eine schriftstellerische Befähigung darlegen. Freilich ist das zuchtlose Talent an sich auch ohne Werth, aber die talentlose Einfalt, wenn sie es auch noch so gut meint, ist es nicht minder. Der Satz: Pectus est, quod Theologum facit, ist auch als solcher falsch, denn offenbar kommt durch das bloße pectus allein noch keine Theologie zu Stande; dreht man ihn aber um in quod Politicum facit, so kommt man dahin, daß man einen offenbar geistesschwachen Mann zum Cabinetsminister empfiehlt. Darin aber hatte sich Herr von Stietenkron gewaltig verrechnet, daß er geglaubt, an Fischer sein Factotum zu finden: der eigenwillige Schwachsinn des neuen Miniatur-Mazarin zerfiel mit dem ritterschaftlichen Princip bei der landschaftlichen Organisation, Fischer konnte eben bei seiner Weise sich keinem Princip unterwerfen, denn um ein solches erstens zu begreifen, zweitens festzuhalten und drittens durchzuführen — dazu gehört, was Fischer nicht ist: eine Capacität. Vielmehr ließ er sich lediglich durch eine gewisse allgemein-menschliche philiströse Wohlmeinendheit leiten, die ihm als Quintessenz aller staatsmännischen Weisheit erscheint, in Wahrheit aber aus Ideen-Armuth entspringt. Auch das Vertrauen des Fürsten erwarb er sich nicht, wie aus seiner eigenen Erzählung erhellt: denn Serenissimus war in sechs verschiedenen Fällen ganz anderer Meinung und drang wiederholt in Fischer, sich Einen ad latus zu bestellen. Der Fürst sah offenbar die Mißwahl, die er getroffen, ein, glaubte aber, es seinem Ansehn zu schulden, dieselbe nicht gleich nach der ersten Audienz offen zu bekennen. Deshalb duldete er den wunderlichen Majordomus so lange, bis zwei scandaleuse Vorfälle ihn unmöglich machten, die aus Fischer's Antecedentien entsprangen. Der eine

war seine Auspfändung, der andere seine Verhaftung. Es sind das allerdings für einen Premier-Minister recht fatale Geschichten. Die Art, wie diese Calamitäten entstanden, war, wie Fischer selber wörtlich erzählt, zuerst bei der Geldgeschichte die folgende:

„Zur Hebung der Landwirthschaft im Fürstenthum Birkenfeld betrachtete ich die selbsteigne Erwerbung der erforderlichen Kenntniß der örtlichen landwirthschaftlichen Zustände als nothwendig. Hierzu konnte mich aber nur der eigenthümliche Besitz einer Länderei gelangen lassen. Mein eignes Vermögen war aber zu dieser Erwerbung zu schwach. Ich trug die Sache dem Großherzog vor, und der wohlwollende Fürst vermittelte es, daß unter seiner persönlichen Rückbürgschaft mir aus einem Oldenburger Fond 5000 Thaler Gold auf erste Hypothek geliehen wurden. Unglücklich in der Wahl meiner Verwalter, erkannte ich sehr bald, daß ich auch meine administrativen Kräfte überschätzt hatte und einer ausgedehnten Bewirthschaftung nicht vorstehen konnte. Ich wählte daher den Ausweg, mit einem Landwirth vom Fache einen Societäts-Vertrag abzuschließen. Um das Gut in Aufschwung zu bringen, bedurfte es aber einer Branntweinbrennerei und einer Capital-Aufnahme von 10,000 Gulden gegen zweite Hypothek. Leider betraf mich das Loos, in der Wahl des Compagnons sehr unglücklich operirt zu haben. Der Mann bewies sich durchaus untüchtig zu diesem Geschäfte, und mit einem bedeutenden Opfer mußte ich dessen Genehmigung erkaufen, daß das Gut für 25,000 Thaler an einen Herrn von Thümen verkauft wurde. Es betraf mich nun das zweite Unglück, daß der Käufer nicht einmal die bedungene Anzahlung entrichten konnte. Es entspann sich mit dem von Thümen ein achtjähriger Proceß, während dessen ich keinen Groschen Zinsen bezog, über das Gut aber eben so wenig disponiren konnte. Dieses verfiel der traurigsten Sequestration, und mir blieb Nichts übrig, als durch einen Vergleich zu Ende Mai 1855 das Gut wieder zurückzunehmen. Nichtsdestoweniger bestanden beide Creditoren auf der Execution. Am Tage der Zurückkunft von meiner verhängnißvollen Reise erschien der Executor.“ — Mit gedachter Reise nun verhielt es sich also: Er hatte in der schriftstellerischen Muße zu Frankfurt die Sache der Gothaer Ritterschaft gegen den Herzog am Bundestage geführt und dabei Ausdrücke gegen den Letzteren gewählt, welche vom Bundestage anstößig befunden worden. Trotzdem reiste er nach Koburg, wo er Nichts zu suchen hatte, und gerieth bei einem Festessen in Streit mit der Gesellschaft, vermittelst einer Rede, um die ihn Niemand gebeten und die er durch wörtliche Einflechtung seiner Schulzeugnisse ins Unerträgliche ausdehnte. Begreiflich, daß ihn, wie er sich dessen als Märtyrer rühmt: „die radicale Presse als einen tactlosen anmaßlichen Schwätzer darzustellen sich bemüht hat!“ Nach diesem Auftritt ist Herr Fischer vom Koburger Gericht auf Grund der ihm zur Last gelegten Majestätsbeleidigung arretirt worden. „Ich reclamirte zunächst meine Exterritorialitäts-

Berechtigung, indem ich, als ein in amtlicher Mission eines souverainen Bundesfürsten begriffener Durchreisender gesandtschaftliche Rechte und die Befreiung von jedem fremden Gerichtszwange in Anspruch nahm." — Dies ist nun wieder völlig unberechtigt. Denn als Lippe'scher Minister war Herr Fischer nicht in Koburg eingeführt: er hatte an den Herzog Ernst keinen Auftrag auszurichten, folglich konnte vom Gesandtenrecht keine Rede sein. Auch warf ihm das Koburger Gericht nicht Handlungen vor, die er als Minister verübt: es hatte folglich mit seiner Ministerschaft Nichts zu schaffen. Daß man rücksichtsvoller hätte zu Werke gehen können, ist unbestreitbar, und wir bedauern, daß dies nicht geschehen, indessen ist die Frage von der Rücksicht keine, die Einfluß auf den Rechtspunkt hat.

Daß nach diesen zwei scandaleusen Vorfällen Fürst Leopold eine Aenderung in seinem Cabinet vornehmen würde, sah Jedermann außer Fischer ein. Dieser dagegen war über seine Quiescirung „höchlich überrascht, aber nicht eine Minute in Zweifel, daß hier eins der seltsamsten Mißverständnisse obwalten müsse." Er betrachtet es als ein „psychisches Räthsel", daß der Fürst „Knall und Fall ihn verstoßen," und ruft, obgleich er 1500 Thaler Pension erhält, verzweiflungsvoll: „Des Fürsten Durchlaucht haben mich mitten im Zuge meiner Geschäftsthätigkeit plötzlich ohne Angabe einer Ursache, mit Entziehung von 1000 Thalern meines Gehalts, meiner Thätigkeit enthoben, und mit dieser Verfügung die größte Härte in der Form, die Verdächtigung meiner Ehre, die Behinderung jeder Gelegenheit, eine andere Dienstanstellung zu erwerben, so wie die Zerstörung meines Lebensglücks verbunden ..... Gehört es wohl zu den Unmöglichkeiten, daß, nachdem bereits drei Fürsten mir ihr Zutrauen zur Uebertragung einer ähnlichen Stellung zu erkennen gegeben haben, noch ein vierter zu einem gleichen Antrag sich bewogen fühlen könnte? Wird er aber nicht gerechtes Mißtrauen zu einem Manne hegen, in dessen Persönlichkeit sein Dienstherr unter so befremdenden Umständen eine so entschiedene Inhabilität gefunden?" — In der That kann man Herrn Fischer in diesem letzteren höchst gegründeten Bedenken nur beipflichten, ja es läßt sich ihm sogar die Beruhigung geben, daß der gedachte Fall wirklich unmöglich ist. Und wenn er versichert: „Der Vorwurf der Altersschwäche hat mich bis jetzt am Wenigsten gedrückt, und auch meine Leser werden in dieser Schrift die Symptome des Marasmus senilis hoffentlich nicht wahrnehmen," — so will ich ihm darin Recht geben, daß seine Schwäche keineswegs von der Jahre Ueberfluß herrührt, sondern gewiß damals, als er vierzig Jahre alt war, eben so intensiv gewesen ist, wie jetzt.

Zehn Monate Demokratie!

Vom 24. Februar bis zum 10. December 1848.

Dreizehntes Capitel.

Ich habe bereits berichtet, daß die Manifestation vom 17. März den Zweck hatte, die Reaction einzuschüchtern. Dieser Zweck ward aber verfehlt. Am 18. März wagten wir es, sie ins Lächerliche zu ziehen. Marrast und Lamartine thaten ihr Mögliches, um ihren Effect zu neutralisiren. Marrast erließ eine strenge Ordonnanz gegen den Unfug der Freiheitsbäume und der Petarden. Er allein rettete durch eine Anrede die Eigenthümer, denen die Arbeiter das Miethgeld verweigerten, indem er diesen bewies, daß die Eigenthümer alsdann dies als Vorwand gebrauchen würden, ihre Steuern nicht zu bezahlen. Ueberhaupt ist nie ein Mensch von dem Bürgerthum mit schwärzerem Undank belohnt worden, als Marrast. Lamartine schrieb und redete, Marrast aber handelte. Er hatte eine Contrepolizei gebildet gegen die Polizei Caussidières und manches, das als Mystere in den großen Tagen jener Zeit erscheint, würde von Marrast, wenn er Memoiren hinterlassen, als ganz natürlich aufgelöst werden.

Girardin wurde immer heftiger in seiner „Presse". Ja, er griff sogar Lamartine an, von dem er freilich als alter Freund etwas Anderes als Complimente erwartete.

Er schrieb im März: „Volk! Was haben für dich die Menschen gethan, welche täglich in deinem Namen sprechen? Ich sehe wohl, daß sie dir schmeicheln, ich sehe nicht, daß sie dir dienen; ich sehe wohl, daß sie herbeieilen, sich in die noch warmen Betten der flüchtigen Minister zu legen; ich sehe, daß sie keine Zeit verlieren, sich der prächtigen Hotels zu bemächtigen, wo sie unnahbarer als ihre Vorgänger sind; ich sehe wohl, daß sie in den Hof-Carossen fahren und daß sie des Abends in den königlichen Logen erscheinen; ich sehe wohl, daß sie alle Stellen besetzen und alle Defileen besetzt halten; ich sehe wohl, daß sie die Steuern erhöhen; ich sehe wohl, daß sie durch die Furcht die Censur wieder hergestellt haben u. s. w.: aber wenn ich ihre Zusicherungen, ihre Circulare, ihre Proclamationen betrachte, sehe ich nicht, daß sie irgend etwas für dich gethan haben."

Diese Philippika machte einen wüthenden Effect.

Damals sprach ich Lamartine in seinem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten und seine Rede gab mir Stoff zum Denken und zwar nicht zu Gunsten seines Urtheils.

Lamartine glaubte an die Zukunft der Republik durch die neuen Republikaner. Er behauptete, daß weder die Orleanisten, noch die Legitimisten zu fürchten wären „Ledru Rollin", sagte er, „ist mit mir

einverstanden. Louis Blanc allein war gefährlich. Wir haben ihn", fügte er hinzu, „in das Luxembourg geschickt, wo er sich stückweise demolirt." — „Wie?" antwortete ich, „Sie glauben, Frankreich sei republikanisch, weil Sie Mitglied der provisorischen Regierung sind? Ehemals glaubte ich es auch. Seitdem aber die Republik da ist, bin ich fest überzeugt, daß Frankreich alle und jede Staatsform eher erträgt, als die republikanische. Es geht mir hierin," fügte ich lächelnd hinzu, „wie der Fürstin Conti! Ihr Mann schrieb ihr: „Madame, je pars pour Metz. Ne me trompez pas pendant mon absence." — „Monsieur," antwortete die Fürstin, „soyez sans inquiétude. Je n'en ai l'envie, que lorsque je vous vois." Lamartine lachte. — „Sie sind", sagte ich ihm ernst, „im Irrthum, wenn Sie auf die Republik zählen. In diesem Augenblick repräsentiren Sie ganz Frankreich und Sie würden alle Stimmen erhalten, weil man Sie im Grunde der Republik abgeneigt glaubt. Von dem Augenblick an, wo Sie sich aber wirklich als Republikaner zeigen werden, wird man Sie verlassen."

Lamartine lächelte aufs Neue und bot mir eine Mission in Deutschland an, die ich abschlug. Ich verließ ihn, fest überzeugt, daß er nie zum Präsidenten der Republik ernannt werden würde, weil eben Frankreich entschlossen war, nur dem seine Stimme zu geben, der ihm die Republik vom Halse schaffe.

Man kann dies bedauern, aber ein Volk ändert man nicht durch eine Revolution von vier Wochen.

Girardin wußte dies. In dieser Ueberzeugung schöpfte er seinen Muth. Und deßwegen auch ward er gefährlich.

Die provisorische Regierung wollte sich nicht den Anschein geben, als lähme sie die Freiheit der Presse; doch beschloß sie, diesem Treiben ein Ende zu machen. Verschiedene Clubs begaben sich in die „Presse", schreiend und heulend, aber ohne das Geringste zu beschädigen. Girardin empfing sie mit kaltem Blute und als die Gefahr vorüber war, kam Ledru Rollin und rettete die Freiheit der Presse. Girardin erklärte jedoch, daß er alle und jede Opposition bis zur National-Versammlung einstellen werde. Diese Erklärung benutzte die neugegründete „Assemblée nationale" und setzte die Opposition, aber minder persönlich, fort, wodurch sie sich schnell 10,000 Abonnenten erwarb.

Vierzehntes Capitel.

Die Reaction, sahen wir, ließ sich keinesfalls am 17. März Furcht einjagen. Der „National", zu seiner Natur zurückkehrend, brach öffentlich mit den Socialisten. Die Wahlen der Nationalgarde gingen rasch von Statten, und nur aus Versöhnungsgeist wählte man Handwerker zu Offizieren und duldete frühere politische Verurtheilte als Obristen an ihrer Spitze. Die Mairieen theilten überall Waffen aus, und Marrast sorgte für die Uniformen.

Blanqui wurde von den Reactionären angeklagt, den 17. März verursacht zu haben. Die Socialisten hingegen klagten ihn an, die Manifestation verhunzt zu haben. Lamartine und Ledru Rollin rissen sich um diesen Clubredner, als ein republikanisches Blatt einen Bericht über die Republikaner veröffentlichte, der unter Ludwig Philipp an die Polizei erstattet war. Ueber denselben sagte Barbès in seinem Club im Palais Royal: „Nur Blanqui oder ich haben diesen Bericht geschrieben.“

„Wie!“ schrie man, „Blanqui ein Mouchard!“ „Ja!“ versetzte Barbès.

Blanqui erwiederte in einem langen Artikel: dreizehn seiner früheren Mitgefangenen erklärten ihn unschuldig auf Ehre. Blanqui hörte deswegen nicht auf, Herr seines Clubs zu sein, aber dieser Zwiespalt hatte denn doch ernste Folgen, besonders am 15. Mai.

Bei den Wahlen der Nationalgarde wurde den Candidaten oft folgende Frage gestellt:

> „Wenn das Volk gegen die National-Versammlung schreiten wird, für wen ist der Candidat?“

Sonderbare Frage! die gleich die geheimste Idee der Clubs verrieth.

Außer der „Commune de Paris“ hatten sich seit dem 17. März mehrere neue socialistische Journale einen gewissen Ruf verschafft, namentlich „le représentant du peuple“, von Prudhon redigirt, und „le Populaire“, letzteres ein Blatt Cabet's. Diese Blätter erklärten jeden Morgen, daß die Februar-Revolution eine sociale Revolution sei, sonst habe sie gar keine Ursache zu existiren, und daß man, statt neue Abgaben für den Bauern zu erfinden, die Rente und das Capital belasten sollte, was aber eine Revolution eben nicht thun kann, weil in ihr die Revenuen und das Capital verschwinden. So manches gute Stück Schwarzbrod giebt dem Gesunden Nahrung und tödtet den Kranken. Einige verlangten die Abschaffung der Erblichkeit. Alles dies unter dem Losungswort: „l'exploitation de l'homme par l'homme.“ Der Socialismus segelte rasch dem Communismus zu.

Es erschienen ferner: „Le Pilori“, ein Blatt, das förmlich die Banquiers nannte, die das Volk brandschatzen sollte. Eines dieser Blätter betitelte sich: „La Canaille“, ein anderes: „La Guillotine“, ein drittes: „L'aimable Faubourien“, nach einem Ausdruck Ludwig Philipp's. Alle diese Blätter predigten Mord und Brand, unter dem Namen Socialismus.

Die provisorische Regierung sah wohl den socialen Sturm nahen, und Lamartine suchte damals vergebens einen Blitzableiter. Marrast allein zählte auf die Nationalgarde.

Die Gefahr aber wuchs um so schneller, da Ledru Rollin, der die Geheimnisse aller socialen Clubs kannte, sich eine Hinterthür für den

Fall ihres Sieges zimmerte. Denn bereits war es bekannt, daß die Socialisten eine glänzende Revanche des fehlgeschlagenen 17. März vorbereiteten.

Obschon Ledru Rollin persönlich kein Socialist und bloß ein politischer Parteigänger ist, so publicirte er am 15. April, man merke wohl, den 15. April, ein Circular, worin die Rede ist von einer socialen Wahrheit gegen die Kasten-Interessen (d. h. Eigenthümer). In demselben Circular proclamirte Ledru Rollin die Souveränetät des Pariser Volkes gegen das ganze französische Volk. Naiver war nie ein Revolutionär, als Ledru Rollin. Seit zwei Tagen schmollte er mit seinem Freunde Lamartine, einem Freunde, den er, wäre der 16. April gelungen, vielleicht aus lauter Liebe gesetzlos erklärt hätte. Louis Blanc ließ sich nicht im Hotel de Ville sehen. Seine Délégués der Handwerker waren an der Spitze der Bewegung.

Der sechszehnte April war ein Sonntag. Dreißig- bis vierzigtausend Arbeiter hatten sich am frühen Morgen auf dem Marsfelde vereinigt, unter dem Vorwande, die Offiziere für den Generalstab zu wählen. Ihre wahre Absicht aber war, in Masse nach dem Stadthause zu marschiren, unter dem Vorwande, der Regierung eine Petition gegen die Exploitation de l'homme par l'homme einzureichen. Gelang der Streich, so war es aus mit der provisorischen Regierung. Für den Fall des Mißlingens befand sich auf dem Karren, der die Petition trug, eine Büchse, deren Inhalt die Arbeiter dann auf den Altar des Vaterlandes niederlegen wollten. Der Inhalt der Petition war jedoch durchaus nicht zweideutig und er beweist, daß die Urheber ihrer Sache sicher zu sein glaubten.

Hier folgt er wörtlich:

„Die Arbeiter des Seine-Departements an die provisorische Regierung: Die Reaction erhebt ihr Haupt. Die Verleumdung, diese Hauptwaffe der princip- und ehrlosen Menschen, greift alle wahren Freunde des Volkes an (Anspielung auf Blanqui). Es ist an uns, Männern der Revolution und des Handelns, dem provisorischen Gouvernement zu erklären, daß das Volk die demokratische Republik will, daß das Volk die Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen fordert, daß das Volk die Organisation der Arbeit durch die Association verlangt."

Wenn man so zu sprechen wagt, duldet man schwer eine abschlägliche Antwort.

Kaum hatte sich diese Masse in Bewegung gesetzt, so zitterte dem Ledru Rollin das Herz im Leibe. Er lief zu Lamartine und klagte ihm seine Noth. Dieser erwiederte: „Wenn uns die Nationalgarde heute im Stich läßt sind wir verloren."

Da plötzlich wurde Alarm getrommelt. Wer gab den Befehl dazu? Die Einen behaupten, es sei der General Changarnier gewesen, Andere sagen, und dies ist auch meine Meinung, Marrast habe ganz allein diese Vertheidigung vorbereitet. Dem sei, wie ihm wolle, wie durch einen Zauberschlag erschienen hunderttausend Mann bewaffneter Nationalgardisten, und auf dem Concorde-Platze stand der General Duvivier an der Spitze seiner Mobilgarde, die „Vive le gouvernement provisoire!“ schrie, während die Arbeiter „Vive Louis Blanc!“ schrieen.

Die Boulevards, die Quais, der Grèveplatz waren von der Nationalgarde besetzt, ehe der Zug am Louvre ankam.

Sie sahen gleich ein, daß der Streich mißlungen. Ihre Zahl wurde immer geringer. Sie zogen gebeugten Hauptes gegen das Hotel de Ville, um dort ihre Gabe niederzulegen.

Lamartine hielt eine Rede an die Nationalgarde, Louis Blanc gab Dupont de l'Eure den Arm, und da im Grunde der Anschlag socialistisch war und man sich den Anschein der Mäßigung geben wollte, so wurde das Losungswort „à bas Cabet“ vorgeschlagen, d. h. „à bas le communisme“. Den Socialismus ließ man wohl leben, aber nieder mit dem Communismus! Man schlug auf den Sack und meinte den Esel. Der arme Cabet war der Sack. Er wurde ganz platt geschlagen.

Der 16. April schlug fehl wie der 17. März. Menschen aber konnten nichts dafür. Weiß man doch heute noch nicht, trotz allen Erörterungen für und wider, wer den Rappel schlagen ließ.

Funfzehntes Capitel.

Wenn eine Revolution gelingt, so kommen Tausende nachher, die sie mitgemacht und verlangen als Sieger ihren Lohn. Schlägt sie aber fehl, so will keiner dabei gewesen sein.

So erging es den Socialisten nach dem 16. April. Die Arbeiter der ateliers nationaux verleugneten den Zug, die Journale witzelten, der arme Cabet wußte in allem Ernst nicht, woher diese große Ehre der allgemeinen Mißbilligung. Es schien überhaupt, wenn man der Demokratie glaubte, als wäre der 16. April „une journée des dupes“ gewesen. Daß dem aber nicht so war, bewies das Fraternisiren der Armee mit der Nationalgarde, denn von diesem Tage an sah man zuerst wieder Soldaten in Paris.

Ungefähr vierzehn Tage vor dem 16. April hatte die demokratisch-socialistische Partei ein Mittel erfunden, um Meister aller Clubs zu werden. Sie bildete le club des clubs, der das Herz und Centrum aller zerstreuten Clubs ward. Jeder Club wählte Délégués, die jeden Tag dem Club des clubs Bericht abstatteten und von ihm das Losungswort erhielten. Der Centralclub hatte die Déclarations des droits de

l'homme von Robespierre als Programm erfunden und vorgeschlagen. Man änderte darin nur ein Wort. Statt „Natur“ setzte man „Gott“. Ein jeder Club sollte dann Abgeordnete in die Provinz schicken, um die Wahlen zu überwachen und zu leiten. Ledru Rollin gab das Geld für diese neuen Commissairs, die, wäre der 16. April gelungen, die früher ernannten Commissairs, weil sie bereits lau und von der Reaction angesteckt, ersetzt hätten. Man sieht, es war eine ganz neue Regierung vorbereitet, eine Regierung des Schreckens, unter der man eine neue Convention zu erhaschen wünschte. Der 16. April zerstörte alle diese Chimären und bald versagte Ledru Rollin die Kosten der neuen Délégués, von denen einige Kummer und Hunger litten.

Ich hatte einigen dieser Commissairswahlen beigewohnt. Der Candidat erklärte feierlich, Robespierres Droits de l'homme als einziges Evangelium zu betrachten. Man wählte vorzüglich Handwerker, von denen die Meisten, obschon des Wortes mächtig, kaum einen Brief schreiben konnten.

Die Délégués wurden dem Centralclub vorgestellt und dieser kassirte die Wahlen, die ihm mißfielen. Eine Anekdote, die in jenem Centralclub vorfiel, ist ganz geeignet, den Geist jener Zeit zu charakterisiren.

Sobrier, der im gewöhnlichen Leben immer lustigen Muthes, obschon seiner Natur nach melancholisch, war, fragte einen Candidaten: „Quels sont vos titres?“ — „Deux ans de prison,“ antwortete dieser. — „Ah bah,“ schrie Sobrier lächelnd, „qui est ce qui n'a pas deux ans de prison?“

Eine andere Belustigung jener Tage, zwischen den ernsten Sorgen und den Wahlen zur Nationalversammlung, war der Frauenclub auf dem Boulevard poissonnière von Mme. Niboyet. Dieser Club deputirte eine Adresse an die provisorische Regierung „contre les Patriarchaux, les Sauvages et les Barbares, qui n'admettent pas l'égalité de la femme et de l'homme.“

Ich habe nie in meinem Leben einer so lustigen Comödie beigewohnt. Eine Dame verlangte das Stimmrecht für Frauen. Ein Witzbold verlangte zwei Stimmen für schwangere Frauen. Hätten übrigens die Frauen das Stimmrecht geübt, es wäre bald fertig mit der Republik gewesen. Ein Redner donnerte gegen die Aristokratie der Schönheit, ersichtlich, um den Club lächerlich zu machen.

Verlangte nicht ein Arzt in einem andern Club immer in derselben ironischen Absicht, daß der Staat ihm im Namen des droit au travail eine gehörige Portion Kranke zusichere.

Endlich erfand man, um den Zwiespalt des sechszehnten April zu verwischen, die Austheilung der republikanischen Fahnen an die Armee und an die Nationalgarde, welches Fest das Verbrüderungsfest heißen sollte. In der That defilirten an jenem Tage zweimal hunderttausend Mann, mit ihren von Lilas geschmückten Waffen vor der provisorischen

Regierung in den Champs élysées vorbei. Das Defiliren dauerte zwölf Stunden.

An jenem Tage fraternisirte die Armee mit der Nationalgarde, das heißt mit den reactionären Legionen dieser Garde. Da allein war die Verbrüderung. Der andere Theil der Nationalgarde, besonders die 12. Legion, biß sich in die Lippen und wartete bessere Tage ab.

Das Fest war kalt, das Wetter herrlich. Bald sollte der Kampf auf's Neue beginnen.



Literatur.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1856. 93ster Jahrgang. Gotha; Justus Perthes.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch der **gräflichen** Häuser auf das Jahr 1856. 29ster Jahrg. Gotha; Justus Perthes.

Historisch-heraldisches Handbuch zum genealogischen Taschenbuch der **gräflichen** Häuser. Gotha; Justus Perthes. 1855.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch der **freiherrlichen** Häuser auf das Jahr 1856. 6ter Jahrg. Gotha; Justus Perthes.

In den letzten Tagen sind die verschiedenen, oben verzeichneten, Gothaischen genealogischen Almanache, von denen Nr. 1. bekanntlich auch regelmäßig in französischer Sprache erscheint, ausgegeben, und wir beeilen uns demnach, auf das Erscheinen der lieben Gäste, die seit lange zu den unentbehrlichsten literarischen Hülfsmitteln der guten Gesellschaft gehören, aufmerksam zu machen. Nr. 3. ist, und zwar zum ersten Male, in diesem Jahre edirt; es bildet zu Nr. 2. eine Zugabe, in welcher das ganze historisch-heraldische Material über die gräflichen Geschlechter sich befindet, damit dem genealogischen Elemente, auf welches Nr. 2. fortan beschränkt sein wird, größere Berücksichtigung widerfahren könne. Wir halten diese Aenderung für eine sehr angemessene, da bei dem großen Umfange und der Vielartigkeit des Stoffes fast nichts übrig blieb, als in dem jährlich erscheinenden gräflichen Taschenbuche, dem seine äußeren Gränzen gesetzt waren, entweder das genealogische, der Gegenwart mehr zugewandte, oder das heraldisch-historische Element, das vorzugsweise sich mit der Vergangenheit der Geschlechter beschäftigte, zu vernachlässigen. Das ist nun durch das abgesonderte Erscheinen von Nr. 3., welchem künftig nicht gerade jedes Jahr, sondern in größeren Zwischenräumen, je nachdem eingetretene Veränderungen und neu zugeführter Stoff es nothwendig machen, Fortsetzungen sich anschließen werden, verhütet. Das treffliche Werk von Kneschke: Deutsche Gra-

fenhäuser der Gegenwart ist von dem Herausgeber, Herrn Hermann Soltmann, vielfach benutzt worden, wie es nicht allein nahe lag, sondern durchaus als Pflicht erschien. Wenn diese ausgedehnte Benutzung dem Herausgeber in einem bekannten Journale zum Vorwurfe gemacht worden ist, so muß man diesen Angriff als ungerechtfertigt zurückweisen; die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Tones beweisen es hinlänglich, daß der Verfasser jenes Artikels bei der Nachweisung der Fehler nicht bloß das Interesse der Wissenschaft im Auge hatte. Wir selbst verhehlen es keineswegs, daß das heraldisch-historische Taschenbuch viele Unrichtigkeiten enthält, daß viele Fehler auszumerzen sind. Allein wer sich selbst mit solchen Arbeiten beschäftigt hat, wird billig in Erwägung ziehen, wie schwierig es sei, bei einem so enormen zu bewältigenden Materiale allen Ansprüchen und Anforderungen gerecht zu werden, zumal wenn die Arbeit zu einem bestimmten Termine geliefert werden muß und die Druckerei zur Beschleunigung drängt. Als erster Versuch, und für etwas Anderes giebt der Herausgeber dasselbe gar nicht aus, ist das heraldisch-historische Handbuch sehr zu respectiren und dankbar entgegen zu nehmen; bei dem sorgsamen Fleiß, den der Autor auf die Arbeit verwandt hat, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, namentlich wenn das betheiligte Publicum durch angemessene Mittheilungen auch seinerseits mitwirkt, schon die nächste Fortsetzung in weit vollkommenerer und fehlerloserer Gestalt sich darbieten werde.

Das Gothaische genealogische Taschenbuch, seit lange bekannt unter dem Namen: Almanac de Gotha, welches in einigen Jahren sein hundertjähriges Jubiläum feiern wird, ist, wie gewöhnlich, auch dieses Jahr mit den Bildnissen verschiedener hervorragender männlicher und weiblicher Mitglieder der europäischen Dynastieen geziert. Als Titelkupfer tritt uns das Bild des geistvollen und gelehrten Königs Johann von Sachsen entgegen; außerdem werden uns die Bildnisse des jetzigen russischen und französischen Kaiserpaars und des kürzlich zum Throne gelangten jugendlichen Königs Dom Pedro V. von Portugal dargeboten. In Bezug auf Auswahl, Anordnung, Sichtung und Gruppirung des Stoffs hatte der Herausgeber, L. Davanture, wohl Recht, seinem Vorworte als Motto die Worte vorzusetzen:

„Vieles im Wenigen sagen
Giebt dem Gesagten den Werth.“ —

Es ist fast unglaublich, ein wie ungeheuerer Stoff, sowohl in Bezug auf die Genealogie der regierenden, wie der mediatisirten und nicht standesherrlichen Fürstenhäuser hier auf den kleinsten Raum zusammengedrängt ist, welch eine Masse Notizen, sowohl über die Staatskräfte, wie über die gesammte Administration, namentlich auch über das Finanzwesen sämmtlicher europäischer und der wichtigsten außereuropäischen Länder hier zusammengedrängt uns entgegentreten, wie durch eine sorgfältige und zweckmäßige Benutzung der bedeutendsten neueren statistischen

Publicationen und politischen Blätter gewissermaßen eine ganze politische Bibliothek in nuce uns dargeboten wird, der wir es auf den ersten Blick nicht ansehen, wie viel Mühe und Arbeit die Zusammenbringung gekostet hat. Mit besonderer Sorgfalt, kann man sagen, ist den Veränderungen nachgespürt, welche sich in dem Personal des diplomatischen Corps und der Consular-Agenten im letzten Jahre zugetragen haben. Wir haben fast ohne Ausnahme überall den gegenwärtigen Bestand richtig angegeben gesehen. Dieser Sorgfalt wegen dürfte die Bitte des Herausgebers um so gerechtfertigter erscheinen, daß alle in den höheren Kreisen des politischen Dienstes Angestellten es nicht versäumen möchten, ihn sofort nach eingetretenen Veränderungen oder Beförderungen womöglich direct davon in Kenntniß zu setzen.

Auch den Taschenbüchern der gräflichen und freiherrlichen Häuser sind Bildnisse hervorragender Persönlichkeiten als Titelkupfer beigegeben; — das erstere vergegenwärtigt uns die Züge des Grafen Albrecht von Bernstorff von der Dreilützow-Stintenburger Speciallinie, Erbherrn von Stintenburg und Bernstorff, Königlich preußischen wirklichen Geheimenraths, Kammerherrn, a. o. Gesandten und bevollmächtigten Ministers am Königlich großbritannischen Hofe zu London; — das zweite bietet uns das scharf markirte Bild der rechten Hand des Vaters Radetzky während seiner glorreichen italienischen Feldzüge, des zwei Mal vermählten, aber dennoch nicht mit natürlicher Nachkommenschaft gesegneten Freiherrn Heinrich v. Heß, K. K. wirklichen Geh. Rathes, Feldzeugmeisters, Chefs des Generalstabes und Inhabers des 49. Infanterie-Regiments. Namen und Wappen des Helden wird nach der Bestimmung desselben, welche unter dem 21. December 1854 die Kaiserliche Bestätigung erhielt, auf dessen Adoptivsohn Friedrich Freiherrn von Heß-Diller, geboren 1847, übergehen. Letzterer ist der Sohn einer Schwester des Freiherrn v. Heß, also gewissermaßen mit dem Letzteren, seinem Oheim, zugleich verschwägert, da die zweite Gemahlin des Letzteren, Marie Anna, geborene Freiin v. Diller, ebenfalls die Tochter einer seiner Schwestern, also zugleich die Nichte ihres Gemahls ist.

Beide Taschenbücher, sowohl das gräfliche, wie das freiherrliche, bieten, im Vergleiche zu den vorigjährigen Jahrgängen, mancherlei Verbesserungen und zahlreiche Vervollständigungen dar; dennoch bleibt noch viel zu thun, um beide zu gleicher Correctheit und Vollständigkeit mit dem genealogischen Taschenbuche der fürstlichen Häuser zu erheben. Das hat einer Seits in der größeren Schwierigkeit der Beschaffung des Materials, anderer Seits aber in der Gleichgültigkeit, ja mitunter Apathie so vieler gräflichen und freiherrlichen Geschlechter hinsichtlich des geschichtlichen Hintergrundes ihrer Familie seinen Grund. So viel an uns ist, werden wir gern die uns zu Gebote stehenden Notizen zur Verbesserung der beiden Unternehmungen für die folgenden Jahrgänge dem

wackeren Herausgeber zukommen lassen, richten aber zugleich an die Mitglieder unserer edlen Geschlechter, namentlich derjenigen, die aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten gar nicht, oder nur unvollständig haben aufgeführt werden können, die dringende Bitte, auch ihrerseits zur Erreichung des Zweckes mitzuwirken. Der Einzelne möge bedenken, daß Alles, was er solchergestalt an Mühe und Arbeit auf sich nimmt, nicht den flüchtigen Interessen subjectiver Eitelkeit geopfert wird, sondern zur Erhöhung des Ruhmes des eigenen Geschlechts, der Ehre seines Hauses dient.



Französische Revuen.

Der französische Kieselack und die Akademie deutscher Romandichter.

Nicht ohne lebhafte Ueberraschung und mit einigem Befremden lesen wir in dem neuesten Heft der „Revue des deux Mondes" in der Inhaltsanzeige den pomphaften Titel: Une academie de Romanciers en Allemagne, natürlich von dem unvermeidlichen M. Saint-Réné-Taillandier, denn der Name dieses arroganten und beweglichen unbedeutenden Menschen ist nun einmal in Frankreich leider untrennbar von Allem, was irgend einen Zusammenhang mit deutscher Literatur hat; er hängt ihr an, wie Schlemihlen, dem guten Burschen, der „Dalles" anhing; wo in Frankreich ein Stück deutsche Literatur zu Tage kommt, flugs ist Herr Saint-Réné-Taillandier bei der Hand und schreibt seinen theuern Namen darauf. Zur Verbesserung oder Verschönerung der deutschen Literatur trägt dieses Verfahren zwar nicht wesentlich bei, es erinnert aber an das sehr ähnliche Verfahren eines gewissen Kieselack, der die Wuth hatte, seinen Namen überall so groß als möglich anzuschmieren; an weißen Mauern, an ragenden Thürmen, an hohen Felsenwänden, in finstern Höhlen, überall schmierte er seinen Namen an, nichts war sicher vor ihm, weder Kirche noch Palast, weder Schloß noch Hütte; ganz so treibt's M. Saint-Réné-Taillandier in Paris, und mit unserm deutschen Kieselack mag er sich in diese Art der Unsterblichkeit des Namens theilen. Wir haben nun niemals den Respect vor dem Namen Saint-Réné-Taillandier mit dem französischen Kieselack getheilt. Als wir von dieser „Akademie deutscher Romandichter" lasen, wir gestehen es offen, hat uns zum ersten Male Saint-Réné-Taillandier vollständig überrascht und alle unsere Erwartungen übertroffen. Der französische Kieselack beginnt mit einer Klage über die große Zerstreuung, die so viele dichterische Kräfte absorbire, das habe er auch in der deutschen Literatur verspürt; denn er habe seit fünfzehn Jahren viele Dichter glücklich debütiren und dann auf Abwege gerathen sehen. Als Beispiele werden angeführt Oscar von Redwitz, von dem M. Taillandier erwar-

tet zu haben scheint, er werde alle deutschen Protestanten zum Katholicismus bekehren. Wir wissen nicht, ob das die Absicht dieses jungen fränkischen Edelmanns gewesen, halten ihn indeß für verständiger als M. Taillandier und trauen ihm zu, daß er nie geglaubt hat, mit seinen wohlgemachten Verschen, die „Burg des Unglaubens im märkischen Sande“, wie Cardinal Wiseman sich ausdrückte, im Sturm zu nehmen. Als zweites Beispiel neben dem fränkischen Junker nennt M. Taillandier einen „jüdischen Mann“, Namens Leopold Kompert, den der französische Kieselack einst „comme un des futurs maîtres du roman philosophique“ begrüßte. In Deutschland hat das Niemand gethan, und wir begreifen, wie unangenehm es M. Taillandier sein muß, sich so blamirt zu haben. Das dritte Beispiel, welches der Franzose anführt, ist Berthold Auerbach. Wir haben nie für die Dorfgeschichten geschwärmt, indeß ist der Verfasser derselben immer ein Schriftsteller von anerkanntem Talent, der vermuthlich sehr darüber lachen wird, wenn der arrogante Franzose schreit: „brillants débuts, espérances souriantes, où êtes-vous?“ Durch diese drei sonderbaren Beispiele glaubt M. Taillandier bewiesen zu haben, daß in Deutschland die Zerstreuung herrscht, und nun giebt der gründliche Mann auch die Gründe dieser Zerstreuung an. Der vornehmste Grund dieses Unglücks aber ist „la manie de l'imitation française.“ Vortrefflich, das schmeichelt dem französischen Leser, und nun setzt sich M. Taillandier daran, zu zeigen, wie Unrecht die Deutschen haben, etwas zu thun, was sie freilich gar nicht gethan haben, sondern was M. Taillandier seinen Franzosen nur eben weiß gemacht hat. Das giebt dann ein Ansehen von Kosmopolitismus und geistiger Ueberlegenheit, mit dem man in Paris immerhin ein paar Salons zweiten und dritten Ranges verblüffen kann. Wo aber in aller Welt bleibt die in der Ueberschrift versprochene „Akademie deutscher Romandichter“? Ja, von einer solchen ist überhaupt gar nicht mehr die Rede, sondern nur von den sechs Romanen, die ein paar mehr oder minder gemäßigt liberale Schriftsteller bei Meidinger in Frankfurt unter dem Namen: Bibliothek deutscher Original-Romane herausgegeben haben, und dem Leser wird es schrecklich klar, daß die Herren Theodor Mügge, Otto Müller, Ludwig Bechstein, Hermann Kurz, Gustav Kühne und Ernst Willkomm, höchst wahrscheinlich ganz ohne es zu wissen, die „Akademie deutscher Romandichter“ bilden. Wir haben hier nicht die Aufgabe, die literarischen Leistungen jener Herren zu würdigen, da dieselben aber, Einer mehr, der Andere weniger, zu unsern talentvollsten Erzählern gerechnet werden, so thut es uns leid, daß ihnen der eitle Franzose ohne ihr Verschulden einen kleinen Klex der Lächerlichkeit angehängt hat.

Die „Revue des deux Mondes“ hat in diesem Hefte entschiedenes Unglück mit der ausländischen Literatur, denn Italien geht es nicht besser als Deutschland; Herr Montégut, sonst gar nicht zu ver-

gleichen mit Hrn. Taillandier, ergeht sich in einem Aufsatz: „Un roman politique sur l'Italie“ in einer Weise über italienische Zustände, die vielleicht jetzt in Paris gern gesehen wird, die aber zu politisch gefärbt ist, als daß sie noch Anspruch darauf machen darf, für eine literarische Kritik zu gelten. Das Lob Piemonts und des Hauses Savoyen ist ebenso verdächtig, als der maßlose Tadel Neapels und des Hauses Bourbon. Anlaß zum Panegyrikus wie zur Diatribe giebt ein neuer Roman: „Doctor Antonio“, von Guerazzi, 1848 Triumvir und Dictator von Toscana. Dem Auszuge nach, den Montégut von diesem Romane giebt, ist derselbe außerordentlich schwach, und selbst die wüthenden Ausfälle gegen den König von Neapel haben nicht den Reiz der Neuheit mehr. Ehren-Gladstone und die „Times“ haben ihrer Zeit darin bereits das Menschenmögliche geleistet.

Interessant sind drei speciell wissenschaftliche Arbeiten, von Louis Reybaud über die Seiden-Industrie, von Paul de Remusat über das Aluminium, von Babinet über Leuchtthürme und das künstliche Licht. Auch der Fortsetzung des Artikels über die Interessen des scandinavischen Nordens im orientalischen Kriege, der in diesem Heft die Politik Schwedens im Jahre 1812 behandelt, wollen wir unsre Anerkennung nicht versagen, obwohl wir, wie schon früher erwähnt wurde, weit entfernt sind, die Ansichten des Verfassers zu theilen. Die scandinavischen Regierungen scheinen sich in gleicher Lage mit uns zu befinden und über ihre Interessen anders zu denken als Hr. Geffroy. Der neueste Artikel enthält mancherlei Hübsches, über Bernadotte namentlich. Unser Urtheil über den „Marquis von Saffras“ behalten wir uns vor, bis uns die Erzählung ganz oder doch zu einem größern Theile vorliegt.

In den letzten Heften der „Revue contemporaine“ finden wir zunächst die Fortsetzungen des Romans „Chrisna“ von Saintine; dieser Roman ist ein wunderlich Stück Arbeit, interessant und spannend genug schildert er mit obligater, aber sehr obligater Liebesgeschichte, das Räuberleben in gewissen dalmatinischen Grenzdistricten, in denen sich die Räuber vor etlichen dreißig Jahren noch große Freiheiten genommen zu haben scheinen, schwerlich aber mehr, als der Romandichter selbst. Der Unwahrscheinlichkeiten werden denn doch, selbst für einen starken Magen, zu viel, und das Schauerliche streift mitunter dergestalt an das Geschmacklose, daß man unwillkürlich an den alten ehrlichen Gottfried Basse in Quedlinburg denkt, der bekanntlich die Phantasie seiner „mordsüchtigen Pastöre“ durch eine ganz absonderliche Scala von Prämien auf das Gebiet des Schauerlichen zu locken verstand. Er zahlte nämlich für jede im Roman vorkommende „geheime Treppe“ einen Sechser, für einen gewöhnlichen Mord neun Pfennige, Dolchstöße wurden mit einem Groschen per Stück berechnet, Vatermord und Blutschande aber hatten den höchsten Cours, zwei Groschen. Doch sind diese Ungeheuerlichkeiten nur Auswüchse, sonst ist die Erzählung nicht ohne poetische Schönheiten.

In einem sehr wichtigthuenden Artikel „les deux Morales“ lehrt uns Herr Nisard, ein Mitglied der französischen Akademie, daß es nicht eine Moral, wie wohl die Meisten unter uns bis zu diesem Tage fälschlich geglaubt haben, sondern zwei Moralen giebt. Nämlich eine heidnische Moral und eine christliche; die heidnische Moral übt, nach Nisard, das Gute um des Guten willen, die christliche aber übt es, immer nach Nisard, nur in der Hoffnung auf Belohnung, oder aus Furcht vor Strafe. Dagegen ließe sich nun zwar nicht allein Manches, sondern sogar ziemlich viel einwenden, aber man legt sich billig Schweigen auf, wenn der Herr Akademiker im Verfolg seiner Arbeit die Protestanten mit großer Entrüstung als Heiden tractirt und ihnen die heidnische Moral als Domaine anweist. Offenbar hat der brave Mann sich vor dem Zorn der katholischen Presse gefürchtet und das, was er in ihren Augen durch die Verherrlichung der heidnischen Moral gesündigt, durch etwelche Schimpferei auf die Protestanten wieder in's Gleiche bringen wollen. Das sind allerdings auch zwei Moralen, aber wir fürchten, daß er mit allen beiden der scharfen Geißel der katholischen Presse doch nicht entrinnen wird, und das von Rechts wegen.

Ueber die beiden gelehrten Arbeiten, von Franck über das Recht bei den alten Völkern des Morgenlandes und von Garcin de Tassy über die hindostanischen Schriftsteller maßen wir uns kein Urtheil an. Rathery schreibt über die zwischen Frankreich und England bestehenden socialen und intellectuellen Beziehungen ganz in der von selbst verständlichen Weise, ganz wie eine bonapartistische Revue schreiben muß — so lange das berühmte „herzliche Einverständniß“ dauert. Etwas Neues bringt er nicht bei. Interessant im höchsten Grade aber ist das dritte Capitel der tüchtigen und fleißigen Monographie des Herrn Amedée Renée über die Nichten Mazarin's. Wir haben schon der ersten Capitel in unsern frühern Referaten rühmend gedacht, das dritte ist wieder sehr reich an kleinen historischen Zügen, die trefflich dazu dienen, das Bild jener Zeit klarer hervortreten zu lassen, an Spottliedern und Quattrains, die für historische Documente, wenn auch untergeordneten Ranges, in einer Zeit gelten müssen, wo es keine Zeitungen gab. Viel höher werden die künftigen Geschichtschreiber unserer Zeit auch die Zeitungsartikel schwerlich halten, als die Geschichtschreiber des siebenzehnten Jahrhunderts jetzt die kleinen Lieder halten. Baron von Ernouf beginnt eine Geschichte der neapolitanischen Revolutionen, von welcher erst ein Artikel vorliegt. —



Tages=Ereignisse.

Aus dem Munde eines französischen Generals, der vor Kurzem Deutschland durchreiste, haben wir die Aeußerung: „Die Russen schlagen sich vortrefflich, ihre Offiziere gehen ihnen so muthig und anfeuernd voran, als es nur die unsrigen thun. Im raschen Entschluß, im Benutzen eines günstigen Augenblickes stehen die russischen Subaltern=Offiziere aber den französischen nach. Es ist, als ob sie bei jedem nur einigermaßen ungewöhnlichen Fall leicht rathlos würden, als überlegten sie erst, ob das, was etwa zu thun wäre, um den günstigen Augenblick zu benutzen, nicht gegen das Reglement verstößt — oder ob ein selbstständiges Handeln in der Tirailleurkette von dem Commandeur in der Colonne getadelt werden könnte. Während die Offiziere sich besinnen oder gar erst weitere Befehle erwarten, werden sie von unsern Miniéschützen niedergeschossen und sind sie es, so stockt fast augenblicklich der Mechanismus in der Truppe. Sie schwankt, aber nur in sehr seltenen Fällen geht sie zurück. Die Soldaten schießen ins Blaue, stehen, drängen sich allenfalls zusammen, lassen sich aber auf der Stelle todtschlagen, wo ihre Offiziere liegen. Einen Fall, wie mit einzelnen Bataillonen der Regimenter Tarutino und Borodino, welche bei Inkjerman das Gefecht verließen und nicht wiedererschienen, haben wir bisher nur einmal erlebt. Was Friedrich der Große und Napoleon schon von den Russen gesagt, können auch wir nur sagen, und es giebt nur ein Mittel, sie zum Weichen zu bringen, oder vielmehr sie widerstandslos zu massacriren, und das ist, ihnen die Offiziere todtschießen."

Man erzählte diese Aeußerung des französischen Generals in einer Gesellschaft, wo kurz nachher gelesen wurde, was wir im vorigen Hefte über die Uniform der Offiziere im Felde gesagt und darauf aufmerksam gemacht, daß man sich nicht angelegentlich genug mit den Mitteln beschäftigen könne, welche geeignet sind, den Offizier so wenig als möglich und nur in nächster Nähe kennbar von dem Soldaten zu unterscheiden. Bei den Oesterreichern steht der Hauptmann und Compagnieführer in der Mitte seiner Compagnie zwischen den beiden Zügen derselben im dritten Gliede. In der Preußischen Armee überall möglichst sichtbar. Sollte jene Eigenthümlichkeit nicht auch mit aus der Absicht hervorgegangen sein, die Befehlenden, so viel das überhaupt möglich, vor dem feindlichen Einzelfeuer zu schützen. Allerdings halten wir preußische Soldaten in der Masse für intelligenter, anstelliger, beurtheilender als die russischen. Doch bleibt der Verlust der Offiziere immer etwas so Bedenkliches für jede Truppe, daß man in demselben Grade, wie man Feuerwirkung und Trefffähigkeit der Handfeuerwaffe erhöht, auch darauf denken sollte, die Zielpunkte zu erschweren.

Wenn auf den kleinen Londoner Bühnen Boxkämpfe für Geld gehalten werden — wir wohnten 1842 einem solchen im English Opera house, Strand, bei, — so treten natürlich auch bei dem geschicktesten und erbittertsten Kampfe Pausen der Ermüdung ein. Die Secundanten beugen dann ein Knie, die Boxer setzen sich auf den Schenkel ihres Secundanten, und verschnaufen sich; aber keinen Augenblick verlassen sich die Blicke, der eine möchte dem anderen absehen, ob er ermüdet ist, ob er schwer athmet, ob sich noch keine blaue Flecke zeigen. Keiner möchte länger ruhen wie der andere, denn der Wunsch, länger unthätig zu bleiben, würde ja Schwäche verrathen. Keiner möchte aber auch der Erste sein, der den Kampf wieder beginnt, denn beide fühlen sich in der That müde und beide brauchen in der That Ruhe. Das Publicum sieht wohl ein, daß keine Menschenkraft ein fortgesetztes Boxen erträgt, es sieht das ein, aber es ist ihm unbequem. Einzelne Zurufe tönen aus dem Parterre herauf: go on, my boy! Gruppen der Wettenden bilden sich, fahren auseinander, um sich gleich wieder zu bilden. Es wogt das Meer von Köpfen. Die Zuschauer sind gespannt und abgespannt, ermüdet und erregt. Ebenso das Publicum in der europäischen Arena bei dem Kampfe der Gladiatoren in der Krim. Nach dem Besetzen der Südseite Sebastopols, die sich bereits für den Besitz der Alliirten wenig werthvoll erweist, so lange das Nordfort sie dominirt, haben die Alliirten nach verschiedenen Seiten hin die Fühlhörner vorgestreckt und zwar mit Glück, wie in dem Cavallerie-Gefechte bei Eupatoria und der Wegnahme von Kinburn; aber einen eigentlichen Erfolg, der das Ende des Kampfes voraussehen ließe, haben sie noch nicht gehabt, und die ganze Angelegenheit steht ziemlich auf derselben Stelle, wo sie von Anfang an gestanden hat, und auch noch so lange stehen bleiben wird, bis die Operationsbasis sich für einen der kriegführenden Theile ändert, das heißt, bis die Russen auch von einer anderen Seite her angegriffen werden oder bis die Alliirten sich durch Vorgehen ins Land nicht mehr auf ihre Flotten stützen können. Gewiß wird Niemand die Einzel-Erfolge der Alliirten irgendwie verkleinern wollen, sie sind ehrenvoll für sie und wohl geeignet, das Selbstgefühl bei ihnen zu erhöhen. Daß aber trotz dieser Einzel-Erfolge der Fortschritt im Ganzen doch nur ein sehr unbedeutender ist, läßt sich eben so wenig leugnen. Dicht vor dem Beginn der Winterquartiere scheinen die Alliirten, oder vielmehr Marschall Pelissier, — denn von den englischen Generalen spricht in der That Niemand mehr, — eingesehen zu haben, daß der Schlüssel zur Krim in Perecop liegt; was aber zur Forcirung und Besetzung dieses wichtigsten Punktes seit dem Anfang des Krieges bis jetzt geschehen, ist ebenfalls vereinzelt, schwach und, wie es scheint, unentschlossen. Nicht die Russen allein haben gegenwärtig ihre Streitkräfte verzettelt, auch auf Seiten der Alliirten ist das der Fall, und sie stehen nirgend mehr mit so entschiedener Uebermacht ihren Feinden gegenüber, als an der

Alma, bei Inkjerman oder Traktir. Balaklawa, Kamysch, Süd-Sebastopol, die Tschernaja-Linie, die Belbec-Quellen, Eupatoria, Kinburn, Otschakoff und Nikolajeff müssen theils besetzt, theils bedroht gehalten werden. Das kostet Truppen, und was bisher ein ganz entschiedener Nachtheil für die Russen war, wird nun ein noch entschiedenerer für die Alliirten. So lange es den letzteren nicht gelingt, den Isthmus von Perecop für russisches Transport-Fuhrwerk zu sperren, so lange werden die Russen nicht zum Verlassen der Krim und zum Aufgeben des Nordforts gezwungen werden können, man müßte denn annehmen, daß die Russen jedenfalls und ohne allen Zweifel von den Alliirten in einer großen Schlacht geschlagen werden. Marschall Pelissier scheint hierauf nicht ganz mit derselben Gewißheit zu rechnen, sonst würde er es versucht haben. Er weiß aber sehr wohl, daß die Vortheile, welche die Alliirten bei Inkjerman und Tractir gehabt haben, nämlich Ueberhöhung und künstliche Befestigung, jetzt auf Seiten der Russen sein würden. Möglich, daß auch andere Gründe noch eine Schlacht widerrathen haben; kurz, sie ist bis jetzt nicht geschlagen worden und wird aller Wahrscheinlichkeit in dem diesjährigen Feldzuge auch nicht mehr geschlagen werden. Kinburn an und für sich ist eben so wenig ein Vortheil, als es Bomarsund gewesen ist, und Eupatoria könnte gerade im Winter schwieriger gegen einen ernsthaften Angriff der Russen zu halten sein, als es bisher gewesen ist. Bis auf Süd-Sebastopol haben die Alliirten eigentlich nicht mehr, als sie im Anfange dieser Campagne gehabt haben, wenn sie nämlich Kinburn nicht als den Ausgangspunkt einer Unternehmung gegen Perecop betrachten, sondern sich begnügen, die russische Flagge dort einstweilen beseitigt zu haben. So läßt es sich zu Winterquartieren an, die für beide Theile höchst mörderisch werden dürften. Was von größerem Comfort für die Truppen erzählt wird, für den gesorgt worden ist, um dem Winter dort die Spitze zu bieten, so weiß jeder Kriegsverständige, daß bei dergleichen der Phrase Manches zu Gute gehalten werden muß.

Wenn in einem Kriegsrathe nur die Stimme der kühlen Berechnung spräche, oder auch diese allein gehört werden könnte, so würden die Russen nach dem Falle von Süd-Sebastopol wahrscheinlich die Krim geräumt haben und dadurch in ihre eigentliche compacte Stärke getreten sein. Aber die militärische Ehre, das bittre Gefühl unverschuldet erlittener Verluste, das Bestreben, eine Scharte wieder auszuwetzen, sprechen zu laut, um dem weniger muthig, weniger trotzend, weniger selbstbewußt erscheinenden Calcul Gehör zu verstatten, und die Geschichte ist allerdings reich an Beispielen, daß Muth, Trotz und Selbstbewußtsein selbst in äußerster Bedrängniß das Verlorne wieder eingebracht. Deshalb ist dem Calcul außerhalb des Kriegsrathes aber nicht versagt, seine Folgerungen auszusprechen. Die Alliirten sind so lange im entschiedensten Vortheil gegen die Russen, als sie sich auf ihre Flotten stützen können,

und die Krim ist von allen Seiten einer kriegerischen oder Transport-Unterstützung der Flotte zugänglich. — Die Russen gelangen in entschiedenen Vortheil gegen ihre Angreifer, wenn sie sich von den Küsten zurückziehen. — Die Krim im Besitz der Alliirten ist der beste Zankapfel, den man unter sie werfen kann. Das sind die Cardinalpunkte der Lage, an denen auch die glänzendsten Einzelerfolge auf beiden Seiten nichts ändern. Dessenungeachtet wird es Winterquartiere in der Krim geben und die ganze Unternehmung beim Beginn der dritten Campagne da endigen müssen, wo sie vor zwei Jahren hätte anfangen sollen, bei Perecop.

„England wird noch ganz andere Erfahrungen mit den politischen Flüchtlingen machen!" sagten wir schon bei Gelegenheit der beginnenden Hyde-Park-Demonstrationen. Die Erfahrung ist der Vermuthung rasch genug gefolgt, und Ausweisungsverbote, Lynch-Justiz auf Jersey, Entrüstung aller Wohldenkenden an die Stelle jener sogenannten Duldung getreten, die ein Hohn und eine Beleidigung gegen das ganze übrige Europa war. Die Flüchtlinge haben freilich in diesem besondern Fall des „L'Homme" nichts Anderes gethan, als die gesammte englische Presse vor dem Bündniß mit Frankreich; und so maßlos beschimpfend, wie die Wortführer der englischen Zeitungspresse über den gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen gesprochen, haben es die Mitarbeiter des „L'Homme" noch gar nicht einmal gewagt. Aber die Flüchtlinge hindern im Augenblicke gerade eine Speculation, ein Conto-Meta-Geschäft, und da sich England schon jetzt zu der Rolle eines sleeping partners*) in dieser Entreprise verurtheilt sieht, so will man wenigstens die eigentlichen Führer des Geschäftes nicht hindern und ungeduldig machen. Was jede englische Zeitung für ihr glorious constitutional right hält, soll plötzlich nicht das Recht Anderer sein. Es ist schon recht weit gekommen mit dieser glory der englischen Constitution. Man spricht zwar in England nicht gern davon, aber nichts desto weniger ist es ein Factum, daß vor der drohenden Haltung der Hyde-Park-Versammlungen ein Antrag im Parlamente zurückgenommen wurde und somit dem geräuschvollen Volkswillen ein entschiedenes Zugeständniß gemacht worden ist. Neuerdings setzen die Demagogen wieder an, das einmal Gelungene auch ein zweites Mal anzuwenden, und man hört abermals von Hyde-Park-Versammlungen mit ganz greifbaren Zwecken. Die Zeit wird kommen, und je länger der Krieg dauert, je eher wird, sie kommen, wo England die Flüchtlinge an ganz andern Orten sprechen hören wird als in einer obscuren Zeitschrift. Daß sich der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen nicht im Geringsten genirt, ganz ernstlich von seinen Verbündeten zu verlangen, daß sie dem pöbelhaften und ganz unnützen Schimpfen das Handwerk legen, beweist die Wahrheit des Molière'schen: „Il y a avec le ciel des

*) Stillen Compagnons.

accommodements!“ Man braucht nur die Shakespear'sche Auseinandersetzung von accommodo auf die angeblich unerschütterlichen Grundsätze der englischen Constitution anzuwenden. Die Constitution accommodirt sich dem Willen des früher so entsetzlich Geschmähten, und was kein alter Verbündeter in England erreichen konnte, erreicht ein neuer Verbündeter. Mit der französischen Presse ist Se. Majestät der Kaiser Napoleon III. unläugbar fertig geworden. Wenn es so fort geht, dürfte auch die englische „veranlaßt" werden, einigermaßen anständiger zu verfahren. Am schlagendsten bei dem ganzen Vorgange ist unstreitig, daß die Nachricht von der Ausweisung der turbulenten Flüchtlinge aus Jersey eher im „Moniteur" zu lesen war, ehe eine englische Zeitung etwas davon wußte. — Daß der Bundesrath in der freien Schweiz noch viel zuvorkommender gegen eine Weisung aus Paris ist, beweist das Circular an die Genfer Regierung, nicht allein drei dem stolzen Präfecten Pietri mißliebige Individuen auszuweisen, sondern auch in Zukunft mit Aufnahme Anderer vorsichtiger zu sein. Facta loquuntur!

Unter allen Versuchen, die England bisher gemacht, mit dem Blute und den Knochen anderer Nationen Krieg zu führen, scheint uns die Organisation türkischer Truppen durch englische Offiziere der bedeutendste und politisch weitreichendste zu sein. Sardinier werden seiner Zeit abgelohnt, das dürftige Ergebniß deutscher, französischer, schweizerischer, italienischer Werbungen entlassen, wenn man die Leute nicht mehr braucht. Das Alles hat keine Tragweite. Die Organisation von Seapoy-Truppen in der Türkei hat aber eine solche, und wenn jetzt die Zwecke auch noch hinter dem Drange augenblicklicher Nothwendigkeit verborgen sind, so werden sie weiterhin, wo es sich um Theilung der Beute, um Mein und Dein handeln wird, um so deutlicher hervortreten. England verdankt seiner Seapoy-Organisation die Herrschaft in Indien, wie Frankreich seine Eroberung von Algier erst durch Zuaven, Spahis, Tirailleurs indigènes und Fremden-Legion dauernd gemacht hat. Bei dem englisch-türkischen Contingente wird der Eintritt der christlichen Bevölkerung eine Wahrheit werden, denn die Engländer halten den militairisch gewiß ganz richtigen Grundsatz mit äußerster Consequenz aufrecht, der Gottesverehrung ihrer Soldaten keinerlei Zwang aufzuerlegen, und wer die Dürftigkeit und Verkommenheit der christlichen Bevölkerung in der Türkei kennt, wird auch zugeben, daß sie ein höchst willkommenes Material für Seapoy-Truppen darbietet. Wenn auch das Experiment mit Dressur der Baschiboschuks scheitert, so ist desto gewissere Aussicht für das Gelingen türkisch-christlicher Regimenter, wir sagen türkisch-christlicher, nicht mahomedanisch-christlicher Regimenter. Schon jetzt wird von 30,000 Mann gesprochen, die England in der Türkei auf diese Weise discipliniren und in Sold nehmen will. Wenn diese 30,000 Mann auch nicht für den Kampf gegen Rußland bestimmt sind, so dürften sie bei späterer Abrech-

nung mit der Türkei, vielleicht selbst mit jetzt vertrautester Freundschaft, sehr wesentliche Dienste leisten können. Mit dem guten Solde und der vortrefflichen Verpflegung, welche England seinen Truppen, auch seinen Miethstruppen gewährt, hat es die Gewißheit eines endlosen Zulaufs, und diese Macht im Innern der Türkei dürfte sich zu einem Factor für die späteren politischen Verhältnisse ausbilden, der auch jetzt schon mehr Beachtung verdient, als ihm bisher geworden ist.

Zum ersten Male seit dem Jahre 1848 begegnen wir in einem der altbegründeten Bourgeoisie-Organe und zwar der Spenerschen Zeitung einer offenen und ehrlichen Mißbilligung revolutionärer „Anbahnungen" bei Gelegenheit der Nachricht, daß der Karlsruher Verein Badischer Aerzte zur Förderung der Staatsarzneikunde den Dr. Büchner in Darmstadt zu seinem Ehrenmitgliede ernannt hat —: „Es ist dies ein höchst scandalöser Schritt, der von dem noch immer in Baden herrschenden revolutionären Geiste ein trauriges Zeugniß ablegt, den Verfasser von „Kraft und Stoff", eines eben so seichten, als verderblichen Buches, in dieser Weise zu ehren. Anmerkung der Redaction." Wir unterschreiben nicht allein diese Anmerkung der Redaction mit vollster Uebereinstimmung — wir nehmen auch Act von diesem abermaligen Zugeständniß und werden vielleicht Gelegenheit haben, daran zu erinnern, wenn eben so seichte, wenn auch nicht so verderbliche Bücher von Männern gelobt, die auf ihre Weise in lackirten Stiefeln und Glaceehandschuhen auf nichts anderes als Revolution rechnen, wenn alte Naturforscher gelobt, bedauert und empfohlen werden, die sich offenkundig als Demagogen im regierungsfeindlichsten Sinne gezeigt haben, wenn man die Nachtreter der Männer von Heppenheim bewundert, die wieder ein neues Agitationsmittel für Deutschland erdacht, wenn der Köhlerglaube an die Existenz einer demokratischen Partei mit Emphase zu den Todten geworfen wird. Wie gesagt, erstaunt und erfreut über diese ehrliche und mannhafte Aeußerung, werden wir sie im Gedächtniß behalten und gelegentlich so frei sein, daran zu erinnern.



Wappen-Sagen.

Bülow.

Ein edler, junger Sprosse
Von wendischem Fürstengeschlecht
Empfing die heilige Taufe
Und wurde ein Gottesknecht.

Beim Götzenwahne verharrte
Des Häuptlings ganzes Haus,
Sie trieben den jungen Christen
Von seinem Erbtheil aus.

Er ließ wohl das Erbe der Väter
Und folgte des Glaubens Licht,
Doch von der Erde der Väter
Konnt' er sich trennen nicht.

Es war um die Zeit der Pfingsten,
Wo Alles grünet und blüht,
Und wo an dem fröhlichen Morgen
Die Sonne glänzender glüht,

Da lag der Bülow im Walde,
Und wie die Lenzluft weht,
Verschmolz mit dem Waldesrauschen
Sein brünstiges Gebet.

Da rief's ganz in der Nähe
Bü — Bülo, Bülo! hell,
Der Häuptling sprang vom Boden
Bei seinem Namen schnell.

Hier, wer hat mich gerufen?
Bü — Bülo! klang es drauf,
Der Häuptling schaute verwundert
Zum nächsten Baume auf.

Drauf stand ein kleiner Vogel
Der lustig: Bülo! sang
Und dann sein hell Gefieder
Zum nächsten Baume schwang.

Der Bülow folgt dem Vogel, *)
Er ging von Baum zu Baum
Und kam, ihm immer folgend,
In einen off'nen Raum.

Dort auf der morschen Eiche,
Da stand das Vögelein,
Ein goldner Ring erglänzte
Hell in dem Schnabel sein.

Und als zur morschen Eiche
Der Wendenhäuptling trat,
Da warf der kleine Vogel
Den Ring auf seinen Pfad,

*) Der Pfingstvogel, Vogel Bülo, Pirol genannt.

Rief: Bülo, Bülo! lustig
Mit fröhlichem Gesang,
Bis er sich auf zum Himmel
Mit leichtem Flügel schwang.

Und in der alten Eiche,
Da fand auf einem Platz,
In purem Golde leuchtend,
Der Bülow einen Schatz;

Der lag da wohl verborgen
Seit grauer Väter Zeit,
Nun half er mit begründen
Des Hauses Herrlichkeit.

Die goldnen Münzen blinken
Noch heut in Bülow's Schild
Und drauf, den Ring im Schnabel,
Steht noch des Vogels Bild.

Und gehst du durch die Wälder
Zur lust'gen Pfingstenzeit,
Klingt's: Bülo, Bülo! helle
Vom grünen Zweig noch heut.

So lang' der Ruf noch klinget
Vom Baum im deutschen Reich,
So lange sind die Bülow
Auch noch auf grünem Zweig.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Elftes Capitel.

Sie haben einen Herrn!

In einem mit eben so viel Luxus als ungeheuerlichem Ungeschmack ausgestatteten Zimmer seines jungen Freundes Thélusson finden wir den Baron von Batz, in staubigen und schmutzigen Reisekleidern, erschöpft auf einer Ottomane, deren blaßgelber Seidenüberzug mit den fabelhaftesten Bestien und sonderbarsten Blumen in schreiend bunten Farben bestickt ist. Das kühne Gesicht des Royalisten verräth in diesem Augenblick nichts als Abspannung und Entmuthigung. Ihm gegenüber sitzt Thélusson, dessen ebenfalls höchst trübselige Miene etwas groteskLächerliches hat, weil sie auf das Schneidendste mit dem unglaublichen Anzuge des wunderlichen jungen Mannes contrastirt.

Der ehemalige Incroyable, jetzt gezwungen, sich wenigstens vor der Außenwelt ein wenig den herrschenden Trachten anzubequemen, hat der ausschweifendsten Wunderlichkeit im Innern seines Hauses Altäre errichtet, an denen er zum alleinigen Ergötzen seiner muntern jungen Frau als eifriger Priester fungirt. Tagtäglich steckt er in einer andern tollen Verhüllung, und Madame Thélusson's klingendes Lachen scheint ihm eine so süße Belohnung, daß es ihn zu immer verwünschteren Mummereien anreizt.

Da sitzt er nun, einst der Ajax unter Freron's vergoldeter Jugend, in einem weiten weißseidenen Schlafrock mit rothen Aermeln und grünem Kutschermantelkragen, auf dem lockigen Haupte eine weiße Schlaf-

mütze mit riesigem Zipfel und einer goldenen Trobbel d'ran; die gelben Bänder hängen ihm so toll in's Gesicht, daß die trübseligen Mienen ganz und gar nicht dazu passen wollen.

Der Baron mochte, als er dem jungen Mann, den er wirklich schätzte, ins Gesicht sah, einen ähnlichen Gedanken hegen, und seufzend fragte er: „Sie haben die Hoffnung für unsere Sache fahren lassen, Thélusson?"

„Sie wissen Herr Baron, daß ich nicht lüge," entgegnete der jugendliche Ehemann ernst, „deshalb gerade heraus, ich hoffe nichts mehr für das Königthum. Sie hätten sehen sollen, wie ich es gesehen habe, hören sollen, wie man's hier treibt, wie man urtheilt; es ist keine Aussicht mehr für das Königthum, keine in der nächsten Zukunft wenigstens."

„Aber Barras, der mit uns verhandelt?" warf der Baron ein.

„Barras ist ein Tropf, der gar keine Bedeutung mehr hat!" rief Thélusson.

„Nun, wer ist denn jetzt Herr der Situation?"

„Heute ist es Sièyes!"

„Auch Sièyes verhandelt mit uns!"

„Mit wem verhandelte der nicht? ich versichere Sie, Herr Baron, daß er auch verhandelt, um dem Herzoge von Braunschweig die Krone Frankreichs zu verschaffen. Auf ihn ist kein Verlaß, und überdem ist er auch nur heute noch mächtig, morgen ist er's vielleicht schon nicht mehr und übermorgen ganz bestimmt nicht."

„Aber, wer ist denn der wahre Herr hier?" fragte der entmuthigte Royalist.

„Der General Bonaparte, das heißt das Bayonnet!" erwiederte Thélusson ungemein ernsthaft.

„Also eine Militair-Dictatur!" sagte der Baron, sein Haupt senkend.

„Nein, ein Militair-Despotismus!" entgegnete Thélusson verbessernd, „und zwar ein populärer Militair-Despotismus; ich sage Ihnen, populärer wie einst die „Fackel der Provence" oder der Schimmel Lafayette's. Die Angst vor neuen Unruhen, eine unbesiegliche Sehnsucht nach Ruhe, sie machen den Militair-Despotismus populärer als Alles!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Madame Thélusson trat ein, auf einer Platte Speise und Trank tragend, um selbst den geehrten Gast ihres Gemahls zu bedienen. Das frische hübsche Gesichtchen der jungen Frau, ihr frauenhaft anmuthiges Wesen und Walten, ihr heiteres Geplauder und ihr liebevolles Eingehen auf die Stimmung ihres Gemahls machten einen ungemein tiefen Eindruck auf den Baron. Innerlich seufzend, gedachte der ritterliche Bretagner seiner Heimath und seines Weibes; es ergriff ihn eine unendliche Sehnsucht nach Claudia und nach seinen zertrümmerten Schlössern im Morbihan, wo Claudia am hallenden Meeresstrande unter Ruinen und zwischen

Ruinen mit kluger Energie und herzlicher Hingebung einen neuen Heerd aufzubauen sich mühete, während er ruhelos von Paris nach der Küste, von der Küste nach Paris hin und her eilte und, immer im Sattel, seine Kraft an fruchtlose Verhandlungen setzte, die er selbst nur halb billigte, an die er nur darum Muth und Zeit verschwendete, weil es keine andere Thätigkeit für das Königthum mehr gab. Je länger der Baron in das freundliche Gesichtchen der Madame Thélusson sah, desto mächtiger fühlte auch er sich ergriffen von jener Sehnsucht nach Ruhe, von der sein junger Freund so eben gesprochen.

Der Baron nahm das Glas, das ihm die junge Frau freundlich bot; zugleich faßte er ihre kleine hübsche Hand und sagte herzlich: „Es ist nun schon das zweite Mal, meine schöne Freundin, daß Sie den hülflosen Mann erquicken. Sie lächeln; ja, das erste Mal, es war in der Nacht, die dem dreizehnten Vendemiaire folgte; da war ich noch ganz anders Ihrer Hülfe bedürftig. Das war ein schwarzer Tag für die französischen Royalisten. Von jenem Tage an haben wir nur Unglück, nichts als Unglück gehabt." Der Baron sprach mehr mit sich selbst, als mit seiner freundlichen Wirthin. „An jenem Tage trat uns zum ersten Mal jener corsische Advocatensohn in den Weg, in dem sie jetzt schon den Herrn Frankreichs sehen. Oh! hätte ich jenen Tag doch nicht überlebt!"

Dieser Ausruf verrieth Thélusson, wie tief die Entmuthigung, die sich des einst so festen Ritters bemächtigt hatte. Er hatte den Baron genau kennen gelernt, er hatte monatelang unter gemeinsamen Gefahren mit ihm gelebt, und in der Gefahr lernt man Männer kennen. Dem jungen Manne, dessen leichtfertiges Wesen ein tiefes Gemüth verbarg, ging der muthlose Ausruf des Barons wie ein Schwert durch die Seele. Er selbst war entmuthigt, im Innersten seines Herzens aber hegte er doch noch Hoffnungen. Jetzt fühlte er, daß sie zusammenbrachen, denn sie waren zumeist auf die Zuversicht gebaut, mit der er auf die Festigkeit des Barons von Batz vertraute. Er ließ den Kopf sinken und seufzte.

Die junge Frau schaute betroffen in das Gesicht des Barons, aber einen Augenblick nur, dann rief sie lebhaft: „Ei! mein Herr Baron wenn Ihre Gemahlin diesen Ausruf vernommen hätte!"

Der Royalist antwortete mit einem matten, halben Lächeln, er fühlte eine Art von Bitterkeit gegen Claudia in seiner Seele, denn sie war es, die ihn zu der nutzlosen Thätigkeit der letzten Monate angetrieben, die ihn gehindert hatte, der Ruhe zu genießen, zu der es ihn seit langer Zeit schon drängte, nach der ihn aber jetzt eine Sehnsucht erfaßte, die unwiderstehlich war, weil sie dem müde und matt gehetzten Manne ein wirkliches Bedürfniß.

Als die freundliche Hausfrau das Zimmer verlassen hatte, nahm der Baron den ganzen Rest seiner Energie zusammen und sagte: „Ich muß aushalten bis an's Ende, ich muß wissen, ob ich die mir anvertrau-

ten Depeschen noch abgeben kann und darf. Sagen Sie, mein lieber Freund, in kurzen Worten, was hier geschehen ist, seit ich, damals mit Barras einig, nach Trouville abreiste. Man erwartete damals den General Bonaparte, ich hielt das für ein Ereigniß von Bedeutung, aber ich glaubte eher, daß seine Ankunft uns nützen, als daß sie uns schaden würde; ich glaubte Barras so weit zu kennen!"

„Barras hat Sie damals nicht täuschen wollen," nahm Thélusson das Wort, „ich bin sogar überzeugt, daß er ehrlich die Rückkehr des legitimen Königshauses wünschte; heute wünscht er dieselbe wahrscheinlich noch mehr als damals; aber der arme Mann täuschte sich selbst über den General, dessen Glück er begründet, den er mit einer schönen und wohlhabenden Frau vermählte, dem er Armeen zu commandiren gab. Als General Bonaparte hier ankam, bemühten sich alle Parteien um ihn. Er zeigte sich kalt und verschlossen. Dennoch war er populär vom ersten Moment an, denn das Volk hat eine Ahnung, es fühlt instinctmäßig, daß dieser kalte, verschlossene General bald sein Herr sein wird und ihm die Ruhe giebt, nach der es lechzt. Die Feste, die man dem Eroberer Aegyptens gab, — Niemand erinnerte daran, daß er es auch wieder verloren — schienen ihm lästig. Im Innern seiner Familie soll es gewaltige Stürme gegeben haben; die arme Josephine hatte die ganze Zeit her roth geweinte Augen, nur mit seinem Bruder Lucian verkehrte der General fortwährend. Vorgestern hat Bonaparte eine, ebenfalls durch Lucian vermittelte Besprechung, mit Siéyes gehabt. Man weiß nicht, was in derselben verhandelt worden ist, aber man erwartet seitdem einen Staatsstreich. Ganz Paris erwartet denselben, nur die drei Directoren Barras, Gohier und Moulins nicht. Ich glaube, daß heute der Tag des Staatsstreichs ist, denn in dem Augenblick, wo Sie ankamen, wurde mir mitgetheilt, daß heute Morgen um sieben Uhr schon der Rath der Alten auf ganz ungewöhnliche Weise durch die Inspectoren zusammenberufen sei."

Hastige Schritte naheten sich in demselben Momente der Thür, dieselbe wurde geöffnet und Thélusson's Freund, der deutsche Herr von Minnigerode, rief, eilig eintretend: „Es ist geschehen, Thélusson, der Rath der Alten hat die Sitzung der gesetzgebenden Räthe nach Saint-Cloud verlegt, den General Bonaparte zum Commandanten der 17ten Militair-Division ernannt und ihn beauftragt, sein Decret zu vollziehen. Eben hat sich der General, von einer Menge von Generalen und Offizieren begleitet, die mit ihm in seinem Hause das Decret des Raths der Alten erwarteten, nach den Tuilerieen begeben, um den Eid zu leisten!"

„Das ist nur der Anfang," rief der Baron heftig, „Barras ist nicht der Mann, sich ohne Kampf zu geben; er hat seine Garden."

„Ich glaube nicht, daß er sie noch hat," bemerkte Herr von Minnigerode, „ich sah den General Lefevre, den Commandanten der Directorialgarde, an Bonaparte's Seite!"

Der Baron und Thélusson kleideten sich hastig an und eilten mit dem deutschen Edelmann hinaus, um den Ereignissen selbst zu folgen.

Die Straßen wimmelten von Menschen, fast überall beglückwünschte man sich und ließ den General Bonaparte hoch leben. In der Straße Chantereine, vor Bonaparte's Wohnung, drängten sich dichte Volksmassen. Der Baron von Batz erfuhr bald, daß die zur Partei Sièyes=Bonaparte gehörigen Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, ebenfalls auf außerordentliche Weise versammelt, beschlossen hatten, dem Decret des Raths der Alten Folge zu leisten und sich morgen nach Saint=Cloud zu begeben, daß sie darnach aber die Sitzung geschlossen hätten, ehe ihre demokratischen Collegen angekommen.



An den Straßenecken prangten schon Proclamationen mit der Unterschrift Bonaparte's, die zur Ruhe und zum Gehorsam aufforderten.

„Man sieht, daß ein gewandter Verschwörer, wie Sièyes, die Hand im Spiel hat," bemerkte Thélusson.

Ehe die drei noch die Tuilerien erreichten, wußten sie, daß die Directoren Sièyes und Ducos sich bei dem General Bonaparte in dem Schlosse befänden, daß der dritte Director Moulins verhaftet sei, und daß die beiden anderen, Gohier und Barras, vergeblich, weil zu spät unterrichtet, den Versuch gemacht hätten, sich der Directorialgarde zu versichern.

Um das alte Königsschloß drängten sich dichte Massen, aber selten kam ein verdrießliches Gesicht zum Vorschein; die zehntausend Soldaten, die dort standen, waren eigentlich überflüssig; es gab keinen Angriff und keinen Widerstand. Man rief sich Grüße zu und erzählte sich allerlei Dinge, die der General Bonaparte gesagt hatte, oder gesagt haben sollte. Am meisten jubelte das Pariser Volk über die echt napoleonische Phrase: „Es bereitet sich eine neue Ordnung der Dinge vor und das Bayonnet wird diejenigen zurechtweisen, die dem Willen der Räthe Widerstand leisten wollen!"

Das Bayonnet war immer das Argument Bonaparte's, und die einst so freiheitstolle Bevölkerung jauchzte der Phrase vom Bayonnet Beifall, nur weil sie wußte, daß auch wirklich das Bayonnet hinter der Phrase stand.

Es war Mittag vorüber, da kam ein bleicher Mann, in einen Mantel gehüllt, aus den Tuilerien. Es war Botot, der Secretair des Directors Barras. Thélusson faßte seinen Arm und fragte: „Nun!"

„Oh! wir haben einen Herrn!" antwortete der bleiche Secretair.

„Sie haben einen Herrn!" murmelte der Baron von Batz schmerzlich bewegt, „es ist nicht der Rechte, aber vielleicht ist er recht für sie — ja, sie haben einen Herrn!"

Thélusson drängte den Secretair des Exdirectors, und dieser erzählte, zwischen den Freunden gehend: „Erst gegen 10 Uhr wurden wir

in Kenntniß gesetzt von dem, was sich ereignet hatte. Barras glaubte gestern zwar, daß Bonaparte mit einer Verschwörung umgehe, aber er glaubte nicht, daß dieser ganz ohne ihn, seinen alten Beschützer, handeln werde."

„Das ist das Stückchen vom alten Edelmann, das noch in dem revolutionären Director steckt," murmelte der Baron von Batz, „er glaubt noch an Dankbarkeit, und dieser Glaube ist es, der ihm den Gnadenstoß versetzt; er glaubt an eine Tugend bei Bonaparte, weil er sich selbst einen Rest davon gerettet hat."

Botot fuhr fort: „Als Barras heute Morgen erfuhr, daß Sieyes und Roger Ducos heimlich den Luxembourg verlassen, rief er: ah! Bonaparte ist mit Sieyes verbündet, nun bin ich wahrscheinlich verloren! Er ließ Gohier holen, der ihm wirklich treu geblieben war. Beide gingen zu dem Posten der Grenadiergarde im Corps de logis. Ich folgte ihnen mit zwei andern Herren. Der Offizier des Postens erklärte den beiden Directoren, er könne nur Befehle vom General Bonaparte annehmen. Gohier schäumte vor Wuth, Barras zuckte verächtlich die Achseln und begab sich in seine Zimmer zurück. Ohne ein Wort weiter zu sagen, dictirte er mir seine Abdankung, unterzeichnete sie, leise für sich pfeifend, und trug mir auf, sie der Commission der Inspectoren des Rathes der Alten zu überbringen. Wenn Sie den General Bonaparte sehen, sagte er zum Schluß, so fragen Sie ihn, ob er mein Feind sei oder nicht? Die Antwort bringen Sie mir nach Grosbois, wohin ich in diesem Augenblick abreisen werde! In den Tuilerieen hatte ich Mühe, bis zur Commission der Inspectoren durchzudringen. Sieyes war es, der mir die Abdankung abnahm. Ich will sie zu der Meinigen legen, sagte der Schlaue lächelnd, ich weiß schon, daß der Bürger Barras nach seinem Landsitze abgereist ist; ja, lieber Botot, setzte er höhnisch hinzu, das Landleben ist doch schön: beatus ille, qui procul negotiis! Damit war ich entlassen. Nicht fern von der Thür des Saales, an der ein bunter Haufen von Militairs aller Grade stand, begegnete mir der General Bonaparte. Da ich früher mit demselben auf einem ziemlich vertrauten Fuß gestanden, da ich oft genug, wenn er in Noth war, aus des Directors Kasse ihm beigesprungen, so trat ich ihn an und fragte ihn leise, was sein alter Beschützer von ihm zu erwarten habe. Der General aber antwortete mir mit lauter Stimme: Sagen Sie diesem Menschen, daß ich ihn nicht mehr sehen will! Dann fuhr er noch lauter und mit drohender Gebärde fort: Was habt ihr aus diesem Frankreich gemacht, das ich euch so glanzvoll hinterließ? Ich hinterließ euch den Frieden und finde den Krieg, ich hinterließ euch Siege, Niederlage finde ich wieder, ich hinterließ euch die Millionen Italiens, und aussaugende Gesetze und Elend finde ich. Was habt ihr mit den hunderttausend Franzosen gemacht, die ich kannte, die alle Genossen meines Ruhms waren? sie sind todt . . . So sprach der General, er bezog Alles auf sich, auf

sich allein; er sprach wie der zwanzigste König einer Dynastie!" — Botot empfahl sich den Herren, um seinem gestürzten Gebieter in das Exil von Grosbois zu folgen.

Baron von Batz und Thélusson, welche im Laufe der Jahre die Taktik der Revolutionen etwas kennen gelernt hatten, waren beide überzeugt, daß der Staatsstreich vollbracht sei; aber sie wurden stutzig, als sie vernahmen, daß die demokratischen Mitglieder des Rathes der Fünfhundert nicht verhaftet worden wären.

„Das ist der Soldat," rief der Baron von Batz, „er glaubt, daß er die Räthe commandiren kann, wie ein Regiment; er glaubt nicht, daß ihm die Fünfhundertmänner morgen Widerstand leisten werden; aber ich wundre mich, daß der alte Verschwörer Sieyes ihn nicht besser berathen hat. Er wird morgen in Saint-Cloud einen schweren Stand haben, wenn er die Versammlung des Rathes der Fünfhundert wirklich zuläßt."

Schon am Abend des 18. Brumaire strömten große Menschenmassen nach Saint-Cloud, aber Bonaparte hatte auch ziemlich bedeutende Streitkräfte dort zusammen gezogen. In aller Eile wurde die Mars-Gallerie zum Sitzungssaale der Alten, die Orangerie zum Sitzungssaale des Rathes der Fünfhundert umgeschaffen. Die Stimmung der Volksmassen in den Gärten und Höfen von Saint-Cloud am Morgen des neunzehnten Brumaire war eine andere, als am Tage zuvor in Paris. Die Reste der zwanzig verschiedenen republikanischen Parteien waren es, die sich am neunzehnten Brumaire, wie zu einer letzten Musterung, in Saint-Cloud einfanden, schwerlich noch an einen Sieg ihrer Meinung glaubend, aber doch entschlossen, dem Despotismus nicht ganz ohne Gegenwehr das Feld zu lassen. Ueberall sind es die Männer der extremsten Richtung, Mitglieder der Verschwörung des Tribunen Gracchus Babeuf, die den Kern jener Gruppen bilden, in denen die zornigsten Declamationen gegen militairische Brutalität laut werden. Zuweilen sieht man eines der Mitglieder des Rathes der Fünfhundert in der phantastisch-bunten Amtstracht mit flatternder Schärpe durch die belebten Gänge wandeln, um sich zur Sitzung zu begeben; hallender Beifallruf begleitet seine Schritte. Dann wieder sah man den jungen Mann mit dem bleichgelben Gesicht und dem braunen, sonderbaren Auge hastigen Schrittes, von einigen Offizieren und Ordonnanzen gefolgt, über die Treppen heraufkommen und die Höfe durcheilen. Aus den Gruppen rief es: „Nieder mit dem Dictator! — fort mit dem Bayonett! — wir brauchen keinen Cromwell! — wir wollen keinen Cäsar!" Der junge General Bonaparte aber antwortete, die Worte kurz und zornig herausstoßend: „Ich will keine Factionen mehr! Das muß ein Ende nehmen, ich will durchaus keine mehr!"

Was hatte denn der General Bonaparte für ein Recht, seinen Willen dem französischen Volke aufzudrängen; sprach er etwa in der Machtvollkommenheit eines Vertreters jener alten Könige Frankreichs?

War er der Erbe der Merovinger, der Carolinger, der Capetinger, der Valois und der Bourbon? Nein, er war nur der Erbe der Revolution, die Revolution war todt; er war im Begriff, die Erbschaft in ihrem ganzen Umfange zu übernehmen und sie in seinem eigenen Interesse auszubeuten; der Universal-Erbe suchte sich in Respect zu setzen bei den alten, mit schäbigen Legaten abgefundenen Dienern der Revolution. Wer ihm nicht gehorchen wollte, den warf er aus dem Hause.

Die revolutionäre Monarchie, der Despotismus, kam zur Regierung, nicht das Scepter, das die Gnaden verleiht, nicht die Hand der Gerechtigkeit, nicht der vom Kreuz überragte Reichsapfel, nicht die Lilienkrone und die andern ehrwürdigen Symbole des legitimen Königthums kamen bei der Einsetzung der revolutionären Monarchie zum Vorschein, sondern nur das Bayonnet und der Säbel funkelten, und die „ultima ratio“ der alten Könige, die Kanone, war die „prima ratio“ des neuen Despoten.

Nach zwei Uhr eröffneten die Räthe ihre Sitzungen. Der Rath der Fünfhundert war in der Orangerie versammelt. Von den Mitgliedern, die den republikanischen Parteien angehörten, fehlte keins, und die Aufregung hatte bei Eröffnung der Sitzung schon einen sehr bedenklichen Grad erreicht. General Bonaparte begann zu bereuen, daß er gestern nicht dem Rathe des klugen Sièyes gefolgt und die Mitglieder der republikanischen Partei verhaftet hatte. Noch waren die letzten Klänge der Marseillaise, mit denen die Sitzung eröffnet wurde, nicht ganz verhallt, als Emil Gaudin, ein eifriger Anhänger von Sièyes, durch Begünstigung Lucian Bonaparte's, der dem Rath der Fünfhundert präsidirte, die Tribüne bestieg und den Antrag stellte, dem Rath der Alten für die gestern ergriffenen Maßregeln zu danken. Sein Antrag war das Zeichen zu einer tumultuarischen Bewegung ohne Gleichen. In dem Lärmen und Toben ist kein Wort mehr vernehmbar, die Republikaner belagern die Rednerbühne und das Bureau, die Führer der Verschworenen: Cabanis, Bouley, Chazat und Andere erbleichen und zittern vor diesem Sturm; nur Lucian Bonaparte behält den Muth; er kämpft schon für die Dynastie Bonaparte.

„Die Verfassung, nichts als die Verfassung!“ schrieen die Republikaner. „Nieder mit dem Dictator! Warum sind wir zu Saint-Cloud? Warum sind wir von Bayonnetten umgeben? Bürger-Präsident, gehören Sie zu den Verschworenen?“

„Ich fühle zu sehr meine eigene Würde,“ antwortete Lucian, „um auf die Beleidigungen einer verwüstenden Partei zu antworten!“

Diese Antwort goß Oel in's Feuer. Der Tumult steigerte sich von Augenblick zu Augenblick, die Klingel des Präsidenten verhallte ungehört, und derselbe bedeckte sein Haupt. Auf dieses letzte Noth- und Hilfsmittel der parlamentarischen Ordnung trat für einen Augenblick Ruhe ein; aber die Pause wurde von den Republikanern mit einer

Kühnheit benutzt, die am besten bewies, wie entmuthigt die Verschworenen, die Anhänger des Staatsstreiches, waren.

Der Abgeordnete Delbret schlug vor, den Eid auf die Verfassung des Jahres III. zu erneuern. Keiner wagte zu widersprechen, keiner der Männer, die nach Saint-Cloud gekommen waren, um diese Verfassung zu vernichten. Der Antrag wurde angenommen und nach dem Namensaufruf der Eid mit einer Begeisterung geleistet, die ihre Erklärung in der Aufregung und zornigen Aufwallung des Augenblicks fand.

In diesem Moment war der Staatsstreich der Gefahr des Fehlschlagens ausgesetzt; wenn der Rath der Alten dem Beispiele der Fünfhundertmänner folgte, war General Bonaparte verloren. Er hatte keine Ahnung von den Scenen in der Orangerie, als er, von zwanzig Generalen und Offizieren begleitet, in der Marsgallerie erschien und den Rath der Alten mit einer Rede begrüßte, die nicht seine, sondern Sieyes' Worte waren und zu seinem ganzen Wesen und Auftreten wenig paßten. Er sprach davon, daß er die Freiheit über Alles liebe, daß er sich der Gewalt habe längst bemächtigen können, wenn das seine Absicht gewesen sei; als ächter Republikaner verabscheue er aber die Namen Cäsar und Cromwell, die man ihm jetzt gebe; er sei nichts als das willige Werkzeug des Rathes der Alten, in dessen Hand allein die Rettung der Republik liege, da der Rath der Fünfhundert von Parteien zerrissen sei und das Directorium seine Entlassung genommen habe.

„Der Rath der Alten rede," schloß der General, „ich bin bereit, seine Befehle zu vollziehen. Retten wir die Freiheit, retten wir die Gleichheit!"

Kaum hatte er geschlossen, so erhob sich Linglet, ein republikanisches Mitglied des Rathes der Alten, und rief: „General, wir sind mit Ihnen einverstanden, schwören Sie mit uns Gehorsam der Verfassung vom Jahre III., welche allein die Republik retten kann!"

Dieser Antrag schlug wie ein Blitz in die Versammlung, ging er durch, wie im Rath der Fünfhundert, so war Alles verloren. Der General aber faßte sich rasch und entgegnete heftig: „Die Verfassung vom Jahre III. existirt gar nicht mehr! Ihr habt sie am 18. Fructidor, am 22. Floreal, am 30. Prairial verletzt. Die Verfassung! Alle Parteien rufen sie an, alle haben sie verletzt. Wir bedürfen eines neuen Vertrages, neuer Garantien!"

Linglet's Antrag fiel durch, der Rath der Alten erhob sich zum Zeichen der Billigung, und Bonaparte rief den Grenadieren zu: „Sie sollten ihre Bayonnete gegen ihn wenden, wenn er je von dem Wege der Freiheit weiche!"

Es war immer das Bayonnet und nur das Bayonnet, an das er appellirte, selbst da, wo er heuchelte.

Als er so im Rath der Alten gesiegt und denselben zu seinem Mitschuldigen gemacht, eilte er nach der Orangerie, von Generalen und

Grenadieren begleitet. Es war schon dunkel draußen, als er in den Saal trat. Was er dort wollte, ist nicht leicht zu sagen; vielleicht wollte er nur durch seine Erscheinung siegen, wie im Rath der Alten, vielleicht die Republikaner verhaften; als aber die Bayonnete der Grenadiere an der Thür der Orangerie blitzten, erhob sich die ganze Versammlung mit wildem Geschrei: „Nieder mit dem Dictator, außer Gesetz der Tyrann. Geächtet! Geächtet!"

General Bonaparte war, den Hut in der Hand, einige Schritte weit in den Saal hineingetreten. Bestürzt durch diesen Empfang, blieb er stehen. Eine Menge Mitglieder stürzten ihm entgegen, der Republikaner Bigonet faßte ihn am Arm und rief: „Verwegener, was machen Sie? Entfernen Sie sich, Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze!"

Todtenbleich stand der General, er war verwirrt und erschrocken, er hatte der revolutionären Furie in dieser Weise noch nicht gegenüber gestanden, er stammelte einige verworrene Worte und sah sich nach den Soldaten an der Thür um. Das war für diese ein Aufruf; General Lefevre dringt mit zwölf Grenadieren in den Saal, sie führen Bonaparte hinaus, der unaufhörlich sagte: „Sie haben mich morden, sie haben mich ächten wollen!"

Seine Entfernung beschwichtigte den Sturm in der Orangerie nicht, von allen Seiten wurde eine Achtserklärung gegen den General verlangt. Da warf sich Lucian zum Vertheidiger seines Bruders auf; er zeigte einen großen Muth und eine Geistesgegenwart, die zu bewundern war. Als man ihn aber endlich nicht weiter reden ließ, als Schimpf- und Drohreden seine Stimme erstickten, als sich der Rath für permanent erklärte, die Acht gegen den General Bonaparte aussprach, den Beschluß faßte, sich sofort in seinen Palast nach Paris zurückzubegeben und den Befehl über die Truppen in Saint-Cloud dem General Bernadotte übertrug, da donnerte Lucian, von all' diesen Beschlüssen betäubt, mit der ganzen vollen Kraft seiner Lungen in den Saal: „Ich soll meinen Bruder in die Acht erklären lassen? Nimmermehr! Hier finde ich kein Gehör mehr, will keines, fort mit den Abzeichen, die keine Bedeutung mehr haben!" Außer sich warf er das Barett, die Toga und die Schärpe des Volksrepräsentanten von sich.

In dem Augenblick drang Lefevre zum zweiten Male mit den Grenadieren in den Saal. Siéyes, der die revolutionäre Praris kannte, wußte, daß Lucian in Gefahr sein müsse, er ließ ihn durch Grenadiere herausholen.

Es war nöthig, daß er kam, denn sein Bruder, der General, war so tief erschüttert, daß ein Anderer für ihn handeln mußte. Lucian bestieg ein mächtiges, schwarzes Roß, das ihm Obrist Lagarde vorführte, ritt vor die Fronte der Truppen und redete sie als Präsident des Rathes der Fünfhundert an; er sagte ihnen, daß die Majorität des Rathes sich in diesem Augenblick unter der Schreckensherrschaft einer Minorität be-

finde, die mit Dolchen bewaffnet sei und ihm und seinem Bruder nach dem Leben trachte. „Die in der Orangerie sind nicht mehr Repräsentanten des Volkes, sondern des Dolches!"

Jetzt hatte sich auch General Bonaparte gesammelt. „Soldaten!" rief er, „ich habe Euch stets zum Siege geführt, kann ich auch heute auf Euch zählen?"

„Ja, ja! Es lebe General Bonaparte!"

„Nun, so werde ich sie zur Vernunft bringen!" rief der General und ertheilte seine Befehle.

Der Rath der Fünfhundert hatte eben beschlossen, sich in Masse zu erheben und sich nach Paris zu begeben, da dröhnte der Trommelschlag der Grenadiere über die Treppen herauf.

Es trat eine feierliche Stille ein.

Die Thüren öffneten sich, und mit festem Tritt unter Trommelschlag drangen die Grenadiere ein.

„Es lebe die Republik!" riefen sämmtliche Abgeordnete, sich erhebend.

Ein Offizier trat vor. „Im Namen des Generals ersuche ich Sie, den Saal zu verlassen!"

„Es lebe die Republik!" lautete die Antwort.

Die Soldaten stehen; da tritt der General Jourdan, der ebenfalls Mitglied des Rathes war, vor von einer Seite und von der andern der Abgeordnete Proudhon; Beide machen die Soldaten auf den ungeheuern Frevel aufmerksam, den sie begehen. Die Grenadiere werden stutzig; aber nur einen Moment, im nächsten commandirt General Murat: „Tambours, schlagt an!" und General Leclerc: „Vorwärts, Grenadiers! Im Namen des Generals Bonaparte, der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst! Vorwärts, Grenadiers!"

Langsam, aber mit gefälltem Bayonnet, rücken die Grenadiere, die ganze Breite der Orangerie nehmend, vorwärts, sie treiben so die Abgeordneten vor sich her und aus dem Saale!

Um halb sechs Uhr Abends, am neunzehnten Brumaire des Jahres VIII., am 9. November 1799, gab es keine Volksrepräsentanten in Frankreich mehr. Der Staatsstreich war vollendet und eine Umwälzung vollbracht, zum ersten Male nicht im Namen eines Princips, oder des Volkes, oder einer Partei, sondern kurz und gut: im Namen des Generals Bonaparte.

Sie haben einen Herrn!

Eine Stunde später eröffneten die Räthe ihre Sitzungen wieder, das heißt die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, die für den Staatsstreich waren, — nach dem Gelingen desselben waren es viel mehr, als am Morgen, — und begaben sich in den Rath der Alten. Soldaten füllten die Galerien. Nun wurden zuerst Danksagungen für die Generale Bonaparte, Murat, Lefevre und Gardanne mit Enthusiasmus

beantragt und mit Enthusiasmus angenommen. Gleiche Ehre wurde all' den Regimentern, die an diesem Tage in Saint-Cloud gewesen; dann hielt der eigentliche Held des Tages, Lucian Bonaparte, eine lange Rede, in der er im blühendsten Stile die wirklichen und vermeintlichen Gefahren schilderte, denen Frankreich durch die Ereignisse und Thaten des Tages entgangen sei!

Er war wirklich ein Redner.

Darauf verlangten die Abgeordneten, daß die drei provisorischen Consuln, die an die Stelle des Vollziehungs-Directoriums getreten waren, vor ihnen erschienen, um den Eid zu leisten.

Da traten sie denn ein, die drei Consuln, der General Bonaparte, der nur das Bayonnet kannte, der Abbé Sieyes, der in jeder Tasche eine Constitution und in jeder Rockfalte eine Intrigue hatte, und der ehrliche Roger Ducos, den man eben genommen hatte, weil man, nach Sieyes Entwurf, einen dritten Consul brauchte.

Die Directorial-Pentarchie hatte sich bereits in eine consularische Trias verdichtet, man schonte den Schein mehr als die Sache, die Consuln hießen Bonaparte, Sieyes und Ducos, der alleinige Herr aber war Bonaparte.

So bei den Römern, als Bibulus neben Julius Cäsar zum Consul erwählt wurde, schrieben die Spötter: Julio et Caesare Consulibus, in die Annalen, unter den Consuln Julius und Cäsar.

In die Marsgallerie aber trat der Despotismus in der Trias, in seiner letzten, sehr durchsichtigen Verhüllung, und schwur mit ernstem Gesicht unverletzliche Treue der Souverainetät des Volkes, der französischen Republik, der Gleichheit, der Freiheit und dem Repräsentativsystem.

Einer der Consuln hat nicht einen dieser Eide gehalten.

Lucian Bonaparte nahm zum Schluß noch ein Mal das Wort und declamirte: „Die französische Freiheit ist geboren im Ballhause zu Versailles, bis jetzt hat sie sich durch alle Krankheiten des Kindesalters mühsam durchgewunden, nun kommt sie, die toga virilis zu empfangen! Von heute an sind alle Krämpfe der Freiheit beendet! Vertreter des Volkes! vernehmt den erhabenen Ruf der Nachwelt: Die Freiheit, im Ballhause zu Versailles geboren, ist befestigt worden am heutigen Tage zu Saint-Cloud. Die Männer von siebenzehnhundert neun und achtzig waren die Väter der Revolution, die Männer des Jahres VIII. aber sind die Väter des Friedens, des Glückes und des Vaterlandes!“

So schloß der Staatsstreich vom achtzehnten Brumaire.

Als am andern Morgen zu früher Stunde der Baron von Batz Paris verließ, sah er schon an allen Straßenecken die Placate des Polizeiministers Fouché, den Staatsstreich verherrlichend und in servilstem Tone gehalten.

Der Baron bestieg sein Roß außerhalb der Barriere und jagte, von seinem Diener begleitet, auf der Straße nach der Bretagne dahin.

Er scheuchte mit Gewalt die trüben Gedanken von sich, er wollte nur der geliebten Frau gedenken, in deren Arme er eilte; aber vergebens, die schwarze Sorge saß hinter dem Reiter im Sattel und ließ ihn nicht.

„Sie haben einen Herrn! ja, sie haben einen Herrn!“ murmelte er und das: „Hoch lebe der König!“ mit dem er selbst in dem wildesten Wettersturm der Revolution sein Herz erleichtert und sich neuen Muth in die Seele gerufen, es erstarb auf seinen Lippen, denn er fühlte, daß auch er einen Herrn habe, aber der Herr war nicht der König!

Die Lehrstellen für Staatsrecht und Politik.

(Brief eines Gymnasial-Directors an einen hohen Beamten.)

Den allerherzlichsten Dank, mein hochverehrter alter Freund, Ihnen und Allen, die dazu geholfen, daß die erledigte Lehrerstelle an unserm Gymnasium mit einem so wackern kenntnißreichen und wohlgesinnten jungen Manne wiederbesetzt worden ist! Daß wir einen durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse tauglichen Mann erhalten würden, hatten wir nicht bezweifelt; unsere Sorge betraf nur seine politische Gesinnung. Gottlob, sie ist gehoben. Fände sich jetzt nur eine Gelegenheit, den Lehrer der neueren Sprachen anderswo unterzubringen, wo sein querköpfiger Liberalismus unschädlich ist, und seine Stelle im entgegengesetzten Sinne wiederzubesetzen, so könnte ich doch sagen, daß unsere ganze Anstalt nur mit Lehrern bestellt sei, welche der Jugend Ehrfurcht vor den gottgeordneten Autoritäten, Liebe und Treue gegen den Landesherrn, Pietät gegen das vaterländisch Geschichtliche und Ueberkommene, mit Einem Worte, conservative Gesinnung einzuflößen geeignet und beflissen seien. Ich glaube, das ist nicht hoch genug anzuschlagen, wenn man bedenkt, wie viel verdrehte Ansichten die Heranwachsenden oft im elterlichen Hause hören und welche Gelegenheit die Auslegung der griechischen und römischen Klassiker und der Vortrag der Geschichte herbeiführt, um die jugendlichen Gemüther entweder mit bauenden und erhaltenden oder mit verneinenden und zerstörenden Stoffen und Ideen zu erfüllen.

Was hilft es uns aber, in diesem Sinne noch so treu zu wirken, was hilft es den bestgesinnten Eltern, ähnliche Gesinnungen in ihren Kindern zu pflanzen, wenn die Universitätslehrer unsern Aufbau entweder wieder umstürzen, oder doch nicht fortsetzen und wieder verfallen lassen? Sollte es nicht in der Pflicht und im Interesse der Regierungen liegen, ernstlich dafür zu sorgen, daß die liberalistischen und

negirenden Geister von den Akademieen entfernt und durch treue, bewußt conservative Männer ersetzt würden? Schon den Indifferentismus in Sachen der Kirche und des Staates und der großen Grundprincipien Beider halte ich für gefährlich bei den akademischen Lehrern. Die akademische Jugend pflegt zwar den Schein anzunehmen, als halte sie nicht viel von den Professoren, sie macht sich gelegentlich über sie lustig, kritisirt sie und spricht über sie ab; im Grunde aber hat sie großen Respect vor ihren Kenntnissen und Einsichten, und eignet sich ihre Grundsätze und Lebensanschauungen mit Begierde an. Nicht zu gedenken, daß die große Mehrzahl der jungen Leute aus geistiger Trägheit oder Unselbstständigkeit sich zeitlebens auf das iurare in verba magistri beschränkt, wenngleich die heutige Mode verlangt, daß dabei Quelle und Auctorität verschleiert und Alles als eigene Weisheit und selbstverarbeitete Wissenschaft ausgekramt werde. Man weiß, wie vielfältig die Professoren Gelegenheit finden, ihre politischen Grundsätze und Meinungen, selbst wenn ihr Lehrfach es nicht gerabezu erfordert, auf die wissensdurstige und bildungsfähige Jugend zu übertragen, und wie gern dies gerade von denen benutzt wird, die mehr oder minder von dem schon seinem Wesen nach unruhigen liberalistischen Geiste angefüllt sind. Es ist aber ein bekannter Satz, durch Geschichte und Erfahrung bestätigt, und oft nachgewiesen, daß politischen Umgestaltungen ihre Theorieen vorausgehen, weil diese, hinreichend verbreitet und erstarkt, sich immer in die Praxis umzusetzen suchen. Mit Feuer muß man nicht spielen, sagt schon der gemeine Hausverstand, und kein guter Hausvater wird dulden, daß es in seinem Hause geschehe. Ist es daher schon in allen Facultäten zu wünschen, daß Professoren und Docenten politisch-correcte Grundsätze haben, so ist dies doch noch in ungleich höherem Grade der Fall, und ohne Frage von größter Wichtigkeit für die Zukunft des ganzen Vaterlandes bei denjenigen akademischen Lehrern, welche ausschließlich Staatsrecht und Staatswissenschaft zu lehren berufen sind. Und hiermit bin ich auf einen Gegenstand gekommen, der mich in jüngster Zeit viel beschäftigt hat, und über den ich Ihnen um so mehr mein Herz ausschütten muß, je mehr Sie in der Lage sind, denselben praktisch anzufassen.

Fünf von den unter meiner besonderen Aufsicht stehenden Schülern werden mit Ablauf dieses Vierteljahrs die Maturitätsprüfung machen und zur Universität abgehen, um sich für den höheren Staatsdienst vorzubereiten. Die Väter und Vormünder der jungen Leute, sämmtlich streng conservative Gutsbesitzer aus der Umgegend, haben, nachdem sie sich schon unter einander darüber besprochen, mich über die Wahl der Universität zu Rathe gezogen. Die nöthigen Kenntnisse, meinten sie wohl nicht mit Unrecht, könnten ihre Söhne und Mündel auf jeder Universität erwerben; es komme ihnen aber darauf an, daß sie bedeutende und zweifellos correcte Lehrer für Staatsrecht und Staatswissenschaften fänden, um darin vor allen Dingen richtig und fest gegründet

zu werden. Ich nannte ihnen *, allein dagegen hatten sie andere, in besonderen Verhältnissen liegende Einwendungen, die ich gelten lassen mußte. Ich wagte schüchtern einige andere Vorschläge, aber die Herren, welche Männer von Bildung und zum Theil sehr entschiedene Charaktere sind, wiesen meine Vorschläge mit Gründen zurück, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte. Je länger wir die Sache beriethen, desto rathloser wurden wir. Ich will freilich nicht läugnen, daß die Herren sehr strenge Anforderungen machten, vielleicht übertriebene, und daß dabei Aeußerungen fielen, die ich nicht unterschreiben möchte. So sagte z. B. Einer von ihnen: „Ist es nicht, als ob man seit dem Jahre der Schmach, das so vieler Herzen Gedanken offenbar machte, nichts gelernt und Alles wieder vergessen hätte? Da sitzen die Professoren, die in den Jahren 48 und 49 in der Frankfurter Paulskirche und in anderen verfassungfabricirenden Versammlungen vor aller Welt bloßgelegt haben, daß sie weder vor dem Königlichen noch vor einem anderen Rechte von Gottes Gnaden Respect fühlen, deren liberalistische und revolutionäre Doctrinen keinen Zweifel übrig gelassen, die mindestens ihre Unfähigkeit, auf den richtigen Weg nur hinzuweisen, auf das Gründlichste documentirt haben, — da sitzen sie wieder hin und her im deutschen Vaterlande auf ihren Kathedern, man läßt sie lesen und lehren, als wäre nichts vorgefallen, läßt sie mit ihren Irrlehren die Jugend entzünden und das alte Spiel von Neuem treiben, bis uns die Flammen abermals über dem Kopfe zusammenschlagen. Dabei verlangt man denn von den Zöglingen solcher Leute, wenn man sie befördern soll, conservative Grundsätze und Gesinnungen! Kann man verkehrtere Mittel zu seinen Zwecken wählen? Oder ist es Absicht, Heuchler zu erziehen?“ — Ich glaube nun zwar, daß diese Aeußerungen viel zu weit gehen, halte auch das Urtheil über jene akademischen Lehrer für zu hart, konnte aber doch nichts antworten, als er fragte: „Auf welcher Universität ist denn seit jenem Schmachjahre eine Reformation vorgenommen? Ist es nicht Alles geblieben wie vor 48?“ — Unsere Berathung fand nun zwar vorerst einen Ausweg und Abschluß, da ich bemerkte, daß die jungen Leute im ersten Jahre ja die anstößigen Disciplinen gar nicht zu hören brauchten. Mir aber hat seitdem die Noth und Sorge so vieler braver Eltern über den besprochenen Umstand und das Bedenkliche, das in ihm unläugbar für das öffentliche Wesen liegt, immer im Sinne gelegen, und ich nahm mir gleich vor, Ihnen die Sache einmal an's Herz zu legen.

Wir wissen, welche Rolle die Universitäten von 1815 bis 1848 gespielt haben. Wir kennen zum Theil das Treiben jener Männer hinter den Coulissen, welche im Anfang dieser Zeit die akademische Jugend für ihre Zwecke heranzuziehen suchten. Was ging damals nicht in den Köpfen der jungen Leute durcheinander! Der geistige Schwung der Freiheitskriege wogte noch nach, die Philosophie verhieß Wunder, Dichter und Geschichtslehrer entzündeten die Sehnsucht nach der alten Herr-

lichkeit des untergegangenen deutschen Reiches, als Vorbild freier Verfassungen ward die neue französische Charte gepriesen. Dabei die immer idealistische Jugend durch den flachsten Rationalismus von allen realen Idealen entleert, verworren umhertastend, um den weiten und hohlen Freiheitsbegriff, den man ihrem unbestimmten Drange vorgeworfen und den sie leidenschaftlich erfaßte, mit lebendigem Inhalt zu füllen. Daraus resultirten denn das Wartburgsfest, Kotzebue's Ermordung, die Karlsbader Beschlüsse, fortdauernde Geheimbündlerei. Der Subjectivismus, das traurige Erbe des an ihm untergegangenen Pietismus, hatte längst den gemeinen Menschenverstand, vielleicht die Vernunft, höchstens das speculative Denken zum Richter und Schergen über die Geheimnisse der Offenbarung und des Glaubens gesetzt; das Product war der Rationalismus. Als das Politische in den Vordergrund trat, verstand es sich von selbst, daß er mit dem Geschichtlichen und Organischen des Staates eben so verfuhr; und das Produkt war der Liberalismus. Wie der Rationalismus seine wissenschaftlichen Vertreter gefunden hatte, fand sie auch der Liberalismus. Sie bestiegen allmählich die Katheder, und vor ihren Lehren verdunsteten die mittelalterlichen Reminiscenzen der Jugend immer mehr. Es ist merkwürdig, mit welchem Glanz der Idealität die Jugend aus ihrem unerschöpflichen Schatze auch das mechanischeste Verstandessystem umkleidet und verklärt, sobald es ihr nur die Räthsel der Lebensaufgabe zu lösen verspricht. Dieser Glanz identificirt sich oft mit dem kümmerlichsten, trockensten Inhalte, und sein Nachglanz täuscht nicht selten über diesen ein ganzes Leben hindurch. Das erklärt das Räthsel, wie das gemüth- und geistlose, in den alleräußerlichsten Kategorieen sich umhertreibende System des Liberalismus bei der Jugend Eingang finden und in so vielen Fällen festhaften konnte. Im reiferen Mannesalter pflegt sich dann freilich auch vieles Egoistische darin abzulagern. Bei uns und manchen Anderen wurde damals eine bessere Familienüberlieferung durch den Corporationsgeist der Landsmannschaften gerettet, wenn wir auch die Theorie der Irrlehre nicht umzustoßen wußten.

Das Jahr 1830 machte in dieser Entwickelung eine Epoche. Während es die Doctrin praktisch popularisirte, verbreitete es zugleich theils die Hoffnung, theils die Furcht ihrer Unwiderstehlichkeit. Die Regierungen suchten sich noch einmal dagegen zusammen zu nehmen, allein immer mehr erhielten auf ihre Leitung Männer Einfluß, die selber mehr oder weniger vom Lieberalismus, wo nicht durchdrungen, doch beherrscht waren. Und so fand es denn keinen Anstand, daß ein liberalistischer Docent nach dem andern zugelassen und in den akademischen Stellen hinaufbefördert wurde. Man wußte noch nicht (scheint es auch jetzt schon wieder vergessen zu haben), daß ein zerstörendes Princip um so gefährlicher ist, je gemäßigtere Formen es annimmt, je schmeichelnder es sich an das anschmiegt, was doch sein unversöhnlicher Gegensatz ist. Während man so, wie man sich ausdrückte, die Wissenschaft frei ließ,

fühlte man sich durch die Folgen derselben in den obern Regionen immer mehr bedrängt und angegriffen. Die Beamtenschaft war in den meisten Ländern schon zum größten Theile liberalisirt. Der Fortschritt des Bürgerstandes vom Rationalismus zum Liberalismus war ein gegebener. Der französische Constitutionalismus predigte über den Rhein herüber und fand namentlich in süddeutschen Kammern Widerhall. Die liberalistischen Professoren, wie Roddeck u. A., wurden dadurch zu Volksmännern, zu Autoritäten, ihre Macht, ihr Ansehen, ihr Einfluß wuchs, auch und vornehmlich bei ihren Schülern und durch sie. Die Regierungen, die sie denn doch angestellt hatten, mußten sich auf praktischem Gebiete den unter ihrer Aegide verbreiteten Theorien immer schärfer entgegenstellen. Diese unnatürliche Spannung führte endlich zu der Göttinger Explosion. Aber gebessert war sie dadurch im Ganzen nicht. Der Liberalismus erhielt dadurch nur die Krone des politischen Martyrthums. Er blühete auf allen Universitäten.

Ich weiß nicht, ob es noch zu leugnen ist, daß die Regierungen eben so durch die Zulassung des französischen Constitutionalismus auf practischem Gebiete, als auf theoretischem durch die Zulassung, ja den Schutz und die Förderung liberalistischer Universitätslehrer zum großen Theil selbst das Unheil großgezogen haben, das 1848 über uns hereinbrach. Aber das weiß ich, daß es hohe Zeit ist, auf beiden Gebieten ein anderes Verfahren einzuschlagen, wenn wir nicht über kurz oder lang einer neuen Erschütterung ausgesetzt sein sollen, die einen schlimmern Ausgang nehmen möchte, als die vorige.

Was hiergegen Kirche und Haus zu thun haben, erwähne ich nicht; was die Schule, weiß und befolge ich. Was rücksichtlich der politischen Praxis geschehen sollte, kann ich nicht beurtheilen. Es liegt außer meinem Kreise. Nur, um Mißverständnisse zu verhüten, lassen Sie mich bemerken, daß ich keine Art Despotismus, weder von Massen noch von Einzelnen, auch nicht in der mildesten Form billige, daß mir Recht, Sitte und Freiheit große und inhaltvolle Begriffe sind, und daß, sie durch und in dem lebendigen Organismus einer echtdeutschen Verfassung sichergestellt und zu reiner Entwickelung gebracht zu sehen, zu meinen innigsten Wünschen gehört. Was aber in Rücksicht der Theorie, ich meine der officiellen Lehre und Verbreitung derselben vorzunehmen sei, darüber einige Worte zu sagen treibt mich die Liebe zum Vaterlande, zu meinen Schülern, und mein Gewissen.

Freilich könnte ich darüber sehr kurz sein. Ich könnte sagen, es sei nichts nöthig, als jene akademischen Lehrstellen mit correcten Männern zu besetzen. Aber ich denke mir die Einwände, die Sie hören würden, sobald Sie mit einem solchen Plane hervorträten, und die Sie selbst vielleicht schon dagegen haben. Verträgt sich dergleichen mit der Freiheit der Wissenschaft? Ist die Regierung zu einer solchen Geltend-

machung eines Parteistandpunktes berechtigt? Wäre es klug von ihr gehandelt, sowohl in Absicht des Zwecks, als rücksichtlich der Frequenz der Universitäten? Und müßten alle diese Fragen bejahet werden, wie sollte die Sache ausgeführt werden, ohne sie weder zu sehr in die Länge zu ziehen, noch abermals den Schein eines politischen Martyriums hervorzurufen? Und woher endlich die correcten Männer nehmen? — Ich habe mir diese gewichtigen Fragen selbst bereits vorgehalten, habe Antworten darauf gefunden, die (mir wenigstens) genügend erscheinen, und will versuchen, sie Ihnen in der Kürze mitzutheilen.

Was zunächst die Freiheit der Wissenschaft betrifft, so ist das eine Phrase, welche mannichfaltiger Deutung fähig und eben so wahr als falsch ist. Wie sie gewöhnlich verstanden wird, meint man damit, es müsse jedem Manne, der Wissenschaft treibt, freistehen, über den Gegenstand derselben zu denken, zu schreiben und zu lehren, was er will. Das ist nun freilich eben so absurd, als ein solches Verfahren absurd sein würde. Der Mensch ist ja nirgends anders frei, als auf dem Gebiete des sittlichen Willens und der sittlichen That, und nur da soll seine Freiheit nicht beschränkt werden. Auf dem Gebiete der Wissenschaft aber ist es schon eine Unsittlichkeit, wenn der Mensch über seinen Gegenstand denkt, was er will, und nicht, was er muß; ich meine, wenn er seine Gedanken über den wissenschaftlichen Gegenstand gemäß seinen Vorurtheilen, Neigungen und sonstigen Befangnissen bestimmt, und nicht vielmehr mit möglichster Sebstentäußerung durch den Gegenstand selbst und die in und an ihm in die Erscheinung tretende Idee bestimmen läßt. Doch das ist ein Innerliches, und da muß man es den Leuten schon gestatten, absurd zu sein. Wollen sie jedoch mit dieser Absurdität durch Schreiben und Lehren heraustreten in die Societät, so handelt es sich nun nicht mehr um das wissenschaftliche Verfahren, sondern um das Verhältniß seiner Ergebnisse zu den Lebensbedingungen der Societät, und da muß die unbedingte Freiheit aufhören. Ich weiß wohl, wie schwierig die richtige Anwendung dieses Grundsatzes und wie bedenklich sie in ungeschickten oder unreinen Händen ist. Auch die wahre Freiheit der Wissenschaft kann darunter leiden, die darin besteht, daß derjenige, welcher in reiner Hingebung an den wissenschaftlichen Gegenstand die in demselben enthaltene Wahrheit und vielleicht den Widerspruch seiner wirklichen Erscheinung mit seiner Idee erkannt hat, diese Erkenntniß auch durch mündliche und schriftliche Ueberlieferung ungehindert ausbreiten könne. Allein der Mißbrauch eines richtigen Grundsatzes kann dessen Gebrauch nicht aufheben, geschweige den Grundsatz selbst. Und im Allgemeinen mag ja Jeder so viel Verkehrtheiten und Narrheiten zu Markte bringen, als sein Bedürfniß erheischt, — haben sie nur, wie Hamlet sagt, Methode, so wird man sie in Deutschland immer zur Wissenschaft rechnen, — sobald sie aber an den Fundamenten oder Tragesäulen der Societät rütteln, muß jene Freiheit ein Ende haben. Die politische wie

die religiöse Societät muß die Ueberzeugung haben, daß ihre Grundprincipien richtig und wahr seien, und dies muß ihr zum Kriterion der wahren oder falschen Freiheit der Wissenschaft, so weit dieselbe sie angeht, dienen. Wie weit übrigens die Grenze der Schreib- und Lehr-Willkür gesteckt und ob dabei repressiv oder präventiv verfahren werde, das geht mich hier nichts an. Genug, daß eine unbedingte Freiheit der Ausbreitung von Resultaten jewelchen wissenschaftlichen Verfahrens weder von der Kirche noch vom Staate gestattet werden kann, auch niemals ohne den Ruin Beider gestattet worden ist.

Die Universitäten sind aber auch weder die Wissenschaft selbst, noch lediglich zu deren Pflege und Förderung berufen. Der Staat gründet und unterhält sie vor Allem als Lehr- und Bildungsanstalten für die akademische Jugend, damit sie diese zurichten und tüchtig machen zum Dienst in und an der Societät. Und da stehen nun in ganz besonderm Verhältniß zum Staate diejenigen Universitätslehrer, deren Lehrgegenstand gerade der Staat selbst und sein Wesen, sein Recht, seine Verwaltung ist, und zwar in einem ganz analogen Verhältnisse, wie das kirchliche Lehramt zur Kirche. Mit Gottes Hülfe ist man darüber wieder zur Besinnung gekommen, daß es widersinnig und kirchenmörderisch war, die Handhabung kirchlicher Lehre Leuten anzuvertrauen, welche gegen die Grunddogmen der Kirche selbst anlehrten, und so die Kirche von denen mit Füßen treten zu lassen, die ihr Brot aßen. Daß es mit den Staatslehrern eine gleiche Bewandtniß habe, scheint man noch nicht zu begreifen. Und doch ist der Staat ohne Zweifel eben so berechtigt, als verpflichtet, darauf zu halten, daß diese Lehrer nicht gegen seine politischen Grunddogmen anlehren. Freilich ist das Urtheil darüber, ob und wiefern dies geschehe, auf politischem Gebiete schwieriger, als auf kirchlichem. Die Staaten haben keine artikulirten Confessionen, wie sie die Kirchen haben, und die Verfassungsurkunden sind es am wenigsten, vielmehr sind diese im Staate nur, was in der Kirche die Kirchenordnungen sind; wiewohl neuere Constitutionsanfertiger stets dahin strebten, mittelst der Verfassungsurkunden ihre besondre politische Confession als allgemeingültiges Symbol aufzurichten, woraus sich auch jene sonderbaren Paragraphen erklären, die nur abstracte Principien aufstellen ohne allen legislativen Inhalt. Die eigentlichen positiven und stabilen Grunddogmen der Staaten sind aber etwas Höheres und Größeres und nirgends codificirt. Allein sie sind darum nicht unerkennbar, und dann kommt es auch nicht allein auf die positiven politischen Unterscheidungslehren, sondern vornehmlich auf deren gänzliche Negation an. Wie es nehmlich das Charakteristische des kirchlichen Rationalismus ist, nicht etwa innerhalb der evangelischen Kirche den Romanismus oder etwa den Baptismus zu lehren, sondern das objectiv Gegebene ganz zu verneinen und durch Aufrichtung eines religiösen Subjectivismus die Kirche zum jeweiligen Gefäß des allgemeinen Gutdünkens zu machen: so ist es das

Kennzeichnende des Liberalismus, d. i. des politischen Rationalismus, nicht etwa die Autokratie oder die Republik zu lehren, sondern ebenfalls im Staate das objectiv Gegebene zu verleugnen und ihn zum jedesmaligen Product des allgemeinen subjectivistischen Bedünkens und Beliebens zu degradiren. Mit dem Liberalismus ist jede feste Staatsgestaltung unvereinbar, auch die republikanische. Und eben deshalb widerspricht es der Pflicht der Selbsterhaltung des Staates, wenn er die Anhänger und Verbreiter dieser Richtung auf seinen eignen politischen Lehrstühlen duldet.

Es handelt sich dabei gar nicht um einen Parteistandpunkt, denn diese Liberalisten (liberal zu sein, prätendire ich auch) sind genau genommen gar keine Partei im Staate als einem status, sondern gegen den Staat, sie wollen nicht frei sein in dem nothwendig stabilen Positiven, sondern von demselben. All ihre constitutionalistischen Erfindungen haben keinen andern Zweck, als diese Selbstaufhebung des Staats in eine Form zu bringen, deswegen gehen dieselben in der Praxis auch überall an ihren eignen Consequenzen zu Grunde. Aber freilich kann die Berechtigung des Staates (d. h. seines verwaltenden Organes, der Regierung) zur Entfernung solcher Lehrer von politischen Kathedern, im Parteiinteresse mißbraucht werden, sobald die Regierung in den Händen einer Partei ist. Ich dringe jedoch auch nicht auf den Mißbrauch jener Berechtigung, sondern nur auf ihren Gebrauch, und nicht im Interesse einer Partei, sondern im Interesse des Staates und seines Bestandes.

Ob es klug sei, diese liberalistischen Professoren zu beseitigen und correcte Lehrer an ihre Stellen zu setzen? Ich denke doch, daß die Klugheit darin bestehe, daß man zu seinen Zwecken die richtigen Mittel wähle, und daß, um eine nachtheilige Wirkung zu entfernen, es das richtige Mittel sei, daß man die Ursache entfernt. Allerdings kann man bei der Ausführung auch auf unkluge Weise verfahren, und es giebt Menschen genug, die das Kluge unklug thun. Das kann aber bei einer besonnenen Regierung nicht vorausgesetzt werden. Und thut sie auf richtige Art das Ihrige in dieser Sache, so wird sie dadurch nicht nur sich selbst nützen, sondern auch ihren Universitäten nicht schaden. Freilich ist es bei der gegenwärtigen Verbreitung des Liberalismus nicht unwahrscheinlich, daß manche Eltern ihre Söhne nicht auf solche Universitäten senden würden, die man von politischen Irrlehrern gereinigt hätte. Allein theils dürfte einige Abnahme an der Frequenz kein Grund sein, eine als richtig und nothwendig anerkannte Maßregel zu unterlassen. Theils ist auch mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß, wenn nur die Regierungen nicht selbst die auflösenden und verneinenden Strömungen im politischen Leben fördern und dadurch neue verderbliche Katastrophen herbeiziehen, die Umkehr zum Positiven, die hier und dort schon hervortaucht, sich allmählich immer tiefer und breiter ausdehne. Auch in dieser Beziehung wird das politische Leben dem kirchlichen nachwandeln, und das allmähliche Absterben des Rationalismus in der Religion wird die

Selbstaufzehrung des politischen Rationalismus, der in jenem wurzelt, zur Folge haben. Diesen Proceß wird eine Besetzung der politischen Lehrstühle mit correcten, positiven Männern nur beschleunigen, und dann wird den Universitäten um so reichlicher wieder zufließen, was ihnen eine Zeitlang abging. Ja, da ein Beharren in den jetzt sich durchkreuzenden und paralysirenden Gegensätzen eines bauenden Positivismus und zerstörenden Subjectivismus gar nicht denkbar ist, und am Brunnenrade des politischen Lebens entweder der eine oder der andere Eimer steigen muß, so ist durch eine solche Correctur der politischen Katheder im schlimmsten Falle ohnehin nichts mehr verloren, aber doch der Pflicht genügt, im günstigeren Falle aber, den wir hoffen müssen, der Zukunft eine Stätte bereitet, der die selbst zukunftschwangere und daher für die Zukunft immer divinatorische Jugend bald um so zahlreicher zuströmen wird. Dies Alles wiegt indessen weniger, als die Nothwendigkeit der staatlichen Selbsterhaltung. Der Staat darf seinen künftigen Dienern keine Lehrer geben, welche sie zu Gegnern seiner eigenen Grundprincipien und Lebensbedingungen heranbilden.

Wie die Sache practisch anzugreifen sei? — Das ist nicht ohne Schwierigkeit, gewiß nicht, aber wenn man nur will, so muß es schon gehen. Das Schlimmste ist jedenfalls, daß es, wie ich auf Erkundigung erfahren, an correcten Männern für die in Rede stehenden Lehrfächer mangelt. Für die nichtjuristischen Staatswissenschaften sollen sich dergleichen allenfalls finden, für das eigentliche Staatsrecht jedoch fast gänzlicher Mangel daran sein. Soll man denn nun warten, ob sie von selbst herankommen? Das hieße den Gaul hungern lassen, bis das Gras gewachsen ist. Nein, man soll die fehlenden Leute heranbilden. Es gebricht keineswegs an begabten jungen Männern von conservativem Charakter, das heißt von Sinn und Liebe für das Geschichtlich-Organische des Staats, ja sie sind häufiger, als gleichbegabte Liberalisten; denn der Liberalismus setzt immer eine gewisse Beschränktheit oder Oberflächlichkeit voraus, der bei allen sonstigen Talenten die Intuition in die Geheimnisse des Organismus abgeht. Wahrer Geist und Tiefsinn muß kraft dieser Einschauung immer zum Conservatismus führen. Wir können daher unbedenklich sagen, daß wir die Reicherbegabten auf unserer Seite haben. Und, wie bemerkt, es fehlt auch an Solchen nicht, nur daß sie sich eben dem staatsrechtlichen Lehrfach nicht gewidmet haben, meist das practische Leben vorziehen oder ganz andre Bahnen wandeln. Wohlan, man suche sie auf, ziehe sie heran, erwärme sie für den Lehrberuf, eröffne ihnen für denselben gute Aussichten, unterstütze sie in jeder Weise zu ihrer Ausbildung dafür. Man lasse sich die ernste Sache nur ernst angelegen sein, und es müßte schlimm zugehen, wenn man nicht in etlichen Jahren die erforderlichen zuverlässigen Lehrkräfte herangezogen hätte. Bedauerlich genug, daß man es nicht schon längst gethan. Aber man sühne die Versäumniß nun wenigstens mit um so größerem Eifer.

Ist es nun aber auch die Hauptsache, daß man zuvörderst Ersatzmänner von positiver Grundlage gewinne, so ist es doch nicht gleichviel, wie man die liberalistischen Docenten unschädlich zu machen sucht. Es bedarf dabei vieler Weisheit, Vorsicht und Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse. Dort genügt es vielleicht, dem Irrlehrer nur einen tüchtigen, geistvollen und lebendigen Mann gegenüberzustellen, um jenem die studirende Jugend zu entziehen, und dies ist immer der günstigste Fall. Anderswo ist die Ueberlieferung und der akademische Ruf zu überwiegend für eine liberalistische Autorität, um ihr auf diese Weise Abbruch zu thun. Da ist es unumgänglich, sie anderweit zu beseitigen, aber jedenfalls nur so, daß es nicht wie Verfolgung und Leiden für die Sache des Liberalismus herauskommt. Auch wäre das Unrecht. Es sind gewiß meist subjectiv ganz brave Leute, die es treffen würde, man hat sie recht gut gekannt, als man sie anstellte, und sie bisher unangefochten lehren lassen. Man suche sie daher unter Rang-Erhöhung und Verbesserung ihrer Einnahmen auf andere Weise und an Stellen, wo ihre politischen Grundsätze unschädlich sind, zu verwenden, wozu es in einem größeren Lande ja nicht an Gelegenheit fehlt, gesetzt auch, daß man besondere Stellen für sie schaffen müßte. Nur im äußersten Falle setze man sie unter vollständiger Entschädigung in den Ruhestand.

Je mehr man sich aber sagen muß, daß über das Alles immer einige Jahre hingehen werden, um so dringender ist die Mahnung, die verliehene Zeit nicht zu versäumen. Wir kennen die Zukunft nicht, aber sie ist immer das Product ihrer Vergangenheit, und diese sind wir. Wer aber, wie Sie, mein hochverehrter Freund, in der Lage ist, in dergleichen Sachen mit zu rathen und zu thaten, von dem wird die Zukunft einst ihre Seele fordern. Wie oft haben Sie gesagt, Kirche und Schule müssen es thun, wenn wir einer würdigen und sicheren Zukunft entgegengehen sollen; und in diesem Sinne haben Sie für mein Gymnasium gethan, was ich Ihnen nie genug danken kann. Aber die Universitäten sind auch ein höchst wichtiges Stück der Schule. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Kummer ich so manchen gut geleiteten, aber noch unbefestigten Jüngling zur Universität gehen sehe, wo unter den jetzigen Umständen in der erwähnten Hinsicht Alles wieder zerstört werden kann, was wir mit so vieler Mühe aufgebaut haben.

Die Militair-Seelsorge.

„Bekanntlich haben die Militair-Ober-Prediger" — so lautet eine Nachricht des „C.-B." — „auf höhere Veranlassung besondere Inspectionsreisen vorgenommen, über welche eingehende Berichte eventuell mit Besse-

rungsvorschlägen hierher erstattet werden. Diese Berichte werden die Grundlage von Verhandlungen zwischen dem Cultus- und dem Kriegs-Ministerium bilden, deren Chefs sich beiderseitig für die Erhaltung und Verbesserung unserer, im Allgemeinen ausgezeichneten Militair-Seelsorge interessiren."

Das walte Gott!

Seit langer Zeit haben wir keine so frohe und tröstende Nachricht, anscheinend von berechtigter Stelle, erhalten als diese. Sie beginnt zwar mit dem gewohnten „Bekanntlich", aber obgleich wir recht aufmerksam gerade nach dieser Richtung hin sind, ist uns doch von dieser officiellen Beachtung des so überaus wichtigen Gegenstandes bisher Nichts bekannt geworden. Freudig haben wir allerdings manche Erscheinungen in der Literatur begrüßt, die in den verschiedensten Formen neuerdings der Sache sich zugewandt, und in der Gleichzeitigkeit dieser Erscheinungen lag für uns die Hoffnung, daß sich nun auch die Berechtigten und Verpflichteten einer Forschung und Besserung unterziehen würden, denn Besserung der Seelsorge-Zustände in der Armee darf nicht von außen hineingetragen werden, sondern muß aus ihr selbst herauswachsen. Sollten die Bestrebungen wohlwollender und sachverständiger Schriftsteller dahin gewirkt haben, daß die betreffenden Ministerien dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet, so mögen diese Bestrebungen gesegnet sein! — Sachverständigkeit ist aber gerade hierin selten und mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, weil eben nach zwei Seiten hin nicht allein das richtige Verständniß der maßgebenden Verhältnisse, sondern auch das vollkommene Wohlwollen für beide Richtungen vorhanden sein muß. Der Geistliche allein kann nicht bessern, weil ihm das Verständniß der militairischen Nothwendigkeiten fehlt. Der Militair allein kann es aber auch nicht, weil er nichts der Ueberzeugung und der geistigen Vermittelung überlassen darf, was er durch einen Befehl abzumachen gewohnt ist und gewohut sein muß, will er eben nicht ein ganz fremdes Element in seine Wirksamkeit hineingetragen sehen. Der Militair-Geistliche aber kann es, weil er beide Richtungen durchlebt, beide ihn innerlich und äußerlich zugleich binden und befreien, beide Treue und vor allen Dingen Dienst von ihm verlangen.

Gleichzeitig in Frankreich und Deutschland, und zwar gleichzeitig in beiden nach den betrübenden Erfahrungen einer gelungenen und einer niedergeschlagenen Revolution, haben wir Männer vom Degen und Männer von der Feder sich den kirchlichen Zuständen in der Armee zuwenden sehen. „Le dimanche d'un soldat" und „La caserne et le Presbytère", beide von Anatole de Ségur, — der vortreffliche Artikel „Dieu", von dem bekannten Obersten des 2. Dragoner-Regiments, Joachim Ambert, — neuerdings in Deutschland das „Soldaten-Taschenbuch" vom Major von Harthausen, — die „Militair-Literatur-Zeitung" in verschiedenen Besprechungen dahin einschlagender Werke, — der „Soldatenfreund" in seinem

Hefte: „Im Gefängniß! Freundesworte für die gestraften Kameraden", — die „Wehr-Zeitung" in wiederholter Mahnung, anscheinend von sorglichen Militair-Geistlichen selbst ausgehend, — kurz, von den verschiedensten Seiten her, aber nach einer Richtung hin, haben wir Sorge, Mahnung und Vorschläge zur Besserung wachsen sehen, und wo so übereinstimmend um Abhülfe gebeten wird, da muß ein Mangel vorhanden und erkannt worden sein, da muß selbst aus zu weit gehenden Wünschen sich das rechte Mittel für die Besserung wählen lassen.

Allerdings ist die preußische Militair-Seelsorge eine im Allgemeinen ausgezeichnete. An ihrer Spitze sowohl, als unter ihren Mitgliedern kennen und sehen wir Männer, die nach beiden Richtungen hin das vollkommenste Vertrauen verdienen. Ist aber jene Zeitungs-Nachricht gegründet, so scheint doch auch amtlich die Wahrheit anerkannt worden zu sein, daß auf diesem so unendlich weiten Felde noch zu bessern ist, und haben die beiden betreffenden Ministerien den Weg des Berichtes und des geforderten Besserungsvorschlages wirklich eingeschlagen, so ist schon unendlich viel gewonnen, die ganze Angelegenheit aber in ein Stadium gehoben, von dem segensreiche Frucht sich erwarten läßt. — Auch die ausgezeichnetste Seelsorge arbeitet vergebens, wenn sie nicht ausreichend ist, und dies scheint uns zunächst die Hauptfrage zu sein; aber wir sehen sie auch schon bei der Berührung, an dem sogenannten Geldpunkte scheitern. Wer die mannichfaltigen Obliegenheiten eines Militair-Geistlichen kennt, wird die Klage ganz begreiflich finden, daß man weder im Lazareth am Schmerzenslager des Soldaten, beim Begräbnisse der Unteroffiziere und Soldaten, in den Instructionsstunden, bei der Vereidigung der Ersatzmannschaften, bei Entlassung der Reservemannschaften einen Militair-Geistlichen sieht. Er hat faktisch bei seinen Amtshandlungen, Büchern und Listen keine Zeit dazu, und wo Einzelne in regem Eifer den Versuch dazu gemacht, haben sie mit der Zeit davon abstehen müssen. Ein Blick in die Rang- und Quartierliste der Armee zeigt uns die vollkommen ungenügende Zahl der Militair-Geistlichen in den unteren Stellen. Allerdings ist eine große Zahl von Garnison-Predigern gar nicht mit aufgeführt — der Grund läßt sich für diese Auslassung so wenig wie für die der Beamten des Kriegs-Ministeriums in dem officiellen Handbuche für die Armee erkennen, — diese sind aber nur so nebenbei Militair-Prediger, weil gerade kein solcher sich am Orte befindet, und ihre Seelsorge für das Militair auch mit der Sonntagspredigt und Führung der Listen erledigt. Für mehr haben in der That auch diese keine Zeit. —

Wenn man aber mit Stolz und Genugthuung die preußische Armee neben ihrer kriegerischen Tüchtigkeit immer wieder eine Volksbildungs-Anstalt nennen hört, wenn man im Vergleich zu anderen Armeen vorzugsweise diese Eigenschaft und Wirksamkeit unserer vaterländischen Armee herausheben sieht und eingestehen muß, daß der Staat

diesem Charakter seiner Armee einen großen Theil seiner intensivsten Kraft verdankt, nun so sollte man diese Schul- und Bildungszeit für alle Stände auch für das Wichtigste, das Fundament für alles Uebrige, die Erkenntniß vom Wort Gottes und die Lehre der Pflichten benutzen, welche die christliche Religion ihren Bekennern auferlegt. Allerdings sehen wir die Garnisonkirchen sonntäglich gefüllt. Ist aber dadurch dem Bedürfniß, wie wir es kennen und in mannichfacher Gestalt sich äußern hören, genügt? Wir glauben nicht und finden, wenn jene Nachricht gegründet ist, in der Sorge der beiden Ministerien die Bestätigung dafür. —

Wahrscheinlich hat außer der schriftstellerischen Anregung und dem im Stande selbst laut gewordenen Bedürfniß, eine ganz äußerliche aber bezeichnende Erscheinung zur Nachfrage und Durchforschung der Sachlage Veranlassung gegeben. Es ist dies die unter den verschiedensten Formen versuchte Verbreitung von Traktaten, dann die Bildung von Lesebibliotheken außerhalb der Kaserne und des militairischen Befehls und endlich die Einwirkung von Vereinen auf die kirchliche Disciplin während der Dauer der Dienstzeit im Heere.

Betrachten wir diese Erscheinungen etwas näher.

Von vorne herein gestehen wir gern und freudig jeder dahin wirkenden Bestrebung die reinsten, edelsten und gerechtfertigtsten Beweggründe zu. Wie begreiflich ist der Wunsch, helfen und fördern zu wollen, — wie berechtigt das Streben, das Beste, was der preußische Staat besitzt, seine Armee, auch in dieser Beziehung zur Musterhaftigkeit erhoben zu sehen! Aber man fehlt durchgängig in der Wahl der Mittel, und sehr natürlich so, weil jede außerhalb der Armee stehende Persönlichkeit oder Vereinigung die Grundbedingungen nicht kennt, oder auch wohl nicht anerkennt, durch welche der militairische Zusammenhalt allein möglich ist. Wer nicht zur Armee gehört, wem mit ihren unverbrüchlich nothwendigen Formen, nicht auch die Ueberzeugung Fleisch geworden ist, daß er jeden Schritt, den er thut, auch dem allgemeinen Zwecke des Heerwesens unterordnen muß, der hat kein berechtigtes Urtheil in dieser Angelegenheit. Möge dieser Schritt auch an und für sich der wohlgemeinteste, der sachfreudigste sein, so kann er verfehlt und schädlich werden, wenn er diese Hauptbedingung, das Soldatenthum, nicht unverrückt im Auge behält.

Schon von anderer Seite her ist darauf aufmerksam gemacht worden, welche Bedenken dem Vertheilen von Tractaten innerhalb und außerhalb der Kaserne entgegenstehen. Wer wollte dem Oelblatt eines Elihu Burrit seine religiöse wie moralische Berechtigung absprechen? Wer wollte ihm eine an und für sich böse oder gefährliche Absicht vorwerfen? Und doch hat eines dieser Oelblätter in England nicht allein Tausende von der Anwerbung für die Armee, sondern auch von dem Eintritte in die Miliz abgehalten. Es predigte über das Gebot: Du

sollst nicht tödten! wie der Mennonit gewöhnt ist, dieses Gebot in seiner absoluten Meinung auslegen zu hören. Andererseits ist Mystisches, Ascetisches und sogar confessionell Feindliches den Soldaten zugesteckt worden. „Von dem Schmerzensbrunnen der sieben christlichen Todsünden.“ „Von den Nägelmalen Christi.“ „Von der Glaubensmilch aus Jesu Brüsten“ u. s. w. Schwärmer und Friedensfreunde halten ihr Thun und ihre Worte nicht allein für wohlthätig, sondern auch für berechtigt, und es dürfte schwer sein, sie von dem Gegentheile irgendwie zu überzeugen, denn sie kennen weder die Bedingungen der Heere, noch erkennen sie dieselben an. — Wo erst der Anfang für dergleichen gestattet oder auch nur nachgesehen ist, giebt es keinen Schutz gegen die Ausschreitung. Das Handwerk des Soldaten ist ein gewaltiges, und als solches nothwendig ein rauhes, gegen jede Verweichlichung, Beschaulichkeit und Controverse sich Abschließendes. Der militairische Vorgesetzte kann nicht vernünfteln oder discutiren; bei dergleichen ist er ungelenk und ungeschmeidig; er kann nur befehlen, und damit muß er der Tractaten-Verbreitung gegenüber anfangen. Gleichviel, ob nur Gutes und Gutwirkendes geboten wird. Er hat keine Garantie, daß das Schädliche nicht zur Zeit mit unterläuft, und kann sich auf eine Controverse darüber, was ihm schädlich, den Verbreitern aber nützlich scheint, nicht einlassen, denn Keiner würde den Andern überzeugen. Zu einer fortgesetzten Controle hat der militairische Vorgesetzte weder Zeit noch Beruf, nach einzelnen Richtungen hin auch wohl selten die Fähigkeiten, und wer vermöchte ohne eine solche Controle für das Ende stehen, wenn erst der Anfang gestattet ist? — Wo der Eingang einmal gefunden und sanctionirt wurde, giebt es keinen Schutz gegen spätere abstruse Speculation.

Ja, wenn Alles, was in dieser Beziehung für den Soldaten geschrieben wird, dem „Kamerad Hechel“, dem „Hans Joachim von Zieten“, beide von dem „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften“ herausgegeben, gliche, dann wäre die Grenze bald gefunden, bis wohin der militairische Vorgesetzte unbedingt gehen kann. Auch jenes Heft des Soldatenfreundes: „Trost für die bestraften Kameraden“, darf dahin gerechnet werden. Aber in diesen Schriften ist auch das militairische Element die Basis, von der aus Herz und Sinn des Soldaten für das Höhere, Geistige und Unvergängliche gewonnen werden soll, und es bedarf eben nur der Aufführung dieser drei gelungenen Versuche, um zu zeigen, wie beschränkt die Zahl der wirklichen militairisch empfehlenswerthen unter diesen Schriften ist. „Hans Joachim von Zieten“ trägt die Nummer 174 unter den Erbauungsschriften des genannten Hauptvereins, und somit würden uns 173 derselben gegen diese eine nicht eben so unbedingt militairisch empfehlenswerth scheinen. So bereitwillig die militairischen Vorgesetzten der Verbreitung dieser gelungenen Schriften entgegengekommen sind, so durchaus sind sie in ihrem Recht, wenn

sie dieselbe eben nur als Ausnahme gestatten und sich jedem Versuche wiedersetzen, der die Kaserne zu einem Kloster, den Soldaten möglicherweise zu einem Kopfhänger machen könnte. Mit Tractaten im Allgemeinen ist bei Soldaten nichts erreicht, mit einem guten aber sehr viel.

Ein anderer Versuch, auf die kirchliche Haltung in der Armee einzuwirken, — aber wieder von außen her, — ist der Vorschlag religiöser Vereine und dessen Befürwortung durch kirchliche Behörden, — gewissermaßen eine Censur über den Kirchenbesuch und das sonstige religiöse Leben der Soldaten einzuführen. Die Quelle, aus welcher diese Nachricht stammte, war allerdings eine trübe, nämlich die „Hamburger Nachrichten". Im October 1853 tauchte dort eine Mittheilung auf, nach welcher Anträge bei dem Evangelischen Ober-Kirchenrathe gestellt worden wären, die auf eine größere kirchliche Disciplin beim Gesinde, bei entlassenen Sträflingen und bei Soldaten hinwirken sollten. Es wurde dort gesagt, daß diese Anträge von einem Theile der Geistlichkeit und frommen Vereinen ausgingen. Ganz abgesehen von der Zusammenstellung des Gesindes und der Sträflinge mit Soldaten, hatten die angeblichen Vorschläge so durchaus keinen realen Halt in den Militairverhältnissen, daß der Evangelische Ober-Kirchenrath wohl kaum Rücksicht darauf genommen haben dürfte. Diese größere kirchliche Disciplin bei den Soldaten sollte nun dadurch erreicht werden, daß die eintretenden Ersatzmannschaften sich bei der wirklichen Aushebung ein Führungs-Attest von dem Geistlichen ihrer Parochie geben lassen und dieses bei Ankunft in der Garnison dem Militair-Geistlichen vorzeigen sollten. Andererseits sollte der Militair-Geistliche verpflichtet werden, jedem Soldaten bei der Entlassung zur Reserve ebenfalls ein Führungs-Attest auszustellen, welches der in die Heimath zurückkehrende Reservist dann wieder dem Orts-Geistlichen vorzuzeigen hätte.

Wer nur irgend etwas von militärischen Verhältnissen weiß, wird von vorne herein von der vollkommenen Unkenntniß eines solchen Vorschlages überzeugt sein. Der Militair-Geistliche hat gar keine Controlle über den Kirchenbesuch des einzelnen Soldaten und kann keine haben, weil es ganz außerhalb seines Wirkungskreises liegt, zu wissen und zu erfahren, wie oft der einzelne Soldat durch Wachtdienst, Abcommandirung, Ordonnanzdienst und Lazareth vom Kirchenbesuche abgehalten worden ist, und weil er vor allen Dingen gar keine Macht hat und haben darf, etwa bemerkte Versäumniß in dieser Beziehung zu rügen, oder Aenderung herbeizuführen. Weiterhin hat der Militair-Geistliche auch keine Gelegenheit, das bei der Erziehung des einzelnen jungen Mannes oder später kirchlich Verabsäumte nachzuholen, und endlich hat der Militair-Geistliche gar kein Recht und keine Befugniß, dergleichen Versäumniß bei den Civil-Geistlichen zu rügen, woraus natürlich auch folgt, daß er sich eine solche Rüge gegen ihn von Seiten der Civil-Geistlichen, und dies mit ungleich größerem Rechte, verbitten müßte. Das militärische

Commando führt ihm sonntäglich seine Gemeinde zu, an deren Zahl er aus kirchlich-disciplinarischem Standpunkte weder zusetzen noch abnehmen kann. Allenfalls könnte das Militair-Commando in dem Entlassungsschein bemerken, daß der Inhaber so und so oft in die Kirche geführt worden ist.

Unseres Wissens sind diese Vorschläge auch nicht bis an die Truppen zur Begutachtung gelangt. Der Evangelische Ober-Kirchenrath wird wohl selbst gefühlt haben, — wenn überhaupt die ganze Nachricht gegründet ist, — daß auf diesem Wege sich nichts erreichen ließe, was irgend wie zur eigentlichen Hauptsache beitragen könnte.

Eine dritte Erscheinung des versuchten Einwirkens von außen auf die Armee, die — im Unterschiede mit den früher genannten — sich an einzelnen Orten bereits eine gewisse Praxis erworben hat, sind die von Predigern und sonst kirchlich gesinnten Männern angelegten Lesebibliotheken, deren freie oder doch für ein sehr Geringes gestattete Benutzung den Soldaten angetragen wurde. Dergleichen Bibliotheken befinden sich in den Häusern der Veranstalter und werden namentlich anfangs stark benutzt, natürlich mit Bewilligung der Vorgesetzten, denen die Sache willkommen ist, wenn die Veranstalter durch Stellung und Charakter Garantie bieten. Auch hier ist Absicht und Ausführung eine unbedingt löbliche. Und doch muß der Militair darauf erwidern: Dem Soldaten darf Nichts, weder Gutes noch Schlimmes, anders als durch seine Vorgesetzten zugehen. Keine andere Macht darf sich neben den Vorgesetzten stellen, wenn sie auch dem Soldaten nur Gutes und Nützliches erweisen will. Wo ist die Garantie gegen Mißbrauch, wenn irgend ein Verkehr gestattet wird, der nicht durch die Hände des Vorgesetzten geht? Wer steht für den Nachfolger, wenn der Veranstalter auch das unbedingteste Zutrauen verdient? Wer steht für die Mittelspersonen, die sich bei dergleichen sehr bald einstellen? Im Anfange geht Aehnliches gewöhnlich vortrefflich und zu allseitiger Zufriedenheit, aber mit der Gewohnheit stellt sich ein Recht ein und mit dem Rechte des Untergebenen eine Last und eine Sorge mehr für den Vorgesetzten.

Das Alles verhilft nicht zu einer besseren oder vielmehr vermehrten Seelsorge in der Armee.

Mit dem Darlegen des bisher Verfehlten und Unzureichenden ist indessen nichts gewonnen. Es handelt sich um positive Vorschläge, und Jeder, der es wohl meint, ist auch zu einem wohlmeinenden Vorschlage berechtigt. Die Ministerien haben erkannt, daß etwas geschehen muß. Fügen wir dem Bericht der militair-kirchlichen Vorgesetzten auch aus praktischem, erlebtem und durchlebtem Standpunkte einige Vorschläge hinzu.

Es ist freilich schlimm, wenn sich der einzige wirklich umfassend hülfreiche und nach allen Seiten hin genügende Vorschlag auf die Abschaffung einer erst neuerdings verfügten gesetzlichen Vorschrift stützen

muß. Indessen nimmt uns das den Muth nicht, dessenungeachtet mit unserem Plane hervorzutreten, den wir schon einmal an anderer Stelle entwickelt, allerdings ehe noch die Befreiung der Theologen vom Militairdienst und jetzt auch der Lehrer Gesetz geworden war. Er stützt sich auf die für jeden Unterthan des preußischen Staats geltende Verpflichtung, dem Vaterlande seine Militair-Dienstpflicht persönlich abzuleisten. Den Medizinern ist gestattet, ihrer Dienstpflicht als Aerzte, den Pharmaceuten, ihr als Apotheker zu genügen, falls das nöthige Maß der Kenntnisse dafür nachgewiesen wird. Möge man in demselben Maße junge Theologen und Lehrer ihrer Militair-Dienstpflicht bei der Militair-Geistlichkeit genügen lassen! Mit einer solchen Maßregel, die alle Interessen vereinigt und alle Schwierigkeiten mit einem Schlage löst, wäre vollkommen und ausreichend dem Bedürfnisse einer vermehrten Seelsorge in der Armee zu entsprechen.

Wir sagen allen Interessen. Zunächst der Aufrechterhaltung des Grundsatzes, daß jeder Preuße, gleichviel welchem Stande oder welchem Berufe angehörig, militairdienstpflichtig ist. Es ist dies der Grundsatz, der Preußen mit nur 16 Millionen Einwohnern zu einer europäischen Großmacht erhoben, und an dem eben deswegen nicht gerüttelt werden sollte. Mit der Befreiung der katholischen Geistlichen hat das Rütteln begonnen, die Befreiung der evangelischen Theologen ist gefolgt*); natürlich konnten auch die Lehrer nicht vergessen werden, und es wird auch später noch an weiteren Anträgen nicht fehlen.

Dann wird, ohne den, in unserem, Gott sei Dank, ökonomisch verwalteten Staate nun einmal häßlichen und fast unüberwindlichen Geldpunkt, die Militair-Geistlichkeit leicht und natürlich vermehrt, und wahrlich, wir stehen in der Zahl gewaltig gegen eine Zeit zurück, die anerkannt sehr viel weniger kirchlich gesinnt war, als die jetzige. Im Anfange dieses Jahrhunderts — man geht wohl nicht zu weit, wenn man diese Zeit eine durch Rationalismus verflachte und kirchlich abgestorbene nennt, — hatte die Armee 105 Militair-Geistliche; jetzt hat sie 53. Damals hatte jedes Infanterie-Regiment (59), jedes Kürassier-Regiment (13), jedes Dragoner-Regiment (12) einen Feldprediger. Bei den Füsilier-Brigaden standen 6, bei den Husaren 4 Feldprediger. Die übrigen bei den Cadetten, Invaliden und in den großen Garnisonen als Garnisonprediger.

Gegenwärtig haben wir 1 Feldpropst, 6 Militair-Oberprediger (von denen einige Divisionsprediger sind), circa 30 Divisionsprediger und 11 Garnisonprediger, kurz im Ganzen gerade die Hälfte so viel, als wir 1801 hatten.

Der Militairdienst der Theologen brauchte allerdings nur ein einjähriger, mit allen Vorzügen der Freiwilligen zu sein, aber er müßte

*) Der Staats-Ministerial-Beschluß ist vom 15. August 1854, also kaum jährig.

unter bestimmter, auch disciplinarischer Leitung der wirklichen Militair-Geistlichen stattfinden. Daß die Kosten, dieses Schreckenswort für jede, wenn auch noch so nützliche Einrichtung, bei einer solchen Maßregel sehr unbedeutend sein und namentlich in gar keinem Verhältnisse zu dem Segen der Sache stehen würden, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Die Kirche wie das Heer sind die Fundamente, auf denen der preußische Staat ruht. Das Heer bereitet der Kirche einen fruchtbaren Boden für ihre Arbeit, denn es lehrt Gehorsam und Zucht, und so können sich beide gegenseitig tragen und ergänzen. Wenn es auch in der langen Friedenszeit von 1815 bis jetzt mit 50 Militairgeistlichen in festen Garnisonen eben zur Noth gegangen ist, so fragt es sich, wie wird es im Kriege mit nur 36 Militair-Geistlichen gehen, denn die Garnison-, Cadetten- und Invaliden-Prediger gehen nicht mit ins Feld. Mit einem Federstriche wäre durch das Dienen der Theologen in ihrem Fache die Zahl der Militair-Geistlichen verdoppelt und verdreifacht und dann, aber auch nur dann das Mittel gefunden, die Seelsorge in der Armee zu einer musterhaften zu machen.

Ehe wir zu den einzelnen Punkten übergehen, noch im Allgemeinen den Wunsch, daß in jeder Casernenstube, in jedem permanenten Bürgerquartier, in jedem Arrestlocal, auf jeder Wache, in jeder Lazarethstube für leichtkranke und Reconvalescenten eine Bibel vorhanden und als eiserner Bestand erhalten bleiben möge! Die Bibelgesellschaften würden gewiß dazu die Hand bieten, ja, wenn auch hier die Kosten gescheut werden sollten, würde der Aufruf zu einem Verein für diesen Zweck tausend hülfreiche Hände finden. In Breslau fanden wir kürzlich auf einer Reise im Hotel Zedlitz in jeder Stube eine Bibel, hörten sehr natürlich auch von Einzelnen darüber spotten, an der Table d'hôte nämlich, auf Erkundigung bei den Kellnern und Stubenmädchen aber, daß doch auch sehr viele Gäste Abends darin zu lesen pflegten, namentlich solche, die nicht ins Theater gingen. So denken wir uns in jedem Soldatenquartier die Bibel als eisernen Bestand, wie die Kasernen- und Quartier-Ordnung an den Wänden, wie das Gesang- und Abrechnungsbuch im Tornister. Der sichtbare Segen einer solchen Maßregel würde nicht ausbleiben, ja sogar in ganz überraschend kurzer Zeit sich zeigen. Dazu kann Hülfe von außen den militairischen Vorgesetzten die Hand bieten, weil dadurch kein Einfluß von außen her auf die Soldaten gewonnen wird. Die Bibelgesellschaften würden, wie gesagt, der Sache gewiß gern entgegenkommen und das Sammeln der Mittel dazu würde auf vielen Seiten von großer Bereitwilligkeit zu erzählen wissen. An den Ergebnissen der Sammlungen für den National-Dank zeigt es sich, daß es für gute Dinge nur des Muthes bedarf, anklopfen zu wollen, dann fehlt es nicht am Aufthun. Allerdings wird der Anklopfende hin und wieder auch Versagung ertragen müssen. Wir dächten aber, dazu

gäbe das Bewußtsein des Gewollten die rechte Kraft. — Spreche die Militair-Geistlichkeit nur einmal ernstlich aus, daß sie das Vorhandensein einer Bibel in jedem Soldatenquartier für zweckmäßig, ja für das eigentliche Fundament ihrer Wirksamkeit hält, und wir sind überzeugt, daß nicht allein von Oben Hülfe geschafft wird, sondern sich diese von allen Seiten anbietet. Wieder aber sprechen wir es aus und müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß Anregung und Beschaffung von den Militair-Geistlichen ausgehen, Handhabung der Sache und Ersatz ihnen obliegen muß.

Wer wollte den Segen verkennen, den schon das „Kirchenbuch für das Königl. Preußische Kriegsheer" geschaffen hat? — Freilich ist dieser Segen nicht bei Manöver, Parade und Appell zu erkennen. Dafür aber desto deutlicher im Innern der Compagnien, der Corporalschaften, der Stubengenossenschaften. Das unzweifelhafte Nachlassen der Branntwein-Pest im Preußischen Heere, diese unleugbare Thatsache, steht in zu enger Verbindung mit dem „Kirchenbuche", als daß diese Erscheinung nicht zu der Hoffnung auf noch bessere Resultate berechtigen sollte, wenn erst die Bibel zum eisernen Bestande jeder Stubenkameradschaft gehört. Und ist denn irgend etwas nur einigermaßen Haltbares gegen einen solchen Vorschlag und dessen Ausführung anzuführen? Wahrlich, wir sind so vollkommen, wie nur der sorglichste Vorgesetzte, von der Wahrheit und Nothwendigkeit durchdrungen, daß die Kaserne kein Kloster sein muß, und die ganze Art unserer Behandlung des Gegenstandes wird dem Sachverständigen bewiesen haben, daß wir keinen Augenblick den militairischen Standpunkt für die Beurtheilung der Frage aufgegeben haben. — Gegen die Verbreitung der Bibel aber in den Soldatenquartieren, natürlich nicht als Eigenthum des Einzelnen und als Gegenstand des Verpackens in Tornister — vermögen wir wirklich keinen Einwand im Voraus zu erdenken. Neuerdings begegnen wir in den Zeitungen einer Notiz, nach welcher in den Jahren 1831 bis 1854 357,873 Neue Testamente und 30,351 Bibeln vertheilt worden sein sollen. Im Jahre 1854 allein 17,382 Neue Testamente und unter diesen auch eine beträchtliche Anzahl in polnischer, litauischer und französischer Sprache. Wir wissen nicht, woher diese Notiz stammt, mögen auch ihre Richtigkeit nicht bezweifeln. Daß aber in keinem Wachtlocal, keiner Kasernenstube oder sonst die Bibel als eiserner Bestand vorhanden ist, wissen wir — natürlich, so weit unser Gesichtskreis reicht, — aus Erfahrung.

Ist dieses Fundament aber einst gelegt, so wird man wahrlich, nachdem die Periode der ersten Exercierzeit geendet hat, wöchentlich eine halbe Stunde von den Instructionsstunden für die Wirksamkeit der einjährigen Freiwilligen bei der Militair-Geistlichkeit abmüßigen können, der katholischen sowohl, wie der evangelischen. Wir verlangen gewiß kein Katechisiren, aber wir verlangen für den evangelischen Soldaten

das Einüben des für den nächsten Sonntags-Gottesdienst bestimmten Liedes, vollstimmig, kräftig, wo möglich auswendig, oder doch nur mit geringer Hülfe. Wiederholt sind wir in den verschiedensten Garnisonkirchen für den Zweck der Beobachtung des Kirchengesanges zwischen den Bänken der Soldaten gewesen. Nur bei sehr wenigen, vielleicht 3 oder 4 der bekanntesten Choral-Melodien, haben wir ein herzhaftes, kräftiges Einstimmen gehört. War einmal ein Choral in „eigener Melodie" vorgeschrieben, so sang gewiß Keiner. Einzelnen sah man Wunsch und Eifer an, sie scheuten sich aber offenbar, und so sang denn der Cantor ziemlich allein zur Orgel. Welchen Eindruck das auf Alle macht, braucht wohl kaum auseinandergesetzt zu werden. Garnisonkirchen können, Gott sei Dank, nie leer sein, und die militairische Zucht kommt auch hier der Kirchenzucht hülfreich und fördernd entgegen. Je voller aber die Kirche, je tödtender für den lebendigen Nutzen des Gottesdienstes die Wahrnehmung, daß Niemand die herrlichen Kirchenlieder mitsingt. Mögen einzelne Stimmen noch so schlecht klingen — im Ganzen klingt es gut, oder vielmehr, es klingt, wie es klingen soll, einstimmig, kräftig aus voller Brust. Und welche Vorbereitung ist das für die Predigt, wie ackert und pflügt unser herzerhebendes evangelisches Kirchenlied den Boden für die Saat des Geistlichen! —

Und welche Gemeinschaft, welches bürgerliche Verhältniß hätte bessere Mittel für die Uebung des Kirchengesanges, als das Bataillon oder die Compagnie? — Das Kirchenbuch ist in der Hand jedes Einzelnen, unter Hunderten fehlt es nie an einem kräftigen Vorsänger, und wo dieser fehlt, kann ein Hoboist, ein Trompeter zur Stelle sein. Ja für die Regimentsmusik würde eine Morgenmusik weniger, durch einige Abend-Choräle einmal in der Woche vollkommen aufgewogen werden, und da unsere Militairmusik mit so großer Geschicklichkeit für Jedermann zum Tanze aufspielt, an Morgen-, Mittags-, Nachmittags- und Abend-Concerten mit Polka's und Schlachtmusiken kein Mangel ist, — so wäre es wohl nicht zu viel verlangt, wenn das Musikchor einmal in der Woche den Soldaten einen Choral vorbliese, und zwar am Sonnabend Abend denjenigen Choral, der Sonntags in der Kirche gesungen werden soll, und so lange, bis die ganze Soldaten-Gemeinde die Melodie vollständig inne hat.

Mit dem Kirchenliede allein ist es aber nicht gethan. Auch mit der Liturgie, diesem herrlichen Juwel unsers evangelischen Gottesdienstes, liegt es im Argen. Mit der Bildung von Sängerchören für die musikalisch schwierigeren Theile derselben glaubt man die Sache erledigt und vergißt, daß gerade in der Vollstimmigkeit und Einstimmigkeit der Responsorien die wahre Kraft der Liturgie liegt. Es ist dem Ohre ganz agreable, wenn das: „Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" recht schön und harmonisch wohlklingend gesungen wird, aber es ist wichtiger, daß das: „Herr, erbarme Dich Unser!" das:

„Hallelujah!" das: „Und mit Deinem Geiste!" so wie sämmtliche: „Amen!" allgemein und kräftig, wenn auch nicht schön klingend gesungen werden. Nebenbei schreibt das Kirchenbuch deutlich und unzweideutig vor, daß alle Responsorien von dem Chor und der Gemeinde gesungen werden. Nur für: „Und Friede auf Erden!" u. s. w. und: „O Lamm Gottes!" ist der Chor allein vorgeschrieben. Man sehe aber die Praxis in allen evangelischen Garnisonkirchen. Der Gesang aller Responsorien in der Liturgie ist nach und nach ausschließlich an den Sängerchor übergegangen, weil — es so besser klingt. Als ob es in unserm Gottesdienste auf das gute Klingen ankäme! Bei verschiedenen Gelegenheiten haben wir den Feldprobst der Armee Dr. Bollert die Liturgie halten hören. Jedesmal sang er selbst die Stellen mit, die für Gemeinde und Chor vorgeschrieben sind, natürlich mit Ausnahme der Responsorie auf die Anrufung: „Der Herr sei mit Euch Allen!" Auch dafür könnte die Regimentsmusik sich wohl eine Polka wöchentlich abmüßigen, um das religiöse Gemeingut Aller auch zu einem wirklichen Gemeingut zu machen. Es ist damit schon so weit gekommen, daß kein Soldat sich mehr getraut, die Liturgie mitzusingen, weil es den Anschein hat, als wäre der Gesang dem Sängerchore ausschließlich befohlen.

Wenn die fleißig und oft musterhaft gehandhabten Instructionsstunden für unsere Soldaten nicht vollkommen ausreichten, um sie in den nöthigen Kenntnissen für ihre Obliegenheiten auszubilden, so würden wir uns wahrlich des Vorschlages enthalten haben, auch nur eine halbe oder ganze Stunde wöchentlich dem religiösen Bedürfniß zu widmen. Wir können es nicht genug wiederholen, daß wir das Soldatwerden bei allem Soldatenthum voran stellen und diesem Zweck Alles ohne Ausnahme nachstellen. Da aber Locale, Heizung und Beleuchtung für den Winter, das Kirchenbuch, Musik, kurz alles Aeußerliche und Helfende vorhanden ist, nirgend eine Schwierigkeit als Unmöglichkeit zu besiegen bleibt, und es eben nur auf den guten Willen ankommt, das Vorhandene zu benutzen, so stehen wir keinen Augenblick an, auf das Bestimmteste zu behaupten, daß in dieser Richtung Besserung möglich und Förderung mehr als wünschenswerth ist.

Haben wir aber Bibel, Gemeinde- und Liturgie-Gesang gewonnen, dann möge die halbe oder ganze Instructionsstunde wöchentlich auch für die historische und erzählende Vorbereitung auf das sonntägliche Evangelium und die Epistel, auf die Kirchen- und Nationalfeste benutzt werden. Nicht vorgreifen soll dergleichen der Predigt; aber sie vorbereiten, das vermag eine solche kirchliche Instructionsstunde. Wer diesen, aus vollster Ueberzeugung und aus langjähriger Kenntniß des Soldaten hervorgehenden Vorschlag, mit der allerdings beliebten und leicht zugänglichen Phrase abfertigen will: „das hieße Betstunden organisiren!" mit dem haben wir nicht zu rechten, und bitten ihn um Verzeihung, seine

Aufmerksamkeit vielleicht bis hierher gefesselt zu haben. Beistunden, wie die Welt sie nun einmal betrachtet und charakterisirt, würden in der That dem militairischen Verhältniß auf keine Weise zusagen, und wo ein Militair-Geistlicher auf dergleichen hinwirken wollte, möge ihm der Militair-Vorgesetzte das einfache Verbot entgegensetzen. Damit hat es aber keine Gefahr, denn wir haben ja immer nur von der ausschließlichen Einwirkung der Militair-Geistlichen gesprochen und diese haben in ihrer zwiefachen Verpflichtung und ihrer Fach-Kenntniß das richtige Verständniß, wie weit das Nothwendige bei den Soldaten auch möglich und zuträglich ist. Wir haben gesagt, die historische und erzählende Vorbereitung auf Evangelium, Epistel, Kirchen- und National-Feste, und in diesen Worten liegt unsere Erklärung.

Wie bald würde sich aus diesen Fundamenten Weitereingreifendes entwickeln! — Wie würden aus unseren Lazarethen eben so viele Bethanien werden! Wie würde Rede und Lied am Grabe des Kameraden, religiöse Erhebung und Kräftigung bei der Eidesleistung zur Fahne, bei der Entlassung zur Reserve sich gestalten! —

Schöne Träume!

Als bei Roßbach das Häuflein Preußen mit einem geistlichen Liede dem Feinde entgegenzog, als die Berliner Wachtparade bei Leuthen sang:

„Gieb, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebührt,
Wozu mich Dein Befehl in meinem Stande führt,
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu, so gieb, daß es gerathe wohl!"

und als unter Leichen und von zum Tode Verwundeten das Tedeum in finsterer Winternacht nun leise angestimmt wurde, da verstand man des alten Dessauers Kraftspruch:

„Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist ein rechter Matz!"

Und zu dem Allen wäre nichts weiter nöthig, als ein wenig guter Wille!

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Das hat Seine Majestät der König bei erhebender Gelegenheit gesagt, und wahrlich Er hat es auch gethan, wie ein ächter christlicher König. Zu seinem Hause gehört aber auch die maison militaire, das preußische Heer.

Möge Jeder thun, was an ihm ist, um dem Ausspruche des Kriegsherrn für sein ganzes Haus zu entsprechen!



Das Platen-Denkmal.

August Graf von Platen vollendete als deutscher Dichter nur eine kurze unglückliche, aber ruhmreiche Laufbahn. Geboren 1796 zu Ansbach starb er am 5. December 1835, von einem hitzigen Fieber überfallen, auf einer Fußtour in der Umgegend von Syrakus unter fremden, seine Sprache nicht verstehenden Menschen. Die Sage erzählt, daß ein Kind, welches unbekümmert um seine körperlichen Leiden um ihn herumspielte, als es ihn im Todeskampf ächzen und stöhnen hörte, lächelnd wie zur Besänftigung einen Lorbeerzweig über ihn breitete, unter dem er gestorben sei. Die Fremde hat ihm einen prunkhaften Grabstein gesetzt im Garten der Villa Landolina bei Syrakus, in dessen Nähe sich der Grabhügel des Aeschylus erhebt. In der Heimath wurde damals die Trauerkunde von Wenigen mit dem vollen Schmerz der Liebe empfunden. Auch heute ringt sich sein Name nur langsam von allen häßlichen Verkümmerungen frei, die Mißgunst und Ungeschmack über ihn gebracht, und welche denselben noch immer nicht in der Reinheit erblicken lassen, die er sich durch seine nach Inhalt und Form gleich großartigen Schöpfungen endlich gewonnen haben sollte. Aeußerlich so zu sagen rückt wenigstens anscheinend erst in unseren Tagen seine Prophezeihung der Erfüllung entgegen:

„Doch getrost, vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang."

da seine Poesie unter den Besten der Nation nicht bloß als ein Schatten, sondern als eine wesentliche Kraft fortwirkt. Ein äußerliches Zeichen dieses Bewußtseins in der lebenden Generation ist die öffentlich zuerkannte Ehre eines Standbildes: unter dem Königlichen Schutze Seiner Majestät des Königs Maximilian von Baiern sollen die edlen Züge dieses Frühverklärten über dem Sande der Alltäglichkeit sich erheben in seinem Geburtsorte, in der bescheidenen Stadt an der Rezat, vor dem Schlosse der Markgrafen von Brandenburg, auf einem freien, grünen, von herrlichen Linden und Kastanien umgebenen Platze. Dieses Denkmal wird zunächst eine Huldigung der einzelnen Persönlichkeit sein, aber dann auch ein Altar der Dankbarkeit für den Adel und die Würde deutscher Dichtkunst selbst. Das Erz zu dem Monument hat König Ludwig von Baiern, dessen Thronbesteigung Platen in einer so schönen Ode begrüßte:

„Vergieb, o Herr! dem Dichter, der ohne Dich
Verlassen stünde, fremd in der Zeit und stumm.
Dein fürstlich Dasein löset den Knoten
Seiner verworrenen Lebensräthsel."

bereits zu schenken verheißen, die Ausführung des Unternehmens müssen Freunde und Verehrer des Dichters sichern, an welche das in Ansbach gebildete Local-Comité eine öffentliche Aufforderung zu Beiträgen gerichtet hat. Eine Erinnerung an Platen's Wirksamkeit, eine Charakteristik seiner bedeutendsten Werke führt leicht zu der Ueberzeugung, daß dem Verdienste eben durch solches Monument nur Recht geschieht.

Als Platen mit seinen ersten dichterischen Productionen hervortrat, war die deutsche Poesie durch eine falsche Romantik im Bunde mit undeutscher Frivolität auf eine schlüpfrige Bahn nicht bloß über alle Grenzen der Sittlichkeit, sondern auch des guten Geschmacks hinaus fortgezogen. Die talentvollsten Köpfe waren von diesem Taumel ergriffen; das berauschende Sublimat, welches blendende Schriftsteller lieferten, wirkte bereits in allen Nerven der Jugend. Platen trat dieser Lieblings-Richtung des Augenblicks mit aller Energie entgegen und sprach für die gemißhandelte Poesie das unbestochene Urtheil einer freien Dichterseele aus. Seine Dramen „der Schatz des Rhampsinitt, die verhängnißvolle Gabel, der romantische Oedipus", geißelten die poetischen Verkehrtheiten der Zeitgenossen mit einer Entschiedenheit und Ueberlegenheit, welche nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Richtung zum Besseren geblieben ist. Ihm selbst freilich hat dieses Bemühen weder äußeren Gewinn noch innere Ruhe gebracht. Mit dem giftigen Pfeile des Hasses ist er (freilich oft selbst satyrisch gegen gleichzeitige Dichter) verfolgt und mit einer Fluth grober Schmähungen überschüttet werden. Es ward nicht erkannt, wie großartig diese dichterische Natur angelegt war — eine Natur, in deren Wesen es lag, Alles, auch das Kleinste, pathetisch und im großen Styl zu nehmen, Alles, die geringsten Angriffe seiner Feinde wie die eigene Begabung und Schaffenskraft, „stolz und trotzig gegen Alles, doch vom Schönen unterjocht."

Es ist zum literarischen Gebrauch geworden, Platen als Dichter gering zu schätzen; er selbst hat den Schmerz noch erfahren, der den strebenden Geist quält, welcher eines hohen Zieles und der Kräfte, wie der Treue zu dessen Erreichung sich lebhaft bewußt ist, und von so vielen Seiten verkannt, ja verspottet wird. Erst verlangt man, daß der Dichter ein Herz für seine Zeit, sein Volk, seine Geschichte haben soll; wenn nun einmal Einer dieses Herz hat, so mißhandelt man dasselbe, weil es in trüber Zeit unter drückenden Verhältnissen eben auch eine *eigene* Stimme hat und haben *will*, die freilich den vulgären Exodus vom lieben Sonnenschein und den stillen Sonntags-Empfindungen der deutschen Philister absichtlich vermeidet. Bei Platen ist der vaterländische Schmerz und der patriotische Gram keine Grimasse, keine hohle Comödie, sondern eine wahre, tiefe, ernste Empfindung, die uns seine Gedichte, ohne Wortprunk in ganz kategorischer Kürze, beweisen. Deutschland hat keinen Dichter in jenen Tagen gehabt, welcher williger und aufmerksamer seine Kraft der Geschichte zugewendet hätte. Wenn wir durch die neuesten Ereignisse

an trüben Erfahrungen reicher geworden, als Platen sein konnte, auch die politische Anschauung nicht gutzuheißen vermögen, welche vielen Gedichten und Oden — z. B. An einen deutschen Staat 1832 — An Karl den Zehnten — An Franz den Zweiten — zum Grunde liegt, so fühlen wir doch ungeachtet des verschiedenen Standpunktes den pulsirenden Schlag des Herzens, den warmen Hauch vaterländischer Gesinnung freudig heraus, wie er ja eben vor solche Leute treten wollte, „die verblendet ihm in's Gesicht gepredigt, deutsche Kunst sei längst gesunken." Es war damals leider noch eine Seltenheit, und ist heute somit wohl ein Lob, wenn ein Dichter sich von der sclavischen Nachahmung und blinden Anpreisung der ausländischen Literatur im Gefühle gleicher Werthstellung der eigenen Heimath unabhängig und frei erhielt. Platen hat freilich sein Verdienst wie sein Unglück vergrößert; aber selbst beim Ausspruch eines solchen Tadels müssen wir gerecht sein in der Handlung, daß wir nicht bloß diejenigen seiner Gedichte zum Beweise der Selbstbeurtheilung anführen, in denen er von seinem Ruhme und dichterischen Vollbringen mit emphatischem Pompe spricht, sondern auch die, in denen er mit gleichem Pathos über sich,

„Der viel dem wohlgelaunten Glücke dankt,
Von dem er mehr, als er verdient, empfangen,"

seine Geltung und sein poetisches Schaffen den Stab bricht. So sagt er, sich selbst zu den „kleinen Poeten zählend, der mäßig sei, und sich ganz und gar für einen schlechten Prasser gebend," im Prolog zu den Abassiden:

„Nie kann der Mensch, wie viel er auch vollende,
Wie kühn er sei, sich zeigen als ein Ganzes,
Und was er ausführt, gleicht es nicht am Ende
Zerstreuten Blättern eines großen Kranzes?"

Das vom tiefsten Weltschmerz eingegebene und doch so beherzigenswerthe Wahrheiten enthaltende Ghasel: „Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts" schließt mit der Resignations-Clausel:

„Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie Keinem gab,
Denn Jeder sucht ein All zu sein, und Jeder ist im Grunde Nichts."

In einem Lobe sind nur alle Beurtheiler einig gewesen: daß Platen's Werke wegen ihrer Formvollendung als unerreichte Muster dastehen — er ist der größte Meister in der Form, welchen unsere zweite Blüthenzeit unter den „Epigonen" hervorgebracht hat. Keiner vor noch neben ihm hat den Versbau und das Versmaaß zu solcher sprachlichen Vollkommenheit erhoben. Er hat die griechischen reimlosen Metra wieder aufs Neue in unsere Lyrik eingeführt und ihnen eine solche Fülle des Wohllauts eingehaucht, wie es vor ihm durchaus unerreichbar schien. Er hat in der Ode den zweiten Preis errungen, wie Barthel richtig hervorhebt, wenn wir Klopstock als den Bahnbrecher den ersten Preis

zuerkennen müssen. In dieser Dichtungsgattung gerade hat er die ganze Kraft seines Formentalents so sehr beurkundet, daß man nur auf ihn hinweisen darf, wenn es sich fragt, ob unsere Sprache fähig sei, auch ohne Reim den höchsten Wohlklang zu entwickeln.

Ehren wir sein Andenken in dem Ruhme der äußeren Form gleichzeitig mit der bereits ausgesprochenen Wahrheit, daß seine Gedichte zu den an großen Gedanken reichsten der neueren Zeit gehören, in der Hoffnung, daß das eherne Denkmal zum Denkzeichen werde für eine gerechte Anerkennung des Dichters, der als Wunsch aussprach:

„Mir, der ich blos ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Wein im Schatten
Und ein berühmter Name nach dem Tode.“



Literatur.

Königin Luise. Ein Preußenbuch. Langensalza. Buchhandlung von Jul. Wilh. Klinghammer. 1855.

Durch die lebensvolle Schilderung der „Königin Luise in Pyrmont 1806“, welche vor Kurzem die Neue Preußische Zeitung in ihrem Feuilleton brachte, zuerst auf diese glänzende Dichtung aufmerksam gemacht, ist mir durch die nähere Bekanntschaft derselben ein geistiger Genuß geworden, wie lange nicht. Das Buch ist in Wahrheit ein echtes Preußenbuch und billig sollte keine Familie verabsäumen, es kennen zu lernen. Für einen Jeden, der noch ein Herz für das Vaterland und seine Königsfamilie hat, ist es ein tröstliches und beseligendes Gefühl, unter dem vielen tollen und unsinnigen Geschwätz der Jetztzeit reelleren Gedanken und edleren Gefühlen zu begegnen. Mit Recht erhebt der Sänger seine kräftige, wohltönende Stimme, um der babeltrunkenen Dichtermenge ein Bußlied in ihre Baalsgesänge zu schleudern; das Volk aus dem Todesschlafe falscher Huldigung zu erwecken, die leider nur allzu oft noch dem Corsen und seinen Kindern gezollt wird und die eines Deutschen so unwürdig ist, dessen nächste Angehörige vielleicht selbst einst im Sklavenjoch geschmachtet und durch dessen Blut- und Eroberungsgelüste unserer erhabenen Königin das Herz gebrochen ward! Der Verfasser giebt in einfacher Darstellungsweise und gefällig metrischer Form ein lebendiges Bild von dem Leben und Wirken der unvergleichlichen Landesmutter, die gleich groß als Mensch und Christin, als Gattin, Mutter, Fürstin und Dulderin allen ihren Unterthanen als würdiges Vorbild voranleuchtet. — Die Dichtung, fließend, elegant und zum Her-

zen sprechend, besteht aus vier Haupttheilen, deren jeder einen wichtigen Lebensabschnitt in sich schließt und wiederum in mehrere einzelne Gedichte zerfällt. Wirklich reizend ist die Beschreibung des Ehrentanzes (S. 55), welche ein so anmuthiges und zugleich lebenswarmes Bild vor die Seele führt, daß man sich mitten in das ländliche Fest hineinversetzt und Alles selbst zu erleben glaubt. Kräftig, schön und edel gehalten ist ferner der Prolog zum dritten Hauptabschnitt: Dornenkranz; und von schönen, herrlichen Gedanken sprudeln die Heroiden der Königin, in denen sich echte Weiblichkeit, muthiges Ausharren und ein demüthiger, fromm gläubiger Sinn aussprechen und die gleich einem Heiligenschein die Stirn der Verewigten umkränzen. Voll tiefer Poesie und gediegenem Gehalt ist die Dichtung wohlthuend für Geist und Herz zugleich und muß Jeden befriedigen, dessen Gemüthsleben durch die verderbte Alltags-Philosophie noch nicht für alle edleren Empfindungen, zu denen der wahre, echte Patriotismus gewiß zu rechnen, entnervt ist.



Literarische Novitäten.

Den fortdauernden Klagen der Buchhändler über Mangel an Absatz und Theilnahmlosigkeit des Publicums gegenüber nehmen sich die Massen von Büchern, die sich immer und immer wieder „mit der Bitte um freundliche Besprechung in der Berliner Revue" auf unserm Schreibtisch ansammeln, ziemlich sonderbar aus, und Referent befindet sich trotz der Klagen fort und fort in einem „embarras de richesses", der ihn nöthigt, mit dem vorhandenen Schatz etwas summarisch zu verfahren, da die Weihnachtszeit bereits von Weitem mit einer neuen druckpapiernen Fluth droht. Man wird den Werth der hier zur Besprechung kommenden Werke nicht nach der Kürze der Besprechungen abzumessen haben, das ist's, was wir die Leser bei dieser „levée en masse" zu berücksichtigen bitten.

Die Dichter voran!

Herr von Köppen, Lieutenant im Kaiser Franz-Grenadier-Regiment, besingt in einem Cyclus zum Theil sehr gelungener Gedichte das Leben des Generals der Cavallerie, Freiherrn von Wrangel. (Wrangel, Gedicht von F. von Köppen. Berlin, 1855. Herbig.) Wir folgen dem Dichter zuerst in den blutigen Ehrenkampf von Heilsberg, wo sich der Wrangel, der junge Reiterheld, das schöne Kreuz pour le merite erstritt, wir ziehen dann mit dem ostpreußischen Kürassier in den Freiheitskrieg, wo Blücher den Wrangel in die Heldenschule aufnahm.

Wenn der Alte „Vorwärts“ donnert, schrie der junge Wrangel: „Drauf!“

Bei Großgörschen lag der Wrangel unter dem erschoss'nen Pferde, Grolmann war's, der ihn zuletzt rettete vor der Gefangenschaft. Während des Waffenstillstands wurde Wrangel vor die Wahl gestellt, Major zu werden oder das eiserne Kreuz zu nehmen. Da erkundigt sich der feurige Held erst, ob Friede zu fürchten sei. Als ihm das Grolmann verneinte, rief er: „macht mich zum Major,

Und sollte ich nicht sterben,
So will ich in der nächsten Schlacht
Mir auch das Kreuz erwerben!“

Als Major und mit dem eisernen Kreuz ging Wrangel über den Rhein! Bei Liebertwolkwitz maß sich Wrangel mit dem Könige Murat, der nur zu Pferde eigentlich ein König war. Auch bei Wachau focht unser Held:

„Ein Wrangel führte die Reiterbrigad', der Wrangel die zweite Schwadron,“ singt der Dichter. Das war ein rechter Ehrentag für das Haus Wrangel! Dann führt uns das Gedicht nach Champaubert, wo „fünfmal hieb der Wrangel ein.“ Der Schluß dieses Schlachtgemäldes ist dem Dichter namentlich gelungen, das ist Poesie, in der Furia der Cavalleriecharge dahinstürmend. Dann führt Obrist Wrangel seine Schaaren heim, es ist Frieden. Wrangel's großes Cavallerie-Manöver bei Tempelhof giebt dem Dichter Anlaß zu einer meisterhaften Schilderung. Danach kommt Wrangel, der Feldherr, der die Dänen am Ostertag bei Schleswig schlug und nach Jütland siegreich zog, General Drauf! hieß er seitdem im Lande. In den folgenden Gedichten: „Die Heerschau“, „der Belagerungszustand“ und „die nächtliche Runde“, zeigt uns der Dichter, wie's kam, daß sein Held der „Vater Wrangel“ wurde, und schließt dann sein Werk mit einem lieblichen Genrebildchen. Ist doch 'ne Fülle von Poesie in solch' einem Heldenleben und eine wahre Freude, wenn sie so frisch und kräftig vorgetragen wird von einem jungen Kriegsmann, der sich auch die Rittersporen bereits verdient hat und sich geschlagen im scharfen Gefecht auf grüner Haide für seinen König und das liebe Vaterland. Respect überall vor des Königs Rock, aber doppelten Respect, wenn ein Mann drin steckt, der das Lied eben so frisch und gut handhabt, wie das Schwert. Nun, Apollo war ja auch ein Kriegsmann, der Fernhintreffer genannt, was würde der geleistet haben, wenn er statt Pfeil und Bogen ein Zündnadelgewehr gehabt hätte? —

Kaiser und Kanzler, ein Trauerspiel in fünf Acten, von Adolph Widmann, Jena, 1855. Mauke. Ein Stück aus der großen, funkelnden Hohenstaufentragödie, das seines Eindrucks gewiß nicht verfehlen wird, wenn es zur Darstellung kommt. Müssen aber tüchtige Künstler sein, die diesen Kaiser und diesen Kanzler ordentlich darstellen wollen. Leichter darzustellen dürfte das folgende Stück sein:

Vollprecht, Trauerspiel in 5 Acten, von Eduard Koeller, Berlin, 1855. Huber. Ist noch ein wenig unfertig in der Form, die Verse namentlich leiden noch an einem etwas schülerhaften Leichtsinn, sonst ist aber doch manches Gute und viel Hübsches darin, wenn es sich auch nicht mit der sichern Haltung und dem großen Wurf, so wie der Gedankenfülle des Widmann'schen Stückes messen kann.

Raphael Sanzio, romantisches Trauerspiel von Wollheim, hat bereits durch mehrfache Aufführungen seinen Werth bekundet; der elegante Abdruck ist durch ein interessantes Vorwort über das romantische Drama eingeleitet.

Sebastopol, historisch-politischer Roman aus der Gegenwart, von Sir John Retcliffe. Berlin, 1856. Karl Röhring. Wir haben erst ein Heft dieses Romans, können aber schon jetzt sagen, daß derselbe ein großes Publicum finden wird, denn er ist auf die höchste Spannnng nicht ohne Talent angelegt; die Ausführung ist zwar etwas roh, aber nirgends langweilig, und die Schilderung oft bis zum Phantastischen bunt. So aber grade wird's dem großen Publicum munden. Der Verfasser, der offenbar zur englischen Friedenspartei gehört, scheint die Gründe des orientalischen Krieges in der geheimen Agitation der Revolutionspartei zu suchen; schwerlich irrt er sich ganz dabei.

Denkwürdigkeiten zur Regierungs- und Lebensgeschichte Kaiser Nikolaus' I. Berlin 1855. Gebrüder Scherk. Eine ziemlich ausführliche und zuverlässige Biographie des großen Kaisers, der wir nur eine etwas lebhaftere Färbung gewünscht hätten. Das Buch enthält ein außerordenslich reiches Material, das sich andern Ortes wohl nicht so geordnet beisammen findet. Von George Hesekiel's biographischer Notiz über den Kaiser Nikolaus, die bereits acht Auflagen erlebt hat, ist so eben die dritte französische Uebersetzung erschienen und zwar in Neuenburg, bei Wolfrath. Der Uebersetzer ist Herr Eugène Courvoisier, Pfarrer zu Cortaillod bei Neuchâtel.

Königliches Martyrthum, von George Hesekiel. Berlin, 1856. L. Rauh. Enthält eine nach den Arbeiten von Beauchesne und Anderen zusammengestellte Schilderung des Lebens der Kinder Ludwigs XVI. in der Gefangenschaft des Tempelthurms, so wie eine Notiz über die letzten Tage der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie. Diese historischen Skizzen wurden bei ihrer theilweisen Veröffentlichung in der Neuen Preußischen Zeitung mit großem Interesse aufgenommen. —



Englische Revuen.

Englische Sehnsucht nach Deutschland. — Oliver Goldsmith. — Sein Leben. — Der deutsche Typus des Vikar of Wakefield. — Seine Reise nach Deutschland. — Neue englische Studien über Deutschland. — Göthe's Leben und Werke. — Göthe's Deutschthum anerkannt. — Eine Periode der Kritik beginnt in England. — Eine Uebersetzung Kant's. — Eine atheistische Revue. — Bunsen und seine Freunde. — Alte und neue Revuen.

Die Beachtung Deutschlands und zunächst deutscher Literatur in England zeigt sich immer deutlicher. Die neuesten Revuen zeigen eine Uebersetzung Göthe's, ein Leben Göthe's, eine Uebersetzung Kant's, Sammlungen deutscher Gedichte, Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder an. Die Hinneigung des englischen Geschmacks, die aus dieser Anhäufung deutscher Literatur in den englischen Buchläden hervorgeht, hat ihre tieferen Ursachen, dieselben Ursachen, welche seit den letzten zwanzig Jahren so viele junge Engländer bewogen haben, nach Deutschland zu kommen und dort zu studiren. Es war auch vordem nichts Ungewöhnliches, daß der Engländer nach dem Lande der Eichen und der stillen Städtchen kam, um seine gelehrte Bildung zum Abschluß zu bringen, und ein neues Buch, das in mehreren Revuen eben besprochen ist: „The Life and Times of Oliver Goldsmith. By J. Forster." zeigt uns solch' einen Streifzug über deutsches Gebiet in lebendigen Farben. Aber wie anders damals und heut?

Sie kennen den gemüthreichen Oliver Goldsmith, dessen „Leben des Vikars von Wakefield" sich in jedem deutschen Hause findet! Wer hätte nicht mit ihm seine englischen Studien begonnen, wer nicht einst an dem bekannten Exordium: „I was ever of opinion" ... seine Zunge geübt. Das Leben und die innere Entwickelung Goldsmith's, wie sie uns gegenwärtig vorgelegt ist, wirft ein helles Licht auf die Verhältnisse, wie sie vor einem Jahrhundert waren, und wird uns später als Gegensatz zu dem geistigen und socialen Leben der Gegenwart trefflich dienen.

Oliver Goldsmith war ein echter Londoner Literat, von derselben Art, wie die Männer, welche sich heut an Göthe abplagen und die Fehler in Schlegel's und Tieck's Shakespeare-Uebersetzung entdecken und so fehlerfrei in englischen Revuen Schiller und selbst Hamann, den Magus des Nordens, citiren. Er hatte, wie sie, die ganze Erbschaft einer Misere, wie sie den unabhängigen Geist seit alter Zeit verfolgt, angetreten, aber er konnte ebenfalls von sich sagen, was neulich Bulwer im Namen seiner ärmeren Collegen aussprach und zu einem hübschen Theaterstück verarbeitete: „We are no so bad as we seem, wir sind nicht so schlecht, als wir scheinen." Die Schriftsteller, wie sie in den socialen Gemälden bereits typisch geworden sind, und die man sich in kalter Mansarde und mit schmaler Garderobe zu denken gewohnt ist, haben in

allen Jahrhunderten einen bestimmten, großen Gesichtszug gemeinsam gehabt. Die Welt nannte ihn, schnell fertig mit dem Wort, Leichtsinn, ohne das Rechte zu treffen, aber sie meinte damit jene leichte Unbesorgtheit um die kleinen Dinge des gewöhnlichen Verkehrs, das schnelle Mitleid, das gern den morgenden Tag und das nächste Bedürfniß vergißt, um eine reine Freude im Gesichte des Andern sehen zu können, die entzündbare und schnell entzündete Phantasie, die mit hundert Herzen fühlt, für alle Freude und alle Schönheit und allen Genuß Nerven hat und dem Maßhalten oft so feindlich ist. Bei Oliver Goldsmith finden wir diese Eigenschaften, wie bei Schiller, wie bei allen den glänzenden, mehr oder weniger anerkannten Geistern, deren Werke man in Saffian binden läßt und deren Rechnungen sich so unregelmäßig bezahlen. Er ward 1728 in Irland in einem Dörfchen geboren, wo der Vater Pfarrer war. Vierzig Pfund mußten genügen, um die Familie zu erhalten. Daß unter diesen Umständen an eine besondere Erziehung für den armen Noll (Abkürzung für Oliver) nicht gedacht werden konnte, wird man einsehen. Er wuchs so heran und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen den Erzählungen des alten Schulmeisters, der ursprünglich Corporal gewesen war und Marlborough's Schlachten mitgemacht hatte, und einem alten irischen Bänkelsänger, der an den Wegen saß und die phantastischen Melodieen des Volkes sang. Er kämpft sich endlich zum Collegium von Dublin durch, wo er als Freistudent eintritt, mit allen Entbehrungen und Demüthigungen der Armuth belastet, dadurch aber innerlich nicht behindert. Die Melodieen des Bänkelsängers vom Dorfe klingen noch in seinen Ohren, und er schreibt für die herumziehenden Orpheusjünger von Dublin ähnliche Lieder, von deren Honorar er seinen Hunger halb stillt. Aber der arme Pfarrersohn hat dabei nichts Kriechendes, nichts von jener kopfhängerischen und bittenden Miene, welche man für eine Empfehlung der Bedürftigkeit hält, er lebt seinen guten und frohen Tag Jahr ein Jahr aus, unterbricht dann auch seine Studien, weil ihm sein „Tutor", sein Studienrector, so gar nicht gefällt und geht auf einige Jahre zu seiner Mutter auf's Land, Verse machend, Flöte spielend und freudig und ohne Nachgedanken jeden Morgen die Sonne anlachend. Er spielt auch Karte und als er es dann endlich einmal zum Hauslehrer gebracht hat, geht er doch sogleich aus dem Hause, wo er Unterricht ertheilte, hinweg, weil ihm das Spiel dort nicht behagte. Er treibt dann auch einmal, wo ihm das Glück günstig ist, einen reichen Onkel auf, der ihm funfzig Guineen giebt und ein recht hübsches Pferd. Auf das letztere setzt er sich und trabt träumend durch das Land, bis er ein Wirthshaus findet, wo ein alter Freund sitzt. Am andern Morgen kommt er zu seinem Onkel zurück und zeigt ihm lächelnd einige Pence, die ihm noch übrig sind, der Rest ist verspielt. Er hatte Geistlicher werden wollen, ein Amt, das in damaliger Zeit mit solchem wenig gemessenen Lebenswandel wohl

vereinbar gefunden ward; aber der irische Bischof, bei dem er sich meldete, hatte ihn mit Mißfallen von Kopf bis zu Füßen betrachtet und vor allem an seinen scharlachrothen Beinkleidern Anstoß genommen. So beschloß er, in eine andere Carriere einzutreten, — er wollte Jurist werden. Auch damit kommt er nicht vorwärts. So versucht er es in Edinburgh mit der Medicin. Aber die Verse und die innere Gabe treten auch diesem Studium entgegen, und so geht er nach Leyden in Holland und nachdem er dort Studien getrieben, die allgemeiner Natur waren, macht er sich auf die Wanderschaft nach Deutschland und in die andere weite Welt. Die Buchhändler ließen ihn gebührender Maßen darben, auch als er dann mit geistigen Schätzen beladen nach London zurückkehrte, aber er war glücklich und froh, und sein durchaus deutsches Wesen hatte auf diesen Wegen in der Ferne einen innern Abschluß gefunden, den die ernsthafteste Carriere, das festeste Einzelnstudium ihm nicht hätten geben können. Wir fassen hier nur seinen „Vicar of Wakefield" ins Auge; kann man die Zufriedenheit und die Fülle christlicher Tugend bezaubernder und mehr in einer Weise, die zur Nachahmung erweckt, malen, als in diesem klassischen Buche, das die Reise um die Welt gemacht hat, in alle Sprachen übersetzt ist und fortwährend nachgeahmt wurde. Dies Buch ist in der That ein leuchtender Beweis der Verwandtschaft zwischen deutschem und englischem Wesen und der Zug der Sehnsucht, der seinen Verfasser über die Nordsee führte, bedarf für den, der es gelesen und mit offenen Augen gelesen hat, keines Commentars.

Ein gleicher Zug der Sehnsucht ist heut wiederum, wie im Eingang angedeutet, in der englischen Literatur erwacht; wir sehen, wie gerade jene lebendigeren, durch Politik, sociale Stellung und dergleichen weniger gebundenen Geister mit großem Eifer und mit großer Liebe sich nach Deutschland wenden und seine Literatur ausbeuten. Wir erwähnen dazu zuerst eines Buches: „Life and works of Goethe: with sketches of his age and contemporaries. (From published and unpublished sources.) 2 vols. By G. C. Lewes. London. David Nutt." Der „Leader", eines der geistreichsten Wochenblätter der Radicalen, sagt in Bezug auf dies Werk: „Einige Bekanntschaft mit Goethe ist in unsern Tagen unumgänglich nothwendig geworden. Die, welche unfähig sind, ihn direct zu studiren, finden ihn von großen Autoritäten erwähnt als den intellectuellen Vater oder Großvater dieser Zeit, welche hauptsächlich von den Ideen lebe, die sie von ihm geerbt hat. So werden sie begierig nach einer genaueren Kenntniß Goethe's, lesen Uebersetzungen des Götz und Faust und Egmont und Tasso und sprechen nachher ihre Verwunderung darüber aus, wie doch Goethe der größeste der modernen Dichter genannt werden kann. Für solche Leser kann es kein interessanteres Buch geben, als solch eines, welches ihnen eine Geschichte des Mannes Goethe giebt, welche die des Schriftstellers und auch seine Werke erklärt, ihren Zusammenhang und ihre künstlerischen Verdienste

erörtert und gleichsam eine Naturgeschichte seiner verschiedenen Productionen ist." Schlagen wir indeß selbst dies englische Buch über Goethe auf, um aus ihm uns ein Bild der Veränderungen zu machen, welche der geistige Zustand Englands, dieses Landes, das noch vor einem Jahrhundert dem Continente innerlich so fern war, in neuester Zeit erfahren hat. Zuerst wird uns die Richtigkeit des Urtheils über die Zeit des Hervortretens Goethe's imponiren. Es heißt in dieser Beziehung:

„Götz von Berlichingen ist das größeste Product der Drang- und Sturmperiode. Diese Periode ist nicht bloß eine voll von titanischen Hoffnungen und mittelalterlichen Rückblicken, sondern auch eine der ungesunden Sentimentalität. Goethe giebt uns im Werther davon ein treues Bild. . . Es war in der That eine ganz fremdartige Zeit; ihre Ausschweifungen sind Todesanzeichen. In den Briefen, Memoires und Briefen, welche übrig geblieben sind, um die Thorheiten jener Epoche zu bezeichnen, wird man eine selbstquälerische und sentimentale Betrachtungsweise finden. Alles Wirkliche, alles Festgestellte kam damals in Frage. . . Das waren Symptome der Krankheit; die sociale Organisation war aus den Fugen gerathen, eine Krisis drohte überall. Die Ursache der Krankheit war Mangel an Glauben. In der Religion, in der Philosophie, in der Politik, in der Moral prahlte das achtzehnte Jahrhundert mit seiner Unruhe und seinem Unglauben."

Besonders aber erregt der Verfasser unsere Aufmerksamkeit, wo er dem eigenthümlich deutschen Wesen Goethe's in Werken nachspürt, in denen eine oberflächliche Kritik „griechische Vollendung" erblicken will. In diesen Stellen des englischen Werkes begegnen wir einer deutschen Ader, die uns nicht werth genug sein kann und uns auf die Verwandtschaft, in der wir zu England stehen, auf das Entschiedenste hinweist. Wir können uns nicht enthalten, eine solche Stelle hier zu übersetzen:

„Die Phrase, mit welcher die Kritik „Iphigenie" charakterisirt, genügt, um sie zu verurtheilen. Man sagt uns, daß in diesem Stücke alle die Ruhe der griechischen Tragödie sei. Ruhe in einer Tragödie? Stille in den schrecklichen Aufwallungen vulkanischer Leidenschaften? Die Tragödie, sagt uns Aristoteles, agirt durch Schrecken und Mitleid . . Unmerklich haben sich unsere Begriffe von griechischer Kunst nach der Bildhauerkunst gebildet; daher kommt auch jener Begriff von Ruhe. Aber Bekanntschaft mit dem Drama hätte lehren sollen, daß die Ruhe der Entwickelung nicht eine Ruhe des Lebens ist. Aber wohl hat das griechische Drama, da es unter eigenthümlichen Bedingungen aufgeführt ward und große, harmonische Gruppen zeigen mußte, eine gewisse Langsamkeit der Entwickelung . . . In Zufälligkeiten und Einzelnheiten nun hat Goethe wohl Aehnlichkeit mit den Griechen, nicht aber im Wesentlichen. Seine „Iphigenie" können wir darum nicht nach griechischem Maßstab betrachten. Es ist ein deutsches Schauspiel. Es stellt diese moralischen und psychologischen Verwickelungen auf und stellt sie an die

Stelle der alten leidenschaftlichen Verwickelungen der griechischen Legende. Es ist weder griechisch in Ideen noch in Meinungen. Es führt das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts nach der scythischen Küste."

Man wird verwundert fragen, wie solche Sätze nach England kommen, in ein englisches Buch, das für die weitesten Kreise bestimmt ist, und wir können darauf nur antworten, daß die Unwissenheit über die geistige Entwickelung Englands, in der, mit wenigen Ausnahmen, selbst die gebildetsten Kreise Deutschlands sich gehalten haben, allerdings in der Heimath eine Bewegung der Geister auf der königlichen Insel ganz übersehen ließ, die schon seit Jahrzehnten im Laufe begriffen ist und deren Kenntniß doch für den Staatsmann wie für den Arbeiter auf dem socialen Felde von größester Wichtigkeit ist. Denn diesem scharf auffassenden, kritisch erfahrenen Geiste, welcher in Büchern wie dem obigen hervortritt, entspricht mit Nothwendigkeit auch eine größere Gerechtigkeit des Urtheils über die englische Heimath und über die Mängel, welche sie auf manchen wichtigen Punkten bedrücken. Diese Gerechtigkeit des Urtheils aber wurde bisher so schmerzlich an den Engländern, an ihrer Politik, wie an ihrer Kirche 2c. vermißt, und in Folge dessen fehlte eine Verbindung zwischen uns und England, welche der Zustand Europa's doch so lebhaft fordert.

Wir dürfen behaupten, daß England jetzt daran gegangen ist, eine Periode seiner geistigen Entwickelung durchzumachen, durch welche wir uns bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts hindurchgearbeitet haben, und es bürgt für die innere Verwandtschaft der Engländer mit uns, daß sie zu solcher Zeit so eifrig nach den Werken greifen, welche in jener Zeit in Deutschland entstanden, und welche selbst die einzelnen Phasen unserer geistigen Kämpfe bezeichnen. So ist so eben in Bohn's philosophical library die „Critique of pure reason. Translated from the German of Emanuel Kant by J. M. D. Meiklejohn" erschienen. Es ist eine Uebersetzung, welche nach dem Urtheil englischer Revuen das berühmte Werk zu einem englischen macht und diesem „mächtigen Buch", „diesem Neunzigkanonenschiff" — Worte eines Reviewers — wirklich gewachsen ist. „Westminster Review", die Revue der Radicalen, welche der eben verstorbene Sir William Molesworth einige Jahre hindurch redigirt hat, bringt in ihrem neuesten Hefte einen Artikel, überschrieben „Theism", der auf das Kant'sche System gegründet ist, und der zu beweisen versucht, daß durch die Offenbarung die Existenz Gottes nicht erwiesen wird. Der Artikel, der an einem Uebermaß von Skeptik leidet, hat dem „Westminster-Review" bereits heftige Angriffe zugezogen, und ein eben erscheinendes Toryblatt giebt ihm den Beinamen eines atheistischen. Die Kirche wird durch solche Vorgänge immer mehr gedrängt, eine festere Stellung zur Speculation einzunehmen. Aber auch in ihr ist der Zweifel geschäftig, wie wir in unserer letzten englischen Revue schon andeuteten.

Durch England verbreitet sich überhaupt immer mehr das, was der alte, markige Shakespeare „des Gedankens Blässe" nennt. „Man wird einsichtiger und damit unpraktischer," wie ein alter, großer Parlamentsredner gesagt hat. Man wendet sich gegen die alten Zuchtgesetze des Landes und verlangt nach einer Toleranz, die noch erprobt sein will; in den Revuen finden wir in diesen Tagen Artikel über „Trunksucht, durch Gesetzgebung nicht heilbar," über die „Heranziehung der Verbrecher durch Güte," über das Ticket-a-leave-System, nach welchem die Verurtheilten freigelassen werden und unter Aufsicht der Polizei sich eine Beschäftigung suchen können, und über ähnliche Themata.

Daß solch eine Richtung einer ähnlichen, gleich weichen und oft gefährlichen in Deutschland ebenfalls gern die Hand reicht, ist nicht wunderbar. Preußen hatte bis vor Kurzem einen Gesandten in London, der in dieser Beziehung viele Verbindungen anzuknüpfen verstand und sich bei dem alten, realistischen England eben dadurch große Feindschaft zugezogen hat. Man weiß, daß wir von Bunsen reden, der eben sein neuestes Buch über Gewissensfreiheit, das er bereits deutsch erscheinen ließ, auch englisch ankündigen läßt. Bunsen ist ganz der Mann, der dieser in der Kritik, in der Antastung der alten Festsetzungen starken und gewandten jüngeren Generation Englands behagt. Sie verehrt seine Schriften auch mehr, als sie jemals in Deutschland werden verehrt werden. So finden wir in „London Quarterly" eine Besprechung seines unbedeutenden Buches „Egypt", welche nicht lobender gedacht werden kann. Man muß wissen, daß der frühere preußische Gesandte in diesem Werke die Zeitrechnung des Moses als falsch verwirft und an ihrer Stelle die des Manetho und des Eratosthenes setzt, von denen der eine ein ägyptischer Priester, der andere ein Grieche von Cyrene, aus der vielberüchtigten Lügenstadt, war. Moses aber lebte zwölfhundert Jahre vor beiden und hatte gewiß Zutritt zu den Archiven der Pharaonen, ist darum also auch für alte, ägyptische Geschichte eine viel bessere Quelle, als jene, auch wenn man von der Heiligkeit seiner Bücher und von dem Charakter der anderweitigen Quellen ganz absieht. Aber der Abhub von der deutschen gelehrten Kritik, den Bunsen den Engländern bietet, behagt einem Theile der Denkenden in dieser Zeit des Ueberganges zu sehr, als daß sie den deutschen Zweifel nicht der alten biblischen Angabe vorziehen sollten. Es giebt indeß noch ernstere Organe genug, welche gegen solche Vorgänge Protest erheben, unter ihnen nenne ich die „Press", das Organ D'Israelis.

Die Englischen Revuen erhalten natürlich bei solcher Aenderung der Beschäftigungen des Nationalgeistes auch andere Aufgaben, und man kann bemerken, wie grade die jüngeren Revuen die Nothwendigkeit einer Aenderung ihrer Stellung am ehesten und schärfsten begriffen haben, während die alten noch in matter Schwerfälligkeit bei den Thematen der Vergangenheit weilen. Was ich neulich über sie, z. B. über „Quar-

terly" und „Edinburgh Review" sagte, wiederholt heut auch eines der Jungtoryblätter, indem es schreibt: „Wir sind fest davon überzeugt, daß alles, was in „Quarterly" stehen wird, auch stets in seiner Art gut sein wird; aber es scheint uns, als ob es wenig Beziehung zu der Atmosphäre des Gedankens und der Bewegung hat, in der wir leben."

Tages-Ereignisse.

Kaum ruhen die Waffen, vom Winter bezwungen, seit einigen Wochen, so tönt es auch schon auf allen Seiten von Friedenshoffnungen und Friedensvorschlägen wieder, wenn auch Niemand bis jetzt im Stande war, eine einigermaßen mögliche und greifbare Friedensbedingung zu formuliren. Es können allerdings in England oder Frankreich selbst, Ereignisse eintreten, welche den Frieden, und zwar von den Westmächten ausgehend, ermöglichen; in der Kriegslage selbst aber liegt auf keiner Seite, nach dem Ergebniß des diesjährigen Feldzuges, eine zwingende Nothwendigkeit vor, den Frieden anzubieten. Außer der Besetzung der Südseite von Sebastopol ist in der That während der ganzen Campagne nichts geschehen, was als ein entscheidender Schlag charakterisirt werden müßte, denn auch die Besetzung von Kinburn zeigt sich für den Winter fast unhaltbar, wenn es den Russen Ernst ist, dort kein drittes Kleeblatt für Kalafat und Eupatoria entstehen zu lassen. Ob es ihnen damit Ernst sein wird, ist freilich, nach den Erfahrungen von Kalafat und Eupatoria, die Frage; indessen läßt sich voraussetzen, daß zwei Feldzüge voller Unglücksfälle, gleichviel ob verschuldet oder unverschuldet, zu einer energischeren Art von Kriegführung treiben werden. Wo aber Veranlassung zu einem Friedensschlusse liegen sollte, vermögen wir nicht zu erkennen. Daß Millionen des Krieges müde sind, Millionen erkannt haben, daß er zu nichts Greifbarem und Durchgreifendem führen kann, andere Millionen das seit Kurzem zu erkennen anfangen, und im nächsten Winter die Desertion der bisher Kriegslustigen in das Lager der Friedensprediger massenhaft sein wird, ist richtig, und wird die Theuerung und Unbehaglichkeit der Zustände im Allgemeinen wohl dafür sorgen, daß die Nutzlosigkeit dieses Krieges auch sogar von liberaler Seite zugestanden werden wird. Von da an aber bis zum Willen der Cabinette ist noch ein weiter Weg. Die Alliirten haben genug erreicht und gewonnen, um ein gleichbleibendes Glück auch für die nächste Campagne hoffen zu dürfen, und die Russen haben so wenig wirklich verloren, daß sie eigentlich noch ganz eben so dastehen wie vor dem Fall der Südseite von Sebastopol. Welch ein Schrei tönte durch Europa, als Bomarsund gelungen und Sweaborg mißlungen war. Und was haben beide Ereignisse an

der Lage der Dinge geändert? — Dasselbe ist mit dem Zuge der Alliirten in's Asow'sche Meer und der Capitulation von Kinburn der Fall. Auch Odessa könnte allenfalls noch verbrannt werden, ohne daß die Russen zu irgend einem Schritte gezwungen wären, der wie ein Friedens a n e r b i e t e n aussähe oder wie ein Unterwerfen unter die Obergewalt der Westmächte gedeutet werden könnte. Selbst wenn sie die Krim verloren hätten, wäre an dieser Lage der Dinge noch nichts geändert. Von Anfang des Krieges an haben die Russen auf die Mitwirkung ihrer Flotte verzichtet; daß ein Theil derselben in der Bucht von Sebastopol verbrannt worden ist, ändert daran nichts, sondern setzt den bisherigen Zustand nur fort, und das um so mehr, als noch bis zur Stunde kein englisches oder französisches Schiff in jener Bucht ankert, weil sie eben von den Kanonen des Severnaja beherrscht wird. Wenn die Nachricht wahr ist, daß die Truppen des Fürsten Gortschakoff in der Krim noch für 8 Monate proviantirt sind, so ist auch weiterhin kein Grund vorhanden, an ein Räumen der Krim während des Winters zu denken, und daß in Rußland selbst Märsche im Winter nichts Ungewöhnliches, alle Transporte aber leichter und wohlfeiler sind, als im Sommer, ist eine ziemlich bekannte Sache. Freilich hört man andererseits Ungünstiges über das kaukasische Corps. Die Mannschaft soll dort möglicher Gefahr gegenüber nicht genügen, und Gott mag wissen, aus welchem Grunde dort die Zahl der Truppen im Felde dem Etat auf dem Papier nicht entspricht. Auch in anderen Richtungen mag es mancherlei Bedenken geben, aber wahrlich keines, was Rußland zu Friedens = A n e r b i e t u n g e n zwänge, die doch nothwendig lähmender und verkleinernder Natur sein müßten. Aus Rußland selbst hört man auch nicht das Geringste, was zu der Annahme berechtigt, daß man sich dort für schon besiegt oder erschöpft hält. Im Gegentheil haben die erlittenen Niederlagen nur zu ernsterer Kraftanstrengung gespornt. Als ein österreichisches Heer die Pruth=Linie und die gallizische Grenze bedrohte, da war eine wirkliche und fast überwältigende Gefahr für Rußland vorhanden. Jetzt nicht! —

Sogar liberale Zeitungen kommen bereits zu dem Schlusse, daß eigentlich noch nichts erreicht sei, und wie schwer kommt es liberalen Journalisten an, etwas praktisch Unläugbares zuzugestehen. Die Spener'sche Zeitung, seit 1848 bekanntlich zum Erstaunen liberal, will sogar nicht einmal zugestehen, daß dieser Krieg die künftige Angriffsfähigkeit Rußlands gegen den Westen gebrochen habe. Sie gesteht nun, nach zwei Jahren des Drängens zum Kriege und der Aufstachelung gegen Rußland zu, daß es mit dem Verhöhnen des „Koloß auf thönernen Füßen" doch eigentlich keinen rechten Sinn gehabt habe. „Ein Volksstamm", — sagt sie — „der noch nicht für eine Vielheit geistiger und materieller Interessen empfänglich geworden, dessen Naturkraft nur theilweise erst von den Culturbedürfnissen berührt, durch religiösen Fanatismus geho=

ben, durch panslavistische Leidenschaft angefeuert wird, ist jedenfalls militairkräftig, ist allezeit kriegs- und angriffsfertig." Und damit hat sie ungefähr dasselbe gesagt, was auch wir von Rußland — nur etwas früher — anerkannt. Freilich sind die Schlüsse, auf welche die Spener'sche Zeitung dadurch kommt, wesentlich andere, als die unsrigen, denn sie resumirt: „Der Absolutismus (wir sprechen nicht von einer Person, noch von einer Dynastie, sondern von dem gesammten militairisch-büreaukratischen System) ist es, welcher Rußland der Sicherheit Europas gefährlich macht, welcher der Nation die eroberungslustigen Impulse giebt: er ist es, der auch diese Kriegsprüfungen über das Volk heraufgeführt hat; wenn er sich mehr und mehr in seinen Nachtheilen und in seiner Unhaltbarkeit enthüllt, so geschieht es nicht zum Unheil für die sichere Existenz der anderen europäischen Staaten."

Demnach wäre des Pudels Kern für Rußland also eine möglichst constitutionelle Staatsform. Daß damit ein weniger militairkräftiges Volk erreicht werden dürfte, hat sich die Spener'sche Zeitung wohl gehütet, auszusprechen, ist aber für den Unbefangenen doch die einfache und unvermeidliche Folgerung des constitutionellen Vordersatzes.

„The Illustrated London News" giebt in seiner Nummer vom 20. October ein vortrefflich gezeichnetes Bild unter der Ueberschrift: Scene in einer Straße Sebastopols. Alliirte Soldaten singen das Lied: „Keine Laufgräben mehr", nach der Melodie: des Lampions! Wir sehen drei viehisch betrunkene Soldaten, einen Engländer, einen Franzosen und einen Türken, Arm in Arm durch eine der verwüsteten Straßen Sebastopols schwanken und einen Text militairischen Ungehorsams auf eine revolutionäre Melodie singen. Dazu macht das Blatt folgende Anmerkung: „Wir bedauern, daß dergleichen Scenen nur zu oft als Begleiter des Krieges erscheinen, und daß im Augenblick der Siegesbegeisterung der Soldat nur zu oft die Würde seines Berufes vergißt." Es wäre nun zwar sehr viel einfacher gewesen, wenn das Blatt die allerdings sehr gelungene Skizze seines Zeichners gar nicht den Lesern vorgeführt, denn die seichte Phrase des Bedauerns wird matt und unwirksam neben der lebensvollen und dem Auge gefälligen bildlichen Darstellung. Aber dann hätte ja das Honorar für die Zeichnung umsonst bezahlt werden müssen. So reicht „Illustrated London News" den Abonnenten Gift und Gegengift auf einer Seite, treu der bekannten Phrase: die Presse heilt alle Wunden, die sie schlägt. Die sonstigen Nachrichten über das viehische Trinken in den englischen Lagern finden hier nicht allein ihre künstlerische Illustration, sondern auch ihre sachliche Bestätigung. Und dieselben Blätter haben von betrunkenen Russischen Soldaten mit Abscheu und äußerster Verwerfung barbarischer Zustände gesprochen. Was wird das erst in den Winterlagern werden! Bezeichnend scheint uns übri-

gens, daß die revolutionären Lieder aus der Zeit der 1848ger Republik in Paris sich so frisch im französischen Lager erhalten haben, um Engländer zum Unterlegen eines chanson de circonstance aufzufordern.

Das Zusammenraffen von Söldnern für eigene Unlust am Kriegsdienst fängt schon an die Früchte zu tragen, die wir auf die ersten Nachrichten von deutschen Fremdenlegionen in englischen Diensten hin, als unvermeidlich vorausbezeichnet. Das Desertiren und Durchgehen mit Geld scheint in schönster Blüthe zu stehen und wird zuverlässig noch besser kommen, wenn es mit dem Gebrauche des neuen Instruments vor dem Feinde erst Ernst wird. Daß es gerade deutsche Namen sind, die bei diesen Vorgängen zu Shorncliff vorzugsweise genannt werden, thut uns leid, bestätigt aber, daß Deutschland nicht gerade das Beste oder auch nur das Brauchbare bei dieser militairischen Auswanderung verloren hat. Schon jetzt regiert die neunschwänzige Katze in der Fremdenlegion unbarmherzig, und mit Recht so. Anderweitig scheinen die deutschen Fremd-Söldner nicht bedacht zu haben, daß zwischen Preußen und Rußland ein bindender Cartell für Auslieferung der gegenseitigen flüchtigen Unterthanen besteht. Fallen dergleichen Subjecte als Gefangene in russische Gewalt, so entgehen sie allerdings der russischen Kriegsgefangenschaft, werden aber sofort nach Preußen ausgeliefert, wo, wenn sie irgendwie militairpflichtig sind, das Gesetz schweren Anspruch an sie erhebt. Wie viele und peinliche Enttäuschungen werden dem kurzen Traum der meisten unter diesen Fremd-Söldnern folgen!

Jetzt, — erst jetzt nach fast zehnjähriger Erfahrung, nachdem Herr Dowiat bereits im Jahre 1848 erklärt, er habe das ganze religiöse Gaukelspiel nur als einen Deckmantel für seine politische Agitation benützt, nachdem jede Polizeibehörde längst wußte, daß es sich im Schooße der freien Gemeinden um ganz andere Dinge als eine „rationelle Verehrung des höchsten Wesens" handle, ist in Magdeburg auf dem Justizwege die gänzliche Schließung der freien Gemeinde angeordnet worden. Versteht sich, wird von den Verurtheilten Appellation eingelegt werden; der Wind weht aber im Ganzen so ungünstig für die rationellen Verehrer eines höchsten Wesens, daß man in Magdeburg die äußere Form der Sache wohl auf einige Zeit los sein wird. Wer fühlt nicht, daß auch auf kirchlichem Gebiete eine heilsame und fruchtbringende Reaction eingetreten ist. Man genirt sich nicht mehr, in die Kirche zu gehen, fades Spötteln und Witzeln über kirchliche Dinge findet auch in solchen Kreisen ernste Abweisung, wo sonst Spott und Witz an der Tagesordnung war. Man schämt sich nicht mehr, die Bibel für das Buch aller Bücher zu halten, und schwere Erfahrungen haben zur Umkehr geführt. Der Katholicismus hat den Deutsch-Katholicismus und Christ-Katholicismus, die evangelische Lehre das freigemeindliche Wesen

abgeschüttelt. Wo sind die Apostel dieser Richtungen, Ronge, Uhlich, Sachse? An welchem Ziele sind sie angelangt? Anfangs auf der Höhe der Popularität, gefeiert, gesucht, stehen sie an dem Wracke ihrer Schöpfungen und können nicht einmal zu der Ehre des Märtyrerthums gelangen. Es hat recht lange gedauert, ehe man dem Unwesen in Magdeburg ernstlich ein Ende gemacht, aber es ist vielleicht recht gut, daß es nicht früher geschehen ist, daß man der Sache gestattet, in sich selbst zu verkommen. Wäre man schon damals eingeschritten, wo die Abirrung noch in ihrer vollen Blüthe stand, so hätte man den Koryphäen derselben wahrscheinlich zum Bedauern der Masse für ihr Martyrium verholfen. Die Regierung hat hier der Ungeduld des Eifrigen eine wohlzubeherzigende Lehre gegeben.

Wieder hat sich eines jener Gerüchte, die hin und wieder drohend und Folgen verheißend durch die ganze europäische Presse gehen und sogar sonst gewissenhafte Publicisten zu weitläuftigen Erwägungen und Berechnungen bringen, als vollkommen nichtig erwiesen. Wir meinen die projectirte oder vielmehr phantasirte Anlegung eines Kriegshafens bei Helgoland. Kaum war diese Idee, Gott weiß wo zuerst aufgetaucht und kaum hatte irgend ein Correspondent à deux sous la ligne aus „zuverlässigster Quelle" geschöpft, so ging es an ein Erwägen der Möglichkeiten, welche daraus für die ganze Weltlage hervorgehen könnten. „Gegenfestung gegen den Jahdebusen", „dauernder Verschluß der Elbe- und Weser-Mündungen", „Sundzoll", „Ein vereintes Scandinavien", kurz eine Menge der erschrecklichsten Dinge wurden in einer Unzahl von Leitartikeln abgehandelt. Daß die Anlage eines Kriegshafens an der rothen Insel einfach nicht möglich, vor allen Dingen aber vollkommen unnütz sei, so lange England noch eine tüchtige Dampfflotte besitzt, fiel Niemandem ein. Wir können nur auf das verweisen, was wir schon im August dieses Jahres, als jene Helgolander Kriegshafen-Drohung durch alle Zeitungen spukte, gesagt. An unserer Meinung hat sich auch jetzt noch nichts geändert. Der Plan selbst, wenn er überhaupt je in dem Kopfe eines Engländers existirt hat, der Helgoland kennt, scheint einstweilen ad acta gelegt.

In einem frühern Hefte (2. des II. Bandes) machten wir auf den haut-goût aufmerksam, den sich ein Zeitungsleser durch ganz einfache Mittel bereiten kann. Unter den verschiedenen „Pickles" und zwar „mixed pickles" dafür, schlugen wir auch die politische Querlesung eines liberalen Leitartikels vor; z. B.: Donnert eine Zeitung gegen Rußland, weil es ohne eigentliche Kriegserklärung Pfandbesitz von den Donau-Fürstenthümern genommen, so schreibe man mit Rothstift jedesmal wo Rußland steht: Frankreich, und wo die Fürstenthümer stehen: Ancona oder auch England und Aden, und man wird sich überzeugen, daß alle

übrigen Redensarten und Argumente vollkommen passen. Eben so Malta statt der Alands-Inseln, Algier statt des Kaukasus, Antwerpen statt Sebastopol, Navarino statt Sinope.

An diese Würze des Zeitungslesens wurden wir neuerdings wieder recht lebhaft durch einen Artikel der „Times" erinnert, welcher die drohenden Zustände in Indien bespricht und im Schatten kommender Ereignisse Gefahr für die britische Herrschaft am Ganges wittert. Nach ihr liegt der Grund dieser Gefahr in den unabhängigen Königreichen Hyderabad und Aude, und indem sie das anerkennt, ruft sie aus: „Warum dulden wir einen solchen Staat vor den Thoren des friedlichen Bengalens, einige Tagereisen weit von Calcutta? Wir können uns den Grund nicht denken, als daß es einige Leute in England giebt, deren sentimentale Anschauung von der ostindischen Compagnie so sehr berücksichtigt wird, daß sie davor zurückschreckt, die zur leidlichen Erfüllung ihrer Aufgabe unumgängliche Herrschaft über das gesammte Indien zu ergreifen."

Nun wende man einmal das Gewürz an und setze Rußland an die Stelle Englands, die Türkei an die Stelle Audes und Hyderabads und den „Russischen Invaliden" an die Stelle der „Times". Welch ein Zetergeschrei würde erhoben werden, wenn Rußland keinen andern Grund für die Eroberung der Türkei anführen wollte, als daß sie vor den Thoren des Schwarzen Meeres, einige Tagereisen von Odessa entfernt liegt. Aber freilich, dergleichen dürfen nur civilisirte Zeitungen aussprechen. In einer barbarischen würde es doch fast zu barbarisch klingen.

Nebenbei gesteht die „Times" zu, daß sich in Ostindien allerlei unheimliche Begebenheiten und Bewegungen bemerkbar machen, und daß sich dort Dinge vorbereiten, die gerade jetzt und vielleicht bald sehr unbequem werden könnten.

Mit gerechtem Stolze erzählt eine Schweizer Zeitung, daß ein Schweizer Bataillon beim Scheibenschießen eben so viele Treffer gehabt als zwei Regimenter Engländer und Deutsche zusammen. Da bekanntlich ein englisches Regiment nur ein Bataillon stark ist und wohl schwerlich die Schießlisten eines deutschen Regiments dem Verfasser dieser stupenden Behauptung zu Dienste gestanden haben, so wollen wir annehmen, daß er damit nur hat sagen wollen, die Schweizer Soldaten haben doppelt so viel Treffer als englische oder deutsche Soldaten. Wenn dies wahr ist, so frappirt das officiell bekannte Factum aus dem Bürgerkriege gegen Freiburg, daß drei Millionen Patronen verschossen wurden — man weiß das sehr genau, weil die Bundeskasse für so viele Patronen bezahlt hat — und diese drei Millionen Kugeln 56 Mann verwundet und 3 getödtet haben. Wir möchten demnach fast behaupten, daß zu solchen Resultaten — nicht am Scheibenständer, sondern

auf dem Schlachtfelde, worauf es doch eigentlich ankommt, auch ein deutsches oder englisches Bataillon gelangen möchte und die Schießüberlegenheit der Schweizer wenigstens keine so außerordentliche ist.

Die erste Vorlage des sogenannten Theater-Gesetzes in Spanien — von dem wir schon einigemal bewundernd gesprochen, scheint in der Cortezsitzung vom 27. October keine besonders günstige Aufnahme gefunden zu haben. Ein demokratischer Abgeordneter — so sagt der Bericht von dorther — bemerkte dabei, daß ihm Gewehre für die Nationalgarde für den Augenblick ungleich nothwendiger erschienen, als die „Hebung" des spanischen Theaters. Man habe bereits 10 Millionen Realen für dergleichen Gewehre bewilligt — aber dessenungeachtet habe die Nationalgarde auf mehreren Punkten Spaniens noch keine Gewehre. Der Kriegs-Minister, welcher sonach auch einen lebhaften Antheil an der Hebung des spanischen Theaters zu nehmen scheint, erwiederte nun zwar auf den Punkt, daß keine Gewehre vorhanden wären, nichts, bewies aber dagegen, daß jener demokratische Abgeordnete sich im Irrthum befände, wenn er nur von 10 Millionen spräche. Er, der Kriegs-Minister, habe bereits 17 Millionen dafür ausgegeben, was nun freilich an dem Factum noch nichts ändert, daß für den Augenblick die Nationalgarde noch nicht sämmtlich bewaffnet sei. Das ganze Theatergesetz hat große Aehnlichkeit mit dem rothen Mantel, den die Toreadores dem wüthenden Stiere über die Augen werfen, damit er die eigentliche Hauptsache aus den Augen verliert. Der Stier beschäftigt sich mit dem Spielwerk und sieht unterdessen nicht, daß der Picador sich ihm nähert. Der Picador in den Cortez möchte aber das zu bewilligende Bündniß mit den Westmächten gegen Rußland sein, und die in Miethe zu gebenden 36,000 Mann spanischer Truppen denn doch mehr Dringendes haben, als die Errichtung eines dramatischen Gerichtshofes zur Schlichtung theatralischer Streitigkeiten.



Wappen-Sagen.

Moellendorff.

War einst ein guter Ritter,
Der sandte der Söhne drei
Zum Hof des großen Kaisers,
Zu dienen da frank und frei.

Ein eisern Gewand trug der Erste,
Der führte mächtig das Schwert,
Der hat sich in blutigen Schlachten
Als einen Helden bewährt.

Ein seiden Gewand trug der Zweite,
Der führte die Feder gut,
Und manchen feinen Gedanken,
Den hegte er unter dem Hut.

Ein hären Gewand trug der Dritte,
Der führte siegreich das Wort
Und zog, ein gewaltiger Priester,
Pred'gend von Ort zu Ort.

Der Erste wurde ein Feldherr,
Der die Schlachten des Kaisers schlug,
Der Zweite wurde sein Kanzler,
Den er im Rathe frug;

Der Dritte wurde ein Bischof,
Der mit Gebeten erzwang,
Was weder dem Schwerte des Ersten,
Noch dem Rathe des Andern gelang.

Fest hielten sie aneinander
Die Brüder in Treuen so,
Vor Allen der mächtige Kaiser,
Der war ihrer Dienste froh.

Und um sie recht zu belohnen,
Da nahm er den adligen Schild
Und setzt einen güldenen Leuchter
Hinein als Ehrenbild.

Drei Arme gab er dem Leuchter,
Das sind die Brüder drei,
Weil Jeder in seinem Stande
Ein leuchtend Beispiel sei.

Dabei ist's denn geblieben
Auch in der Zeit danach,
Die Möllendorff führen den Leuchter
Bis auf den heutigen Tag.

Und waren auch Kanzler und Priester
Später nur selten dabei,
Sie schlugen dafür mit dem Schwerte
Ein Jeder so gut wie Drei!

Der Leuchter im blauen Felde,
Der Möllendorff adliger Schild,
Er ist wie sonsten noch heute
Dreifacher Ehren Bild.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman.

Dritte Abtheilung:

Die Flucht zum Despotismus.

Motto: „Zwischen dem Allen wuchs eine kräftige, in das Blut gesäete Generation empor, welche aufstand, um nur das Blut der Fremden zu vergießen; von Tage zu Tage mehr vollendete sich diese Umwandelung der Republik, der Tyrannei Aller, in den Despotismus eines Einzigen.“ (Chateaubriand.)

Zwölftes Capitel.

Eine schwarze Fahne.

Weiß leuchtend in der ersten Schneedecke des Winters lag der öde Strand, der sich an der Westküste der Bretagne von der Spitze von Piriac und den Trümmern des gesprengten Grafenschlosses von Saint-Molf weit nach Süden zu hinzieht. Der Schnee des Winters hatte das Ansehen des Strandes kaum geändert, denn das graue Seesalz, das in andern Jahreszeiten in allerlei Krystallisationen den Boden bedeckt und die einzige Frucht ist, die er trägt, giebt der steinigen, vegetationslosen Einöde einen fast noch traurigern Ausdruck, als der Schnee. Die wenigen ernsten, stillen Menschen in Ziegenfellen, die sich mit dem Einsammeln des Salzes beschäftigen, bringen kein Leben in das Bild, und die Schwärme von Seevögeln, die von Zeit zu Zeit mit klatschendem Flügelschlage darüber hinrauschen, verleihen ihm eben so wenig einen Reiz, wie die einzelnen Raben oder Dohlen, die, krächzend von Stein zu Stein flatternd, sich faul und langsam bewegen.

Dennoch bildete dieser Strand vor der Revolution den eigentlichen Mittelpunkt der Herrschaft Nessé, denn er gab den Bewohnern der kleinen Dörfer, die am Rande der salzigen Einöde lagen, einen gewissen Wohlstand. Für die mäßigen Bedürfnisse des ernsten, genügsamen bretagnischen Landvolkes genügte der geringe Ertrag der weiten Aecker auf hartem Boden, das Seesalz aber, das sie auf der Einöde von Piriac sammelten, gab ihnen zu der Nothwendigkeit des Lebens manche kleine Annehmlich-

keit, und das Zwanzigstel vom Ertrage, das dem Grundherrn, der auf dem Schlößlein zu Nessé saß, gebührte, war für diesen keine unbedeutende Einnahme.

Deshalb liebten die guten Leute von Nessé, Batz und Croisic den Einödstrand von Piriac, sie fühlten sich an keinem Fleck der Erde so wohl, so heimisch wie dort, und von den weitesten Reisen auf der königlichen Marine kehrten sie immer mit neuer Sehnsucht nach dem stillen Strande zurück.

Fast in der Mitte des Strandes, auf einer breiten Steinklippe, die nach dem Meere zu steil abfiel und auf zwei Seiten von der Fluth umbrandet wurde, während sie auf der dritten durch einen wenig erheblichen, steinigen Hügelzug mit dem Dorfe Nessé verbunden war, lag das alte Schlößchen dieses Namens.

Drei plumpe, viereckte Thürme, von Feldsteinen aufgemauert und durch eine crenelirte Mauer verbunden, ein Herrenhaus mit einem stattlichen Giebeldach und einige kleinere Gebäude bildeten die Residenz der alten Grundherren des Strandes, die gar nicht so klein und unbedeutend war und den Namen „Schlößlein“ wahrscheinlich nur dem Vergleich mit dem großen Herrenschlosse der Grafen von Kermoisan zu Saint-Molf, am nördlichsten Ende des Strandes gelegen, verdankte.

Ernst blickten die grauen Gebäude des Schlosses über die traurige Einöde, und über dem höchsten Thurme von Nessé rauschten leise und traurig die schweren Seidenfalten einer schwarzen Fahne in dem Winde, der stät vom Meere herüberwehete.

Weit geöffnet standen die Thore des Feudalschlosses, gastlich weit, wie es Brauch war gewesen zu allen Zeiten bei allen Seigneurs, die je auf Nessé saßen; aber in den Höfen und auf den Gängen und Treppen herrschte nicht das fröhliche Treiben eines Festes. Still und traurig, öde und menschenleer war's droben auf dem Schlosse, wie unten am Strande.

Und kam irgend ein Sohn des Landes hastigen Schrittes vom Dorfe über die Dünen her, so eilte er lautlos über den Hof und schlug den engen Gang ein, der neben der großen Halle über einen kleinen Vorplatz nach der Kapelle führte, die auf dem äußersten Vorsprung der Klippe hoch über dem Meere stand. Er brauchte keinen Wegweiser, denn alle Leute der Herrschaft waren im Schlößlein Nessé so bekannt, wie der Herr selbst. Sie gehörten Alle, Alle da zu Hause.

Es war am Nachmittag und es dunkelte bereits, aber die Fenster der Kapelle leuchteten weit hinaus in's Meer, denn hundert Kienfackeln umgaben, übergossen mit ihrem rothen, sprühenden Licht den mit Wappenschilden behängten Sarg, der auf dem Katafalk neben dem Altar stand. Und das Kirchlein war dicht gedrängt voll betender Menschen, die auf ihren Knieen lagen. Meist waren es Frauen und Kinder, oder greise Matrosen, Salzbauern von Croisic und Hirten des Landes. Dem

Sarge zunächst einige Damen, fein und weiß und wohlbeleibt, in altmodischen Faltenkleidern, die schwarzen Spitzenhäubchen unter dem Kinn zugebunden, bretagnische Edelfrauen, die alten silberbeschlagenen Gebetbüchlein in den Händen. Sie beteten aus ihren Büchern, die Andern beteten nur aus den Herzen, Jeder sein eigenes Gebet und die reinen Kinderstimmen wiederholten halblaut, was sie von der Mutter hörten: „Süße Königin des Himmels, süße Königin der Erden, Mutter des Erbarmens, Mutter alles Glückes, die Du Jesum Christ unter Deinem Herzen trugst, schöne, süße Herrin, höre mein Gebet!"

In das andächtige Murmeln mischte sich die tiefe rauhe Stimme eines alten Matrosen; er betete sein Gebet, das einzige, das er wußte, seine Großmutter hatte es ihm gelehrt vor vielen, vielen Jahren, als er noch ein Knabe war. Er war mit dem Gebete nach Amerika und Indien gefahren auf der Königlichen Marine, er war mit demselben heimgekehrt zu der Einöde, und er betete bei Freud' und Leid, bei Geburt und Tod, heute wie vor sechszig und siebzig Jahren seinen alten Spruch:

Ich setze mein Vertrauen,
Jungfrau, auf Deinen Schutz;
Laß mich auf Dich nur bauen
In Noth und in Gefahr;
Und naht die letzte Stunde
Für meine Lebenszeit,
Dann gieb Du mir ein Ende
Voll Himmelsseligkeit.

Und dabei blickte der alte Seewolf mit einer Andacht auf zu der Madonna mit der altväterischen Krone auf dem Haupte, in einem Kleide von verschossener blauer Seide mit silbernen Frangen, die eben so kindlich war, wie die des kleinen Mädchens, das neben ihm kniete und ihn Großohm nannte. Bald erhob sich der Gesang feierlich vom Chore, bald klirrten die Kirchenfenster im Sturm und die Woge brauste mit gewaltigem Hall über das Murmeln der Beter, bald klang die Stimme des Priesters und die Versammlung wiederholte feierlich das: tantum ergo im Moment des Segensprechens.

Die Sonne hat nie ein Land beschienen, in welchem die Treue für den katholischen Glauben beharrlicher und unerschütterlicher gewesen wäre, als in der Bretagne. Seit dreizehn Jahrhunderten hat kein ungläubiges Wort die Sprache befleckt, in der die Lehre Christi dort gepredigt wird, und der soll noch geboren werden, der einen Bretagner in bretagnischer Mundart eine andere Religion als die katholische predigen gehört hätte.

Wessen sterbliches Theil aber ruht in dem Sarge da auf dem Katafalk? um wen ist es, daß die Kinder weinen und die Frauen schluchzen? wem gilt die Thräne im Auge der harten Männer?

Die blinkenden Wappenschilde am Katafalk und der weiße Lailach über dem Kopfende des Sarges zeigen an, daß eine große Edeldame des Landes heimgegangen ist, und der ungeheuchelte Schmerz, die tiefe Trauer, die aus all den frischen und blühenden, wie aus all den harten und verblaßten Gesichtern sprechen, sie verrathen, daß die Edeldame, deren Leib dort im Sarge ruht, eine Mutter war, eine liebende Mutter der feudalen Familie, die sie sammelte in der Zerstreuung, die sie tröstete im Leiden, die sie speiste, tränkte und kleidete in Mangel und Noth.

Der Tod hat eine Hand geschlossen, die immer offen war, und darum steht die Thräne im Auge der Armen.

Da klingen die Glocken mit hellem Ton, alle zugleich angeschlagen und der Priester tritt vor an den Altar mit seinen Knaben, und er liest die Messe, die Todtenmesse; und als er geendet und als sich die Beter erheben, da steht ein ernster Greis an dem Katafalk, ein Salzbauer von Croisic, gebeugt sein Haupt unter dem Druck der Jahre, aber hell leuchtet sein Auge unter der buschigen Wimper hervor. Er legt seine braune, sehnige Hand auf den Sammetbezug des Sarges, und sagt mit eintöniger Stimme: „So hat der allmächtige Gott also zu sich gefordert die sehr erlauchte, sehr edle und sehr mächtige Dame, unsere Frau Claudia von Arpajon, die große Baronin von Batz und Croisic. Er hat genommen, was Er gegeben, Sein Name sei benedeit! Die Heiligen trösten den Baron, unsern Herrn, und Alle, die weinen um sie. Amen!"

„Amen! Amen!" klang es laut und leise ringsum, und der Sturm schlug darein und die brandenden Wogen: „Amen! Amen!"

Nach und nach, langsam und still verließ die Menge das kleine Kirchlein, in welchem nur die Leichenwache der feudalen Familie, aus jedem Dorfe, das zur Baronie gehörte, ein Mann und eine Frau, zurückblieb bei dem Sarge der edlen schönen Frau, deren schneller Tod kein Auge trocken ließ.

Aber die Menge, die in der Kapelle am Sarge Claudia's gebetet, sie verließ das Schloß nicht, sondern begab sich in die große Halle, wo in den riesigen Kaminen mächtige Feuer prasselten, wo lange Kiehnspäne in eisernen Ringen an der Wand brannten und das weite Gemach erhellten, in welchem seit undenklichen Zeiten die Leichenmahle für die Seigneurs und ihre Gemahlinnen gefeiert wurden; Tische und Bänke der verschiedensten Art standen in vier langen Tafeln zusammengestellt auf dem rauhen Estrich der Halle, während eine kleinere Tafel in dem Hintergrund quer vor dem Kamin stand, wo der Fußboden um eine Stufe erhöht war.

An dieser Tafel saß der Baron von Batz mit seinem Stiefsohn, dem jungen Marquis von Lanmari, und den Edelleuten und Edelfrauen der Umgegend, während an den vier Tafeln Jedermann Platz nehmen

durfte, der in's Schloß kam, um ein Gebet zu sprechen für die Seele der abgeschiedenen Schloßfrau. Die alten Diener des Hauses trugen die Speisen auf und schenkten die Getränke, Jedem, was ihm nach Brauch und Herkommen gebührte.

Die Vasallenschaft der Baronie hatte Platz an den vier Tafeln; sonst hatte man deren acht gestellt und noch viele der Leichengäste im Hof bewirthen müssen; aber die Revolution hatte die Reihen der feudalen Familie furchtbar gelichtet, und ein alter Hausmeister sagte schmerzlich ergriffen zu einem eisgrauen Piqueur: „Unsere Frau war doch so schön und milde, und nun hat sie nur ein so kleines Leichenmahl, es sind kaum zweihundert Leute in der Halle und dabei so viele Kinder; sie war eine große Baronin, und die Frau manches kleinen Junkers hat sonst ein größeres Leichenmahl gehabt!"

Das war ein großer Schmerz für die beiden alten Burschen.

Schweigend, wie's der Brauch in der Bretagne, aßen die Leidtragenden ihr gebratenes Ziegen- und Schöpsenfleisch, ihren dünnen Hafermehlkuchen, ihren Brei von getrocknetem Obst mit geräuchertem Schweinefleisch, ihren Milchrahm und andere Speisen, wie man sie seit einem halben Jahrtausend und länger schon aufzutragen pflegte bei bretagnischen Leichenmahlen. Die Schenken gingen umher mit ihren großen Kannen voll Meth und Obstwein und füllten die hölzernen Doppelbecher nach dem Wunsch der Gäste.

Niemand sprach ein lautes Wort, alle Gespräche wurden flüsternd geführt, ein unaufhörliches monotones Murmeln erfüllte die Halle und verstärkte den trüben, traurigen Eindruck, den die ganze Scene machte.

Als das Leichenmahl sich seinem Ende näherte, erhob sich der Baron von Batz von seinem Sessel. Alle Gäste folgten seinem Beispiel und mit ernster Stimme begann er: „Die schwarze Fahne weht vom Dominikthurm des Schlosses Nessé und die guten Leute von Gueronde, von Croisic, von Batz, von Kermoisan und Nessé, von Saint-Molf, Piriac und Pontalec, sie haben sich versammelt unter der schwarzen Fahne, um unserer heimgegangenen Frau die letzten Ehren zu erweisen; feste bretagnische Männer, Ihr meine guten Leute und Kinder alle, Ihr habt Euch gesammelt um mich unter der schwarzen Fahne in derselben Anhänglichkeit und Treue, mit demselben Eifer und derselben Liebe, wie sonst wohl unter der blühenden Krone am St. Johannistag, oder unter dem lustigen Stechpalmbusch am heiligen Weihnachtsabend, denn in der Bretagne sind der Herr und seine Lehenleute immer noch eins in alter Liebe und Treue und wir halten zu einander, wie unsere Väter zusammengehalten haben in Glanz und Glück, wie in Noth und Tod; gute Leute alle, seid gegrüßt und bedankt unter der schwarzen Fahne; im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!"

Der Baron setzte sich nieder.

Der älteste der Männer aber in der Halle betrat hierauf die Stufe und sprach: „Unser Herr, wir sind zu Dir gekommen, als Du Deine schwarze Fahne aufstecktest auf dem Dominikthurm, denn wie wir Deine Freuden getheilt haben, so wollen wir auch unsern Antheil an Deiner Trauer. Unsere Frau, Deine Baronin, ist als eine fromme Christin in dem Glauben der heiligen Kirche verschieden, ihre Seele ist eingegangen zur ewigen Seligkeit, und ist uns nichts von ihr geblieben als die Erinnerung an ihre Liebe und Güte, und das Haus, in dem ihre Seele gewohnt hat hienieden. Die Weiber sind gekommen und haben den todten Körper gewaschen und eingekleidet in das Hemde, das rein ist wie ihre Seele war; die Mädchen haben ihr die Blumenkrone auf's Haupt gesetzt und die jungen Leute haben den Sarg gebracht. Wir haben sie sanft gebettet und haben geweint und geklagt um sie und haben den Todtengesang gesungen über ihr und ihr das Salz in die rechte Hand gelegt, so wie es Brauch ist in diesem alten Lande. Wir haben den Sarg geschlossen mit drei mal drei Nägeln im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, wir haben ihn in die Kapelle getragen auf unsern Schultern, haben die Wappenschildlein angeschlagen, wie es der großen Baronin gebührt, und den Leilach darüber geworfen, dann haben wir gewacht und gebetet an ihrem Sarge drei Tage und drei Nächte lang und haben endlich an Deinem Tisch uns gestärkt mit Speise und Trank zu der Heimgegangenen Gedächtniß. Das Alles haben wir vollendet, unser Herr, unter der schwarzen Fahne!"

Der Alte schwieg. Der Baron erhob sich zum andern Male und sprach: „Seid bedankt, gute Leute alle, daß Ihr solches Alles als fromme bretagnische Christen vollendet habt mit großem Fleiß. Lasset uns nun schweigend den letzten Becher leeren zum Gedächtniß der heimgegangenen edeln Frau, und dann gehet heim, ein Jeglicher an seinen Heerd, und gedenket der Verstorbenen in Euren Gebeten!"

Der Baron nahm einen Becher, den ihm ein Diener bot, und stieg, seinen Sohn an der Hand, die Stufe hinab; der älteste Diener des Hauses aber rief mit lauter Stimme: „Landsleute, trinket den letzten Becher zum Andenken der weiland sehr edeln und sehr mächtigen Frau Claudia von Arpajon, der Baronin von Baß, die unsere Herrin war. Gott verleihe ihr eine fröhliche Auferstehung!"

„Dem sei also! Dem sei also!" antwortete die Versammlung, wie aus einem Munde.

„Ihr Gedächtniß bleibe in Segen!" rief der Diener.

„Ihr Gedächtniß bleibe in Segen!" antwortete die Versammlung eintönig.

Der Baron aber und der kleine Marquis von Lanmari schritten an den Tafeln hin. Jeder leerte seinen Becher und zeigte ihn dem Baron, so wollte es die Sitte; der Baron winkte, stumm dankend. Niemand sprach ein Wort, aber manche harte Hand streckte sich treuherzig

aus und berührte leise mit den Fingerspitzen den Arm des Edelmannes, oder legte sich einen Augenblick leicht auf das lockige Köpfchen des jungen Marquis. Die Weiber und Mädchen weinten und schluchzten leise.

Als der Baron so seinen Umgang beendet, trat er wieder auf die Stufen, begrüßte die Gäste an seiner eigenen Tafel in gleicher Weise und leerte seinen Becher; dann warf er denselben, rückwärts gewendet, über die linke Schulter, daß er klirrend auf die Steinplatten der Estrade niederfiel.

Eine Todtenstille trat ein, dann vernahm man das leise Murmeln betender Stimmen. Endlich setzten die Männer ihre Hüte auf, und der Alte, der zuvor gesprochen, rief: „Nach dem alten Brauch in diesem edeln Hause gebührt der Gedächtnißbecher der ältesten Frau der Gemeinde Nessé; ich hebe ihn auf für sie!"

Und ein anderer Greis trat vor und sprach: „Nach dem alten Brauch in diesem edeln Hause wird der Gedächtnißbecher eingelöst von der Gemeinschaft der Salzbauern zu Croisic um einen goldenen Schild-Thaler; ich löse ihn ein!"

Er reichte dem Ersten eine Münze und empfing den Becher dafür.

Da trat ein Dritter vor und sprach: „Nach dem alten in diesem edeln Hause gültigen Brauch haben die Fischer von Piriac das Recht, den Gedächtnißbecher von den Salzbauern von Croisic zu fordern, wenn sie sich verpflichten, ihn in die Saint-Julians-Kirche in La Guerande zu bringen und eine Messe zu stiften daselbst alljährlich am Sterbetage der Heimgegangenen. Ich verpflichte mich zu der frommen Stiftung und fordere den Gedächtnißbecher für die Fischer von Piriac!"

Er empfing den Becher und trat mit demselben zurück.

„Ihr jungen Leute," ließ sich plötzlich wieder eine Stimme vernehmen, „warum weilen wir noch in dem Hause unseres Herrn, da doch nun Alles beendet ist nach altem Brauch?"

Und einstimmig antworteten die jungen Leute: „Wir weilen noch im Hause unseres Herrn, obwohl Alles beendet ist nach altem Brauch, denn die schwarze Fahne weht noch vom Dominik-Thürme, und so lange sie weht, verläßt kein Bretagner seinen Herrn!"

„Nehmt die schwarze Fahne vom Dominicus-Thurme, guten Leute!" befahl der Baron.

Einige der jungen Leute entfernten sich.

Als die jungen Leute, die zur Abnahme der Fahne ausgeschickt waren, wieder in die Hallen traten, wurde von Neuem gefragt: „Weht die schwarze Fahne noch?" Und nun lautete die Antwort: „Die schwarze Fahne weht nicht mehr, Landsmann!"

„So geht denn heim, in Frieden!" sagte der Baron.

Schweigend und langsam entfernten sich die Leute und nahmen sich wohl in Acht, mit dem rechten Fuß zuerst über die Schwelle des Hauses

zu schreiten, so wie sie auch die Frauen und Mädchen zuerst hinausgehen ließen; wäre der Seigneur begraben worden, so hätten sie den rechten Fuß zuerst über die Schwelle gesetzt und die männliche Gesellschaft wäre zuerst hinausgegangen.

Die ernsten, stillen Leute im alten Land Bretagne haben viele alte, seltsame Gebräuche, aber es steckt ein tiefer Sinn drinnen zumeist und die Leute halten fest daran und lassen sie sich nicht nehmen.

Etwa eine Stunde nach der Beendigung des Leichenmahles, Mitternacht war schon nahe, fanden sich zehn oder zwölf Herren, die an der besondern Tafel des Barons gesessen hatten, in dem Schlafzimmer des Barons zusammen. Es waren die letzten Häupter der Königlichen und katholischen Vendée, d'Autichamp, Chatillon, Suzannet und der berühmte Pfarrer Bernier von Saint-Lo, die letzten Häupter der bretagnischen Chouannerie Bourmont, La Prevalaye, de Frotté, Georges Cadoudal und einige andere Royalisten-Häuptlinge von geringerem Ruf.

Noch nach ihrem Tode diente Claudia von Arpajon dem Königthum; ihr Leichenbegängniß gab den Royalistenführern Gelegenheit, sich ohne Aufsehn zusammenzufinden und zu besprechen.

Die zusammensinkende Gluth im Kamin warf einen matten, rothen Schein auf die weißen Vorhänge des Himmelbettes, das ihm gegenüber stand; der Wintersturm brauste um das alte Schloß und schlug klirrend an die Fenster des Gemachs, in welchem die royalistischen Häuptlinge, trübe und sinnend, um einen runden Tisch saßen.

„Die schwarze Fahne, welche vom Ihrem Donjon wehte, Herr Baron," nahm der Pfarrer Bernier, ein kräftiger Mann im besten Alter, der sich seit fast zehn Jahren an der Spitze seiner Pfarrkinder für das Königthum schlug, mit heller Stimme das Wort, „die schwarze Fahne weht über ganz Frankreich!"

„Ja, Gott sei's geklagt," rief der ungestüme Ritter de Frotté, „ja, sie weht über ganz Frankreich. Aber es war mir wie eine glückliche Vorbedeutung, als ich hörte, wie der Herr Baron vorhin unten befahl: „Nehmt die schwarze Fahne von dem Thurme, gute Leute! Nun, ich denke, wir werden auch zu unsern Leuten sagen: Nehmt die schwarze Fahne von dem Thurme, die über ganz Frankreich weht! Und ich hoffe, daß, wenn der König fragt: Weht die schwarze Fahne noch? die Antwort endlich lauten wird: Die schwarze Fahne weht nicht mehr, Sire!"

„Gewiß, mein theurer Chevalier," bemerkte Graf d'Autichamp, „so wird die Antwort einst lauten, einst gewiß, denn Gott schützt Frankreich. Aber bis dahin werden wir noch oft, noch sehr oft, wie ich fürchte, dem Könige, unserm Herrn, antworten müssen: Die schwarze Fahne wehet noch, Sire!"

„Das Feuer der Vendée ist ausgebrannt!" sagte der finstre Georges Cadoudal hart und rücksichtslos.

Die vendéeischen Chefs schienen alle gleich gereizt, alle zugleich antworten zu wollen, doch hielten sie alle bei den ersten Worten inne und ließen dem Pfarrer Bernier das Wort, der besänftigend mit der Hand winkte und, sich zu Cadoudal wendend, freundlich sagte: „Berühmter Krieger, theurer Landsmann, ja, Sie haben Recht, das Feuer der Vendée ist ausgebrannt, wie jedes Feuer ausbrennen muß, aus Mangel an Nahrung; diese edeln vendéeischen Herren hier befehligen eine Truppe von Knaben, Kindern, Frauen, Jungfrauen, die Männer alle sind gefallen im Kampfe für den König und die heilige Kirche. In der Königlichen und katholischen Armee war jeder Mann ein Held und Märtyrer, die Knaben und Kinder sind Männer an Herz und Geist, die Weiber sind Männer an Willen und Muth, aber die Kräfte fehlen; wir können nicht mehr, lieber Herr, Gott erbarme sich über uns und Frankreich, die Vendée kann nicht mehr!"

„Aber die Bretagne kann noch!" rief de Frotté heftig.

„Können die muthigen Knaben und Frauen der Vendée nicht wenigstens sterben?" fragte Cadoudal mit aufgeworfener Lippe und funkelnden Augen.

„Das können sie, und sie haben es oft genug bewiesen," antwortete der Pfarrer von Saint-Lo herzlich; „aber diese edeln Herren halten es, gleich mir, für heilige Pflicht, diese Knaben, diese Kinder nicht vergebens und nutzlos sterben zu lassen, sondern sie zu erhalten für den König, damit einst am Tage des Kampfes keine Lücke ist in der französischen Schlachtordnung, da, wo die Königliche und katholische Vendée stehen soll!"

Georges Cadoudal antwortete nicht, auch der Ritter von Frotté warf sich in seinen Sessel zurück. Wider ihren Willen imponirte Beiden die milde und doch feste Weise des Pfarrers, der mehr Schlachten und Gefechte gesehn als viele Generale.

„Lieben Freunde, edle Herren," nahm der Baron von Batz das Wort, „Sie haben heute am Sarge einer Frau gestanden, die das Königthum über Alles liebte, die, unendlich der Ruhe bedürftig nach den Stürmen der letzten Jahre, die sie persönlich trafen wie wenige neben ihr noch, dennoch dem Königthum zu Lieb diese Ruhe verschmähte, bis sie dieselbe im Grabe fand. Diese muthige Frau beschäftigte sich bis zu ihrem Tode mit Frankreich und dem Königthum, und wenige Stunden noch vor ihrem Scheiden sagte sie: es ist Blut genug geflossen, mit eurem Blute werdet ihr das französische Königthum nicht zurückbringen, reiniget euch in Reue und Gebet, dem reuigen Volke giebt Gott sein Königthum zurück!"

Der Vendéepriester nickte und sprach leise: „Die selige Dame hat Recht, unter andern ist das christliche Königthum auch die höchste Belohnung für ein Volk, Gott nimmt und giebt es den Völkern!"

„Wäre das Königthum mit Blut wieder zu gewinnen, wahrlich, wir hätten es längst gewonnen," rief Carl Beaumont von Autichamp,

„denn ich habe Ströme des edelsten Blutes fließen sehen und die Reihe der Opfer ist unendlich!“

„Es ist das unsere Strafe,“ bemerkte Chatillon, „daß wir mit dem Schwert allein nicht wieder gut machen können, was wir gegen Kirche und Königthum gesündigt, denn wir Alle, Alle haben mehr oder minder Theil genommen an der Revolution, wir halfen Alle an unserm Theil ihr die Wege bahnen!“

„Außerordentlich friedliche Gesinnungen!“ bemerkte Georges Cadoubal wegwerfend.

„Solche Worte sind im Munde des Priesters in Ordnung, aber sie klingen mir befremdend im Munde eines Garde-Offiziers Sr. Majestät des Königs!“ sagte de Frotté halb höhnisch zu dem Grafen von Autichamp.

„Mein Herr Chevalier,“ entgegnete der, „Sie können nicht die Absicht haben, den Muth eines Mannes noch auf die Probe zu stellen, der aus zwanzig Gefechten Wundennarben an seinem Leibe trägt; deshalb bitte ich Sie, um der guten Sache willen, Ihre Sprache zu mäßigen!“

„Soll das eine Lection sein?“ brauste der Chevalier auf.

„Frieden! Frieden, meine edelen Herren!“ bat der Pfarrer von Saint-Lo.

„Es giebt Dinge,“ nahm der Baron von Batz das Wort, „die ein legitimer König nicht thun darf, nicht thun kann. Mich will es bedünken, als ob Gott den General Bonaparte gesendet, lediglich damit er in Frankreich das Königthum wieder möglich mache!“

„Also Unterwerfung unter die Blauen in Paris?“ schrie de Frotté.

„Nein, Herr Ritter, Unterwerfung unter die strafende Hand Gottes!“ antwortete der Pfarrer ernst.

„Nun,“ versetzte Georges Cadoubal spöttisch, „mag die Vendée das Schwert aus den Händen legen, mag sie den Pariser Consuln huldigen; die Bretagne bleibt unter den Waffen, sie setzt den Kampf fort!“

„Mir scheint,“ sagte Herr von Bourmont zögernd, „denn doch, als ob diese edlen Herren Recht hätten, ich glaube fast, daß wir unnütz unsere treuen Leute opfern, deren Leben nicht uns, sondern dem Könige gehört!“

„Wie, Abfall auch im bretagnischen Lager?“ schrie de Frotté.

„Laßt ihn, Chevalier,“ höhnte Georges Cadoubal, „Fräulein Espérance giebt ihm ihre schöne Hand erst nach Beendigung des Kampfes, das hat sie geschworen. Nun, sie wird den Schwur halten, denn wenn die Bretagne die Waffen niederlegt, ist der Kampf auch beendet. Ha! ha! ha!“

Bourmont wurde todesblaß. „Sie sprechen,“ stammelte er, „eine seltsame Sprache zu französischen Edelleuten!“

Der Baron von Batz warf sich rasch ins Mittel, um einem weitern Streit vorzubeugen. „Meine edlen Gäste,“ sagte er, „hören Sie mich einen Augenblick an, vielleicht gelingt es mir, Sie von der Unmöglichkeit einer weitern Fortsetzung des Kampfes zu überzeugen. Ich werde Ihnen nicht sagen, daß die feindlichen Heere, von Enthusiasmus für den General Bonaparte erfüllt, unermeßlich viel stärker sind, als die Schaaren, die wir noch ins Feld stellen können; ich will nicht sprechen von der zweideutigen Bundesgenossenschaft Englands, die uns bis jetzt immer noch mehr geschadet, als genützt hat; ich will nicht reden von der nutzlosen Aufopferung königstreuer Männer, denn ich weiß, daß die Größe der Gefahren, die Größe der Aufgabe den französischen Edelmann nicht schreckt, sondern ihn reizt; ich weiß, daß der, welcherden Tod in einer gerechten Sache leidet, schön stirbt und daß das Blut der Märtyrer nie ganz unnütz floß; — aber die Herstellung des französischen Königthums ist eine so heilige und wichtige Sache, daß nichts verabsäumt werden darf, was bei derselben irgend dienlich und nützlich; jede, auch die kleinste Kraft muß aufs gewissenhafteste geschont werden. Wir schonen aber die Kräfte des Königthums nicht gewissenhaft, wenn wir jetzt noch Hunderte und Tausende in den Tod jagen, sondern wir vergeuden sie gewissenlos, weil die Fortsetzung des Kampfes in diesem Moment dem Königthum von Frankreich nicht nur nichts nützt, sondern ihm unendlich schadet!“

„Schadet?“ rief de Frotté außer sich.

„Den Beweis möchte ich hören!“ bemerkte Caboudal bitter lachend.

„Der Beweis soll Ihnen nicht vorenthalten werden, mein tapferer Caboudal,“ fuhr der Baron fort. „Edle Herren, wie gern würde ich den schweren Verlust, der mich so eben betroffen, im Gewühl der Schlacht zu vergessen suchen, wie gern würde ich mein Schwert ziehen und die Scheide hinter mich werfen; es stirbt sich leicht und schön in heller Schlachtenfreude für den König. Aber das Königthum hat ein Recht auf uns und es verlangt, daß wir leben. Sterben für den König ist schön, leben für den König ist schwer, aber jetzt ist es Pflicht und die Pflicht über Alles!“

„Sehr gut,“ unterbrach der finstere Caboudal mit trockenem Spott, „die Herren sind entschlossen, ihre Pflicht zu thun und zu leben, aber der Herr Baron wollten uns beweisen, daß die Fortsetzung des Kampfes in diesem Augenblick dem Königthum nicht nur nichts nütze, sondern ihm sogar schade!“

„Edle Herren, tapfere Freunde,“ begann der Baron wieder, „täuschen wir uns nicht über die Lage Frankreichs! Nachdem die Bande gelockert und zerrissen waren, welche die Gesellschaft organisch gliederten, welche dem Einzelnen heilige Pflichten auferlegten, aber ihm auch Halt und Schutz gaben, nachdem so die Grundlage zerstört war, welche der Monarchie Macht und Kraft giebt, brach die Rohheit der Massen über-

all aus und trieb machtlos die Monarchie vor sich her. Ja, machtlos, meine Freunde. Denn, wenn es uns auch gelungen, im Kampf mit der Revolution uns im Felde zu behaupten, wir haben es nimmer vermocht, sie im übrigen Frankreich niederzuschlagen, wo sie bereits den Sieg errungen. An Versuchen hierfür hat es unserer Seits nicht gefehlt. In der That war bei dem Ringen nach Beseitigung der Revolution mit ihren Greueln und Schrecken eine Zeit lang auf unserer Seite die Aussicht, zum Sieg zu gelangen, eine Zeit lang, aber auch da nur scheinbar; ich will Ihnen meine Ansicht über die Gründe, auf denen diese Thatsache beruht, nicht vorenthalten, so wenig Trost uns dieselben auch bieten. Das französische Volk ist müde, es ist todtmüde, es sehnt sich nach Ruhe nach diesen furchtbaren Stürmen und Aufregungen. Tausende haben gewonnen, noch mehr Tausende haben verloren, der Besitzstand des ganzen Volkes ist verändert. Die Einen wollen genießen, was sie gewonnen, die Andern wollen sammeln, was ihnen noch geblieben, Alle aber sind müde und wollen Ruhe. Dieses Bedürfniß nach Ruhe machte die gefährdete Gesellschaft unseren Versuchen, die Monarchie wieder herzustellen, geneigt, weil sie sich des Schutzes erinnerte, dessen sie unter derselben genoß. Für die organischen Bande aber, welche die Gesellschaft mit der Monarchie binden, ist nicht entfernt Boden gewonnen. Zu meinem tiefen Kummer habe ich in einer Versammlung der Handwerker in Paris, kurz vor meiner Rückkehr von dort, die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß auch bei diesen der letzte Halt verloren, der ihre Anhänglichkeit an die Monarchie begründete und sie dauernd zu unseren treuen Bundesgenossen machte. Alle Welt verlangt jetzt nichts weiter als Sicherheit, und diese Sicherheit haben sie jetzt erlangt durch die Bayonnete des General Bonaparte. Jede Störung bedroht den neuen Besitz des Einen und die Reste des alten Besitzes des Andern und selbst die, welche gar nichts haben, sehen, durch Leidenschaften und Aufregungen erschöpft, nicht in neuen Kämpfen, sondern nur in der möglichst schnellen Herstellung einer äußerlich festen Ordnung die Möglichkeit des zur Existenz nöthigen Erwerbes. Mein edler de Frotté, mein tapferer Caboudal, ich stelle es nicht in Abrede, daß es Ihnen gelingen kann, mit den begeisterten Chouans in der Bretagne die Blauen zu schlagen und zu besiegen; aber selbst Ihre glänzendsten Siege werden in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht dahin führen, dieses todmüde, abgehetzte Volk zu einer Erhebung in Masse für das Königthum zu bringen, sondern nunmehr eine Erbitterung gegen das Königthum hervorrufen, das sich mit seinen Streitern in den Weg wirft, auf dem das Volk zur Ruhe zu kommen glaubt. Man wird das Königthum auch in Kreisen zu hassen anfangen, wo man es jetzt noch liebt, denn das Bedürfniß der Ruhe ist für den Augenblick das mächtigste im Lande; es läßt sich dagegen nichts ausrichten. Hüten Sie sich, dem Königthum die letzten Sympathieen durch unnützes Kämpfen zu rauben!“

„So unterwerft Euch dem General Bonaparte, ich thue es nimmer!“ grollte Cadoudal.

„Ich unterwerfe mich einen Tag nach Georges Cadoudal!“ rief de Frotté.

„Sie werden diesen Tag nicht erleben!“ sagte der Pfarrer von Saint-Lo halb laut und mehr für sich.

„Das hoffe ich auch nicht, frommer Vater!“ antwortete der Chevalier.

Der Priester schüttelte leise sein Haupt. Er hatte es anders gemeint.

„Ist das Euer letztes Wort, Ihr Herren?“ fragte Cadoudal aufstehend. „Wollt Ihr wirklich den Kampf für das Königthum aufgeben?“

„Aufgeben? Nimmermehr!“ antwortete der Baron, „aber den Kampf mit den Waffen, den wollen wir vor der Hand einstellen! Ich bin überzeugt, daß dies für die nächste Zeit das wirksamste Mittel ist, der Monarchie direct zu dienen. Sobald die jetzige Macht den jetzigen Besitzstand gesichert hat, dann wird in der Ruhe eine Prüfung, eine richtige Würdigung desselben eintreten und in immer weiteren Kreisen fühlbar werden, wie die Gesellschaft nicht bloß des Niederhaltens des rohen Kampfes um den Besitz bedarf, sondern auch der organischen Gliederung zum Schutz des Einzelnen gegen die egoistischen Bestrebungen der Anderen. Die Erinnerungen an den Segen der Einrichtungen, welche Hand in Hand gehen mit der Monarchie, wird die Sehnsucht nach derselben, die Anhänglichkeit an dieselbe wachrufen und sichern, ohne welche selbst der Sieg nur vorübergehend der Monarchie die Macht in die Hände zurückzugeben vermag.“

„So haben wir nichts mehr mit einander gemein. Herr v. Frotté und ich werden den Krieg fortsetzen bis zum letzten Hauch; leben Sie wohl, Herr Baron! Wenn wir uns wiedersehen, dann, hoffe ich, werden Sie beklagen, daß Sie heute so beredt für das Einstellen des Kampfes gewesen. Adieu, meine Herren!“

Mit diesen Worten verließ Georges Cadoudal das Gemach.

„Ich bedaure, daß ich im Dienst des Königs behindert sein werde, Ihrer Hochzeitsfeier beizuwohnen, Herr von Bourmont!“ rief der wilde de Frotté, sich unter der Thür verneigend.

Bourmont achtete des Spottes nicht; er, gleich den anderen Herren, war viel zu mächtig bedrückt von der Last schwerer Gedanken; für alle diese edeln Helden, für diese untadeligen Paladine der Lilienkrone war es ein gewaltiger Entschluß, das ruhmreich geführte Schwert niederzulegen, und seufzend nur wichen sie der bittern Nothwendigkeit. Es schärfte ihren Schmerz nicht wenig, daß treue Kameraden und Kampfgenossen, wie Cadoudal und der Chevalier, sie wenn auch nicht der Feigheit, denn das war unmöglich, doch der Muthlosigkeit und selbstischer Beweggründe anschuldigen konnten.

Der Pfarrer von Saint-Lo betete leise und Niemand sprach ein Wort, bis er sein Gebet beendet hatte und dann ernst sagte: „Ich betete für diese beiden tapfern jungen Männer, liebe Herren; sie sind von uns hinausgegangen, Keiner von uns wird sie wieder sehen, sie sind in den Tod gegangen!“

„Und leider wird ihr Tod dem Königthum nichts nützen!“ murmelte der Baron von Batz.

„Edle Herren,“ nahm jetzt der Pfarrer von Saint-Lo das Wort wieder, „wir wollten so gern gemeinsam handeln, darum haben wir ein Schreiben nicht beantwortet, das der Obrist Gardanne im Namen des Generals Bonaparte an den Herrn Grafen v. Autichamp gerichtet hat; er verlangt mit uns zu unterhandeln und ersucht uns in den ersten Tagen des künftigen Monats einen Bevollmächtigten zu diesem Zweck nach Montluçon zu senden!“

„Ich habe einen ähnlichen Brief von dem General Brune erhalten und ebenfalls noch keine Antwort darauf ertheilt, weil ich hoffte, daß wir hier einen gemeinsamen Entschluß fassen würden!“ sagte Chatillon bekümmert.

„Die Königliche und katholische Vendée legt das Schwert nieder!“ sprach der Graf von Autichamp mit bebender Stimme und zwei Thränen flossen über seine Wangen.

„Sie hat es mit Ruhm geführt, sie legt es in Ehren nieder und sie wird es mit Muth wieder aufnehmen, wenn die Zeit gekommen!“ entgegnete der Baron.

„Die Chouannerie in Maine und der Hochbretagne ist aus!“ sagte der alte Suzannet.

„Aber das Feuer heiliger Begeisterung für den König glüht fort in den Herzen der Getreuen,“ tröstete Bourmont, „und ein Tag wird kommen, wo es wieder auflohet in lichter Flamme und seine Gluth zündend in alle französische Herzen wirft. Der Tag wird kommen!“

„Ja, er wird kommen, meine edlen, tapferen Freunde!“ rief der Pfarrer von Saint-Lo, „und jetzt laßt uns beten, beten für den König und für sein Frankreich.“

Sie beteten lange und eifrig, dann aber reichten sie sich die Hände: „Hoch lebe der König! Der König über Alles!“ Damit schieden die tapfern und treuen Männer, tiefen Schmerz in der Seele, Thränen im Auge, aber Hoffnung im Herzen.

Als die Herren den Baron verlassen hatten, ging derselbe in heftigster Aufregung mit hastigen Schritten auf und ab in dem Schlafgemach: der Schmerz um die heißgeliebte Frau, die er verloren, kam über ihn wie ein gewappneter Mann; er schüttelte ihn, daß er zu weinen begann wie ein Kind.

„Oh, Claudia, Claudia, warum hast Du mich verlassen!“ rief er im schmerzlichsten Klageton.

Und er konnte nicht bleiben, es trieb ihn zu ihrem Sarge — er enteilte dem Gemach und schritt, von Sehnsucht und Schmerz getrieben, über die Treppen hinab, durch die öden, stillen Gänge, und trat durch das kleine Thürlein unter dem Chor in die Kapelle.

Unbemerkt von den Männern und Frauen der zahlreichen Leichenwacht, denn aus jedem Dorfe der Baronie hatten ein Mann und eine Frau die Leichenwacht, war der arme Mann eingetreten, unbemerkt kniete er nieder hinter dem Sarge, er küßte den Sarg, der das Liebste, was er auf Erden hatte, barg, und seine Thränen netzten das Bahrtuch.

Da erhob sich eine Stimme, die sprach: „Landsleute, die Weiber werden schläfrig, laßt uns wieder ein frommes Lied singen, das erhält munter. Horcht, wie die See donnert!“

Murmelnd antworteten die Stimmen der Männer und Frauen, die vor dem Sarge auf den Stufen des Altars saßen, und sie sangen ihr uraltes Schifferlied: Congregavit Deus aquas:

Mit des heil'gen Geistes Wehen
Rief Gott Vater Fluß und Seen
All' herbei zum Ocean;
Wir, ein Meer von Thränen gießend,
Ganz von Zähren überfließend,
Woll'n die Jungfrau rufen an:
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Eh' das Herz vor Jammer breche,
Fließet, Quellen, fließet, Bäche,
Von des Geistes Hauch durchweht;
Schwindet Nächte, schwindet Tage,
Nimmer ruht der Seele Klage,
Bis sie scheiternd untergeht.
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Eilends alle Ströme fließen,
In das Meer sich zu ergießen,
Das doch nimmer überfließt;
Wie zum Meere zu Marie'n
Sieht man alle Sünder ziehen,
Weil sie keinem sich verschließt.
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Wenn Dich Sünden schwer belasten,
Dich der Hölle Schrecken faßten,
Laß den Muth nicht sinken gar.
Eine Zuflucht bleibt Dir offen,
Auf Marien darfst Du hoffen,
Die noch Allen gnädig war:
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Hörst Du grimm die Windsbraut wettern,
Wild des Sturmes Wuth zerschmettern,
Zwischen Klippen Deinen Kahn;
Sieh! der Meeresstern wird lachen,
In den Hafen zieh'n den Nachen,
Gläubig blick' zu ihm hinan!
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Meerstern ist die Magd geheißen,
Die dem Tod Dich wird entreißen:
Blick' empor zum Meeresstern.
Wenn des Leidens Fluth sich thürmet,
Die Versuchung ihn umstürmet,
Ruft der sünd'ge Schiffer gern:
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Schütze denn, Maria, schütze,
Sei des Armen Trost und Stütze,
Fromme Mutter, der Dir naht.
Nimmer hat die Welt vernommen,
Daß er hilflos sei verkommen,
Welcher flehend vor Dich trat.
O Du fromme,
Süße Magd Maria, komme!

Am 17. Januar 1800 schlossen die Vendéechefs den Vertrag von Montluçon und legten die Waffen nieder. Zwei Tage später folgten Bourmont und La Prévalaye in der Bretagne diesem Beispiel. In den ersten Tagen des Februar wurde der Chevalier de Frotté überfallen und erschossen, Georges Cadoudal aber, vom General Brune bei Grand-Champon auf's Haupt geschlagen, capitulirte und ging nach England.

Aller Widerstand hatte aufgehört, General Bonaparte war Herr über ganz Frankreich!

Ende.



Das rothe Gespenst und der dritte Stand.

Nur wenige Jahre sind verflossen, seit der nunmehr kaiserliche Senateur Herr Romieu in seinem Spectre rouge das republikanische besitzende und genießende Frankreich und mit diesem nicht wenige „conservative" Gesinnungsgenossen dem Cäsarismus in die Arme trieb, und doch vergessen und verwischt schon heut die Noth, die Furcht und Hoffnung, die Täuschung und der blutige Zwang, der an der Wiege des neuen Kaiserthums gestanden. Man hat nur einen bösen Traum geträumt; Frankreich, die große Nation, sie war nie größer, stärker, glücklicher als heut; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wenngleich auf den Steinen übertüncht, sie sind den Bürgern jetzt ins Herz geschrieben; das Volk hat nur sich selbst gekrönt, und einen Bessern fand es nie. Die „organisirte Demokratie", die jetzt der höheren Freiheit sich bemächtigt, sie kann der kleinen Freiheitsspielereien, mit denen weniger begabte Völker sich noch ergötzen, des freien Worts, der freien Presse, der Volksvertretung und Tribüne leicht entbehren: das allgemeine Stimmrecht, gemäßigt durch Kartätschen und Cayenne, hat Alles gleich gemacht; „vernichtet die Parteien, versöhnt die Gegensätze", und staunend steht das betroffene Europa vor der unerwarteten Metamorphose, einen Krieger in der Blüthe seiner Kraft zu finden, wo man ihm eine Leiche angezeigt.

Die Lösung dieses Räthsels? War es übertriebener Diensteifer der kaiserlichen Pfadfinder, welche die Farben damals zu stark aufgetragen, und waren die Zustände Frankreichs vor dem Staatsstreich gar nicht so verzweifelt, die Heilung des Uebels durch ein moralisch zweifelhaftes Mittel zu erheischen? Wir zweifeln, daß selbst die Vertreter der öffentlichen Schmeichelei, die Organe der kaiserlichen Presse, zu einem solchen Auskunftsmittel ihre Zuflucht nehmen möchten: das hieße die Größe des Staatsstreichs und dessen, der ihn gewagt, mehr als billig in den Schatten stellen. Man hat den Herrn Romieu ja nicht allein gelassen: einstimmig und unablässig haben die Partisanen des Staatsstreichs und des Kaiserreichs die hoffnungslose Lage Frankreichs in das hellste Licht gestellt. Hier der Abgrund, dort die Rettung; hier die rothe Republik und dort der Cäsarismus: so hat man Frankreich durch den Staatsstreich in das Kaiserreich getrieben.

Daß nur so Wenige sich fanden, die diesem Treiben widerstanden, daß Frankreich, das selbstsüchtig ungezügelte, das eitel unbeständige, wortschnelle, schreiblustige, das Frankreich, das seit fast zwei Menschenaltern mit Rednerbühne und Schaffot sich selbst regiert, daß dies Frankreich so bereit war, mit vollen Händen die vermeintlichen Errungenschaften seiner Revolution dem Cäsarismus in den Schooß zu werfen, das galt den emsigen Mineurs des Staatsstreichs als der unumstößliche Beweis, wie richtig sie die Lage und die Zukunft ihres Vaterlandes ge-

deutet. Und in der That, sie hatten Recht daran. Kaum verhallt der Donner der Junischlacht, kaum vernarbt die Wunde, die Revolution und Bürgerkrieg dem Wohlstand und Erwerb geschlagen; kaum zurückgedrängt die finstern Doctrinen und Leidenschaften, die Gotteslästerung und Nothzucht, Mord und Plünderung als erste Pflicht des guten Bürgers proclamirten; kaum hinweggethan die socialen Wechselbälge, mit denen furchtsame Compromisse des Communismus und der zahmen Republik das Vaterland beschenkten, und wiederum stand Frankreich vor der Schicksals-Urne, vor einer Urne, in der sein Auge nur schwarze Loose fand.

Die kaum gebundenen Kräfte wiederum entfesseln, die kaum befestigte Gewalt von Neuem in den Gegensatz der kämpfenden Parteien werfen, wo war der Starke, um diesen Sturm noch einmal zu beschwören, wo fand man Rettung in dieser großen Noth?!

Die Februar-Revolution: die Feigheit und Beschränktheit ihrer Väter, die Unfertigkeit der Zustände und der Massen hatten ihr zwar die Spitze abgebrochen, doch war die Vollendung nur vertagt. Die republikanische Staatsform, sie war Nichts und konnte Nichts sein, als ein Provisorium, der Ausdruck der Verlegenheit, ob es vielleicht gelingen würde, etwas Besseres und Stärkeres an die Stelle des vertriebenen Bürgerkönigthums zu setzen. Die Staatsverfassung, der friedliche Niederschlag des Bürgerkrieges, sie wurde von Niemandem anerkannt und respectirt, als insoweit die eigenen Principien und Tendenzen darin Eingang und Anknüpfungspunkte gefunden hatten. Die Executiv-Gewalt, sie hatte nur die Wahl, entweder Nichts oder mehr zu sein, als die Verfassung ihr gestattete, und Frankreich war seit einem halben Jahrhundert daran gewöhnt, das Recht für Nichts und den Erfolg für seinen Herrn zu halten.

In dieses Wirrsal trat der Präsident, ursprünglich zur Gewalt berufen, weil ihn Niemand fürchtete, in der Gewalt verblieben, weil er Niemand scheute, vom Tage seines Antritts die einzige Gewalt, weil die einzige, die mit sich einig war, die einzige, die ein festes, unwandelbares, wenn auch persönliches Ziel und Interesse hatte. Kein Zweifel, daß die Republik, wie sie bestand, nur wenig Freunde zählte, und selbstverständlich von allen Seiten der Versuch, des Präsidenten Hülfe zur Umgestaltung in je seinem Sinne zu gewinnen. Daß der Präsident der Republik die Hoffnungen, von welcher Seite sie auch kamen, nicht unerwiedert von sich wies, sondern nur demnächst berichtigte, daß er heut das besitzende, morgen das begehrliche Frankreich, jenes durch Ruhe und Ordnung, dies durch das allgemeine Stimmrecht und sociale Nebelbilder an sich zog, daß er das auserwählte Werkzeug seiner Politik, die Armee von Paris, in opulenten Dejeuners die Genüsse des socialistischen Paradieses anticipiren ließ, das war so wohlberechnet und doch wieder auch so naturgemäß, daß er, der Neffe seines Onkels, das beste Theil zuletzt für sich behielt.

Doch war damit die Rettung Frankreichs schon vollbracht? Das bedrohte Frankreich, es wollte nicht mehr die periodisch wiederkehrenden Monologe: ob sein, ob nicht sein, es wollte gerettet sein um jeden Preis, gerettet, *so wie es war*. Es suchte und fand ja die Quelle seines Elends nicht in sich selbst, noch weniger in seinen Sünden; nur die Regierung und die Regierungsform war Schuld an Allem, und darum Wechsel der Verfassung.

Der Präsident ward lebenslänglich, der Präsident ward Kaiser, und, wie man sagte und wie man glaubte: das Schuldbuch Frankreichs war vernichtet, vergeben und vergessen die Sünden und Verbrechen, die in ihrem tiefsten Kern doch nur edelmüthige Verirrungen des großen Herzens und des feurigen Kopfes des ersten aller Völker waren; das allgemeine Stimmrecht, so wohl geeignet, sich selbst zu krönen, es reichte auch aus, sich selbst zu absolviren.

Was Wunder, wenn diese Täuschung auch außerhalb der Grenzen Frankreichs Platz gegriffen, wenn auch an andern Orten der Staatsretter Frankreichs als Geisterbanner hoch gefeiert wird. Man will ja auch in andern Ländern bleiben, wie man ist, und schon genug, wenn man nur Frist gewonnen. Daß die Verheißungen des Kaiserreichs schon heute sich in ihr Gegentheil verkehrt, daß die Gewalt auf solchen Unterlagen Europa keinen besseren Frieden bereiten mag, als der schon heute die leichtgläubigen Völker in Blut und Noth getaucht, daß Wucher und Betrug, daß Noth und theure Zeit so nach wie vor im Regimente sitzen, daß auch die „untern Klassen" vergeblich auf die verheißene Hülfe harren: man fängt wohl an zu zweifeln, doch möchte man nur ungern sich enttäuschen lassen.

Doch sollte es so gar unmöglich sein, den Charakter und das Schicksal, das Wesen und die Mission der neu begründeten Gewalt zu deuten, und damit Hoffnung und Verheißung auf das rechte Maaß zurückzuführen?

Aus ihrem eigenen Munde haben wir vernommen, daß sie, erwachsen auf dem Grunde der glorreichen Principien der ersten Revolution, Nichts sein kann und Nichts sein will, als die Vollendung der damals begonnenen Entwickelung, der Abschluß des Werkes und der Staatsform, als deren Werkmeister der Neffe seinen Oheim gläubig ehrt, Beides: die Organisation und Propaganda der Revolution. Und welcher Revolution?

Wir haben niemals die Meinung derer getheilt, welche der ersten französischen Revolution einen wesentlich *politischen* Charakter vindicirt. Der Königsmord, die Hekatomben, die aus den Reihen der weltlichen und geistlichen Würdenträger dem dritten Stand geschlachtet wurden, das Abthun aller Privilegien, die Vernichtung des feudalen Regiments, es ist dies Alles nicht ohne politische Wirkung und Bedeutung, doch sieht man tiefer auf den Grund, so bleibt kein Zweifel, wie

überall das sociale Element im Vordergrunde steht, und das politische nur Consequenz und Wirkung ist.

Die äußere Veranlassung ihres Ausbruchs, die Maßregeln, durch welche sie eingeleitet und gefördert wurde, die Principien, welche sie als ihre Grundlage proclamirte, Alles dies hat einen so vorwiegend socialen Charakter, daß nur der Unverstand oder das Vorurtheil darin noch länger eine reine politische Verfassungs-Veränderung erblicken kann.

Wie heute eine Verwirrung und Demoralisation aller Erwerbs-, Verkehrs- und Besitz-Verhältnisse, die daran verzweifeln ließ, eine moralische gesunde Grundlage wieder zu gewinnen. Wie heute eine finanzielle Krisis, welche, wie die gegenwärtige durch den orientalischen Krieg, so damals durch den amerikanischen Freiheitskampf ihre bedrohlichen Dimensionen erhielt. Wie heut sociale Experimente, die, weit entfernt, das Uebel an der Wurzel zu erfassen, bald in bedenklichen Spielereien sich gefielen, bald in mißverstandenem Eifer, und weil sie den eigentlichen Quell des Verderbens nicht erkannten, dazu fortschritten, die letzten Reste besserer Zustände und die letzten Anknüpfungspunkte für die Reform hinwegzuthun. Wie heute das unruhige Verlangen, Besserung zu finden, und doch die alte Gesellschaft, so wie sie war, mit ihren Schwächen und Verbrechen zu retten und zu bewahren.

Nicht als ob wir meinten, daß die Bedrängniß der französischen Finanzen die Quelle der ersten französischen Revolution; die finanzielle Krisis war eben auch nur Symptom, doch ein Symptom, das einen sichern Rückschluß auf den Charakter der Krankheit an die Hand gab. Nicht als ob wir meinten, daß die leidigen Ordonnanzen des Herrn Turgot, daß die Ordres und Contreordres die Revolution geschaffen und vergiftet, sie wären selber schon ein Stück der Revolution, die Ouverture, welcher die blutige Tragödie auf dem Fuße folgte. Nicht als ob wir meinten, daß dies oder das, eine einzelne Handlung oder Unterlassung der Bewegung Maaß und Ziel gegeben; das Einzelne galt nur dem Einzelnen, und selbst die Schwäche und das Schicksal des französischen Königthums sind nur in so fern von maßgebender Bedeutung, als darin der handgreifliche Beweis gefunden werden muß, daß die herrschenden Stände mit dem guten Gewissen auch die Einsicht und den moralischen Muth verloren, und daß selbst ihre besten Glieder nicht mehr zu kämpfen und zu siegen, sondern nur noch ehrenvoll zu sterben wußten.

Die herrschenden Stände: es war nicht von ungefähr, wenn die französische „Nation" sich damit constituirte, daß sie den Adel und die Geistlichkeit und deren politische Berechtigung in dem dritten Stande und in der Souverainetät der Nation verschwinden ließ; es war nicht von ungefähr, daß der Adel und die Geistlichkeit Alles, was ihnen noch geblieben, „freiwillig auf dem Altar des Vaterlandes opferten" und damit thatsächlich anerkannten, daß ihnen mit ihrer Beseitigung nur

Recht geschehen sei. Der Feudalismus war gerichtet. An seine Stelle trat der dritte Stand.

Diese große sociale Thatsache, sie ist der eigentliche Inhalt der ersten französischen Revolution, und Alles, was sie begleitete und was sich daran knüpfte, und was die gewöhnliche Betrachtung nach dem Schema: kirchliche und politische Revolution, als die Hauptsache darzustellen pflegt, ist Nichts als Befestigung und Ausbildung dieses socialen Factums. Daß man hierüber so lange im Dunkeln tappen konnte, dies hatte darin seinen Grund, daß man erst später auf dem Wege der Erfahrung zu der Erkenntniß kam, wie die politische Freiheit und jede politische Stellung und Geltung Nichts ist und Nichts sein kann, als der rechtliche und staatliche Ausdruck des entsprechenden socialen Correlats, die Anerkennung und Beglaubigung der socialen Stellung durch die Staatsgewalt. Neuere politische Experimente haben die Erfahrung in die Hand gegeben, daß jede politische Freiheit ohne die entsprechende sociale Unterlage eine Lüge bleibt, und der Communismus hat das unleugbare Verdienst, den Werth und die Bedeutung einer politischen Verfassung auf ihr rechtes Maaß zurückgeführt und den politischen Verfassungsschwindlern den unwiderleglichen Beweis geführt zu haben, daß sociale Unfreiheit und politische Freiheit überall und immer unvereinbar sind. Doch hiervon ein anderes Mal des Weiteren.

Der „dritte Stand", der Stand, der an die Stelle der beiden bis dahin herrschenden getreten war, man hat ihm oft, als einem „rein negativen Begriff", einem Herenkessel aller möglichen Opposition und Unzufriedenheit, den Namen eines „Standes" weigern wollen, doch nur weil man nicht wußte oder übersah, daß jeder Inbegriff von Menschen, daß jede Gesellschafts-Klasse und Interessen-Gruppe erst dann, aber dann auch sofort ihre positiven Elemente und Merkmale zu entfalten und zu einem „Stande" in der vollen Bedeutung des Wortes sich zu erheben vermag, wenn es ihr gelingt, die Staatsgewalt ganz oder zum Theil in ihre Hand zu bringen. Sobald daher dem dritten Stande dies gelungen und er damit als politischer Stand im Keime begründet war, läßt seine positive politische Wirksamkeit nicht lange auf sich warten: Einmal das hinwegzuthun, was noch vom Feudalismus übrig, die Institutionen und demnächst die Menschen; sodann aus seiner eigenen Mitte auszuscheiden, was sich, bis dahin durch das negative Criterium der Gemeinschaft des Gegensatzes getäuscht, fälschlich für seines Gleichen angesehen hatte. Das Eine die Confiscationen bis zur Schreckensherrschaft, mit einem kleinen mehr bürgerlichen Nachspiel in der Juli-Revolution, das Andere die Census- und Verfassungskämpfe bis zur Vernichtung des Babouvismus, Kämpfe, die, durch die Februar-Revolution von Neuem angeschürt, noch ihrer endlichen Entscheidung warten.

Der positive Inhalt aber und der Begriff des „dritten Standes", er ist die Geschichte Frankreichs von jener verhängnißvollen Sitzung bis

auf den heutigen Tag. Mit dem Feudalismus fiel und mußte fallen das feudale Königthum, das, seines patriarchalischen Charakters längst entkleidet und mit der Civilliste auch des letzten Restes seiner socialen Stellung beraubt, schon durch mehrere Generationen daran gearbeitet, die Säulen seiner Größe zu zertrümmern, und schließlich seine eingebildete Machtfülle zum Absolutismus, d. h. zur feudalen Dictatur, zur Dictatur der zum Hof-Adel herabgedrückten Aristokratie erniedrigt hatte.

Mit dem Feudalismus fiel und mußte fallen das Privilegium des Adels, eines Adels, dem von seiner alten durch Muth und Blut erworbenen Stellung kaum noch etwas Anderes geblieben war, als der Name und der Platz in der langen Etiketten-Reihe des Pariser Hofes, der, anstatt sich selbst durch seine Schutzbefohlenen zu heben, die Staatsgewalt mißbrauchte, um diese auszubeuten, und sogar seinen Besitz nur dadurch zu bewahren wußte, daß er Anderen den Erwerb durch die Staatsgewalt unmöglich machte.

Mit dem Feudalismus und mit dem Verluste ihres weltlichen Besitzes, als ihrer — wiewohl falschen — socialen Unterlage fiel und mußte fallen die politische Stellung und Geltung der Geistlichkeit, einer Körperschaft, die nur mit ihrem eigenen Maß gemessen wurde, wenn sie die große Masse des französischen Volkes für wohl entbehrlich hielt, und die in den Greueln der Revolution das Empfangs-Bekenntniß und den Dank für ihre Seelsorge entgegennehmen durfte.

Was aber an die Stelle trat: die sociale und politische Herrschaft des dritten Standes, die Herrschaft des schrankenlosen Erwerbes und des beweglichen Besitzes: es war nicht über Nacht, daß ihm der Sieg gewonnen ward. Nach langen blutigen Kämpfen, die nur in der unbedingten persönlichen oder politischen Vernichtung aller widerstrebenden Elemente der weiland herrschenden Gewalt die Endschaft finden konnten, und nachdem er dazu fortgeschritten, alles Fremdartige aus seiner Mitte auszuscheiden, wollte es ihm doch erst unter der bürgerlichen Dictatur des ersten Napoleon gelingen, sich in seiner eroberten und wiederholt auf das Ernstlichste bedroheten Stellung dauernd und rechtlich zu befestigen.

Abgeworfen wurde zuerst das englische System, dem in dem revolutionären Frankreich die Voraussetzung einer politisch mächtigen Aristokratie und Hierarchie entzogen war. Abgeworfen wurde die spartanische Tugend-Republik Robespierre's, nicht allein, weil es in dem demoralisirten Frankreich an Spartanern fehlte, sondern noch mehr, weil die Thatsache, daß die sociale Haltung des Einzelnen sich auf dem politischen Gebiet nicht ignoriren läßt, mächtiger war, als alle Theorieen und Träume. Abgeworfen wurde die dämonische Lehre des Communismus, welcher, die politische Bedeutung der socialen Stellung wohl begreifend, die nackte Persönlichkeit zur Unterlage des activen Bürgerrechts erheben, und darum Jeden jedes eigenthümlichen Besitzes entkleiden wollte. Er scheiterte, weil er eine Stufe überspringen wollte.

Der „dritte Stand", ihm war es zwar gelungen, dem ererbten unbeweglichen Besitz die politischen Herrschaft zu entreißen, doch lag es seinem Streben fern, den Besitz an sich aus seiner politisch berechtigten Stellung zu verdrängen. Freilich konnte er, selbst der Repräsentant des Erwerbes und beweglichen Besitzes, nur diesem eine politische Berechtigung gewähren. Daher zuerst die Arbeitstage, dann der Census, die Bedingung seines activen Bürgerrechts. Daher das consequente Bestreben, jeglichem Besitz, auch dem Besitz an Grund und Boden, den Charakter des beweglichen zu verleihen und zu erhalten. Daher die Begünstigung des Erwerbes und seiner Schrankenlosigkeit gegenüber den Beschränkungen des Erbrechts und sonst wohl hergebrachter Rechte und Gestaltungen. Im Anbeginn mehr negativ, indem er die Schranken und Hindernisse, die seiner Herrschaft und seinen Theorieen sich entgegenstellten, aus dem Wege räumte, hier durch Gewalt, indem man den Widersprechenden des Todes Schweigen auferlegte, dort auf formellem Wege, indem man durch den Mechanismus des Gesetzes den Widerspruch mit seinem Gegenstande aus dem Mittel that. Nachdem man so das Feld geebnet und gelichtet, trieb der politische Instinct den dritten Stand, seine eroberte Stellung thatsächlich und rechtlich zu befestigen. Hierin verläuft die Periode des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs.

Es war nicht eine plötzliche — dem gewöhnlichen Schematismus völlig unverständliche — politische Apathie, welche den dritten Stand bewog, auf eine Dictatur zu recurriren, es war das, wenn auch vielleicht nicht klar, doch tief empfundene Bewußtsein, für seine fernere politische Stellung und Wirksamkeit die unentbehrliche sociale Grundlage gewinnen, und gleichzeitig diesen Gewinn gegen die von allen Seiten andringenden inneren und äußeren Feinde vertheidigen zu müssen. Und wie in der Armee die neue Ordnung zuerst ihre Verkörperung gefunden, und wie es die Armee war, welche allein der Rückkehr der kaum besiegten feudalen Elemente einen eisernen Damm entgegensetzte, so war es die Armee und deren Schöpfer, bei denen man Hülfe suchte und fand.

Der thatsächlichen Festsetzung des dritten Standes folgte in der Gesetzgebung Napoleon's auch dessen rechtliche, und selbst die Kriege und Siege des gewaltigen Kaisers, sie haben für Frankreich nur die nachhaltige Bedeutung gehabt, die äußeren Feinde der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich zu besiegen, oder dadurch, daß man sich ihm gleich machte, zu versöhnen. Sobald dies Ziel erreicht war, und die Feinde des Kaiserreichs nur noch die persönlichen Feinde des Kaisers waren, wurde der Kaiser von seinem Volke verlassen.

Es folgten die kläglich mißlungene Epoche der Restauration, gleich halb und unwahr als Reaction und Bürgerkönigthum, der bornirt mechanische Versuch, die zerstreuten Glieder der alten Gesellschaft und des alten Regiments in den Organismus des dritten Standes einzuschmuggeln. Er scheiterte, wie er es verdiente.

An seine Stelle trat das Bürgerkönigthum, die Sehnsucht und das Paradies des „dritten Standes". Kein Gegner mehr, der ihm gewachsen war. Seine sociale Stellung thatsächlich und rechtlich fest begründet. Was ihm bis dahin noch gebrochen, durch die Verfassungs-Urkunde in der gesetzgebenden Versammlung der Restauration, in den Tagen des Juli-Aufruhrs hatte er's errungen, ein Haupt, dessen Thron nicht mehr auf das Erbrecht, nicht auf Eroberung durch Gewalt der Waffen, nein, auf dem bürgerlich speculativen Erwerb gegründet war, einen politischen Organismus, der ihm die Möglichkeit gewährte, seine sociale Stellnng durch alle Mittel der Gesetzgebung und Verwaltung zur politischen Herrschaft zu erheben. Und diesen Organismus nannte man constitutionelle Verfassung.

Wie der dritte Stand diesen Organismus benutzt und ausgebeutet, wie mit der Begründung seiner politischen Gewalt sein Gegensatz, ein sogenannter vierter Stand, in's Leben trat, wie sein vielgepriesener Organismus nach kurzer Prüfung schimpflich in sich selbst zusammenbrach, und sein pfiffiger Monarch, durch achtzehn Jahre das Ideal europäischer Regenten-Weisheit, gleich einem insolventen Kaufmann heimlich sich entfernte: wir werden weiter darauf Antwort geben.



Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters, nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, von Rudolf Köpke. Zwei Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1855.

Zwei Meister der romantischen Schule sind in den beiden letzten Jahren heimgegangen: Ludwig Tieck im Jahre 1853, Schelling 1854. Daß wir den Philosophen der Natur mit dem Dichter der Natur in Reih und Glied stellen: wir glauben den ersteren dadurch nicht zu degradiren. Hat Schelling doch als Bonaventura an Schlegel's und Tieck's „Musenalmanach" mit gedichtet und von Raphael geschrieben: „Er ist nicht mehr Maler, er ist Philosoph, er ist Dichter zugleich. Der Macht seines Geistes stehet die Weisheit zur Seite." Wenn aber ein Maler, allerdings nur einer wie Raphael, aus dessen Werken die Blüthe des gebildetsten Lebens, der Duft der Phantasie sammt der Würze des Geistes hauchen, zugleich ein Philosoph sein kann: warum nicht auch ein Dichter? Zumal einer wie Tieck, der sein Leben lang an Shakespeare gelernt hat: „die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten."

Als Tieck starb, blickte er auf sechzig Jahre literarischer Thätigkeit zurück. Wie Klopstock und Wieland von Bodmer bis auf Tieck und

Heinrich von Kleist, wie Goethe von Gottsched und Klopstock bis auf Heine und Börne, so reichte sein Leben von dem Jahre, wo der „Götz von Berlichingen" erschien, bis auf Hebbel und Redwitz herab. Tieck, der eigenthümliche und selbstständige Dichter neben und nach Goethe und Schiller, der Zeitgenosse und Freund großer und bedeutender Männer, der Mitstreiter merkwürdiger Kämpfe, der Zeuge aller folgereichen Wandelungen des deutschen Geistes seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts: ein solcher Mann — sein Biograph sagt es mit Recht — „erscheint merkwürdig genug, um auch die Erinnerungen zu sammeln, welche nicht unmittelbar in seinen Werken liegen."

Wie Köpke dazu gekommen, dieses Lebensbild Tieck's darzustellen? Ungefähr so, wie Eckermann zur Herausgabe seiner Gespräche mit Goethe. Nur daß Köpke's Umgang mit Tieck sich auf vier Jahre beschränkt hat, während Eckermann bekanntlich neun Jahre lang der treue Eckard Goethe's gewesen ist. Doch die Fülle der Mittheilung, zu welcher Tieck sich gedrungen fühlte, erweiterte den engen Zeitraum, um so mehr, als die mündliche Erzählung vor theilnehmenden Zuhörern seinem Gefühle wenigstens entfernt ersetzte, was ihm eine Aufzeichnung der Erinnerungen gewesen wäre. „Es waren gesprochene Novellen", sagt Köpke, ein unendlich reiches Leben entfaltete sich in ihnen, und wie überall bei ihm paarte sich auch hier der anmuthig spielende Scherz mit dem tiefen Ernste." —

Tieck's Vaterhaus stand und steht noch heute in der Roßstraße zu Berlin, unfern des kölnischen Rathhauses. Sein Vater, der Seilermeister Johann Ludwig Tieck, war ein einfacher, aber auch frischer und kräftiger Mann, geraden Sinnes und hellen Auges. Wie es herkömmlich, war Meister Tieck als Gesell in die Fremde gegangen. Er hatte Deutschland durchwandert, war nach Ungarn gekommen und dann weiter bis an die Grenze der Türkei. Solche Wanderschaft war damals, man weiß wohl, eine Schule des Lebens für die Handwerksgesellen. Heimgekehrt und Meister geworden, holte sich Tieck's Vater seine Frau aus Jeserig, einem Dorfe bei Brandenburg, eines Schmiedemeisters Tochter, aber als Waise im dortigen Predigerhause erzogen, daher der alten kirchlichen Gläubigkeit von ganzem Herzen zugethan. — Meister Tieck in seiner altbürgerlichen Tüchtigkeit wollte die Zunft in Ehren gehalten wissen. Er war gegen die Neuerer, die da meinten: eine neue Blüthe der Gewerbe könne nur aus den Ruinen der alten Ordnung wachsen. Dieser Zwiespalt im Handwerkerstande führte den Meister aus der Roßstraße zu einer Audienz in Sanssouci. Köpke erzählt:

„Nun hatte sich das Gerücht verbreitet, auch der König sei den Zünften nicht geneigt. Darum beschlossen die Freunde derselben, ihn selbst unmittelbar anzurufen, daß er sie bei dem alten Rechte schütze. Eine Anzahl sollte ihm eine Bittschrift überreichen, und Tieck ihr Sprecher sein. Den kürzesten Weg schlug man ein, um das Geschäft auszurich-

ten. Zu einer bestimmten Stunde des Tages pflegte Friedrich an einem Fenster des Schlosses Sanssouci zu stehen, dann stellten sich die Bittenden unter einen Baum im Garten, auf den der Blick des Königs fallen mußte; nicht selten ließ er sie zu sich herein rufen und hörte ihr Anliegen. So geschah es auch hier. Friedrich erblickte die Meister und ließ sie zu sich bescheiden. Tieck durfte ihm die Bittschrift überreichen und noch einige Worte zum Schutze der Zünfte sagen. Der König hörte ihn gnädig an und entließ ihn mit der Versicherung: auch er sei kein Feind derselben und werde sich der Sache annehmen."

Noch eine Erinnerung an den „alten Fritz" durchstrahlt des Dichters Jugendleben wie ein Strahl jenes Polarsternes, um den sich dazumal (mit den Worten Goethe's zu reden) Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. An der Spitze seiner Truppen, mit denen er dem verbündeten Europa widerstanden, erschien der große König bei Paraden und Revuen. Wenn es vor einem der Thore Berlin's Heerschau und Manöver gab, da strömten die Berliner Bürger in Schaaren hinaus. Auch Meister Tieck mit seinen Kindern, unter denen der am 31. Mai 1773 geborene Ludwig das älteste war. Bei einem dieser volksthümlichen Schauspiele geschah es, daß Ludwig durch die hin und her wogende Zuschauermasse von seinem Vater getrennt wurde. In demselben Augenblick verkündete ein tausendstimmiges Vivat den König. In der Mitte seiner Generale reitet er auf dem Feldwege daher, der zwischen höher liegenden Sandhügeln wie eine Art Hohlgasse auf das Thor zu führt. Auch Ludwig will den „alten Fritz" sehen. Behende schwingt er sich an der schräg ablaufenden Seitenwand des Hohlweges in die Höhe, fußt in einer vom Regen geklüfteten Vertiefung und steht nun abgesondert von der Menge, Allen sichtbar, wie in einer Nische über den Häuptern der Andern. Da naht der König. Unter lautem Rufen schwenkt Ludwig seinen Hut, als plötzlich der Sand unter seinen Füßen weicht und er, das Gleichgewicht verlierend, hinunter auf die vorbeireitende Generalität zu stürzen droht. Aber der König hat auf ihn gemerkt, Dank dem lauten Ruf und den begeisterten Geberden des Knaben. Friedrich wendet sich halb von der Seite, und ein voller fragender Blick des großen blauen Auges fällt auf Ludwig, dem der Schreck die Kraft verleiht, das verlorene Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Der Dichter hat, wie sein Biograph aus seinem Munde erzählt, diesen tiefen Blick des „alten Fritz" nie vergessen. —

Die Bühne, für welche Tieck später als Dramaturg gewirkt, spielt in des Dichters Kindheit schon ihre Rolle. Als sechsjähriger Knabe hört und sieht er zum ersten Male eine Pracht-Oper im Berlinischen Theater. Aber bei Zeiten schon krümmt sich in ihm auch der Haken, an den er nachmals in seinen „Dramaturgischen Blättern" so manches schlechte Stück gehängt hat. Das Singen schien ihm verkehrt und

langweilig, er wollte Handlung und fand diese später in den dramatischen Thaten Shakespeare's. Von den Schauspielern drückte sich das geniale Meisterspiel Fleck's am tiefsten der jungen Dichterseele ein. Aus seiner Erinnerung hat Tieck das literarische Denkmal geschaffen, das er zu Ehren Fleck's im „Phantasus" errichtet hat.

Zu den Leiden seiner Kindheit gehörten die Musikstunden, in denen er die Geige kratzte. Der schrillende Ton hart am Ohre schnitt ihm durch Mark und Bein. Unwillkürlich verzog er dabei das Gesicht und erlangte am Ende mehr Virtuosität in Grimassen, als im Geigen. Sein Vater selbst urtheilte nach einem vorgespielten Probestück: „Mein Sohn, Du hast in der That Fortschritte gemacht; freilich nicht im Violinspielen, aber doch im Gesichterschneiden." Die Novelle: „Musikalische Leiden und Freuden," die Tieck für die „Rheinblüthen auf 1824" schrieb, tönt vielleicht ironische Nachklänge seiner eigenen musikalischen Leiden aus. Auch der Dramaturg Lessing war bekanntlich so musikalisch, daß er sagte: von allem Lärm, der in der Welt gemacht werde, sei ihm die Musik der fatalste. —

Das Nachtgemälde „Abdallah", das Tieck's Dichter-Ruf begründen sollte, entstand in den ersten Grundzügen schon auf der Schule. Für den Gymnasial-Lehrer Rambach, der unter dem Namen Ottokar Sturm schauerliche Romane aus dem Aermel schüttelte, lieferte Tieck einzelne Kapitel, und was der Schüler schrieb, wurde von der nichts ahnenden Kritik mehr gelobt, als das Machwerk des Lehrers. Nach bestandenem Schul-Examen ging Ludwig nach Halle und ließ sich in die theologische Facultät einschreiben, obgleich ihm die Theologie selbst sehr fern lag. Für's Erste wollte er Literatur und Alterthums-Wissenschaften studiren. Am liebsten wär' er Schauspieler geworden. Nur das entscheidende Wort des Vaters hielt ihn davon zurück: „Wenn Du unter die Komödianten gehst, so gebe ich Dir meinen Fluch." — Ueber Tieck's Universitäts-Leben in Halle, dann in Göttingen und Erlangen, sowie über das Keimen und Wachsen der ersten Früchte seines Dichter-Geistes, theilt das Buch viele interessante Züge mit, aus denen zugleich die Physiognomie der Zeit spricht. Von der Universität in die Vaterstadt zurückgekehrt, lernte er Ramler und Nicolai kennen. Jener erschien als „ein feiner alter Herr, stets sorgfältig gekleidet, in seiner Haltung elegant, nicht ohne scharfe, fast spitze Züge. In geselligen Kreisen pflegte er als Vorleser aufzutreten — Frauen-Rollen trug er mit fistulirender Stimme vor, und plötzlich fiel er dann in den tiefsten Baß hinab." Ramler, damals an der Spitze des Berliner Theaters, erhielt von Tieck eine Bearbeitung von Shakespeare's „Sturm" eingereicht, brachte sie aber nicht zur Aufführung, weil der junge Dichter sich die berühmte Ramler'sche Feile verbeten hatte. Nicolai, „ein hagerer, trockener Mann", übertrug ihm die Fortsetzung der „Straußfedern". Diese Geschäftsverbindung endigte mit einem Prozeß, den Tieck gegen Nicolai gewann.

Die Schilderung der alten und neuen Freunde des Dichters, die Schöpfungsgeschichte seiner romantischen Dichtungen und die Erinnerungen aus Jena und Weimar bilden den Inhalt der drei letzten Capitel des Dichterlebens von 1792 bis 1800. Von Schiller, den Tieck im Gartenhause zu Jena besuchte, heißt es: „Er war hager und groß, der Oberleib lang gestreckt, die Gesichtsfarbe bleich; die graublauen Augen hatten für gewöhnlich einen kalten Ausdruck, der jedoch schwand, wenn er in der Unterhaltung warm wurde. Er sprach nicht ohne Pathos. — Von Goethe, bei dem Tieck durch Schlegel und Novalis eingeführt wurde, lesen wir: „Das war er selbst. Götz, Faust, Tasso! Aber auch der Herrscher im Reiche der Poesie, in abgeschlossener Hoheit stand vor ihm. Ein gewaltiges, erschütterndes Gefühl erfüllte ihn bei dem Anblicke. „Das ist ein großer, ein vollendeter Mensch, Du könntest bewundernd vor ihm niederfallen." Zugleich aber erhob sich aus dem Grunde seiner Seele wie ein Wolkenschatten der leise aufsteigende Zweifel: „Könntest Du ihn zu Deinem Freunde, Deinem Vertrauten machen?" Und er, Tieck, mußte sich antworten: „Nein, das könntest Du nicht." — Auch Herder's persönliche Bekanntschaft machte Tieck: „er empfing ihn in freundlicher Weise, doch nicht ohne abgemessene Würde." Enger verband sich mit dem jungen Dichter Jean Paul, für den er manche Lanze brach. Vieles erklärte sich ihm jetzt erst aus der Persönlichkeit Jean Paul's: „mit tiefem Humor und Gefühl verbanden sich Laune und grillenhaftes Wesen, das an eine Kindernatur erinnerte und oft in den sonderbarsten Aeußerungen zum Vorschein kam."

Durch seine „Volksmährchen" hatte sich Tieck Novalis und Schelling zu Freunden gemacht. Novalis sagte: mit Tieck's Bekanntschaft beginne ein neues Blatt in seinem Leben. Er war ein Ersatz für Wackenroder, mit dem Tieck vom Knaben zum Jüngling aufgewachsen, und der fünf und zwanzig Jahre alt gestorben war. Doch war Novalis dem früheren Freund in vielen Punkten überlegen. Mit der mystischen Richtung vereinte er verstandesmäßige Schärfe und Klarheit, er war philosophisch geschult, besaß Blick und Urtheil für die Welt, war freier, sicherer, durchgebildeter als Wackenroder. Der Vater Novalis', der alte Hardenberg, früher ein rüstiger Soldat, eine hohe, ehrwürdige Natur, stand wie ein Patriarch in der Mitte talentvoller Söhne und lieblicher Töchter, denen sich Novalis' zweite Braut, Julie von Charpentier, zugesellte, die Familie war der Lehre der Herrnhuter zugethan mit prunkloser, aber wahrer Frömmigkeit. Neuerung und Aufklärung waren dem alten Hardenberg in jeder Form verhaßt: die alte verkannte Zeit liebte und lobte er, und wenn die Gelegenheit es bot, konnte er rückhaltlos seine Ansichten aussprechen oder in plötzlichen Jähzorn auflodern. Einst hörte Tieck, bei der Familie in Weißenfels zum Besuch, den alten Herrn im Nebenzimmer nicht eben glimpflich schelten. „Was ist vorgefallen?" fragte er besorgt einen eintretenden Bedienten. „Nichts,"

erwiederte dieser trocken. „Der Herr hält Religionsstunde.“ Der alte Hardenberg pflegte Andachtsübungen zu leiten und auch die jüngern Kinder in Dingen des Glaubens zu prüfen, wobei es mitunter stürmisch herging. —

Den „eisernen Fichte“, wie er den Philosophen nannte, hatte Tieck schon in Berlin kennen gelernt, wohin sich jener begeben, nachdem die Anklage auf Atheismus gegen ihn erhoben worden. Fichte war noch einmal nach Jena gekommen, um seine Verhältnisse aufzulösen. Er verweilte dort in den Wintermonaten von 1799 auf 1800. Sein scharf ausgeprägtes Wesen, die Strenge, die Rücksichtslosigkeit, mit der er zu urtheilen pflegte, wollte Tieck nicht überall zusagen. Namentlich im Gespräche über Jakob Böhme zeigte sich der Gegensatz ihrer Naturen. Tieck blieb dabei stehen, daß derselbe ein Prophet, Fichte, daß er ein verworrener Träumer sei, und als jener wiederum auszuführen suchte, wie in Böhme philosophisches Denken mit dichterischer Anschauung sich unmittelbar verbinde, da fiel Fichte mit den Worten ein: „Lieber Freund, Sie sind ein Dichter, und wenn Sie mir die Versicherung geben, Jakob Böhme sei ein großer Dichter, so will ich Ihnen das auf's Wort glauben; dagegen aber müssen Sie mir auch glauben, wenn ich Ihnen sage, er ist kein Philosoph, sondern ein großer Narr!“ — „Dann machen Sie mir erst deutlich,“ erwiederte Tieck, „wie man ein großer Narr und zugleich ein großer Dichter sein kann.“ Fichte meinte, das würde zu vieler Demonstrationen bedürfen, und brach das Gespräch ab. —

Das Gefühl, mit dem Tieck später auf diese schöne Zeit in Jena zurückblickte, der Biograph schildert es in der Worten: „Es war die Fülle geistiger und sinnlicher Kraft, in der er lebte, noch wirkte Alles zusammen, um ein Dasein zu schaffen, wie es dem Menschen nur in erhöhten Augenblicken verstattet ist. Sieben und zwanzig Jahre alt, war er bereits ein anerkannter Dichter. In die Reihe der edelsten Geister des Volkes war er eingetreten und von ihnen als ebenbürtig anerkannt.

Wir verlassen hier den Dichter auf den Höhen seines Dichterlebens, um ihn demnächst in einem zweiten Artikel an der Hand seines Biographen weiter zu begleiten durch „Kampf und Leiden“ in den Jahren 1800 bis 1819, durch „Ruhm und Anerkennung“ in den Jahren 1820 bis 1841, dann von Dresden nach Berlin, von dem Grabe seiner Tochter Dorothea bis an sein eigenes dort auf dem Friedhofe der Dreifaltigkeitskirche neben dem Grabe Schleiermacher's und nicht weit von dem seines Freundes Steffens.



Zur Geschichte der Zeitungs-Annoncen und Inserate in England.

Um die Sitten und Gewohnheiten vergangener Zeiten kennen zu lernen, giebt es wohl kein besseres Mittel, als die bescheidenen Stimmen zu hören, welche seit einer langen Reihe von Jahren schon durch das Organ der periodischen Presse die Bedürfnisse und die Moden, die Beschäftigungen und die Vergnügungen jeder Epoche verkünden. Wenn wir die Journale alter und neuer Zeiten zur Hand nehmen und die Annoncen von ihrem ersten Entstehen bis zum heutigen Tage verfolgen, wird das Ergebniß dieses Studiums eine ziemlich zuverlässige Sittenschilderung der Gesellschaft sein.

Das erste wirkliche Journal in England erschien erst zu Ende der Regierung König Jakobs des Ersten. Die „Weekly News", welche 1622 zu London erschienen, enthielten nur einige Nachrichten aus fremden Ländern, aber noch keine einzige Annonce. Erst der schreckliche Kampf unter der folgenden Regierung gab der englischen Presse einen außerordentlichen Aufschwung. In der Masse der politischen Broschüren und der verschiedenen „Mercure", wie sie jene Epoche ins Leben rief, finden wir die ersten Symptome der spätern Bedeutung der englischen Presse als politische Macht. Diese Presse war damals von dem Kampfe zwischen Monarchie und Republik zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich hätte dabei aufhalten können, dem Publicum Waaren anzupreisen, oder Belohnungen für gestohlene Sachen zu versprechen. Die Kaufleute nahmen selber zu sehr an den Ereignissen des Tages Theil, als daß es ihnen hätte einfallen können, sich der Presse zu ihrem eigenen Vortheile zu bedienen. Erst nach dem Tode Karl's I., als die Republik etwas freier aufathmen zu dürfen glaubte, schien das Publicum zu begreifen, von welchem Nutzen ihm die Journale sein könnten, und fing an, sich derselben zu bedienen. Die erste Annonce, welche wir überhaupt gefunden haben, ist eine literarische: „Irenodia Gratulatoria, ein Heldengedicht und Lobrede auf die neuliche Rückkehr des berühmten Generals, Mylords u. u. s. w." (London, 1652). Diese Annonce steht in einer Januars-Nummer des parlamentarischen Journals „Mercurius Politicus", und es ist sehr möglich, daß Cromwell selber die Verherrlichung seiner Siege in Irland so pomphaft ankündigen ließ. Die Buchhändler sind also die ersten gewesen, welche sich der Annoncen und Inserate bedient haben. Von diesem Moment an bis zur Restauration finden wir in dem „Mercurius Politicus" die abgeschmacktesten Werke über politische und religiöse Fragen, wie sie damals Mode waren, angekündigt. Aber noch eine andere Gattung von Annoncen kommt in jener Zeit sehr häufig vor, nämlich das Signalement flüchtiger Dienstboten, gestohlener Hunde und Pferde.

Es verging keine Woche, in welcher nicht das Signalement irgend eines Flüchtlings, welchem stets das Verzeichniß der von ihm entführten Gegenstände folgte, in der Zeitung zu lesen war. Und fast in keinem Signalement fehlt das Merkmal der Blatternarben, ein Beweis, wie furchtbar diese Krankheit zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewüthet haben muß.

Aus einer Annonce des „Mercurius politicus" sehen wir, daß es schon damals Mode in England war, Negerknaben zu halten. Wahrscheinlich wurden sie von Portugal eingeführt, denn England fing erst im Jahre 1680 an, den Sclavenhandel auszubeuten. Aus derselben Annonce sehen wir auch, daß die Puritaner, Rundköpfe von den Cavalieren genannt, die Köpfe ihrer Neger eben so wie ihre eigenen zu scheeren pflegten: „Ein Negerknabe von 9 Jahren, in graue Leinewand gekleidet, mit kurz geschorenem Haar, ist Dienstag Abend 9 Uhr in St. Nicolas Lane verloren gegangen. Eine anständige Belohnung demjenigen, welcher dem Zuckersieder Mr. Barker in derselben Straße Nachrichten von ihm bringen kann." Zu derselben Zeit begegnen uns auch häufig die Anzeigen gestohlener Pferde. Diese Art Diebstahl war überhaupt während der Periode der Republik und in dem darauf folgenden halben Jahrhundert sehr häufig, wahrscheinlich, weil diese Thiere durch die Bürgerkriege seltener, folglich auch theurer geworden waren.

Die Bücher-Anzeigen ausgenommen, haben wir bis dahin noch keine Annonce eines Kaufmanns gefunden, der seine Waaren ausgeboten hätte. Die erste Annonce dieser Art ist deswegen interessant, weil sie sich auf einen Artikel bezieht, welcher seitdem einen wohlthätigen Einfluß auf die häuslichen und socialen Sitten der Nationen ausgeübt hat. „Das ausgezeichnete chinesische Getränk, von allen Aerzten geprüft, welches die Chinesen Teha, andere Völker Tay oder Tee nennen, ist im Kaffeehause zum Kopf der Sultanin zu haben." („Mercurius politicus", 30. September 1658.) Dies ist die erste authentische Annonce des öffentlichen Verkaufs dieses heute so allgemein beliebten Getränks. Die Erwähnung eines Kaffeehauses beweist uns, daß das andere Getränk schon früher in England bekannt war. Indessen bedurfte es noch zweier Jahrhunderte, um den Thee sowohl als den Kaffee zu National-Getränken in der umfassendsten Bedeutung des Wortes zu machen.

Inzwischen fand die Restauration statt, und Karl II. landete zu Dover. Die Annoncen zeigen uns mit der Genauigkeit eines Barometers den Zustand der Gemüther in diesem kritischen Momente. John Milton, der Dichter des verlorenen Paradieses, der republikanischen Sache treu, kündigt im „Mercurius Politicus" eine Broschüre gegen die Wiedereinsetzung des Königthums an, welches seinerseits immerhin Muth genug beweist. Zwei Monate später wurde er verbannt und seine Werke von Henkershand den Flammen übergeben. Kaum war der König wieder im Besitz der Krone, so gaben sich seine Neigungen und Gewohn-

heiten auch in der Presse kund. Der „Mercurius Politicus“ wird Höfling und nennt sich von da an bescheiden „Mercurius Publicus.“ Seine Spalten stehen ausschließlich zur Verfügung des Hofes und enthalten abwechselnd Angriffe gegen die Puritaner, und Annoncen, die gestohlenen Lieblingshunde Sr. Majestät des Königs betreffend. Eine dieser Annoncen, wahrscheinlich von Sr. Majestät selbst verfaßt, lautet: „Wir sehen uns von Neuem genöthigt, einen schwarzen Hund wiederzuforbern, halb Windhund, halb Jagdhund, mit einem weißen Streifen auf der Brust und mit gestutztem Schwanz. Es ist Sr. Majestät höchsteigner Hund, und wir zweifeln nicht, daß er gestohlen worden ist, denn er war weder in England geboren noch erzogen und hätte niemals seinen Herrn verlassen. Der Finder kann sich nach Whitehall hinwenden, wo der Hund besser bekannt ist, als diejenigen, welche ihn gestohlen haben. Wird man niemals aufhören, Se. Maiestät zu bestehlen? Darf ein König nicht einmal einen Hund besitzen? Die Stelle eines Hundes (obgleich besser als man glauben mag) ist die einzige, um welche zu bewerben sich noch Niemand unterstanden hat.“ Der König spazierte im St. James-Park stets mit einem großen Gefolge von Hunden und fütterte daselbst die Vögel. Diese Gelegenheit nahmen die Diebe wahr, um ihm seine Lieblingshunde zu stehlen und sie später gegen eine große Belohnung wiederzubringen. Der König ließ beständig verlorene Hunde anzeigen, bald eine kleine Windhündin mit weißen Hinterpfoten, bald einen weißen Jagdhund, oder einen schwarzen Hofhund mit gestutztem Schwanz und Ohren. Nach dem Könige waren es die großen Herren, wie der Prinz Rupert, Buckingham und Lord Albemarle, welche sich der „London Gazette“ bedienten, um ihre verlorenen Hunde anzuzeigen. Diese Annoncen charakterisiren den Geist der damaligen Zeit. So lange die Puritaner an der Herrschaft waren, kamen solche Annoncen niemals vor, denn ihnen war alles verhaßt, was nur irgend zur Jagd gehörte. Aber mit der Wiedereinsetzung des Königthums lebten die so beliebten ritterlichen Vergnügungen in England wieder auf.

Die „London Gazette“ ist das einzige aus jener Zeit stammende Journal, welches noch heute existirt. Es erschien zuerst in Oxford, wohin sich der Hof zurückgezogen hatte, so lange die Pest in London wüthete (1665), und nannte sich „Oxford Gazette“. Als Karl II. nach London zurückkehrte, folgte ihm das Journal dahin und nannte sich „London Gazette“. Wie noch heute, war es schon damals Hof- und Administrations-Journal. Die Reaction, zu welcher die Restauration das Vorspiel war, scheint im Jahre 1664 ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die Annoncen der Zeit tragen den Stempel des Luxus und der Verschwendung, der die Bevölkerung, nachdem sie das puritanische Joch abgeworfen, huldigte. Größtentheils beziehen sie sich auf Lotterieen, die im Banquetsaal zu Whitehall gezogen werden sollten, auf verlorene Spitzen, Juwelen, Stickereien, Medaillons.

Der Geschmack des Volkes an fremdländischen und seltenen Dingen äußerte sich in den Annoncen der Merkwürdigkeiten, die zu sehen waren. Mit großem Pomp wurden ein tropischer Vogel, eine ägyptische Mumie oder das Schenkelbein eines Riesen, welches wahrscheinlich einem großen vierfüßigen Thiere gehört hatte, angekündigt. Im folgenden Jahre fand indessen eine bedeutende Veränderung statt. Die Pest kam mit all ihren Schrecken nach London, und während der Zeit, daß diese furchtbare Krankheit wüthete, fand man keine anderen Annoncen in den Zeitungen als Schutzmittel gegen die Pest, ganz in der Art, wie die „Times" im Cholerajahr 1854 ihre Spalten mit allerlei Heilmitteln angefüllt hatte.

Das wirksamste Hülfsmittel gegen die Pest, die in London allein über 100,000 Menschen hinwegraffte, war die große Feuersbrunst, welche den 2. September ausbrach und 13,000 Häuser zerstörte. Sie machte der Epidemie ein Ende.

Interessant ist uns auch folgende Annonce aus der Regierungszeit Karl's II.: „Georg Grey, Barbier und Perrückenmacher, der Taverne zum Windhunde gegenüber in Black-Friars, welcher Aufträge von hohen Personen hat, macht allen denen bekannt, die lange, blonde Haare zu verkaufen haben, daß er ihnen dafür 10 Schilling die Unze bezahlt, und für andere schöne lange Haare 5 bis 7 Schilling." (The News, den 4. Februar 1663.) Blonde Haare standen damals höher im Preise, weil diese von den vornehmen Personen am meisten gesucht waren. Die Annoncen aus der Regierungszeit Karl's II. zeigen, daß die ganze Epoche eine sehr frivole und verschwenderische war. Inmitten dieser lockern Zeit gab sich zugleich unter Karl II., und auch noch unter der folgenden Regierung, eine Gewaltthätigkeit, die allen Gesetzen Trotz bot, kund. Schreckliche Verbrechen, wie Blood's verwegener Raub der Krondiamanten, der Mordversuch auf den Herzog von Ormond und Sir John Coventry, und die Ermordung Sir Edmondbury Godfrey's folgten rasch auf einander. Aus einer Annonce sehen wir, daß auf den Poeten Dryden ebenfalls ein Mordversuch gemacht wurde: „John Dryden, Esq., welcher Montag den 18. d. M. Abends in Rosestreet von mehreren ihm unbekannten Personen gewaltsam angegriffen und verwundet worden ist, macht bekannt, daß Derjenige, welcher ihm die Namen der Mörder nennen kann, 50 L. St., welche beim Goldschmied Blanchard bei Temple Bar deponirt sind, als Belohnung empfängt, und daß, im Fall diese Person eine der Mitschuldigen oder Anstifter des Attentats wäre, S. M. der König ihm seine Verzeihung zusichert." (London Gazette, den 22. December 1679.)

Zu derselben Zeit kam auch die Mode der Auctionen auf, die unter der Regierung der Königin Anna fast zur Manie wurde. Bücher- und Bilder-Versteigerungen fanden unaufhörlich statt. Die Lotterieen waren ebenfalls Mode, und erstreckten sich auf alle möglichen Gegenstände.

Ein Journal enthielt damals fast nie mehr als drei oder vier Inserate, sehr selten ein Dutzend; sie standen gewöhnlich in der Mitte des Blattes, oder bildeten den Anfang desselben. Aus keinem einzigen ging aber hervor, daß England eine große Handelsmacht sei oder eine Handelsflotte besitze. Ein Inserat jener Zeit beweist, daß man damals schon die Feuerversicherungen kannte: „Eine Feuersbrunst hat im vergangenen Monat den 24. stattgefunden, in Folge deren mehrere Häuser der „befreundeten Gesellschaft" im Werthe von 965 L. St. niedergebrannt sind. Die Mitglieder der genannten Gesellschaft werden aufgefordert, vor dem 12. August des folgenden Jahres ihren Antheil des genannten Verlustes, welcher 5 Shilling und 1 Penny für jede versicherte 100 L. St. beträgt, zu bezahlen." Hier und da nur findet man eine Geschäfts-Annonce, welche Capitale ausbietet; doch sind sie fast alle unbestimmt gehalten und frei von der Kunst des Puffs, welcher heut zu Tage in England so vervollkommnet ist, daß man glauben sollte, es gäbe daselbst nur zwei Klassen Menschen, Charlatans und Narren. Erst nach der Revolution von 1688 fing man an, den Werth der Inserate nach Gebühr zu schätzen. Eine Annonce aus der „Flying Post" zeigt uns, in welcher Kindheit sich der Journalismus noch immer befand. Sie lautet: „Personen, die einem Freunde oder Correspondenten in der Provinz einen Bericht über die öffentlichen Angelegenheiten zu senden wünschen, können sich einen solchen bei J. Salusbury in der aufgehenden Sonne in Cornhill verschaffen. Da dies Blatt nur auf einer Seite bedruckt und auf der andern weiß gelassen ist, so kann man sich der leeren Seite bedienen, um Privat-Mittheilungen oder Tages-Neuigkeiten darauf zu schreiben." Die Freiheit, die man den Käufern ließ, die Tages-Neuigkeiten selbst hineinzuschreiben, was der Herausgeber eigentlich hätte thun sollen, beweist, daß die Journale damals nicht eben mit besonderer Energie geleitet wurden. Vielleicht war es auch ein Mittel für die Jacobiten, Nachrichten auf dem Postwege zu verbreiten, ohne den Drucker zu compromittiren. Im britischen Museum findet man viele solche Blätter, halb bedruckt, halb Manuscript, deren geschriebener Theil Dinge von solcher Wichtigkeit enthält, daß sie in den Augen einer wachsamen Regierung die Verletzung des Briefgeheimnisses gerechtfertigt haben würde.

Da die Annoncen von Anfang an dazu dienten, vor allen Dingen die Vergnügungen bekannt zu machen, so ist es um so wunderbarer, daß man sich nicht ihrer schon früher bediente, um das Publicum ins Theater zu locken. Vor dem Jahre 1701 finden wir keine Theater-Annonce; da erst erschien das kleine Theater von Lincolns Inn zum ersten Male in den Spalten der „English Post". Aber das Beispiel dieses kleinen Theaters wurde bald von den größeren befolgt, und nach einigen Jahren finden wir in allen täglichen Zeitungen die Annoncen sämmtlicher Theater-Vorstellungen. Die erste dieser täglichen Zeitungen war

der „Dayly Courant“, welcher 1709 erschien. Dasselbe Jahr sah auch den berühmten „Tatler“ entstehen, welchem bald der „Spectator“ und der „Guardian“, die literarischen und socialen Journale jener Zeit, folgten. Die erste Ausgabe des „Tatler“ enthielt Annoncen, wie jedes andere gewöhnliche Journal; sie handelten von Moden und Persiflagen der vornehmen Welt. Hier ist eine, welche unter der Maske des Scherzes Sir Richard Steele vortreffliches Material für sein Blatt geliefert haben mag: „Damen, welche wünschen, Abenteuer von Personen ihrer Bekanntschaft zur Oeffentlichkeit zu bringen, ohne ihre Namen zu nennen, können dieselben mit der kleinen Post an Isaac Bickerstaff esq. adressiren u. s. w.“ Das war gewiß eine leichte Manier, sich scandalöse Anecdoten zu verschaffen.

Es ist interessant, die Veränderung zu beobachten, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der sogenannten „edlen Kunst der Vertheidigung“ stattfand. Die Kunst scheint bis zur Regierung Georg's I. in dem Gebrauch des Degens bestanden zu haben. Pepys beschreibt in seinem Journal mehrere Kämpfe, denen er als Zuschauer beigewohnt hat. Ein halbes Jahrhundert später hatte diese Waffe, wie aus folgender Annonce hervorgeht, noch nicht der der Faust Platz gemacht: „Im Bärengarten S. M. des Königs findet nächsten Donnerstag ein Waffenkampf statt zwischen Edmond Button, Professor der edlen Fechtkunst, welcher kürzlich Mr. Hasgit, so wie den edlen Kämpfer des Westens und noch vier andere im Kampfe getödtet hat, und James Harris aus der Grafschaft Hereford, Professor der edlen Fechtkunst, welcher um 98 Preise gekämpft hat, ohne jemals besiegt worden zu sein. Der Kampf beginnt präcise 2 Uhr Nachmittags mit den gewöhnlichen Waffen.“ („Postman“, 4. Juli 1701.) Man kann sich eine Vorstellung von dem Barbarismus jener Zeit machen, wenn man liest, daß Jemand sich öffentlich rühmt, sechs Menschen getödtet zu haben. Indessen glauben wir, daß die nun folgende Epoche, wo die Faust regierte und selbst die Frauen den Kampfplatz betraten, die vorhergehende an Brutalität noch übertraf. Es ist merkwürdig, daß die ersten Kämpfe im Boxen, von denen die Rede ist, unter Frauen stattfanden. In einem Journal vom Jahre 1722 steht folgende Annonce: „Herausforderung. Ich, Elisabeth Wilkinson von Clerkenwell, habe einen Wortwechsel mit Hannah Hyfield gehabt und verlange Genugthuung. Ich gebe ihr ein Rendez-vous auf den Brettern und fordere sie auf, dort mit mir um drei Guineen zu boxen. Jede von uns soll eine halbe Krone in der Hand halten, und wer das Geldstück zuerst fallen läßt, betrachtet sich als besiegt.“ „Erwiderung. Ich, Hannah Hyfield vom Newgate-Markt, bin von den Absichten der Elisabeth Wilkinson unterrichtet und werde ihr mit Gottes Hülfe mehr Schläge als Worte beibringen. Sie mag sich darauf verlassen, das zu empfangen, was sie verdient.“ Der Handschuh wird, wie man sieht, eben so schnell aufgehoben als hinge-

worfen. Das Geldstück mußten die Frauen während des Kampfes in der Hand halten, damit sie verhindert waren, sich ihrer Nägel zu bedienen.

Die „Dayly Post" vom 7. Juli 1728 bringt noch ein Beispiel dieser nicht selten stattfindenden weiblichen Duelle: „Heute Montag den 7. October wird im Amphitheater des Mr. Stokes in Islington Road ein Zweikampf im Boxen zwischen den beiden hier genannten Kämpferinnen stattfinden: „Ich, Anna Field, von Stoke Newington, Eselstreiberin, die ich, so oft sich die Gelegenheit bietet, bewiesen habe, daß ich zu meiner Vertheidigung zu boxen verstehe, bin von Mrs. Stokes, genannt die europäische Kämpferin, beleidigt worden. Ich lade sie zu einem Kampfe in aller Form ein um 10 L. St. Ich hoffe ihr zur Genugthuung aller meiner Freunde Beweise meiner Ueberlegenheit zu geben, so daß sie gezwungen sein wird, mich als Siegerin anzuerkennen." Die Erwiderung lautet: „Ich, Elisabeth Stokes, habe mich seit sechs Jahren, wo ich 29 Minuten lang mit der berühmten Boxerin von Billingsgate kämpfte, die ich besiegte, auf diese Art nicht geschlagen. Ich nehme aber die Herausforderung der berühmten Eselstreiberin von Stoke Newington an, und verspreche ihr, zum Rendezvous zu kommen. Ich hoffe, daß die Schläge, die ich ihr zuzuertheilen gedenke, nicht so leicht verschmerzt sein werden, als die, mit denen sie ihre Esel zu regaliren pflegt." „NB. Ein Mann, unter dem Namen Rugged and tuff bekannt, erbietet sich, gegen den besten Kämpfer von Stoke Newington um eine Guinee oder um jede beliebige Summe, die man riskiren will, zu kämpfen." „NB. Das Boxen beginnt präcise vier Uhr Nachmittags. Wie gewöhnlich, in den Zwischenpausen Stockprügel."

Andere Annoncen aus derselben Zeit beziehen sich auf Hahnenkämpfe, welche oft die ganze Woche dauerten. Auch wurden Kämpfe zwischen Hunden und wüthenden Stieren veranstaltet.

Zu Anfang dieses Artikels haben wir der Mode, Negerknaben zu halten, die unter Karl II. aufkam, erwähnt. Sie erreichte in der Mitte des folgenden Jahrhunderts, wo die Dienerschaft vornehmer Häuser oft größtentheils aus Schwarzen bestand, ihren Höhepunkt. Ihre Herrschaft hing ihnen Halsbänder mit ihren Namen, wie ihren Hunden, um.

Folgende Annonce stand 1694 in der „London Gazette": „Ein Negerknabe, ungefähr 13 Jahr alt, aus Indien gebürtig, ist aus Putney den 8. d. M. entflohen. Er trägt ein Halsband mit der Inschrift: „der Neger der Lady Bloomfield." Wer ihn Sir Edmond Bloomfield zu Putney wiederbringt, erhält eine Guinee Belohnung."

Das waren die Folgen des Menschenhandels, den Sir John Hawkins im Jahre 1680 einführte. Bis 1786, wo er verboten wurde, also im Laufe eines Jahrhunderts, wurden allein nach Jamaica 910,000 Negerkinder geschleppt, die ihrer Heimath gewaltsam entrissen worden waren.

Im Jahre 1745, nach dem blutigen Tage von Culloden, der auf immer die Hoffnungen der Stuarts vernichtete und das Haus Braunschweig auf dem Throne von England befestigte, erschien der „General Advertiser". Aus seinem Titel geht seine Bestimmung hervor. Jede Nummer hatte mindestens 50 bis 60 Annoncen, welche allmählich anfingen, einen modernen Charakter anzunehmen. Die Ankunft und Abreise aller Schiffe wird regelmäßig angezeigt. Die Handels-Interessen nehmen von nun an die erste Stelle ein. Es ist wohl noch ab und zu die Rede von einem verlornen Degen, einem gestickten Scharlachrock; auch die Theater-Anzeigen fehlen nicht, — Foote, Macklin und Garrick glänzten als Dreigestirn am theatralischen Himmel; — doch nahmen die Vergnügungs-Annoncen im Vergleich gegen früher eine untergeordnete Stelle ein. Das große Erdbeben von Lissabon endlich verursachte ein so allgemeines Entsetzen, daß die Maskeraden verboten und Seiltänze, Marionettenspiele, Porzellan-Auctionen und öffentliche Feste immer seltener wurden.

In den folgenden 25 Jahren entstanden die meisten Journale, die noch heute existiren, und ihre Annoncen sehen den unsrigen schon sehr ähnlich, obgleich das Annoncen-System die Vollkommenheit, in der es heute besteht, erst zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts erreicht hat. Die Kaufleute sahen ein, wie große Vortheile die Presse dem Handel bieten könne, und Packwood und andere Handelsgrößen besoldeten Schriftsteller, die Annoncen für sie schreiben mußten.

Georg Robins wurde vor allen Andern die Krone des Puffs einstimmig zuerkannt. Seine Annoncen sind wahre Meisterwerke. Wie der biblische Maler Martin wußte er all' seinen Schilderungen eine wunderbar ideale Färbung zu verleihen. Eines Tages, als er die Beschreibung einer Besitzung, die zu verkaufen war, gemacht hatte, glaubte er doch, einige Schatten in sein Gemälde bringen zu müssen, dessen Vollkommenheit ein neues Eden träumen ließ, und fügte hinzu: „Leider kann ich Ihnen, meine Herrschaften, nicht verbergen, daß diese Besitzung zwei Uebelstände hat: der Lärm der Nachtigallen ist fast zu stark, und die Alleen sind mit Rosenblättern übersäet." Mit Georg Robins verschwand die Poesie des Puffs. Andere haben nach ihm versucht, die Saiten seiner Lyra zu rühren, aber Keiner hat sich zu seiner Höhe emporzuschwingen vermocht.

Die neueste Zeit giebt ungeheure Summen für Annoncen aus. So bezahlen für Annoncen jährlich:

Professor Holloway (Pillenfabrikant)	30,000	L. St.
Moses und Söhne	10,000	„
Rowland u. Co. (Macassar-Oel) .	10,000	„
Dr. Jongh	10,000	„
Heals u. Söhne (Betten und Bettzeug)	6,000	„
Nicholls (Schneider)	4,500	„

Und nicht allein in den Journalen, auch in den Omnibussen, Eisenbahnwagons und Dampfschiffen finden wir heut zu Tage Annoncen. Madame Tussaud, welche ein Wachsfiguren-Cabinet hat, bezahlt einer einzigen Omnibus-Compagnie 90 L. St. monatlich für das Privilegium, ihre Annoncen allein in den Wagen dieser Gesellschaft ankleben zu dürfen. Auf den Trottoirs, unter den Brückenbogen, an den Mauern und Thoren sieht man Annoncen in riesengroßen Lettern. Thackeray erzählt in seiner Reise von Cornhill nach Cairo, daß sogar auf der Pompejus-Säule eine Annonce Warrenscher Wichse prangt.

Wir haben die Inserate von ihrem bescheidenen Entstehen unter der republikanischen Regierung bis jetzt verfolgt, wo sie sich in ihrem vollen Glanze in den 16 Seiten der „Times" ausbreiten. Die „Times" vom 24. Mai 1855 enthält 2,575 Annoncen, eine fast unglaubliche Zahl. Sonst waren die Vorzimmer großer Herren der Aufenthalt der Poeten, Künstler und Kaufleute, die sich um die Gunst des hohen Protectors bemühten, heut bemühen sich Tausende von Menschen um die Gunst des Einzelnen, der nur einen Penny besitzt, um die „Times" lesen zu können. Nehmen wir die Nummer vom 24. Mai zur Hand und prüfen wir die Personen, die sich auf jeder Seite drängen, und deren jede bemüht ist, die Stimme der andern zu übertönen.

Zuerst bemerken wir eine Flotte von 129 Schiffen, deren Bestimmungsort die Goldregionen, Afrika, Amerika, Indien sind. Auf einer andern Spalte lesen wir nur das Wort: „Es wird verlangt." Das ist der Markt der Dienstboten, und alle Gattungen dieser Klasse, Lakaien, Köchinnen, Stubenmädchen, Kammerjungfern finden dort, was sie wünschen. Hier preisen uns die Verleger ihre neu erscheinenden Werke an, welche alle, wenn wir ihren Lobeserhebungen glauben wollen, würdig sind, einen Platz in unserer Bibliothek einzunehmen. Dort haben wir die Auswahl unter 378 Häusern, Läden und Magazinen, die zu verkaufen sind, meublirte Zimmer werden uns angeboten, Aerzte, welche ruhige Wohnungen haben, wünschen Pensionäre aufzunehmen, die verschiedensten Branchen der Erziehung sind von 142 Lehrern und Lehrerinnen vertreten. Unsere Haare, Zähne, Füße werden 36 Künstlern dringend empfohlen, welche alle mit ihren unfehlbaren Mitteln unserer gebrechlichen Natur aufhelfen wollen. Zuletzt breitet sich vor unsern Augen ein Jahrmarkt von Waaren aller Art aus, und inmitten dieses Wirrwarrs vernehmen wir die Stimme des Vaters, der seinen verlorenen Sohn zurückruft, oder der Frau, welche den Geliebten sucht, der ihr seine Treue verpfändet hat. Rührend sind auch die Klagelaute, die von Zeit zu [illegible] unser Ohr erfüllen: „Die Taube ist an den Flügeln verwundet, sie [illegible] sterben, wenn der Kranich nicht wiederkehrt, um sie gegen ihre [illegible]e zu schützen." B. S. C. „Es ist mehr als grausam, nicht zu [illegible]ben. Habe Mitleid mit einem so ergebenen Schweigen." Folgende

Annonce athmet die ganze Verachtung einer betrogenen Frau: „Es ist genug! Ich habe auf Erden nur ein edles, großmüthiges Herz gefunden. Jetzt ist es auf ewig fern von mir. Kaltes Herz, Du hast verloren, was Millionen nicht hätten erkaufen können, was Du mit einem einzigen, aufrichtigen Worte auf immer gewinnen konntest. Und dennoch vergebe ich Dir! Ziehe hin in Frieden! „Ich ruhe aus im Erlöser!" Wie oft sendet die Liebe einen Seufzer von einem Ende der Welt zum andern, heimlich und verstohlen, wie sie glaubt. O, süße Täuschung! Die Spötter haben ihre Freude daran, die Correspondenzen in Chiffern, die Euch armen Liebenden zu ersinnen so viele Mühe machten, und von denen Ihr glaubt, daß sie nur Euch verständlich, zu enträthseln!

Heirathsgesuche fehlen natürlich niemals; hier einige Proben: Allen jungen Damen, welche Vermögen besitzen: „Ein junger Mann, schön und liebenswürdig, von guter Familie und gewohnt, mit der besten Gesellschaft zu verkehren, ist in Geldverlegenheit. Nur eine Heirath kann ihn aus derselben befreien. Undankbarkeit war niemals sein Fehler, und er wird sein ganzes Leben bemüht sein, das Vertrauen, welches man in ihn setzt, zu rechtfertigen." (Adressen an L. S. M. L. 47. Kingsstreet.)

Ein anderes interessantes Heirathsgesuch lautet: „Ich, John Hobnail, mache allen unverheiratheten Frauen bekannt, daß ich jetzt grade 45 Jahre alt, Wittwer bin und eine Frau suche. Ich will Niemand betrügen, daher erkläre ich, daß ich ein nettes Häuschen mit zwei Acker Landes dabei bewohne, wofür ich 2 L. St. Miethe bezahle. Ich habe fünf Kinder, deren vier schon in dem Alter sind, um in den Dienst zu treten, so wie drei Speckseiten und einige Schweine, die ich zu Markte bringen will. Ich wünsche eine Frau, die während meiner Abwesenheit für das Haus sorgt, Vermehrung der Familie wünsche ich nicht, sie kann, wenn sie will, 40 bis 50 Jahre alt sein. Eine gute Hausfrau, die mit Schweinen umzugehen versteht, ist mir die liebste."

Wir haben vorzugsweise Annoncen aus der „Times" angeführt, weil diese Zeitung alle Gattungen von Annoncen bringt. Doch giebt es noch einige Journale, in welchen verschiedene Arten von Inseraten noch ausführlicher und in größerer Zahl zu finden sind. Die „Morning Post" hat das Monopol aller derjenigen, welche sich auf Moden und den Luxus des Lebens beziehen. Der „Morning Advertiser" ist das Journal der Gastwirthe und Verkäufer von Lebensmitteln. „Bell's Life" widmet sich ausschließlich der Jagd und Allem, was dazu gehört. Die „Era" beschäftigt sich fast nur mit dem Theater, und das „Athenäum" mit Schriftstellern und Verlegern. Die „Illustrated News" sind unter den Wochenblättern an Umfang, was die „Times" unter den täglich erscheinenden Zeitungen ist, und da sie 170,000 Abonnenten zählt, so fließen ihr natürlich mehr Annoncen zu, als ihren Concurrenten. Die Provinzjournale haben wir nicht besprochen, wir können aber versichern,

daß sie hinter denen der Hauptstadt in keiner Art zurückgeblieben sind. Im Jahre 1851 haben sämmtliche Zeitungen von Großbritannien und Irland zusammen 2,334,593 Annoncen gebracht, und diese Zahl nimmt noch mit jedem Jahre zu.

(Nach dem „Quarterly Rewiew“.)

Literatur.

Monatsschrift für Preußisches Städtewesen. Unter Mitwirkung von Vertretern der Städte in den Kammern, Magisträten, städtischen und anderen Beamten, redigirt von B. Graeser. Jahrgang I, Heft 1—5. Frankfurt a. O. Verlag der Hofbuchdruckerei von Trowitzsch u. Sohn.

Diese Monatsschrift soll nach Absicht der Herausgeber ein literarischer Mittelpunkt werden für die Besprechung aller auf das Preußische Städtewesen bezüglichen principiellen Fragen, so wie für die zur Vergleichung verschiedener Gemeinden so wichtige Zusammenstellung thatsächlicher Zustände und Ereignisse. Die Zeitschrift sieht in der Städte-Ordnung vom 30. Mai 1853 „den ihr historisch gegebenen Ausgangspunkt und hängt sich an sie so rückhaltlos wie der Mensch an seine Heimath, ob sie ihm viel oder wenig biete.“ Den politischen Parteistandpunkt glaubt sie grundsätzlich vermeiden zu müssen, „überzeugt, daß es eben so wenig möglich ist, die aus der Natur der sittlichen, gewerblichen und Verkehrsverhältnisse emporwachsenden Bedingungen und Forderungen des Städtewesens auf das Niveau vergangener Zeiten zurückzuführen, als dieselben einem Ideale anzupassen, daß man eine Ausgleichung der städtischen Interessen eben so wenig durch bloße Abwehr- und Widerstandsmaßregeln, wie durch Experimente zu Gunsten eines Princips erreicht, kurz: daß es gilt, die gesetzliche Organisation großer, durch den ganzen Bildungsgang der Völker bedingter Lebensverhältnisse mit unbefangenem, also unparteiischem Auge aufzufassen.“

Die Zeitschrift will ihren Zweck in folgenden Abtheilungen zu erreichen suchen: 1) durch Mittheilung der Quellen des städtischen Rechts diese entweder kurz bezeichnen, oder die ergehenden, auf Verhältnisse des Städtelebens bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Regulative, das gemeinsame Interesse berührenden Processe theils auszugsweise, theils vollständig sammeln; 2) durch Darstellung und Besprechung der Gesetzgebung, so wie der Verwaltung angehörigen allgemeinen Verhältnisse des Städtewesens und des gesammten Staatsorganismus in Anknüpfung an die den Kammern, den Provinzial- und Communal-

Landtagen, so wie auch den Stadtverordneten-Versammlungen vorliegenden Fragen; 3) durch Publication der Ergebnisse der Verwaltung größerer Stadtgemeinden, der Haushalts-Etats, Rechnungs-Abschlüsse und Verwaltungs-Berichte, so wie durch statistische Vergleichung der mannichfachen Beziehungen, welche sich in den verschiedenen Staatshaushaltungen herausstellen; 4) durch eine nach Zeit und Raum geordnete Tages-Chronik der vereinzelten Zweige des Städtelebens; 5) durch ein kritisches Referat über die auf das Gemeindeleben bezüglichen literarischen Erscheinungen.

Vergleicht man mit diesem „Prospecte" der Redaction die Leistungen in den vorliegenden Heften, so ist jede der beabsichtigten Abtheilungen vertreten, die eine ausführlicher oder gelungener als die andere, wie solche Differenz bei periodischen Zeitschriften nicht zu vermeiden, ja fast, um die anregende Theilnahme für einen weiten Leserkreis zu erhalten, eine Nothwendigkeit ist.

An den einzelnen Aufsätzen haben wir besonders zwei hervorstechende Eigenthümlichkeiten zu loben: die Vermeidung doctrinärer Rednerei und das Festhalten der historischen Basis. In allen Mittheilungen wird von bestimmten concreten Verhältnissen ausgegangen, aus dem richtigen S. 16 noch ausdrücklich ausgesprochenen Motiv, daß „die Gesetzgebung nicht anders zu entsprießlichen Resultaten gelangen kann, als wenn sie in voller Würdigung und Rücksichtsnahme der aus der Geschichte gewonnenen Lehren, ausgerüstet mit der Kenntniß der actuellen volkswirthschaftlichen Zustände, mit vollem Bewußtsein über das Verhältniß des Städtewesens zu dem höchsten Staatszweck an ihr Werk geht." Wir sind ganz einverstanden, denn Grundsätze, so sprechend sie sein mögen, haben nie die Macht und Kraft der Thatsachen, deren Aufbewahrung der erste und hauptsächlichste Zweck der Geschichte ist. Schon aus diesem Grunde wird eine Darstellung des Staats und seiner einzelnen Institutionen, welche sich der historischen Grundlagen entäußert, aller ernsten Belehrung entbehren. Lehren aus dem weiten Staatsgebiete verflachen sich auch gar leicht, wenn versäumt wird, das Leben der Vergangenheit, die politischen Thaten und Leiden in lebendige Verbindung mit der beweglichen Gegenwart zu setzen. Dieser Anforderung leistet also die Monatsschrift vollkommen Genüge und bewahrt auch darin den richtigen historisch-conservativen Tact, daß sie den Individualitäten und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Städte Anerkennung wie Berücksichtigung gewähren will. (S. 23). Die Schablone und die platte Gleichmacherei sind die Schwächen unseres bureaukratischen Regiments. Sollte für jeden Boden und für jede Zeit nur eine Staats-Einrichtung oder Verfassung geschaffen sein, so hieße das für keinen Boden und für keine Zeit.

Mit einem theoretischen Vorsatze können wir uns aber nicht einverstanden erklären, „den politischen Parteistandpunkt grund-

sätzlich zu vermeiden," finden ihn auch practisch nicht aufrecht gehalten. In allen Angelegenheiten, die zum Staat gehören, also mit einem Wort in der Politik, muß Jeder, der mitredet, auch einen festen Punkt haben, auf welchem er steht; das Bekenntniß und die Durchführung seiner Ueberzeugung macht ihn zum politischen Charakter. Wer keinen positiven Lebensboden hat, wessen Ansichten im Begriff, in der Formel, in der Convenienz wurzeln, ist auch politisch Null. Wer übrigens so entschieden wie die Herausgeber der Monatsschrift den historisch-genetischen Standpunkt festhält, vertritt schon ein sehr bestimmtes Princip.

Unter den einzelnen Abhandlungen heben wir besonders heraus: über die „Obrigkeit der Städte", von dem Ober-Bürgermeister Piper in Frankfurt a. O. (vier Artikel im 1., 2., 3. und 5. Hefte); über die sogenannte Entbürdung der Städte von den Criminalkosten durch Feststellung einer fixirten Rente, von einem Mitgliede des Herrenhauses (im 2. Hefte); die Bildung von Wittwen-Verpflegungs-Anstalten für städtische Beamte und Lehrer von W. Sprengel, Stadt-Secretär in Frankfurt a. O. (im 2. Hefte); — über die Communal-Abgaben der Stadt Braunschweig (im 3. Hefte); — Vorschläge zu einer städtischen Pfandbrief-Creditordnung von Carl Knoblauch, Königl. preuß. Friedensrichter und Herzogl. Ratiborer, Kammerrath a. D. (im 4. Hefte). Auch enthält das 4. Heft S. 284 ff. die (sehr interessanten und vielfach beachtenswerthen) Gründe des Erkenntnisses des höchsten Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenzconflicte, wonach der Rechtsweg über den Klageanspruch der Stadt Berlin gegen den Polizeifiscus aus § 3 des Gesetzes vom 11. März 1850 für zuläſſig erachtet wurde. Der Ausgang dieses jetzt bereits eingeleiteten Prozesses wird nicht allein für die Commune Berlin, sondern auch für die andern Communen des Landes von großer Bedeutung sein, sowohl für die, welche eine Königl. Polizei-Verwaltung schon haben, als für die, in denen die Staats-Regierung eine Königl. Polizei-Behörde noch einzuführen beabsichtigt. Bekanntlich sind auch in den vorjährigen Kammern Anträge eingebracht wegen Modificirung des Gesetzes vom 11. März 1850, namentlich über eine mögliche Fixation derjenigen Kosten, welche ungeachtet der Verwaltung der Polizei durch Königl. Beamte doch von den Communen zu tragen sind (vergl. S. 30—32). In der diesjährigen Diät dürften jene Propositionen wieder aufgenommen werden, so daß eine vorhergehende Instruirung mit dem bezüglichen in der Zeitschrift gelieferten Material ersprießlich sein wird. In dem oben erwähnten Aufsatz versucht Piper mit praktischer Sachkunde den Beweis zu führen, daß das Gesetz vom 11. März 1850 „ein das Wohlergehen der Commune gefährdendes und den Begriff der städtischen Obrigkeit begrabendes sei". Er ist bemüht den Nachweis zu liefern, daß das von allen Seiten und

von Männern der verschiedensten politischen Richtung laut gewordene Verlangen nach einer Aenderung jenes Gesetzes nicht das Ergebniß des verderblichen neuerungssüchtigen Zeitgeistes, sondern eine Sehnsucht nach Wiederherstellung alter wohlthätig bewährter Institutionen sei und aus einer Abneigung gegen Willkür und Eigennutz hervorgehe.

Die Zeitschrift beschränkt sich übrigens keinesweges auf das preußische Städtewesen, wie der Titel lautet, sondern zieht der Vergleichung wegen auch die Verhältnisse der Städte der übrigen deutschen Staaten in den Kreis ihrer Darstellung hinein. Durch diese, anscheinend nicht gleich Anfangs beabsichtigte Ausdehnung gewinnt die Zeitschrift neben dem vielseitigeren Inhalte auch an innerer Intensivität, bezüglich der näher liegenden Local-Interessen. Der preußischen Landesgesetzgebung und dem allgemeinen Verhältnisse der Stadt zum Staate gegenüber wird eben durch einen Hinblick und eine Vergleichung anderer deutscher Zustände der so wünschenswerthe Standpunkt voller Unbefangenheit erreicht werden. Die Seitens der Redaction in dem Prospectus niedergelegte Erklärung, „in der Städte-Ordnung vom 3. Mai 1853 den historisch gegebenen Ausgangspunkt zu sehen,“ ließ freilich befürchten, daß dieses wichtige und umfassende Gesetz einer eingehenden Kritik entzogen bleibe. In Folge der bereits ausgeführten Rücksichtsnahme auf nicht preußische Städte (vergl. Heft 3. S. 228 ff.) wird sich am leichtesten der Weg bahnen, in der diesseitigen Gesetzgebung und Verwaltung nicht nur das Bestehende richtig zu würdigen, sondern auch auf nothwendig erscheinende Veränderungen hinzuweisen.

Wir wünschen, daß die Monatsschrift durch recht vielseitige Betheiligung in den Stand gesetzt werde, einen möglichst umfassenden Gesichtskreis abzustecken, damit sie eine nachhaltige Wirksamkeit auf einem der wichtigsten Gebiete des öffentlichen Lebens äußern könne. Die städtischen Interessen sind in Deutschland durchweg dieselben; es handelt sich vorzugsweise um die Erhaltung und Verwaltung des städtischen Vermögens, um die Leistungsfähigkeit der Bürger für Stadt und Staat. Den städtischen Vertretern selbst wird es obliegen, für ihre je eigene Stadt sich das selbstständig an Rechtsgebräuchen und Sitten zu bewahren, was durch die Erfahrung des Alters eben sittliche Würde und politisches Ansehen giebt, somit in sich den Keim zur weiteren Vervollkommnung trägt.



Deutsche Revuen.

Fortschritte in der Literatenwelt. — Die Schriftsteller an den Höfen und in der guten Gesellschaft. — „Modellmenschen" G. Freitag und K. Gutzkow. — Aus den „Unterhaltungen am häuslichen Heerd." — Das Cottasche Ausland. — Die Cent nouvelles und die persönliche Sprache. — Positive Neigungen im Liberalismus. — Ein alter Schulmeister im „Deutschen Museum." — Die Grenzboten und die historische Schule. — Bunsen und die Grenzboten. — Bunsen und Prutz als Reactionäre. — „Zehn Jahre Geschichte 1840—1850" von R. Prutz.

Mag es auch sonst mit den Fortschritten der deutschen Literatur nicht besonders stehen, in einem Punkte ist sie sicherlich doch vorgerückt. Die Zeit ist dahin, wo Klopstock für seinen Messias ein Honorar erhielt, das in der That in einem Paar hirschlederner Inerpressibles bestand, mit denen ihn sein Verleger aus besonderer Hochachtung einst überraschte, als er zu ihm zum Mittagessen kam. Die deutschen Literaten brauchen auch gar nicht mehr auf die großen Honorare von Paris und London zu zeigen; ihre Verhältnisse haben sich in den letzten Jahren, besonders seit dem Aufschwunge, den das Zeitungswesen genommen hat, dergestalt geändert, daß es selbst Bankiers geben soll, die Literaten ihrer Bekanntschaft ganz ernsthaft für höchst anständige und gute Leute halten. Mag man nun aber auch solche Beziehungen zwischen den Königen des Geldes und den raschen und leichten Verbrauchern desselben als eine Ausnahme im Allgemeinen dahingestellt sein lassen, so hat sich doch in gleicher Weise, als im Leben des deutschen Schriftstellers die ideale Hungerleiderei, der schäbige schwarze Frack und die dem Himmel so rührend nahe Dachstube abkamen, auch sein Verkehr mit der Welt gehoben und wie man den Zeitungsschreiber, den Dichter und die anderen Arten der Herren von der Feder jetzt in den besten Salons trifft, so findet man auch, daß es Männer sind, mit denen sich leben läßt, aus denen sogar auch nach dem Sinne des Carrieremachers etwas werden kann, die recht hübsche Kenntnisse, anstellige Manieren, Witz und selbst Charakter haben. Der Stand des deutschen Schriftstellers befindet sich mitten in einer socialen Wiedergeburt. Mehrere Höfe in Deutschland haben dies bereits anerkannt, in München, in Weimar, in Coburg, in Meiningen, zum Theil auch in Dresden ist der lebenden Literatur das Parquet der fürstlichen Salons zugänglich geworden, Gerstäcker geht mit dem Herzog Ernst ins baierische Rieß zur Jagd, Geibel liest den Damen am münchener Hofe seine Gedichte vor, Riehl tritt in die Regierungs-Collegien der Pfalz mit gutem Rath und den Weisungen des Königs Max ein, Bechstein reist mit der Erbherrschaft von Meiningen nach Italien, die junge Kaiserin von Oesterreich zeigt ein reges Interesse für die österreichischen Dichter, König Johann fördert warm die Schillerstiftung und ihre praktische und Unterstützung der Literatur bezweckende Richtung, Gustav Freitag wohnt auf hübschem

Landsitz als gerngesehener Nachbar des Herzogs bei Coburg, Victor von Strauß ist Geheimer Cabinetsrath in Bückeburg geworden, und so könnten wir noch viele Namen nennen und von vielen Beziehungen derselben Art berichten. Das ist ein schöner Fortschritt, der die Literatur fördern wird und der guten Gesellschaft nur nützen kann. Dieser Fortschritt wird und muß sich steigern, je größer die Macht der Presse wird. Und die Presse wird täglich mächtiger, zunächst schon darum, weil sie täglich unentbehrlicher wird. Sie ist in Staat, Gesellschaft, Kirche und den andern Einrichtungen des menschlichen Lebens nicht blos an die Stelle früherer, unbeholfenerer und weniger zweckmäßiger Aemter getreten, und wie, um vom Niedrigsten zu reden, das Inserat den Ausrufer mit der Schelle unnöthig gemacht hat, so erspart ein Zeitungsartikel, zu rechter Zeit geschrieben, einem Lande die Kosten einer bewaffneten Demonstration oder einer großen Untersuchung innerer Schäden oder dergl. Was von der Zeitungspresse im Besondern aber, gilt von der Presse im Allgemeinen eben so. Man hat eingesehen, daß der Werther Göthe's neben den Selbstmorden und Parodieen, die er zu Stande brachte, auch eine Luftreinigung hervorrief, die von den Polizeigesetzgebungen nicht zu bewirken war, Romane und Schauspiele haben sich als Waffen der idealen Mächte erfolgreicher erwiesen, als Jahrgänge von Ober-Präsidial-Verfügungen, und der „sociale Roman" in der „Berliner Revue" hat in den weitesten Kreisen mächtig gewirkt. Wenn nun die Presse in jüngster Zeit bedeutend an Kraft und Erfolg und dafür auch an äußerer Ehre zunahm, so ist sie, da diese Steigerung ein wenig schnell vor sich ging, auf der andern Seite auch in die Gefahr gerathen, sich in irgend einer Weise etwas zu übernehmen. In den dreißiger Jahren ist schon mal etwas Aehnliches vorgekommen. Es hatten damals einige große Herren, Fürst Pückler, Fürst Schwarzenberg, Prinz Alexander von Württemberg u. A. sich auch den Genuß gemacht, gedruckt zu erscheinen, und sogleich kam eine Nachahmung ihrer Weise in der deutschen Literatur auf, die sehr komisch, aber schließlich doch ekelerregend war. Da traten solch ein genialer Kaufmanns-Jüngling oder ein mühsam fertig gewordener Student und ähnliche Honoratioren auf und befleißigten sich des Abandon, der Mienen von Welt, der Tournure der Chevaliers. Es giebt Romane aus jener Zeit, die von Studenten herrühren, die wegen Demagogie am Fortgenuß des akademischen Freitisches verhindert waren, und doch haben nur Gräfinnen, Baronessen und Chaises longues Zutritt in den exclusiven Räumen ihrer Dichtung. Unter den neueren Schriftstellern taucht hier und da dieselbe Manie wieder auf. Wenn man nicht in den dicksten Dunst der niedrigen Welt hinabsteigt, schwingt man sich gleich zu den Salons der ersten Stufe empor, man denkt vornehm zu werden, wenn man vornehme Coulissen aufstellt, aber man wird nur unwahr. K. Gutzkow äußert sich auch in einem Hefte seiner „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" sehr scharf und ungehalten, und wenn

auch von dem Schriftsteller, den er dabei besonders im Auge hat, Gustav Freitag, nicht gilt, was wir eben schrieben, denn er ist wirklich ein Mann aus der guten Gesellschaft, so verdienen Gutzkows Worte doch eine ernstliche Beachtung. Er spricht von dem neuesten, auch in der „Berliner Revue“ ausführlich beurtheilten Roman Freitags: „Soll und haben“ und beschuldigt den Dr. Freitag, daß er einen Modellmenschen fertig habe, der in jedes seiner Werke hineinspazieren müsse. Leider theilt, nebenbei gesagt, Gutzkow dieses bewegliche Eigenthum, wie wir aus seinen Dramen und Romanen sehen, mit Freitag. Es heißt in den Unterhaltungen: „In dem Herrn von Finck des Romans haben wir die pyramidalste Gipfelung dieses Modellmenschen erhalten. Auf dem Piedestal des Fürsten Pückler, des Dr. Heinrich Laube und des Freiherrn Eugen von Vaerst, sonderbarer Weise dreier Schlesier, erhebt durch den vierten Schlesier (Freitag) sich ein so kaleidoscopisches Humorgebahren und dabei eine solche Philosophie des Sports und der Reitpeitsche, daß man dieser merkwürdigen provinzialen Sphäre selbst angehören müßte, um ihre Selbstzufriedenheit erträglich zu finden. Es ist wahr, die deutsche Literatur mag zu lange von Candidaten der Theologie geschrieben worden sein, die sich nicht nur in Schlesien, sondern überall in Deutschland an der Tafel eines Grafen, der ihnen die Ehre einer Einladung zukommen ließ, zu lächerliche Verstöße gegen den richtigen Gebrauch der Gabeln und Messer erlaubten; es mag ein beachtungswerther Fortschritt sein, wenn die Literatur ein wenig mehr Zusammenhang mit der großen Welt und sogar mit den Manieren und Denkweisen der exclusiven Gesellschaft gewinnt, aber ein häßliches Extrem sind diese kolossalen Tausendsappermenter und Petitmaitres in der Art des Herrn von Finck. Es giebt gewiß Adelige nicht bloß in Schlesien, sondern aller Orten, die sich zum Dandyismus auch innerlich, d. h. zu einem gewissen Pelhamismus aufgeschwungen haben. Wir glauben auch, daß sie nicht blos den Rock am Knopfe treffen, wenn sie auf der Mensur stehen; wir glauben sogar, daß sie zuweilen (!) Geist haben, Chopin spielen können und wenn es gefordert würde, sogar besser dichten würden, als so gewöhnlich bei uns gedichtet wird. Warum soll es keine Pelhams, Trevellyans, Onägins geben?“ . . . . In der That, Gutzkow hat Recht, daß er sich gegen Uebertreibungen dieser Art wendet, wenn auch seine Kritik dieser Richtung etwas durch den Umstand getrübt wird, daß er mit den „Grenzboten“, deren Mitredacteur bekanntlich G. Freitag ist, sehr im Unfrieden lebt. Ein Zurückgehen auf reale Erlebnisse, auf die Schilderung des wirklich verstandenen und angeschauten Lebens thut unserm Roman und unserm Drama noth. Wenn unsere Dichter die Welten verlassen, in denen sie mit Figuren ihrer eignen Fabrik verkehren, und ihre Dichtung überall wieder auf die eigene Beobachtung stützen, dann wird auch Literatur und Sprache wieder lebendiger, lehrreicher, ergreifender werden, dann werden wir wieder Seitenstücke zu unsern großen geistigen Erzeugnissen erhalten und dann wird auch das untröstliche

Wort, das wir in einer neuen Nummer des Cottaischen „Auslandes" lesen, aufgehört haben, wahr zu sein.

„Das alte Französische," sagt diese vortreffliche Revue des Auslandes, „hat mit seiner prächtigen Orthographie dieselben Reize, wie das Deutsche zu und vor Luther's Zeiten. — Die Sprache war vor der Zeit des Bücherdruckes noch nicht fossil geworden. Jedermann gab noch Acht auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, und daher gewinnt auch der Dialog eine große Frische und Lebendigkeit. Jetzt ist Alles stereotyp geworden, jedes Ding hat seine vorgeschriebene Wendung."

Das „Ausland" thut diesen Ausspruch bei Gelegenheit der Besprechung der ausgezeichneten „cent novelly", des französischen Dekameron, das allerdings viel von Fürsten und Rittern erzählt, aber auch von diesen gedichtet ist, am Hofe des von seinem Vater verbannten Dauphin, der unter dem Namen Ludwig XI. König von Frankreich ward und der sich mit seinen Rittern durch Erzählung dieser Novellen die Zeit verkürzte. Die „Berliner Revue" macht auf diesen literarischen Schatz wohl an einer andern Stelle noch aufmerksam.

Wir wollen übrigens nicht sagen, daß es uns ganz an einer Richtung fehlte, welche die Selbstanschauung und Selbstbeobachtung hochzuachten weiß, und auch selbst im Lager der Feinde finden wir von dieser Achtung oft erfreuliche Züge. So hat Prutz in eines der neuesten Hefte des „Deutschen Museums" ein Lebensbild aufgenommen, überschrieben „Fritz Rehr, der alte Schulmeister", das das Leben und die Thaten eines der kräftigen und tüchtigen Alten schildert, die unter Anderm auch Schule halten, hauptsächlich aber Holzaufseher, Jäger, Fischer u. dgl. sind. Es ist eine Jugenderinnerung, die uns in diesem Bilde geboten wird, und sie ist dem entsprechend mit großer Liebe ausgeführt. Der Verfasser giebt der Wahrheit die Ehre und sagt von diesem alten Schulmeister, dessen Bildung sich von der seiner Dorfzeitgenossen nur dadurch unterschied, daß er zum Tanze recht gut die Geige zu spielen wußte und dessen feierlichste Beschäftigung das Aufwarten am Tische seines Edelmannes war, er wäre doch ein besserer Erzieher der Jugend gewesen, als die jetzigen blassen, unzufriedenen, halbgebildeten Lehrer, die den Kindern den Kopf mit allem möglichen Zeuge vollstopfen, das dazu bestimmt sei, nach kürzester Zeit wieder vergessen zu werden.

Dieses Lebensbild ist eine der besten und unterhaltendsten Vertheidigungsreden für die neuen drei preußischen Schulregulative.

Ueberhaupt hat im Liberalismus der Sinn für das Positive, für die Geschichte, die Erfahrung zugenommen. Die „Grenzboten" erkennen das selbst in einem beachtungswerthen Artikel an; sie sagen in einer Beurtheilung einer neuen Schrift von Bunsen:

„Der Liberalismus ist durch die historische Schule gegangen. Die abstracten Phrasen der früheren Zeit, wo das Volk seine Orakel aus Baden holte, sind vollständig über Bord geworfen. Wir haben in die Tiefe des historischen Lebens geblickt, und sein organischer Zusammenhang ist uns nicht mehr fremd." Die „Grenzboten" gebrauchen freilich diesen Satz, um mit ihm eine Annäherung zwischen den „Altpreußen" à la Bethmann-Hollweg und Bunsen auf der einen Seite, und den Liberalen auf der andern zu rechtfertigen. Sie besprechen nämlich das neue Buch Bunsens: „Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde", und geben davon in wenig Worten eine Kritik, die uns eigentlich jedes Wort über das Buch erspart. Sie schreiben nämlich: „Das Princip, welches im preußischen Wochenblatt vertreten wird, ist fast durchaus das unsrige, ja in vielen Punkten sind wir überrascht worden, wie genau bis in's kleinste Detail der aufrichtige Liberalismus mit dem aufrichtigen Conservatismus (d. h. dem preußischen Wochenblatte!!) übereinstimmt. Diese angenehme Ueberraschung wurde uns auch in dem vorliegenden Buche von Bunsen zu Theil. Es handelt zwar vorläufig nur von einem Gegenstand, der augenblicklich nicht in der ersten Reihe unserer Interessen steht, es ist außerdem mit jener Redseligkeit geschrieben, die sich aus einer reichen und mannichfaltigen Vergangenheit wohl begreifen läßt, aber es trifft überall, wo es auf eine bestimmte Frage eingeht, so scharf den Kern der Sache, seine Ideen sind theoretisch so abgerundet und praktisch so durchführbar, daß wir uns überzeugt halten, Herr Bunsen würde als Cultusminister . . ." u. s. w.

So weit ist also Bunsen gekommen, daß die „Grenzboten" angenehm von der „bis ins kleinste Detail gehenden" Uebereinstimmung seines Buches mit den Forderungen des Liberalismus überrascht sind. Es war nun in diesem Falle den Liberalen nicht erst nöthig, ein Titelchen ihres bisherigen Systemes aufzugeben, Bunsen kam ohne weitere Bedingungen in ihr Lager. Die Unklarheit, der Mangel an Schärfe des Denkens, der Mangel an Widerstandskraft, in Folge dessen er leicht hingerissen wird, finden sich in dem neuen Buche, wie in seinen früheren Arbeiten. Wir können den Inhalt desselben kurz dahin angeben, daß er im Namen der „Gemeinde" und des „Gewissens" gegen die neue Organisation der evangelischen Kirche in Preußen, wie sie im Auftrage Sr. Majestät des Königs der evangelische Ober-Kirchenrath zu Berlin eben unternommen hat, protestirt. Bunsen will neben und außer der Union nichts anerkennen, am wenigsten aber den „Lutheranismus", auf dessen „Verblendung", „Verstocktheit", „Bornirtheit" er immer von Neuem zurückkommt. Für die Reformirten hat er dagegen insofern große Neigung und Anerkennung, als sie die freie, selbstständige, demokratische Gemeinde errichtet haben. Doch von den Unterschieden im Bekenntnisse und von

Bekenntnissen überhaupt will er für keine Gemeinde etwas wissen. „Kein solch Theologen-Bekenntniß", ruft er, „auch nicht einmal das beste, das der General-Synode von 1846!" Er will für die Gemeinde nur „den Inhalt des Wortes Gottes". Daß dieser „Inhalt" und „nur" dieser „Inhalt" eben durch das evangelische Bekenntniß gewährleistet wird, übersieht er in seiner Unklarheit. Sein Ideal ist es, die evangelische Kirche zunächst Preußens in lauter einzelne Gemeinden aufzulösen nach dem Muster, das ihm seine geliebten englischen Independenten und Quäker, denen er durch seine Frau nahe gekommen sein soll, an die Hand geben. Durch die Herstellung dieser bekenntnißlosen Gemeinden ist ihm denn die „Gewissensfreiheit" verbürgt, die die Freiheit eines Jeden ist, zu glauben, und wie es dann auch scheint, doch zu bekennen, — nämlich was ein Jeder will. (Also unbehinderte Schreibe- und Redefreiheit neben einem unbehinderten Versammlungsrechte!) Den christlichen Begriff des Wortes Gewissensfreiheit hat Bunsen damit ganz verlassen. Von seiner bombastischen Art, welche die „Grenzboten" sehr schonend „Redseligkeit" nennen, mag folgender Satz eine Probe geben: „Wir leben in der Luft, wenn auch nicht in der Zeit von 1617." Welch' hoher Blödsinn! Es wäre Herrn Bunsen recht wohlthätig gewesen, wenn er in den vierziger Jahren nicht in England, sondern in der preußischen Luft gelebt hätte, er würde dann gewiß sich geschämt haben, solch reactionäres Zeug, solche Wiederauffrischung von Redensarten, wie sie der Berliner und Magdeburger Magistrat 1845 und 46 zu Tage förderte, heut, 1855, dem Publicum als Zeugniß seiner staatsmännischen Weisheit vorzulegen. Uns wurde diese trübe Zeit der Verleumdungen und eines gespreizten Pfauenthums der Phrasen ohne Gleichen wieder recht ins Gedächtniß gerufen durch einige Capitel zu der „Geschichte der zehn Jahre 1840—50", welche R. Prutz in den letzten Heften seines „Museums" veröffentlicht hat. Ein erster Band dieser chronikartigen Darstellung eines Theiles der Regierung Friedrich Wilhelm IV. ist bereits erschienen. Prutz steht darin natürlich ganz auf Seiten des Berliner Magistrats von 1844, Bruno Bauer's, Marheineke's, Michelet's, der Königsberger, v. Itzstein's und ähnlicher Helden jener Zeit. Der blinde Haß gegen Eichhorn, der uns bereits wie ein Mythos vorkommt, tritt wohlgefällig und breit in der Prutzischen Darstellung noch einmal hervor. Merken denn diese Herren, Bunsen, Prutz und wie sie sonst heißen mögen, gar nicht, daß sie veraltet sind, daß sie in einer Zeit, die seit jenem letzten Aufflackern eines seichten, hausbackenen und ärmlichen Rationalismus, seit dem Anfang der vierziger Jahre, um ein Jahrhundert weiter gekommen ist, nur noch ein mitleidiges Lächeln erregen? Bunsen und Prutz versprechen indeß beide mit solchen Rococcoschriften den deutschen Buchmarkt noch fernerhin zu beunruhigen. Die „Geschichte der zehn Jahre" soll noch zwei weitere Bände erhalten, und mit dem zehnten scheint auch Bunsen die Zahl seiner „Briefe über Gewissensfreiheit", die übrigens an

E. M. Arndt gerichtet sind, noch nicht geschlossen zu haben. Auch noch ein anderes Buch in demselben Geiste: „der Glaube der Menschheit an eine göttliche Weltordnung oder die Entwickelung des Gottes-Bewußtseins und der Weltgeschichte" kündigt Bunsen für Ostern 1856 so eben an.



Tages-Ereignisse.

Mit Bezug auf die neuerdings in Berlin entdeckten und zur Untersuchung gezogenen Unterschleife bei Gestellung zur Ableistung der Militairdienstpflicht, hat sich der allerdings bedauerliche Fall herausgestellt, daß einige Personen, deren körperliche Beschaffenheit sie jedenfalls von dem persönlichen Militairdienst befreit haben würde, von einem geschickten Betrüger mit gefälschten Befreiungsattesten versehen worden sind, und diesem erweislich ziemlich bedeutende Summen dafür bezahlt haben. Auf Grund dieser gefälschten, im Grunde aber doch nur eine wirklich vorhandene Unfähigkeit bestätigenden Papiere, haben sich die betreffenden Individuen mit bürgerlichen Geschäften etablirt, sich verheirathet und Familien gegründet. Die Entdeckung der Unterschleife jenes Betrügers hat sie verdächtigt, und zur Strafe dafür, daß sie sich desselben bedient, sollen sie jetzt noch nachträglich und zwar in einer Arbeiter-Compagnie ihrer Dienstverpflichtung nachkommen. Natürlich erzeugt das schweres Ungemach für die Betreffenden, und ein Aufsatz des „Publicisten", der auch als „Eingesandt" in andere Zeitungen, namentlich die Vossische und Spenersche übergegangen, appellirt an die Billigkeit, um beim Publicum den Erlaß der Strafe zu bevorworten. So sehr wir die einzelnen, vielleicht selbst Getäuschten und Betrogenen bedauern, so können wir Billigkeit doch nur in vollkommener Gleichheit vor dem Gesetze anerkennen, und die betrüglich erlangte, oder auch nur gewollte Befreiung von der Militairdienstpflicht halten wir für eines der schwersten Vergehen, dessen sich ein geborner Preuße nur schuldig machen kann. Der Aufsatz im „Publicisten" giebt selbst zu, daß die Betreffenden sich ihrer Zeit an den betrügerischen Unterhändler gewandt, um jene Papiere auf anderem Wege, als dem der persönlichen Gestellung vor der Kreis-Ersatz-Commission zu erhalten. Wenn nun auch die ärztliche Untersuchung ergeben hat, daß sie das gar nicht nöthig gehabt, so ist die Absicht doch unleugbar vorhanden gewesen, die Papiere auf ungesetzlichem Wege zu erhalten, und die dafür gezahlten Summen beweisen, daß sie sich der Ungesetzlichkeit und Verantwortlichkeit ihres Thuns sehr wohl bewußt waren. Trifft die Strafe des Gesetzes hart, so ist das in einzelnen Fällen zu bedauern. Wer aber an den Grundbedingungen der Größe und der Wohlfahrt des Vater-

landes rüttelt — und das ist jeder Versuch, sich oder Andere der Militairdienstverpflichtung zu entziehen, — begeht ein Crimen laese patriae. Wir unsererseits würden es für unbillig halten, wenn das Gesetz nicht seinen ganzen und vollen Lauf hätte.

Das wie es sich nun erweist unbedacht gemachte Versehen der Spenerschen Zeitung, noch an die Existenz eines revolutionären Geistes im Großherzogthum Baden zu glauben, ist neuerdings glänzend wieder gut gemacht worden, denn es heißt dort bei Gelegenheit der Nachricht, daß die Aufhebung der nach dem bewaffneten Aufstande vom Jahre 1849 verfügten Entwaffnung der Staatsbürger demnächst zu erwarten sei: „Ein stichhaltiger Grund hierfür liegt in dem loyalen Sinn der ganzen badischen Bevölkerung, die sie in den letzten Jahren bewiesen.“ Wir waren damals ganz erstaunt, daß die Spenersche Zeitung, noch dazu in einer Anmerkung der Redaction, sich zu der Aeußerung hatte hinreißen lassen, die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft eines ärztlichen Vereins an einen demokratischen Schriftsteller, sei ein trauriges Zeichen des in Baden noch weit verbreiteten revolutionären Geistes, und versprachen, pour la rareté du fait seiner Zeit wieder einmal daran zu erinnern. Dazu wäre denn jetzt bereits die Gelegenheit gekommen. Wir wundern uns auch keinesweges darüber, daß die Spenersche Zeitung jetzt die loyale Gesinnung der ganzen badischen Bevölkerung rühmt. Wir haben uns damals nur gewundert, daß sie überhaupt irgendwo noch das Vorhandensein eines imperceptiblen Fünkchens revolutionärer Gesinnung zugab, und sagten gleich voraus, dergleichen könne in einem so eminent liberalen Blatte unmöglich lange anhalten. Wir haben uns denn auch — wie Figura zeigt — nicht geirrt, und jene wunderliche Anmerkung der Redaction muß wohl ein lapsus memoriae gewesen sein!

Der Refrain aller Thronreden seit zwei Jahren ist unvermeidlich derselbe, welcher auch die neueste sardinische so angenehm charakterisirt. „Die Kriegskosten werden einen neuen öffentlichen Credit nöthig machen!“ Natürlich wird dieser unausbleibliche Refrain stets mit einer lebhaften Bewunderung bereits verrichteter und mit Hülfe des erwähnten Credites noch zu verrichtender Kriegsthaten eingeleitet. Civilisation, Freisinnigkeit, öffentliche Ordnung, Vertrauen zwischen Fürsten und Volk, Sache der Gerechtigkeit, uneigennützige Politik, Ruhm, Ehre, Fortschritt, erleuchtete Nation — dann aber jener unerquickliche herabstimmende Refrain! — Welche Summe hat dieser Krieg schon verschlungen und wie viel wird er noch verschlingen. Die nächste Rede mit Civilisation, Freisinnigkeit, öffentliche Ordnung u. s. w. wie oben, bis zur „erleuchteten Nation“, haben wir in Spanien zu erwarten, und alle Nationen, von welchen man einen neuen Credit für Kriegskosten verlangt, genießen den Vorzug, in ihren respectiven Parlamenten „erleuchtet“ genannt zu werden.

Es variirt nur geographisch; erleuchtete sardinische Nation, fortgeschrittene spanische Nation, uneigennützige englische Nation, civilisirte französische Nation u. s. w. Wenn nur der üble Refrain nicht immer hinterher käme!

Allerdings muß während des Winters etwas und sogar viel von Seiten der Russen geschehen, wenn ihnen nicht mit dem Beginn des nächsten Frühjahrs die Krim gewaltsam entrissen werden soll. — Allerdings muß während des Winters Manches gut gemacht werden, was unzweifelhaft — gleichviel weshalb, verloren wurde. Oder sollte das Campagne-Schema des vorigen Jahrhunderts wieder in Aufnahme kommen? Sollte man sich wirklich begnügen, gegenseitige Beobachtungen anzustellen, auf beiden Seiten durch Krankheit und Mangel an Obdach und Pflege mehr zu verlieren, als in der blutigsten Feldschlacht? Der ganze Krieg ist ein außerordentlicher, möge er auch außerordentlich geführt werden. Bestätigt sich der Scharmützelsieg des Pascha Omer, so fängt die Sache in der That an, ziemlich trostlos für die Russen auszusehen. Wenn wir auch an dem endlichen Fall Sebastopol's nicht gezweifelt haben, wenn wir auch für Eupatoria und Kinburn Erklärungen wie Entschuldigungen gelten lassen und uns selbst Mühe gaben, sie aufzusuchen, so sind doch ein verlorenes Cavallerie-Gefecht, die Schutzlosigkeit des Asow'schen Meeres, das Abschlagen des Sturmes auf Kars und neuerdings das in Klein-Asien verlorene Scharmützel Dinge, die nicht mit in unseren Wahrscheinlichkeitsberechnungen für die russische Kriegführung lagen. Den russischen Truppen gestehen selbst ihre Gegner die größte Tüchtigkeit sowohl im Gefechte als im Ertragen von Mühseligkeiten zu; rechnen wir die Corps von Odjessa, Nikolajeff, Cherson, Perekop, vor Eupatoria, Sympheropol, Baktschisarai und im Nordfort zusammen, so ist auch die große Ueberzahl auf Seiten der Russen. An Verpflegung haben sie, nach eigener Versicherung und durch Facta bewiesen, keinen Mangel. Woran liegt es also, oder woran sollte es liegen, wenn die russischen Heerführer während des Winters unthätig bleiben wollten? Ist der Winter nicht gerade die den Russen günstige Jahreszeit? Ganz abgesehen davon, daß der Winterweg dem russischen Transportfuhrwerk viel günstiger ist als der Weg in allen anderen Jahreszeiten, und daß derselbe Winter, der ihnen die Zufuhren erleichtert, sie den Alliirten erschwert, so fordern auch andere Umstände die Russen zur Entfaltung einer größeren Energie während der kommenden Monate auf. Die französischen Garden sind bereits zurückgekehrt, die bisher kriegsgeübten und kriegsgewohnten, sollen nach und nach systematisch durch andere frische Truppen ersetzt werden. Auch nach Algier sollen, wie es neuerdings heißt, einige Regimenter zurück. Die Südseite von Sebastopol haben die Alliirten so wenig in ihrer Gewalt, daß kaum einige Wachtmannschaften sich dort hinter den Trümmern gedeckt aufhalten können, und von einem Ueberwintern in bequemen Häusern ist für die siegreichen

Alliirten auch nicht im Entferntesten die Rede. Wo Wasser die Annäherung unmöglich oder schwierig macht, wird der Frost für Brücken sorgen, und es läßt sich daher in der That kaum denken, daß man die Winterquartiere strikte als Ruhetage betrachten sollte. Jedenfalls läßt sich nach den bisherigen Resultaten mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß, was die Russischen Heerführer nicht während des nächsten Winters leisten, auch im nächsten Frühjahr nicht geleistet werden wird. Wir haben bereits wiederholt ausgesprochen, daß wir es für kein Unglück halten, wenn Rußland die Krim auf einige Zeit ganz aufgiebt und sich auf das ihm günstige Terrain zurückzieht, natürlich nur dann, wenn es entschlossen ist, in der Hauptsache auf keine Weise nachzugeben; aber dazu gezwungen zu werden, halten wir in der That für ein Unglück. Freilich, wenn man Alles halten will, pflegt man in die Lage zu kommen, gar nichts halten zu können. Hat Rußland die Ueberzahl an Truppen, so müssen sie auf einem Punkte gesammelt werden und auf diesem einen Punkte muß gesiegt werden, sollte auch Anderes darüber verloren gehen. Hat man in Odessa, Nikolajeff, Cherson und Perocop 30,000 oder auch nur 20,000 Mann, so müssen diese 4mal 20,000 oder 30,000 Mann da vereinigt werden, wo es noth thut und wo ein siegreicher Schlag zu führen ist. Man sollte denken, es wären das so einfache militairische Regeln, daß sich ihre Ausführung von selbst versteht. Ob Sympheropol, Baktschisarai und die Gegend um Eupatoria vortrefflich besetzt sind, kann doch unmöglich ein Grund sein Balaklawa, oder Inkjerman nicht mit Uebermacht anzugreifen. Es wird freilich nicht an Gründen fehlen, mit denen man beweisen wird, wie unvorsichtig es wäre, wenn man irgend etwas ungenügend besetzt hielte. Der Krieg hat aber nicht allein mit Vorsichtsmaßregeln zu thun, sondern er verlangt auch Thaten. Nicht allein glänzende Vertheidigungen, sondern auch entschiedenen Angriff.

Wie gesagt, die Russen haben Manches gut zu machen und haben dazu den ihnen günstigen Winter vor sich.

Der Tagesbefehl des in der Krim commandirenden englischen Obergenerals Simpson giebt den englischen Offizieren zu verstehen, die Zeit zu Urlaubsgesuchen in die Heimath scheine ihm — bei dem Eigensinn der Russen, sich durchaus noch nicht für geschlagen zu halten — doch nicht ganz geeignet. Da in England alle schmutzige Wäsche öffentlich gewaschen wird, so darf man sich nicht wundern, daß auch dieser Tagesbefehl mit vollkommener Gleichgültigkeit gegen jede militairische Schicklichkeit gedruckt wird. Es ist schon schlimm genug, daß dergleichen offenkundig den Ehrenpunkt tangirende Erlasse auch Anderen bekannt werden, die z. B. nicht um Urlaub gebeten, und noch schlimmer, daß es auch die Untergebenen erfahren; indessen ist das nun einmal englisch und mag daher den Engländern nicht weiter auffallen. Uns fällt es aber auf. Wenn irgend etwas den Beweis führen kann, daß dem Engländer das

Kriegführen eben auch nichts weiter als ein Geschäft ist, so sind es diese „überaus zahlreichen Urlaubsgesuche, welche in der letzten Zeit von Offizieren aller Grade an den Oberbefehlshaber gerichtet worden sind." Merkwürdig ist dabei nur, daß sich der General Simpson dadurch für „sehr überrascht" erklärt. Für uns ist das Bemerkenswertheste an dem ganzen Vorgange nur, daß es überhaupt einem Offizier einfällt, während der Dauer eines Krieges Urlaub „nach Hause" zu verlangen. Ist man erst darüber hinweg, daß ein solcher Einfall überhaupt möglich, so hat als Gesuch selbst, die Zahl ähnlicher, das Abschlagen derselben und der Tagesbefehl nichts Verwunderliches mehr. Ländlich: sittlich! —

Der Vorgang mit dem österreichischen Deserteur, der nebenbei türkischer Oberst und englischer Vertrauensmann war, und in Bukarest mit größter Unbefangenheit arretirt wurde, um seine Desertion vor einem österreichischen Kriegsgerichte zu verantworten, ist an sich schon curios genug, wird aber noch sehr viel curioser, wenn man die Möglichkeit annimmt, daß Pascha Omer in weiterem Verlaufe dieses, an Wechselfällen reichen Krieges einmal einer österreichischen Patrouille begegnen könnte. Nach der vollkommenen Rücksichtslosigkeit für seine politische Distinctionen zu urtheilen, welche österreichische Corporale gegen solche desertirte Kameraden an den Tag legen, die höhere philosophische Anschauungen vom Fahneneide haben, und rascher Carrière zu machen wünschen, läßt sich kaum annehmen, daß der gegenwärtige türkische Generalissimus und Ritter des Bath-Ordens unmolestirt an einer österreichischen Hauptwache vorüberreiten dürfte. — Oesterreich vergißt nie und verzeiht nichts! Das liest sich zur Genüge aus seiner Geschichte heraus und auch der eigene Generalissimus würde ihm nicht hoch genug stehen, um ihm die Strafe zu erlassen, wenn er sich einer solchen schuldig machen sollte. Somit erklärt sich die Abneigung Pascha Omer's, keine Diversion gegen die Pruthlinie machen zu wollen, weil gegenwärtig dort wirklich einige österreichische Hauptwachen zu passiren sein dürften. Und wären selbst diese zu umgehen, so würde die Berührung mit österreichischen Offizieren doch nicht zu vermeiden sein, und diese könnte sich, nach dem jüngsten Beispiele zu schließen, leicht unfreundlich gestalten. Wie immer, wenn es irgend eine anrüchige Sache zu verschlimmern giebt, reclamirt England den türkischen Obersten und desertirten kaiserlichen Lieutenant, weil derselbe ein Geschäft für britische Rechnung zu betreiben hatte. Bis jetzt scheint diese Reclamation nicht besonders beachtet worden zu sein, so wenig Toscana die englische Reclamation in der Angelegenheit des sardinischen Gesandtschafts-Attaché's beachtet hat, und so wenig der Gerichtshof in Köln sich von der Souverainetät Großbritanniens über alle europäische Staaten hat überzeugen wollen. Es stehen nun zwar zunächst einige donnernde Artikel der Times gegen die österreichische Besatzung der Donau-Fürstenthümer in Aussicht. Gewohnheit stumpft

indessen gegen die Wirksamkeit von dergleichen ab, und was man sehr häufig liest, macht keinen Effect mehr. Wenn dergleichen wirklich Effect machen könnte, schlüge sich Preußen schon längst mit Rußland herum, um englischen Twisten mehr Absatz zu verschaffen. Interessant wird es bei alledem doch bleiben, was Oesterreich mit dem so zufällig in seine Hände gefallenen Deserteur zu machen gedenkt. Nun, wir werden ja sehen! —

Die „Nordische Biene", redigirt vom Staatsrath Gretsch, enthält einen Aufruf an alle Frauen Rußlands, sich von jetzt an des Tragens aller fremdländischen Stoffe zu enthalten und dadurch die russische Industrie zu fördern. Das sind Aufrufe, die in bewegter Zeit ein williges Ohr und ein eifriges Entgegenkommen finden, während sie in ruhiger Zeit vollkommen unpraktisch erscheinen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß die Sache für die nächste Zeit in Rußland eben so Mode wird, wie es von 1813 bis ungefähr 1820 in Preußen Mode war, den Kindern keinen französischen Sprach-Unterricht geben zu lassen, oder zur Zeit der Arbeiter-Unruhen in England, auf den Hofbällen nur in englischen Seidenstoffen zu erscheinen. Nichts ist sicherer, als daß man mit der Zeit von solchen Maßregeln zurückkommt. Eben so sicher ist es aber auch, daß sie für den Augenblick sehr wirksam sein können. Kaiser Nicolaus hat mit seiner Grenzsperre eigentlich nichts Anderes bezweckt und allerdings glänzende Resultate damit für sein Land erzielt, denn der Aufschwung, den die russische Industrie in den letzten 20 Jahren genommen, ist in der That ein außerordentlicher, und man erstaunt, wenn man unparteiische Geschäftsmänner darüber sprechen hört, was sie bei sonstiger Abneigung gegen Rußland und vieles Russische, dort mit eigenen Augen gesehen. So mag denn auch der Vorschlag oder die Aufforderung der „Nordischen Biene" für die nächsten Jahre eine Wirksamkeit haben, die lebhaft genug in englischen und französischen Fabrikstädten gefühlt werden dürfte. Dauer hat dergleichen nicht; aber freilich Dauer hat der Krieg selbst auch nicht, und so mag denn eins mit dem andern gehen. Wir erinnern uns sehr gut, welche Wirkung die Aufforderung der damals erst entstandenen „Neuen Preußischen Zeitung" im Jahre 1848 und selbst später noch machte, die conservativ Gesinnten möchten ihren Bedarf jeder Art nicht bei demokratisch gesinnten und diese Gesinnung offen affichirenden Kaufleuten, Fabrikanten und Kleinhändlern entnehmen. Es wurden damals eine Menge von Leuten plötzlich höchst loyal, der Vorschlag selbst aber begreiflich in den demokratischen Blättern als eine Schandthat der blutdürstigsten Reaction gebrandmarkt.



Wappen-Sagen.

Eberstein.

Die Reichssturmfahne, sie zog zur Schlacht,
Um gegen des Königs in Frankreich Macht
In ehrlicher Fehde zu kämpfen.

Der König von Frankreich führt selbst sein Heer,
Mit Zwanzigtausenden zog er einher
Und lagerte hart an dem Rheine.

Da schwoll den deutschen Rittern die Brust,
Da trieb sie Kampfes- und Siegeslust,
Den Feind im Lager zu fangen.

Sie zogen hinüber in schweigender Nacht
Und fielen in's fränkische Lager mit Macht,
Zwei Stunden war es vor Tage;

Und in des Königs Gezelt brach ein
Der Junker Hermann von Eberstein
Mit seinen fuldischen Knechten.

Die Streitart schwang er im blitzenden Ring,
Er war's, der den König von Frankreich fing,
Er faßte ihn fest an dem Gürtel.

Siegjubelnd schwang er die blitzende Wehr,
Den König, den zog er hinter sich her
Im Kampf mit den fränkischen Rittern.

Da brach die Gürtelschnalle entzwei,
Der König von Frankreich machte sich frei
Und die Seinen ihn hastig umringten.

Der Junker Hermann von Eberstein,
Der hielt bestürzt in den Händen sein
Die silberne Lilienschnalle.

Und eh' sich der fuldische Junker besann,
Der König von Frankreich schleunig entrann,
Die Flucht nur konnte ihn retten.

Der Eberstein fluchte in hellem Zorn,
Die silberne Schnalle, doch ohne Dorn,
Die blieb seine einzige Beute.

Und ob ihm der Fang des Königs mißglückt,
Die silberne Schnalle, mit Lilien geschmückt,
Die setzte er in sein Wappen.

Noch heute prangt in dem Freiherrnschild
Das Ebersteinische Ehrenbild,
Die Schwertgurtschnalle des Königs.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Dimitri Iwanowitsch.

Eine Novelle.

Geschrieben zu St. Petersburg im Jahre 1837.

Erstes Capitel.

Die Verbannten.

In dem Gasteiner Gebirg gingen zwei Männer stumm neben einander hin, denen man es ansah, daß sie weder aus dem heitren Wien, noch aus dem kunstliebenden München hierher gekommen waren, um sich von den Vergnügungen des letzten Winters an der wunderbaren Quelle des Wildbades zu erholen. Jeden Nachmittag sah man sie in dem leichten Wagen der Gesellschaft entfliehen, der sie nur bei der Tafel, meist schweigend, ihre Gegenwart gönnten. Der enge Kessel des Wildbades wäre ihnen der liebste Ort der ganzen Gegend gewesen, denn hier stimmte der donnernde Fall der Ache zu den tobenden Gefühlen ihrer Brust — aber die fröhlichen Menschen, denen sie hier nicht ausweichen konnten, waren ihnen in tiefster Seele zuwider. Nur einmal hatte ihr Weg sie hinabgeführt nach Hofgastein, wo die hohen Bergwände zurücktreten und eins der großartigsten und zugleich lieblichsten Thäler der Salzburger Alpen umschließen. Sie hatten sich auf der langen Reise aus ihrer Heimath nach Gastein nie so wohl gefühlt als an dem nebligen Morgen, da sie, von der Salzach her, in die grausige Klamm hineinfuhren, die den Eingang zum Thale der Ache versperrt. Der enge Paß mit seinen scharfen Wendungen, schroffen und himmelhohen Felswänden, an die der Kunstbau des Weges mit schauerlicher Kühnheit angehängt ist, erschien ihnen als ein Bild ihres eigenen Lebenspfades. Bald aber erweiterte sich der Paß: die trüben Nebel sanken, und ein klarer, dunkelblauer Himmel wölbte sich über dem lachenden Thal von

Hofgastein, das sich plötzlich vor ihnen aufthat, wie der sanfte Friede nach dem rauhen Krieg. Sie mochten das Thal nicht wiedersehn. Hinauf ins höhere Gebirge trieben sie jeden Nachmittag den Fuhrmann des Wildbads. Ihr finstrer Ernst wich nur auf Augenblicke einem mitleidigen Lächeln, wenn dieser treuherzige Sohn des Gebirges an jedem Kapellchen sein Kreuz schlug. An dem kleinen Wirthshause der Hochalp ließen sie den Wagen zurück und wanderten nun ihren Lieblingsspaziergang hinauf nach der wüsten, höchsten Alpe, um die weiten Schneegefilde dicht vor Augen zu haben, die von hier zu dem himmelanstrebenden Glockner hinaufreichen.

„Was willst Du in Venedig, Dimitri Iwanowitsch?“ fragte der ältere Fremde, seinen Freund an ein früheres Gespräch über ihre ferneren Reisepläne erinnernd.

„Ich könnte Dir antworten,“ erwiderte der junge Mann, „daß ich den Ort zu sehen wünsche, den eine wohlgeordnete Aristokratie einst mit Weisheit beherrschte, denn den Wunsch hege ich schon lange, und ich hoffe, Du wirst mich begleiten, um in den jetzt leider verödeten Palästen an ihre großen Thaten erinnert zu werden. Aber ich will Dir gestehen, daß nicht dies allein mich zu der Reise bestimmt. In meinen Kinderjahren schon trug meine Phantasie mich nach Venedig, denn meine Mutter erzählte mir oft die Geschichte des Othello, die mich tief ergriff. Du weißt, daß Hanno, der Großvater meiner Mutter, von schwarzen Eltern geboren war. Meine Mutter stellte den Kränkungen, die jene Herkunft ihr zuzog, einen ausführlichen Bericht entgegen: wie Peter der Große den Knaben Hanno erziehen ließ und ihn später zum Admiral machte. Sie sprach davon oft mit mir, und wenn sich eine Gelegenheit dazu bot, knüpfte sie daran Erzählungen von den tapferen Thaten Othello's und von den Ränken, denen er in seinem neuen Vaterlande zum Opfer fiel. Sie pflegte mich dann in ihrer leidenschaftlichen Art vor den Schlingen zu warnen, welche die kalten Weißgebornen den Kindern des Südens legen. So ist mir Othello gleichsam zu einem pietätischen Typus geworden aus einer blos mythischen Person, und ich glaube meine Mutter zu ehren, wenn ich nach der Stätte wallfahrte, die Othello's Liebe, den Quell seiner Leiden, entstehen sah!“

Der Oberst, so nennen wir den älteren Fremden, warf einen finstern Blick auf den jungen Mann und sagte: „Ich bitte Dich, Dimitri, laß uns mit Ernst überlegen, wie wir unseren Zwecken wieder näher rücken können, von denen tolle Uebereilung Anderer uns zurückgeschleudert hat, und folge Deinen phantastischen Neigungen nicht unter Umständen, die Ruhe und Klarheit erfordern. Die Phantasie ist gut in Deinen Versen, für's Leben aber taugt sie nicht.“

„Was ist mir das Leben,“ entgegnete Dimitri, „wenn ich meiner Phantasie entsagen soll? Was ist das reale Leben überhaupt als Jammer und Elend? Ein blindes Schicksal waltet über den Menschen, be-

günstigt den Werthlosen und erdrückt den hochfliegenden aufstrebenden Geist, dem Nichts übrig bleibt, als mit Verachtung dem Treiben der gedankenlosen Menge den Rücken zu kehren und Trost für seine vereitelten Hoffnungen zu suchen in einer Scheinwelt. Diese spiegelt die Phantasie uns vor, und darum ist sie unsere einzige Freundin, unser letzter Trost. Diese Scheinwelt der Phantasie aber ist das ganze Ergebniß der gewaltigen Kämpfe unserer Epoche um allgemeines Glück auf Erden. Millionen brachten sich ohne praktisches Resultat in der Hoffnung auf Freiheit zum Opfer — nur der Eigennutz erntet auf ihren Gräbern!"

„So laß uns auch ernten!" sagte der Oberst. „Warum wollen wir vor dem ersten mißlungenen Versuch zurückweichen? Dein poetischer Freund Relejew und die beiden Murawiew haben gegen meinen dringenden Rath durchgesetzt, daß der sinnlose Versuch gewagt wurde, dem Kaiser mit offener Gewalt entgegen zu treten, ehe die Mittel dazu gehörig vorbereitet waren. Der Versuch ist, was ich vorhersah, gescheitert und die tollen Anstifter sind dafür hingerichtet. Ist aber dadurch auch unseren alten Rechten der Kopf abgeschlagen? — Der Kaiser verlangt, daß wir die unbedingte Gewalt über unsere Unterthanen, die Bauern, aufgeben sollen, und stellt sein Gesetz an den Platz unseres Rechts — denn das fordere die Zeit! Muß er mit seinen Unterthanen, mit uns, nicht eben so verfahren, muß er nicht sein Recht über uns eben so durch Gesetze binden, das heißt: uns eine Verfassung geben, die uns vor seiner und seiner Nachkommen Willkür schützt? So mußte die Forderung lauten, wenn sie auch nicht unser letzter Gedanke war. Wir sind mächtig genug, ihm abzubringen, was ihm selbst nicht anders als gesetzlich erscheinen kann. Es kommt nur darauf an, daß wir uns fest verbinden und jene unbedingten Diener aus dem Staatsdienst entfernen, die des Kaisers Träume von Ehrenbürgern und Bauernfreiheit nähren. Befindet sich die Macht erst in unsern Händen, dann ist es Zeit, jene philanthropischen Phrasen zu vergessen, und den Staat, wie unser altes Recht es fordert, nach unserem Vortheil zu regieren. Aber weder in Gastein noch in Venedig werden wir für diese Zwecke wirken. Nach Rußland müssen wir zurück! Dort mache Dein literarisches Talent geltend: laß in tausend Variationen, in Prosa und in Versen, jene philanthropischen Phrasen vom Rechte, von der Willkür und vom Verfassungsschutz erklingen, und überschütte die unbedingten Diener des Kaisers mit Spott, während ich mit den übrigen Freunden in den Staatsdienst wieder einzutreten suche und unser thätiger Verein alle wichtigen Stellen in sichere Hände bringt. — Meine neusten Nachrichten lauten gut. Wir dürfen erwarten, daß unsere Verbannung bald aufgehoben wird. Bis dahin wollen wir Alles vermeiden, was neuen Verdacht erregen könnte, und in der nächsten Woche der russischen Grenze näher rücken, um die Verbindung mit unseren Freunden durch Beschleu-

nigung der Correspondenz zu fördern. Du verdankst es meinem Rathe, daß Du nur als verdächtig verbannt worden bist. — Erinnere Dich dessen und folge auch jetzt, wie damals, als Du Dich von Relejew trenntest, meiner reiferen Erfahrung. Deine seltenen Eigenschaften haben für mich und uns Alle einen zu hohen Werth, als daß ich ruhig Dich, zu Deinem eigenen Verderben, dem zügellosen Walten Deiner phantastischen Neigungen überlassen könnte. Lebst Du in Venedig, so wirst Du im Umgang mit Lord Byron, den Du überschätzst, Dich zu offenem Auftreten gegen den Kaiser hinreißen lassen und dadurch den Einfluß einbüßen, den Du über ganz Rußland auszuüben im Stande bist."

In seine Behausung zurückgekehrt, war Dimitri durch die Erinnerung an dieses Gespräch zwar schwankend geworden, aber keinesweges dahin entschieden, den lange gehegten Reiseplan aufzugeben. Denn obgleich seine Verbindung mit dem Obersten eine sehr nahe war, fehlte doch viel, daß er dessen Ansichten völlig getheilt hätte. Dimitri war keineswegs ein unbedingter Anhänger der Bestrebungen, denen ein Theil des russischen Adels damals sich hingab. Durch seinen Vater gehörte er zwar diesem Adel an, aber die Gesinnungen desselben waren in ihm durch den Einfluß seiner Mutter und noch mehr durch das Studium der neuen britischen Poesie modificirt. Diese Poesie hatte ihm den Geist der Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen des menschlichen Daseins eingeflößt. Wären in seinem Vaterlande irgend demokratische Elemente vorhanden gewesen, so würde er auf ihre Entwickelung hingewirkt haben. In Ermangelung derselben schloß er sich der Opposition des Adels gegen den Kaiser an, die wenigstens seine Ansicht von der Verwerflichkeit des Vorhandenen theilte. Von ihren Umtrieben konnte er sich den Umsturz des Bestehenden versprechen; ihrem Endzweck aber blieb er im Herzen fremd.

Am Abend nach jenem Spaziergang fand er einen Brief aus Petersburg vom Grafen Werdenstein vor, dessen Freund er von der Schule her war. Durch den wurde sein nächster Entschluß zwar bestimmt, sein innerer Unfrieden aber eher vermehrt, als ausgeglichen.

„Lieber Freund!

Soll ich es ein Glück oder ein Unglück nennen, daß ich in Neapel war, als die Vorsehung unseren geliebten Kaiser Alexander von uns nahm? Freilich ist mir dadurch der Schmerz erspart worden, Augenzeuge der unglücklichen Begebenheiten zu sein, die diesem Trauerfall in Petersburg gefolgt sind. Aber ich nenne es doch, und besonders um Deinetwillen, ein Unglück, denn ich bin überzeugt, daß es mir gelungen wäre, den argen Verdacht von Dir abzuwenden, mit dem Du in meiner Abwesenheit belastet worden bist. Unmittelbar nach meiner Ankunft in Petersburg erfuhr ich Deine Verbannung. Ich fand bald Gelegenheit, für Dich zu sprechen und sagte dem Kaiser: „Mein Jugendfreund konnte mit dem Dichter, aber nicht mit dem Empörer Relejew vertraut sein."

Es ist mir gelungen, Deinen Frieden mit dem Kaiser zu machen: er will „selbst dem Schuldigen verzeihen“, er ruft Dich zurück! —

Nichts ist heilsamer, Freund, als von jeder Widerwärtigkeit, die wir erfahren, die Veranlassung nicht bloß außer uns, sondern auch in uns zu suchen. Du wirst es mir daher nicht übel deuten, wenn ich Dir ausspreche, was nach meiner Ueberzeugung in Dir selbst die Ursache Deiner Verbannung gewesen ist: der finstre Geist der Unzufriedenheit mit Gott hat Dir das Ansehen eines Empörers gegeben; es ist daher der schwache Anschein einer Schuld hinreichend gewesen, Dich dem Staate verdächtig zu machen. Und ist jene Unzufriedenheit nicht eine Empörung — gegen Gott? Sage Dich los von der Poesie des Tages, die Dich zu erheben wähnt, indem sie Gott lästert! Sie bläht sich auf, weil sie eine schwache Gabe von Talent in sich spürt, und rechtet mit Gott, weil er ihre thörichten Ansprüche unerfüllt läßt! Glücklich der Mensch, dem es gelingt, seinen Pflichten zu genügen, d. h. diejenigen Kräfte gehörig zu gebrauchen, die ihm verliehen sind. Aber Pflichten kennt jene Poesie nicht. Eine dürftige Regung zu großen Dingen hält sie für Beruf, das Höchste zu leisten, und für eine Anweisung auf jeden Ruhm und Genuß. Sie gesteht sich nicht, daß ihre Unternehmungen deshalb scheitern, weil die Kraft des rein subjectiven Meinens und Wollens einzelner, wenn auch begabter, Individualitäten oder Zeitrichtungen schwächer ist, als die objectiven, durch Religion und Sitte festgesetzten, Schranken, sondern betrachtet sich als das Opfer einer dämonischen, den großen Menschen feindseligen Weltregierung. O daß es mir vergönnt wäre, Dein Auge zu öffnen für die tausendfältigen Segnungen, die Gott den Seinen schenkt! Freilich: die Seinen sind nicht verblendete Empörer, sondern treue Diener: ihr Dichten und Trachten ist darauf gerichtet, Gottes Willen zu verstehen und der Stellung gewissenhaft zu genügen, die Er ihnen angewiesen hat. Die englischen Aristokraten haben einer schwachen und leichtfertigen Regierung die magna charta abgedrungen; die französischen Demokraten haben einen schwelgerischen und entarteten Adel aus dem Lande vertrieben: in beiden Fällen war dies das Product des Causal-Nexus von Ursach und Wirkung, wie es die Logik der Weltordnung mit sich bringt. Wo aber wäre bei uns Russen das zu einer Staats-Umwälzung nöthige Material zu entdecken? Ein Fürst, der, wie unser Kaiser, sein ganzes Dasein dem Wohle des Staates widmet, und die von Gott ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen strebt, braucht sich vor Empörern nicht zu scheuen. Der Ehrgeiz und Eigennutz, wie die Schwärmerei für eine abstracte Theorie, müssen an der Kraft scheitern, die Gott einer solchen Regierung verleiht. Der Russe, welcher aus Vorliebe für das Fremde die parlamentarische Regierungsform seiner Heimath zu octroyiren versucht, erscheint mir wie ein Mann, der die künstliche Hand des Götz von Berlichingen bewundert und sich selbst den Arm abnehmen läßt, um gleichfalls das Kunst-

werk in Anwendung bringen zu können. Gewiß wird er dadurch nicht bloß schwächer werden wie Berlichingen, sondern auch schwächer, als er selber früher gewesen. Der wahre russische Patriot hilft, auf der ihm anvertrauten Stelle, dem Kaiser das allgemeine Wohl fördern; er sieht mit unverblendetem Auge, daß hier Künstlichkeiten unnütz sind; mit einfacher Pflichterfüllung ist bei uns der höchste Zweck des Staates zu erreichen. Nur Scheingründe sind es, mit denen die Empörung bei uns ihre Tendenz beschönigt. Man wirft von Seiten des mißvergnügten Adels dem Kaiser vor, daß er wohlerworbene Rechte verkürze. Was ist aber das Recht des russischen Adels anders, als die Pflicht, ein Vater der Bauern zu sein? Der Kaiser hat durch die umfassendsten Anstalten zum Schutz und zur Unterweisung aller seiner Unterthanen, zur Entwickelung des Landbaues und des Gewerbes, den Vornehmen die Lösung ihrer heiligen Pflichtaufgabe wesentlich erleichtert. Nur den Mißbrauch jener Macht will der Kaiser nicht dulden, weil Gott nicht bloß den Adel, sondern auch die Bauern seiner Obhut anvertraut hat, und weil überhaupt das Verhüten solchen Mißbrauchs, wie die Geschichte Frankreichs nachweist, ebensowohl dem Adel als den Bauern zum Schutz gereicht. Wenn die Kräfte eines Staats einander nicht feindselig entgegentreten, sondern alle gemeinschaftlich nach Einem Ziele hinstreben, dann muß er aufblühen und seinen Nachbarn ein Vorbild werden, und eben darin besteht sein wahrer Ruhm. Zu dieser Blüthe des Ruhmes aber führt nicht die Form der Verfassung, sondern die Tugend des Fürsten und die Treue des Volkes, wie über den Werth des einzelnen Menschen nicht die Gestalt entscheidet, sondern die Gesinnung. Ich wollte, Du hättest gehört, wie klar der Kaiser über diese Verhältnisse spricht. Er scheut die Empörer nicht: er ist nur bedacht, sie zu bessern, soweit es ihm möglich ist. Die Mörder freilich mußte er hinrichten lassen um des Rechtes willen; die Verirrten hat er nach dem Maß ihrer Schuld in Umstände versetzt, die geeignet sind, ihnen die Augen über ihre Thorheit zu öffnen.

Der Kaiser schätzt Dein Talent, Dimitri Iwanowitsch, er wünscht Dich dem Staate zu erhalten, denn er betrachtet die Entwicklung aller Fähigkeiten des russischen Nationalgeistes als Aufgabe seines Herrschens. Dein höchster Stolz ist Deine Bildung: vergiß nicht, daß Du deren Grundlage wesentlich dem Lyceum in Sarskoje-Selo verdankst, das unsre Kaiser stifteten! Mit unwandelbarer Anhänglichkeit erinnere ich mich der glücklichen Tage, die ich dort in Deiner Freundschaft verlebte, der beseligenden Hoffnungen, die wir an unsere dereinstige Wirksamkeit im Dienste des Vaterlandes knüpften. Beweise auch Du mir, dadurch daß Du zu uns zurückkehrst, wie der Werth der Freundschaft dem Diamanten gleicht, den das Feuer der Lebensstürme und der Leidenschaften, die sie hervorrufen, nicht zu verzehren vermag! Dein

Werdenstein."

Lange schwankte Dimitri, nachdem er diesen Brief durchlesen. „Wie sie mich Alle umstricken," rief er aus, „hier der stolze Oberst mit seinem Anhang, dort der frömmelnde Freund als ein Bote des Kaisers! Ich kehre nach Rußland zurück, aber ich will meinen eigenen Weg gehn!"

Zweites Capitel.

Olga.

Ein längerer Aufenthalt des Kaisers in Moskau hatte den Hof nach dieser alten Hauptstadt geführt, und auch Dimitri war, inzwischen zum Historiographen ernannt, dem Kaiser dahin gefolgt. Werdenstein ließ es sich hier angelegen sein, ihn in den heitren Familienkreis eines Verwandten einzuführen, um so mehr, als er ihm hierdurch ein Gegengewicht zu geben suchte gegen den Einfluß, welchen der Baron Kouvier auf ihn übte und welchen Werdenstein als verderblich erkannte.

Kouvier hatte Frankreich kurz nach der Julirevolution verlassen. Das Gerücht sagte: er müsse Frankreich wegen seiner Anhänglichkeit an Karl X. meiden, und dürfe an dessen Hoflager nicht erscheinen wegen des nachtheiligen Einflusses, den er auf die Unternehmung der Herzogin von Berry ausgeübt habe. Ein bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, in der ersten Gesellschaft von Petersburg zu leben. Er galt allgemein als ein Mann von Geist, jedoch erschienen Vielen seine Grundsätze bedenklich. Nach seiner Meinung war ununterbrochener Lebensgenuß die höchste, wo nicht gar die alleinige Bestimmung des Weisen. Er warnte daher eben so sehr vor Unmäßigkeit, die den Genuß vergälle, als vor jenen „Vorurtheilen, die den Leichtgläubigen in ungeschickt erfundene Schranken einschlössen." Eine der rohsten von diesen Schranken war nach seiner Meinung die Ehe. Er sagte einmal vor einem weiten Kreis junger Männer: „Macht es uns doch Niemand zum Verbrechen, wenn wir nicht ausschließlich mit einem, sondern mit mehreren Freunden umgehen, oder wenn eine unserer freundschaftlichen Verbindungen inniger wird, während die andere erkaltet. Wie oft gewinnt unser Leben durch einen neuen Freund einen neuen Reiz! An dem neuen Freunde sehen wir nur Vollkommenheiten; kennen wir ihn erst ganz, so finden wir Vieles nicht so, als es anfänglich schien: manche üble Eigenschaft tritt hervor, die im Anfang unbemerkt blieb — dennoch war die Verbindung, die wir mit ihm hatten, ein Gewinn: wir verdanken ihm heitre, genußreiche Tage, und wir geben sie nur auf, um in einer neuen Verbindung neuen Genuß zu finden. Darf man den Reisenden tadeln, der die Vorzüge aller Länder kennen zu lernen bemüht ist? Kommen seine alten Tage, so weiß er sich in einer anmuthigen Gegend geschmackvoll einzurichten: hier lebt er mit seinen reichen Erfahrungen in einem

auserwählten Kreise. — Und eine ähnliche Bekanntschaft mit der schöneren Hälfte unserer Lebensgenossen sollen wir ausschließen aus unseren Reisefreuden, unseren Lebensstudien? Warum sollen wir die Frauen nur als Sclavinnen des Eheherrn, nicht als unsres Gleichen betrachten? Nur ein Vorurtheil hat ihnen jene untergeordnete Stellung angewiesen: nur ein Vorurtheil kann uns um den schönsten Genuß des Lebens bringen!"

Der Redner bemerkte zu spät, daß Werdenstein ihn mit anhörte. Sonst würde er, seinen Lebensregeln gemäß, es vermieden haben, jene freie Lebensansicht vor einem Manne mitzutheilen, den er als in Vorurtheilen unerschütterlich befangen ansah. Werdenstein erblickte auch in der That in Kouviers Deduction einen Handschuh, den ihm der Franzose hingeworfen, und ermangelte nicht, eine dialectische Lanze mit ihm zu brechen. Er sagte:

„Von der höheren Bedeutung der Ehe, als von einer Verbindung, die über das Grab hinausreicht, darf ich hier füglich schweigen. Indem ich daher nur den Gesichtspunkt der practischen Lebensergebnisse auffasse, erinnert mich Ihre Argumentation an eine Behauptung meines Vaters, der durch unsere Feldzüge im Süden mit den Asiaten genau bekannt war. Nach ihm läßt sich die Inferiorität dieser Racen nur durch die dort geltenden ehelichen Gesetze erklären. Während schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die in Europa herrschenden Ehegesetze eine sorgfältige Erziehung der Kinder herbeiführten, wollte eine ähnliche Sorgfalt in den Harems nie gedeihen. Was Sie uns sagten, ist allerdings weit davon entfernt, die Frauen den asiatischen Gesetzen zu unterwerfen, aber mir scheint, daß die Kinderzucht, die aus dem Gesellschaftszustande hervorginge, den Sie empfehlen, noch schlimmer ausfallen würde, als in Asien. Ich erlaube mir hinzuzufügen, das die Anwendung egoistischer Grundsätze auf das practische Leben, so fein sie auch berechnet sein möge, unfehlbar zum Unglück führt. Vom Egoismus aber scheinen mir Ihre Theorieen nicht frei zu sein, da dieselben bei den freundschaftlichen Verbindungen nur den eigenen Gewinn bedenken, folglich wohl auch die Ehe gerade deshalb verwerfen, weil sie gelegentlich eine Selbstaufopferung in Anspruch nimmt, die unbequem werden kann."

Kouvier war weltklug genug, sich nicht auf einen Principienstreit einzulassen, der, consequent fortgesetzt, seine Stellung in der höheren Gesellschaft von Petersburg ernstlich gefährdete. Einlenkend sprach er zum Grafen Werdenstein: „Es überrascht mich nicht, daß Sie durch Ihre etwas finstere Phantasie veranlaßt werden, die Lebensansicht eines heitern Sinnes für trügerisch zu halten. Aber ich bin gewiß: es wird mir gelingen, Sie zu überzeugen, daß eine Theorie, die das individuelle Glück des Einzelnen zum Zweck macht, zum generellen Glück Aller führt. Es wird mir angenehm sein, diesen das ganze Leben umfas-

senden Gegenstand in einer freien Stunde mit Ihnen erschöpfend zu besprechen."

So suchte sich Kouvier einem Gespräch zu entziehen, in das er wider Willen gerathen war: jedoch hinterließ dieser Rückzug bei allen Zuhörern den Eindruck einer Niederlage. Werdenstein hatte die verderblichen Grundsätze seines Gegners nur um ihretwillen gerügt. Uebrigens bestärkte diese Unterhaltung ihn in dem Vorsatz, seinen Freund Dimitri von dem Verkehr mit Kouvier abzuziehen. Das war ein Fehler. Man überwindet Gedanken nicht dadurch, daß man sich von ihnen fern hält, sondern dadurch, daß man sie analysirt und sich über sie erhebt. Allein bald trat für Dimitri durch den Umgang, welchen Werdenstein ihm bereitete, eine Umkehr ein, deren Kraft allen Verstandes-Operationen überlegen zu sein schien.

Dimitri war aus dem väterlichen Hause schon früh in die Erziehungsanstalt von Zarskoje-Selo eingetreten. Sein rastloses, leidenschaftliches Gemüth war dort zum Ehrgeiz angeregt worden, den mannichfache literarische und politische Bestrebungen in der späteren Zeit noch gesteigert hatten. Jetzt plötzlich in einen harmlosen Familienkreis versetzt, fühlte er sich wie in einer neuen Welt. Hier schien Jeder nur für das Glück des Andern zu leben, alle Wünsche waren erreichbar, denn sie galten den unvergänglichen Gütern des Herzens, welche der Allgütige nie versagt. Hier waltete der Geist des Friedens, und Dimitris dichterische Phantasie, durch diese ihm ganz neuen Erscheinungen bezaubert, sah den Himmel offen. Unwiderstehlich hingerissen, seine neuen Empfindungen auszusprechen und ihnen die trüben Bilder der ruhelosen Vergangenheit entgegenzusetzen, mußte auch er seinerseits in dem stillen Kreise, dem die Außenwelt, wie er sie kannte, fremd war, einen lebhaften Eindruck hervorbringen. Olga, die Tochter des Hauses, war eine rosig aufblühende Schönheit, unbefangen und heiter, ihre Seele noch nicht berührt von dem Unfrieden eitler Wünsche. Sie täglich zu sehen, ihre Stimme zu hören, schien ihm anfänglich allein schon der Inbegriff des Glücks. Sie zu besitzen — dies zu wünschen, fiel ihm erst später ein. „Die Sterne, die begehrt man nicht!" war das Thema, das er in seinen Gedichten variirte. So ist es des Dichters Bestimmung, durch des eigenen Herzens Selbstqual Andere zu ergötzen, zu erheben. Nach sechs Wochen der erschütterndsten Aufregung, vom Zagen zum Wünschen, vom Wünschen zum Hoffen, waren Dimitri und Olga mit einander verlobt.

Kouvier fühlte sich durch diese Nachricht unangenehm überrascht. Er war immer bedacht gewesen, sich durch den Umgang mit talentvollen Männern eine belebte Unterhaltung und seinen Grundsätzen ein gewisses Ansehn zu verschaffen. Etwas voreilig hatte er den beliebten Dichter seinen Freund genannt. Ungern sah er ihn sich den Reihen der Ehemänner zuwenden, dachte jedoch, ihn nicht sogleich ganz aufzugeben.

Da er die Neigung Dimitri's zum Glauben an dämonische Einflüsse, welche oft mit dem Fatalismus verknüpft ist, kannte, so beschloß er, der jetzt in Liebe schwärmenden Phantasie des Dichters eine andere Richtung zu geben, und benutzte hierzu ein schönes Zigeunermädchen, das zu jener Zeit in Moskau lebte und ungewöhnliche Gaben besaß. Kouvier hatte ihre nähere Bekanntschaft gesucht und sie, da er in solchen Fällen sehr freigebig war, für sich gewonnen. Grade dadurch hatte er seinen angehenden Freund aus den Augen verloren; es schien ihm daher billig, daß das prophetische Mädchen sich bemühe, ihm den Abtrünnigen wieder einzufangen. Eines Tages, als Dimitri seinen gewöhnlichen einsamen Morgenspaziergang an den romantischen Teichen machte, trat ihm das braune Mädchen entgegen.

„Besinge mich," sagte sie freundlich, „Du hast die Gabe des Dichtens! Sieh, ich verdiene Dein Lied als schöne Tochter des Orients und höre gerne in Versen mich loben. Mein Schauen der dunkel verschleierten Zukunft soll Dich belohnen!"

„Mein gutes Kind," entgegnete Dimitri, „mir stehen die Verse nicht so zu Gebot, wie Dir das Prophezeihen. Siehst Du mir an, was die Zukunft bringt? Hier ist meine Hand, sprich Deinen Spruch und fünf Rubel sollen Dein sein!"

„Ich brauche Dein Geld nicht, hochmüthiger Russe!" entgegnete finster die junge Zigeunerin, und es schien einen Augenblick, als ob sie mit stolzer Miene an ihm vorübergehn wollte. Plötzlich aber ergriff sie sein'e ausgestreckte Hand und betrachtete sie forschend. Immer düstrer wurde ihr Blick, und ein krampfhaftes Zucken durchbebte ihre schlanken Glieder. Dimitri, des peinlichen Schweigens müde, wollte seine Hand zurückziehen: die Verzückte hielt sie jedoch fest mit der Linken und umklammerte, ihre Beute nicht zu verlieren, ihm mit der Rechten den Arm dicht über dem Handgelenk. Ihre Augen rollten, und mit drohender Stimme sprach sie in hohlem Tone einen Vers, in welchem sie als die Haupteigenschaft und Hauptsünde von Dimitri's Charakter die Eitelkeit bezeichnete und ihn warnte, sich nicht in seliges Hoffen zu versenken, denn das Gericht seiner Eitelkeit werde entsetzlich sein und ihn in der „Sechse" treffen. Einen schauerlichen Accent legte sie auf das Schlußwort: „Fürchte die Sechse!" Ihr Mund schäumte, ihre hohe Gestalt brach zusammen und rang in heftigen Krämpfen am Boden. Dimitri floh.

Lange konnte er das düstere Bild nicht loswerden, aber im Anschauen seiner Braut glaubte er sich endlich zu überzeugen, daß dem Bösen nicht Macht gegeben sein könne über das Geschick ihrer reinen Seele. „Um ihretwillen," sagte er zu sich selbst, „so lange ich ihr vertraue, muß das finstre Geschick, das mich bisher verfolgte, von mir weichen!"

So erreichte denn Kouvier zwar seinen Zweck: die Heirath Dimitri's zu vereiteln, nicht, wohl aber war ein Schatten geworfen in die

Seele des jungen Ehemannes, die für einen derartigen Eindruck so empfänglich und durch keinen festen Glauben geschirmt war. Alle seine Leiden schrieb Dimitri, wie Tasso und Byron, einer Ungunst jenes unbestimmten Etwas zu, das man Fatum nennt. Interessant und unerklärbar ist es, daß es begabte, fähige Männer giebt und zu allen Zeiten gegeben hat, die an das „Fatum" glauben, und von denen gleichwohl Keiner gewußt hat, was er sich eigentlich darunter vorstellt. Das Fatum soll jedenfalls etwas Unpersönliches sein, dennoch aber soll es vorherbestimmen — folglich denken können. Dieser Begriff ist ganz sinnlos, denn denken kann nur eine Person, weil das Denken eine Function ist, folglich einen Functionär voraussetzt. Demnach ist es nicht zu erklären, wie Jemand, der sonst logisch zu schließen im Stande ist, dennoch Fatalist sein kann. Es steht aber factisch fest, daß der Fatalismus seine Anhänger keineswegs bloß aus der Beschränktheit rekrutirt: er beherrschte unzweifelhaft Wallenstein, der gewiß ein bedeutender Geist war. Daß Dimitri Iwanowitsch in den dunklen Gängen dieser Irrlehre Gott suchte, war sein Verderben.

Die ersten fünf Jahre, welche er in der Ehe verlebte, waren reich an Glück. Olga allein widmete er alle Zeit, welche ihm seine historischen Studien übrig ließen. Sie lebten abwechselnd in Petersburg und auf einem kleinen Gute, das er unweit Moskau besaß. Mit scheuer Zurückgezogenheit mied er die früheren Verbindungen. Der Oberst, den wir in Gastein kennen lernten, war zwar vom Kaiser wieder zu Gnaden angenommen worden, bemühte sich aber vergebens, bei Dimitri das Andenken an die früheren hochfliegenden Pläne hervorzurufen. Der Umgang mit Kouvier war ganz abgebrochen. Werdenstein focht gegen die Perser und erhielt später ein Kommando in Transkaukasien. Keinen vermißte Dimitri: Olga mit vier aufblühenden Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, waren seine Freude, seine Sorge, und wenn ihm noch ein Zeuge seines Glückes nöthig gewesen wäre, so ward ihm auch dieser im dritten Jahre seiner Ehe zu Theil, indem Olga's Schwester Anna nach dem Tode der Eltern sein Haus zum Aufenthalt wählte. O daß er in diesen glücklichen Jahren sich ganz erfüllt hätte mit Dank gegen Gott, der ihm mehr gab, als er verdiente! Er hatte vermessen den Unerforschlichen gemeistert, und der Allgütige lehrte ihn mit Sanftmuth, wie schön seine Welt sei — aber Dimitri verstand den Allgütigen nicht!

Gegen das Ende jener fünf Jahre kamen Stunden, in denen er sich fragte: „Ist das die Erfüllung der Hoffnungen, die Rußland von Dir hegte?" Es ward ihm nicht klar, daß nicht blos glänzende Erfolge die Bahn eines Helden bezeichnen, sondern daß eine pflichtgetreue Anwendung der ihm verliehenen Kräfte zum allgemeinen Wohl, die sich durch keine Schwierigkeit beugen, durch keine Widerwärtigkeit lähmen, durch keine Leidenschaft beirren läßt, die Grundlage seiner Wirksamkeit

sein muß. Häusliches Glück kann ihn nur antreiben und stärken in seinem Berufe, nie aber darin hemmen. Früher strebte der junge Dichter nach dem Glanz des Erfolges, den sein Talent ihm leicht erworben hatte. Jetzt, da er vorhatte, als Geschichtsschreiber seine Zeitgenossen zu belehren, stieß er auf Schwierigkeiten, deren Grund seine eigene Unklarheit war. Wäre er streng gegen sich selbst gewesen, so würde er sich eingestanden haben, daß man, um die Thaten Anderer zu beurtheilen, zunächst sich selbst klar gemacht haben muß, was man für groß oder klein, für gut oder schlecht, für edel oder gemein hält, daß also der Historiker vor allem anderen eine feste subjective Ueberzeugung erlangt haben, daß er mit sich selbst zum Abschluß gekommen sein muß. Dagegen spiegelte ihm seine Eitelkeit in manchen Stunden vor, daß Frau und Kinder den freien Aufschwung seines Geistes hemmten. Wenn er dann aber seine schöne Olga sah, ihre seelenvolle Stimme hörte, wenn die Geistesentwicklung seiner Kinder ihn erfreute, dann fehlte ihm der Muth, vor sich selbst zu behaupten, daß solche Einflüsse hemmend wirkten.

In dieser Zeit schrieb er, um sich von seinen historischen Studien nicht ganz einnehmen zu lassen, einige Gedichte zur Verherrlichung des großen Kampfes, in Folge dessen Moskau mit neuer Jugendkraft aus der Asche emporstieg. Sie erwarben ihm den Titel eines Kammerherrn und führten die schöne Olga an den Hof.



Unsere Festungen.

Es ist noch nicht lange her, da galt es in weiten Kreisen als Axiom: Festungen wären unnütz, man müsse sie eben liegen lassen, höchstens ein Beobachtungs-Corps davor aufstellen, dann aber mit aller Kraft nur auf die feindliche Hauptstadt losgehen, denn dort, nirgend anders, läge die Entscheidung jedes Krieges. — Allerdings hat Napoleon wenig belagert und allerdings sind 1815 die französischen Festungen fast eben so schnell gefallen, als 1806 die preußischen; dafür haben die Revolutionsjahre 1848 und 1849 und der jetzige Krieg die alte Schutz- und Trutzwaffe wieder zu Ehren gebracht. Fridricia, Friedrichstadt, Venedig und Rom, Silistria, Sweaborg, Kronstadt und Sebastopol haben für die große Wichtigkeit der Festungen, Bomarsund und Kinburn jedenfalls nichts dagegen bewiesen, denn capitulirende Commandanten dürfen so wenig bei Berechnung der Kriegskraft eines Landes in Berechnung kommen, als Truppen-Commandeurs, die sich in freiem Felde kriegsgefangen erklären. Mit weiser Vorsicht hat sich auch weder der Hochselige König, noch Seine jetzt regierende Majestät von dergleichen Redensarten beirren lassen, und Preußen hat die Zeit der Ruhe nicht

verloren. Seine Festungen sind sehr bedeutend und kräftige Garantieen für nachhaltigen Widerstand. Es haben sich freilich und namentlich in neuester Zeit allerlei Controversen über das System erhoben, nach welchem Koblenz, Posen und Königsberg gebaut sind, und französische, wie in zweiter Reihe spanische und englische Ingenieure, haben zu beweisen versucht, daß Preußen von den gesunden Grundsätzen der Fortification abgewichen sei. Ob Hohlbau, ob Erdwerke? ob Montalembert, ob Vauban? ist vielfach literarisch besprochen worden. Damit haben wir es aber nicht zu thun. Die Vertheidigung der erbärmlichen türkischen Tabias bei Silistria, die wunderbaren Kämpfe um Sebastopol haben auf's Neue gezeigt, daß es bei Festungen weniger auf die todte Vertheidigung in Stein und Erde, als auf die lebendige durch Festigkeit des Commandanten und Kampfgeschicklichkeit entschlossener Truppen ankommt. Wenn wir daher von „unseren Festungen" reden, so thun wir es mit ganz bestimmtem Bezuge auf die lebendige Vertheidigung, und wenn wir es gerade jetzt thun, so giebt uns das vom Major von Kamptz, Artillerie-Offizier des Platzes Neisse (Potsdam, Stein. 1855) herausgegebene Werk: „Der Dienst der Infanterie bei der Vertheidigung der Festungen gegen den gewaltsamen Angriff" die nächste und, wir gestehen, die dringendste Veranlassung dazu.

„So sehet nun zu, daß ihr nicht hinlässig hierinnen seid, damit nicht Schaden entstehe dem Könige!" so sagt Esra im 22. Verse seines 4ten Capitels, und das Buch des Majors von Kamptz, der auch schon im Jahre 1849 „Artilleristische Studien" herausgegeben, hat dieses Citat auf seinen Titel gesetzt. Die Zeit ist vorüber, wo es für absolut unschicklich, ja unter Umständen für ein Vergehen gehalten wurde, wenn der Laie über Militairisch-Fachliches seine Meinung sagte. Die aufrichtige Liebe zum Vaterlande, die Kenntniß der Geschichte, die Wahrnehmung offenkundiger Mängel war kein Grund, ja nicht einmal eine Entschuldigung zum Mitreden in Dingen, die angeblich Niemand versteht, als der Soldat. Das hat sich geändert, und man sucht auch aus anscheinend unberechtigter, wenigstens untitulirter Meinung das Nutzbringende heraus. Dies unser Anspruch auf den Wunsch, gehört zu werden.

Obgleich sich das Werk des Majors von Kamptz auf den ersten Anblick als ein nur und streng fachliches ankündigt, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach doch weit über militairische Kreise hinaus gelesen werden und auch Anerkennung finden. Wir haben gar nicht die Absicht, das Buch selbst zu besprechen. Es wird seinen Weg schon machen, und wir können uns im Interesse der Sache darauf beschränken, nur aufmerksam zu machen, daß es nicht allein für den Militair, sondern für jeden denkenden Freund seines Vaterlandes von höchstem Interesse ist.

Aber wir haben es mit einigen Angaben und Bemerkungen in diesem Buche zu thun, die freilich nur so obenhin und nebenbei gemacht

zu sein scheinen, in ihrer Tragweite indessen fast wichtiger als das eigentlich Wichtige in der Arbeit hervortreten. Mit dem ganz richtigen Tacte eines höheren preußischen Offiziers hat der Verfasser nirgend Kritik geübt oder absolut verworfen, sondern hat nur gesagt, so muß es gemacht werden, um das zu erreichen. Darin liegt indessen gerade für uns die Aufforderung, zu untersuchen, ob das Vorhandene dem entspricht, was jenes Buch als das Erreichbare bezeichnet und ob es so erreicht wird, um dem Lande Zuversicht zu geben.

Beginnen wir mit dem, was aus leicht begreiflichen Gründen in dem Buche, welches uns die nächste Veranlassung zur Besprechung giebt, nicht ausgeführt ist: das Verhältniß der Commandanten. Hier ist es wesentlich besser geworden, als es früher damit war. Trotz der Erfahrungen von 1806, gab es eine Zeit unter dem Hochseligen Könige, wo es fast wieder dahin gekommen war, die Commandantur einer Festung als einen Ruheposten für früher verdiente Generale zu betrachten. Es war das eine nothwendige Folge des nach einem Kriege plötzlich stockenden Avancements und eintretender, frühzeitig körperlicher Unfähigkeit, bei noch sehr regsamem Geiste und entschiedener Kriegserfahrung. Man verliert namentlich die letztere ungern und so spät als möglich aus der Armee und glaubte damals, die Posten der Festungs-Commandanten — wir reden natürlich nicht von Allen, sondern nur von der Mehrzahl — durch körperlich zwar invalide, geistig aber unstreitig noch ganz fähige Offiziere genügend und entsprechend besetzt. So wurde ein Festungs-Commando — jedenfalls eins der wichtigsten und schwersten Staats-Aemter — ein bequemes Vermeiden der zu früh erscheinenden Pension. Das hat sich durchgreifend geändert. Wir wissen nicht, wem wir es zu danken haben, daß jetzt das Festungs-Commando ein Durchgangspunkt, eine Studie, ein zeitweises Abcommandiren geworden ist und können also Dank und Anerkennung dafür nicht gegen die rechte Person aussprechen. Aber wir können beurtheilen, was die Rang- und Quartierliste uns über das jetzige Verhältniß sagt, und da finden wir auf einige dreißig Festungen nicht weniger als 10 Oberst-Lieutenants und 7 Obersten, also mehr als die Hälfte, welche noch „à la Suite ihrer Regimenter" geführt und dazu bestimmt zu sein scheinen, ihre Studien im Festungsdienst zu machen, nicht um Commandanten zu bleiben, sondern wieder in die Truppe zurückzutreten, dann aber künftig das geeignete Personal zu bilden, aus welchem die Commandanten ergänzt werden können. Wir haben während der letzten Jahre mehrere Oberst-Lieutenants, die gerade als ganz besonders tüchtige Truppenführer bekannt waren, plötzlich zu Commandanten bedeutender Festungen ernennen sehen, welche gegenwärtig bereits wieder Regimenter commandiren. Vergleicht man den früher üblichen Modus damit, so läßt sich in dieser Beziehung ein wirklicher und durchgreifender Fortschritt nicht verkennen. Wir schlagen, als einen sich natürlich darbietenden Abschnitt, die Rangliste

von 1840, im Gegensatze zu der diesjährigen, auf und finden — natürlich mit Ausschluß von Berlin, Breslau und Potsdam, welches keine wirklich festen Plätze sind, — folgenden Status:

Coblenz, 1840: 1. Comm. Gen.-Lieut. v. d. Groeben. 2. Comm. Maj. v. Massenbach. — 1855: 1. Comm. Gen.-Maj. v. Knobloch. 2. Comm. Oberst-Lieut. v. Frobel (30. Inf.-R.).

Cöln, 1840: 1. Comm. Gen.-Maj. v. Brünneck. 2. Comm. Gen.-Maj. Baron Kellermeister v. d. Lund. — 1855: Gen.-Maj. Engels (erst vor Kurzem verstorben).

Colberg, 1840: Gen.-Maj. v. Ledebur I. — 1855: Oberst Bar. v. Steinäcker (16. Inf.-Regt.).

Cosel, 1840: Oberst zur Westen. — 1855: Gen.-Maj. v. Lupinski.

Cüstrin, 1840: Gen.-Maj. Köhn v. Jaski. — 1855: Oberst-Lieut. Frhr. v. Schleinitz (2. G.-Landw.-Regt.).

Danzig, 1840: Gen.-Lieut. v. Rüchel-Kleist. — 1855: Gen.-Maj. Schach v. Wittenau.

Weichselmünde: 1840: Oberst-Lieut. v. Wegern. — 1855: Major Wolff.

Erfurt, 1840: 1. Comm. Gen.-Lieut. v. Löbell. 2. Comm. Oberst v. Klaß. — 1855: Oberst v. Bialke (27. Inf.-Regt.).

Glatz, 1840: Gen.-Lieut. v. Sandrart. — 1855: Oberst-Lieut. v. Toll (10. Inf.-Regt.).

Glogau, 1840: 1. Comm. Gen.-Lieut. Baron v. Lützow. 2. Comm. Oberst v. Wichert. — 1855: Ob.-Lieut. v. Weltzien (32. J.-R.)

Graudenz, 1840: Gen.-Maj. v. Toll. — 1855: Oberst-Lieut. v. Cosel (Kais. Alex. Gren.-Regt.).

Jülich, 1840: Gen.-Lieut. Bar. Kinski v. Tettau. — 1855: Oberst Bar. v. Eberstein (28. Inf.-Reg.).

Königsberg, 1840: Gen.-Lieut. Köhn v. Jaski. — 1855: Gen.-Maj. v. Roehl.

Luxemburg, 1840: Gen.-Lieut. du Moulin. — 1855: vacat.

Magdeburg, 1840: 1. Comm. Gen.-Maj. Bar. v. Dittfurth. 2. Comm. Oberst v. Fischer. — 1855: Gen.-Maj. v. Steinmetz.

Minden, 1840: Gen.-Maj. v. Beyen. — 1855: Major Deetz (8. Art.-Regt.).

Neisse, 1840: 1. Comm. Gen.-Maj. v. Strantz II. 2. Comm. Oberst v. Restorff. — 1855: Oberst Prinz von Holstein (Gardes du Corps).

Pillau, 1840: Oberst v. Stückradt. — 1855: Oberst-Lieut. v. Bornstedt (26. Inf.-Regt.).

Posen, 1840: 1. Comm. Gen.-Maj. v. Hedemann. 2. Comm. Oberst Trautwein v. Relb. — 1855: Gen.-Maj. Graf v. Monts.

Saarlouis, 1840: Oberst Tuckermann. — 1855: Oberst Laue (Generalstab).

Schweidnitz, 1840: Gen.-Maj. v. Zimmermann. — 1855: Oberst-Lieut. Bartenwerffer.

Silberberg, 1840: Oberst v. Borstell. — 1855: Oberst-Lieut. v. Randow (1. Garde-Regt. z. F.).

Spandau, 1840: Gen.-Maj. v. Petery. — 1855: Oberst Koehler.

Stettin, 1840: 1. Comm. Gen.-Lieut. v. Zepelin. 2. Comm. Oberst v. d. Schleuse. — 1855: Gen.-Lieut. v. Hagen.

Stralsund, 1840: Gen.-Lieut. v. Borstell. — 1855: Oberst-Lieut. v. Zastrow (2. Inf.- (Königs-) Regt.).

Thorn, 1840: Gen.-Maj. v. Petersdorf. — 1855: Ob.-Lieut. Kindler (1. Art.-Regt.).

Torgau, 1840: 1. Comm. Gen.-Maj. Bar. Quadt u. Hüchtenbrock. 2. Comm. Gen.-Maj. Schleyer. — 1855: Oberst v. Stubnitz (Ing.-Corps).

Wesel, 1840: Gen.-Maj. v. Ledebur II. — 1855: Oberst Frhr. v. Forstner (39. Inf.-Regt.).

Wittenberg, 1840: Oberst v. Busse. — 1855: Oberst Frhr. v. Helldorff.

Aus dieser Vergleichsliste ersehen wir, daß die Posten der 2. Commandanten fast vollständig eingegangen sind, daß das ganze Personal jünger geworden ist und daß die Commandanturen aufgehört haben, Ruheposten zu sein, denn daß Männer wie v. Zastrow, Deetz, v. Stubnitz, v. Cosel u. s. w. u. s. w. nicht dazu bestimmt sind, Festungs-Commandanten während des Friedens zu bleiben, das läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, findet sich auch dadurch bestätigt, daß Oberst Freiherr v. Buddenbrock von der Commandantur der Festung Glogau zum Commandeur des 3. Infanterie-Regiments, — Oberst v. d. Mülbe, Commandant von Minden, zum Commandeur des 13. Infanterie-Regiments, — und Oberst-Lieutenant v. Prittwitz, Commandant von Thorn, zum Chef der Abtheilung für die Artillerie-Angelegenheiten im Kriegs-Ministerium erst kürzlich ernannt worden sind. In diesem Wechsel läßt sich also die Absicht Seiner Majestät des Königs erkennen, die Zeit des Friedens als eine Zeit des Studiums der Pflichten und Obliegenheiten eines Festungs-Commandanten für sich besonders auszeichnende Offiziere, die sogenannten Generals-Candidaten, zu benutzen. In den kürzlich erschienenen Memoiren des Generals v. Ledebur, welcher als Cavallerieführer plötzlich zum Commandanten von Colberg gemacht wurde, lesen wir die Klagen desselben über diesen damals geltenden Modus, und es bedarf derselben in der That wohl kaum, um das Unzweckmäßige desselben auch für den Laien erkennbar zu machen.

Haben wir so von vornherein eine wesentliche Besserung anzuerkennen gehabt, so wenden wir uns jetzt zu denjenigen Dingen, wo Besserung noch zu erstreben ist. Major v. Kamptz sagt (Seite 37) nämlich:

„Wir dürfen daher ferner nicht mehr daran denken, die Festungsbesatzungen des angegriffenen Kriegstheaters etwa aus Rekruten-Bataillonen mit verabschiedeten oder zur Disposition stehenden Offizieren und mit Halb-Invaliden-Unteroffizieren bilden zu wollen, deren unzureichende Brauchbarkeit für den Feldkrieg sie bereits von der Theilnahme am activen Dienst ausgeschlossen hat.“ —

„Eben so wenig dürfen wir für diesen Zweck ausschließlich auf die späteren Altersklassen der Landwehr zurückgehen. Wir würden dadurch zu tief in die bürgerlichen Verhältnisse des Landes eingreifen und außergewöhnliche Kriegsleistungen als Regel von ansässigen Familien-Vätern verlangen, welche Frau und Kind daheim in Sorgen wissen, und von jenen Wällen, die sie mit Standhaftigkeit und Ausdauer vertheidigen sollen, mit sehnsüchtiger Angst den bangen Blick in die Heimath richten, wo der Feind die Ihrigen vielleicht mißhandelt und ihre Habe verwüstet.“

„Wie die Erfahrung lehrt, haben bei der Schleswig-Holsteinschen Armee die ältesten Leute sich in den Gefechten und größeren Kriegsbegebenheiten des Jahres 1850, dem Feinde gegenüber, im Allgemeinen schwächer gezeigt, als die jüngeren Leute, sie gingen mit Widerstreben in die Gefahr und mehrere „dergleichen alte Soldaten“ mußten mit der Pistole in der Hand zu ihrer Pflicht zurückgeführt werden.“

„Wie wahr sagt Napoleon in seinen Memoiren: „Dans la défense des places on a grand tort de confondre un soldat avec un homme.“

„So lange die Landwehr-Bataillone des zweiten Aufgebotes ohne Weiteres die Garnison unserer Festungen bilden sollen, so lange werden wir daher wohl auf eine glänzende Vertheidigung unserer Festungen verzichten müssen, es sei denn, diese Bataillone hätten vorher längere Zeit hindurch unter erfahrenen und strengen Offizieren den Soldatendienst betrieben, um sich wieder an die Disciplin und an die militärischen Formen zu gewöhnen.“

„Diese Ueberzeugung dürfte wohl schon in weiteren und höheren Kreisen Wurzel gefaßt haben, nachdem diese Bataillone 1850 zum Dienste einberufen gewesen sind.“

„Ueberdies dürfte es vortheilhaft sein, die Landwehr-Bataillone des zweiten Aufgebotes nur in Festungen zu verwenden, welche nicht in der Provinz liegen, welcher die Mannschaft angehört, z. B. die Märker und Sachsen zur Vertheidigung der rheinischen und westphälischen Festungen und umgekehrt.“

So der Major v. Kamptz. Wenn das hier Geäußerte richtig ist — und dem Laien erscheint es so — so sind die Aussichten für die künftige Vertheidigung unserer großen und schönen Festungen nicht besonders tröstlich, denn nicht allein bei der Mobilmachung 1850 ist das System aufrecht erhalten worden, vorzugsweise das zweite Aufgebot der Landwehr für den Dienst in den Festungen zu bestimmen, sondern

die innere Nothwendigkeit unserer ganzen Wehrverhältnisse läßt auch für die Zukunft kein Abweichen von demselben für möglich halten. Die großen Festungen Coblenz, Magdeburg, Erfurt, Posen, Königsberg erfordern jede nicht viel unter 30,000 Mann Kriegsbesatzung, und consumiren somit ein Drittel der gesammten Wehrkraft des Landes. Allerdings läßt sich annehmen, daß Coblenz und Posen nicht gleichzeitig angegriffen werden, indessen sind auch noch 20 andere Festungen zu besetzen, und man mag die günstigsten Verhältnisse für einen künftigen Krieg annehmen, so wird es mit dem Drittel der ganzen Armee für die Festungen immer so ziemlich seine Richtigkeit behalten. Da nun die commandirenden Generale der Feldtruppen mindestens dasselbe von dem zweiten Aufgebote der Landwehr sagen werden, was wir hier von einem Festungskriegsverständigen hören, so fragt sich sehr einfach: wohin denn mit dem zweiten Aufgebot der Landwehr?

Wenn wir auch nicht ganz auf die sentimentale Anschauung der Gefühle unserer Landwehrmänner vom zweiten Aufgebote eingehen, die mit Sehnsucht von den Wällen nach den Ihrigen blickten und deswegen ihre Pflicht nicht thun möchten; — denn dafür liegen allerlei Mittel in den Händen eines tüchtigen Commandanten und tüchtiger Offiziere, an denen unsere Armee, Gott sei Dank! keinen Mangel hat, — so ist es doch auch dem mit solchen Dingen Unbekanntesten einleuchtend, daß die Vertheidigung einer ernsthaft angegriffenen Festung jedenfalls vorzüglich tüchtige, das heißt vorzüglich disciplinirte Soldaten erfordert, und das sind die Wehrmänner des zweiten Aufgebotes im Anfange eines Krieges zuverlässig nicht; aber sie haben alles Zeug dazu, es im Laufe des Krieges zu werden. Wir hören zugeben, daß man auf eine glänzende Vertheidigung unserer Festungen nicht zu verzichten braucht, wenn diese Bataillone längere Zeit hindurch streng und erfahren eingeübt worden sind, und das erscheint noch weniger tröstlich, denn wir Alle wissen, daß das zweite Aufgebot auf keine Weise während des Friedens geübt wird. Alle Anläufe, die seit vierzig Jahren dazu genommen wurden, um auch die Landwehr zweiten Aufgebots vom Papier herunter in Leben und Wirklichkeit zu bringen, sind eingeschlafen, und factisch halten die Wehrmänner ihre Kriegsverpflichtung für beendet, sobald sie von dem ersten Aufgebote in das zweite übertreten, und der Staat nichts mehr von ihnen verlangt, als hin und wieder eine möglichst bequem-gelegte Controlversammlung. Durch die lange Gewohnheit haben sich in dieser Beziehung ganz bestimmte Annahmen im Volke festgesetzt. Wer spricht z. B. von einer fünfjährigen Dienstzeit im stehenden Heere, obgleich sie das Gesetz ganz unzweifelhaft ausspricht! Die Beurlaubung zur Kriegsreserve, während der letzten Jahre dieser Dienstzeit im stehenden Heere, wird überall als ein Recht, nirgend als eine ganz zufällige Vergünstigung betrachtet, und der Gedanke einer nur dreijährigen Dienstzeit ist so vollkommen in das Bewußtsein der Massen übergegangen,

daß man nur befremdeten und erstaunten Blicken begegnet, wenn man auf das immer noch vorhandene und wirkende Gesetz hinweist. Eben so mit der Landwehr zweiten Aufgebotes. Das Gesetz schreibt Uebungen und Zusammenziehungen derselben vor, aber sie finden nicht statt. Das Gesetz schreibt freilich auch die Organisation eines Landsturms vor, und es ist seit 40 Jahren auch noch nicht der entfernteste Anlauf zu dessen Organisation genommen worden. Dem Uebelstande, daß es 1850 an Bekleidung und Ausrüstung der Bataillone des zweiten Aufgebotes gefehlt, ist — wie man von Sachverständigen hört, — in den letzten Jahren durch außergewöhnliche Anstrengungen abgeholfen worden, und das ist etwas außerordentlich Wichtiges! aber Soldaten sind damit immer noch nicht geschaffen, et on confond toujous un homme avec un soldat! — Es geschieht nicht allein nichts für die Einübung der Landwehr zum Festungs-Vertheidigungsdienst, wie Major v. Kamptz nachweist, sondern es geschieht auch nichts für deren soldatische Einübung überhaupt, und doch sieht jedermann, der die Kräfte unsers Vaterlandes überhaupt kennt, ein, daß wir gar keine andere Truppen für die kaum genügende Besatzung unserer Festungen disponibel haben, als die Landwehr zweiten Aufgebotes, der wir übrigens, — wenn diese Einübung erfolgte, — ein besseres Prognostikon stellen, als es ihr in dem genannten Buche gestellt wird, und als es sich noch deutlicher zwischen den Zeilen desselben herauslesen läßt. Jedenfalls stehen wir dann nicht hinter Oesterreich und Rußland zurück. Oesterreich hat, bei seiner Mobilmachung gegen Rußland, das ganze Product der Rekrutirung von 95,000 Mann in die Festungen geworfen, und Rußland hält die Riesenfestungen Polens noch in diesem Augenblick mit den Reserven besetzt, unter denen die Hälfte ebenfalls Rekruten, die andere Hälfte mindestens eben so alte Leute als unsere Landwehr zweiten Aufgebotes sind. Es wird allerdings nicht an sentimentalen Anwandlungen fehlen, wenn es einmal Ernst wird, aber nicht diese, sondern die mangelnde soldatische Gewöhnung sind ein zu beachtender Factor. —

Wir sind so gewöhnt, mit Stolz von unserer Wehrkraft zu sprechen, man hört bei jeder Gelegenheit so freigebig mit 800,000 Bayonneten umherwerfen, daß man sich wohl dazu entschließen sollte, zu untersuchen, was denn wirklich von diesen Massen disponibel, und noch mehr, was von ihnen auch zuverlässig ist. Es ist das ein häßliches Capitel, und, wenigstens was das zweite Aufgebot der Landwehr betrifft, der Blick in die Rang- und Quartierliste auf das Offizier-Corps hinsichtlich seines numerischen Genügens, kein erfreulicher. Wem das Buch zur Hand ist, der möge selbst zusammenrechnen, welche Zahlen sich ergeben? — Die beliebte Phrase aber: Preußen ist ein Militairstaat! wird dessenungeachtet bei jeder nur einigermaßen dazu bequemen Gelegenheit gehört. — Wenn Major v. Kamptz sagt: Wir dürfen ferner nicht mehr daran denken, die Festungsbesatzungen aus Rekruten, halbinvaliden Un-

teroffizieren, zur Disposition stehenden Offizieren und Landwehr des zweiten Aufgebotes bestehen zu lassen, so sagen wir dagegen: „Aber wir haben nichts Anderes ausreichend dafür;“ und wenn wir weiter hören: Wenigstens müßten die Landwehr-Bataillone des zweiten Aufgebotes für die Vertheidigung der Festungen eingeübt werden, so haben wir keine andere Antwort darauf, als die Frage: „Warum geschieht das nicht?“ —

Ein anderes Capitel des v. Kamptz'sches Buches spricht von der oft nothwendig werdenden Ueberwachung der Einwohner einer belagerten Festung, und sagt dabei:

„Sobald die Festung in Belagerungszustand versetzt wird, müssen den Einwohnern alle Feuergewehre, Waffen und das Pulver abgenommen werden, da in einer Festung unmöglich zwei bewaffnete Gewalten neben einander bestehen können, und weil die Kriegsgeschichte lehrt, wie eine revoltirende Bürgerschaft, im Verein mit dem Pöbel, schon zu häufig die Uebergabe einer Festung erzwungen hat. — Was haben wir aber seit dem Jahr 1848 zu erwarten, seitdem der Schwindelgeist der Demokratie im eigenen Vaterlande Wurzel geschlagen hat? — Nach so manchen traurigen Erfahrungen darf es daher in neuerer Zeit um so weniger befremden, wenn der Commandant der Bürgerschaft im eigenen Vaterlande nicht unbedingt vertraut und selbst den ehemals treu bewährten Schützengilden die Waffen abfordert.“ —

Wir bemerken dabei, daß der Verfasser keinesweges vergißt, auch die gegentheiligen Beispiele, z. B. Colberg, anzuführen. Leider sind das aber Ausnahmen, und seit 1848 dürften auch die begeistertsten Lobredner der Bürgerbewaffnungen nichts Wesentliches gegen den Vorschlag der Bügerentwaffnung in einer belagerten Stadt mehr vorbringen können. So lange es feststeht, daß im Jahre 1848 weder eine Schützengilde in corpore, noch ein einzelner Bürgerschütze in Uniform vor einer Barrikade, dagegen hinter derselben mehrere dergleichen ohne Uniform gesehen worden sind, scheint die Vorsicht ganz gerechtfertigt, welche diesen bewaffneten Gesellschaften die Werkzeuge abfordert, mit denen sie allenfalls schaden können. Es ist dies ein übles, aber unvermeidliches Capitel, um so mehr, als auch Veteranen-Vereine, Vereine jüngerer Waffengefährten u. s. w. in den letzten Jahren in's Leben getreten sind, gewiß mit den besten Absichten, aber auch mit Waffen, und da diese nach der Sachkenntniß des Verfassers nicht in den Händen anderer, als der Garnison bleiben sollen, so dürfte sich die Maßregel auch auf diese ausdehnen müssen. Leider, leider! gestattet der Schwindelgeist der Demokratie, die veränderte Staatsform, die politische Durchbildung der Stadtverordneten, die Parteien u. s. w. kein unbedingtes Vertrauen mehr, wenn von ernsthaften Kriegshandlungen die Rede ist. Natürlich würden sich während des Friedens sämmtliche Magistrate, Stadtverordneten-Versammlungen, Schützengilden und sonstige bewaffnete Vereine

mit sittlichster Entrüstung gegen den Verdacht aussprechen, der auch nur die Möglichkeit einer nicht ganz vollkommenen Zuverlässigkeit voraussetzt. Indessen dürfte die Regel von dem gebrannten Kinde und dem Feuer doch bei Festungs-Commandanten in künftigen Kriegen nicht ganz unbeachtet bleiben.

Ueber die Bewaffnung der Infanterie-Besatzung lesen wir (S. 41):

„Von allen Gewehren ist das Zündnadel-Gewehr vorzugsweise geeignet, in Casematten, hinter crenelirten Mauern und auf Erdwerken, durch Sandsackscharten verwendet zu werden, weil es von hinten geladen wird, auch machen die Schnelligkeit und Einfachheit, mit welcher dasselbe geladen werden kann, das Zündnadel-Gewehr zur Vertheidigung gegen alle Acte des gewaltsamen Angriffs geschickt, weil diese Acte, ihrer Natur nach, immer nur einen kurzen Verlauf haben, und das Zündnadel-Gewehr die Möglichkeit bietet, während der kurzen Andauer derselben die größte Anzahl Schüsse zu thun. Auch gestattet es die Anwendung der sehr empfehlenswerthen Rehposten-Patronen. Es dürfte daher angemessen sein, vorzugsweise diejenigen Truppen mit Zündnadel-Gewehren zu bewaffnen, welche zur Vertheidigung der Festungen bestimmt sind.“ —

Seitdem nicht mehr ausschließlich an einer möglichst beschleunigten Fabrication von Zündnadelgewehren gearbeitet wird, sondern sehr bedeutende Summen und Arbeitskräfte auf die einstweilige Umwandelung der früheren gewöhnlichen Percussionsgewehre nach dem Minié'schen System verwendet werden, — läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß die gegenwärtig mit Zündnadelgewehren bewaffneten und vorzugsweise in Festungen garnisonirenden Füsilier-Bataillone mit in das Feld rücken werden, weil im offenen Felde die Vortheile dieses Gewehres noch viel handgreiflicher sind, nämlich einem Feinde gegenüber, der keine Zündnadelgewehre hat. Da die Landwehr zweiten Aufgebotes vor der Hand noch nicht auf Zündnadelgewehre rechnen dürfte, so erscheint es fraglich, ob sich künftig in Festungen diese unstreitig nützlichste Waffe finden wird? Daß sich dagegen beim Feinde Miniégewehre und sonst alle Arten fern- und sicher-treffender Handfeuerwaffen in großer Menge finden werden, bezweifelt wohl Niemand, der die Zeitungen nur mit einiger Aufmerksamkeit liest. Die Russen erklären selbst, daß nur das Miniégewehr ihnen Bomarsund entrissen und daß die beste Festungs-Artillerie gegen tüchtige Minieschützen auf die Dauer im Nachtheile ist. Außer den 32 Füsilier-Bataillonen der Armee ist die ganze Garde-Infanterie und sind außerdem die Musketier-Bataillone einiger Linien-Regimenter, z. B. des 2. (Königs-) Regiments und — wenn wir nicht irren — auch des 9. (Kolbergschen) oder eines andern Infanterie-Regiments des Pommerschen Armee-Corps, mit Zündnadelgewehren bewaffnet, und für die 12 Garde-Landwehr-Bataillone des 1. Aufgebots sollen ebenfalls die vollständigen

Garnituren bereit liegen. Alle diese Zündnadelgewehre zusammen werden kaum für einen Theil der Feldtruppen, und zwar der zunächst zur Thätigkeit bestimmten, ausreichen, und von Abgaben für den Festungsdienst wird daher schwerlich die Rede sein können. Wenn also Herr Major v. Kamptz Recht hat, so werden wir bei künftiger Belagerung einer unserer Festungen, etwas sehr Wirksames entbehren.

Ueber die Einübung der Soldaten, oder vielmehr über die bisher Regel gewesene Nichteinübung derselben für den Festungsvertheidigungsdienst, sagt der Verfasser (S. 34):

„Es kommt daher wesentlich darauf an, den bisher allein für den Feldkrieg ausgebildeten Soldaten allmählich mit den Eigenthümlichkeiten und Forderungen des Festungskrieges vertraut zu machen. — Bevor größere Uebungen aus dem Gebiet des Festungskrieges die Garnison für ihre eigenthümliche Bestimmung vorbereiten, wird der Soldat zuvörderst mit den Festungswerken und mit der Art und Weise vertraut gemacht werden müssen, wie er die Hand- und Schußwaffen zur Vertheidigung dieses, durch die Kunst geschaffenen Schlachtfeldes gebrauchen, wie er die passiven Schutzmittel zu seiner Deckung benutzen müsse. Zu den Handwaffen rechnen wir hier nicht allein Säbel, Gewehr und Bayonnet, sondern auch das Sturmgeräth, die Handgranate, den Sturmsack, die Handleuchtkugeln."

Nun zählt der Verfasser eine ganze Reihe von Vorkommenheiten auf, die geübt sein wollten und von denen er wünscht, daß sie geübt werden möchten. Da wir in einer Festung wohnen, und, obgleich Laie, doch mit großem Interesse Allem folgen, was die militairische Wirksamkeit derselben betrifft, so können wir aus Erfahrung hinzufügen, daß alle diese körperlichen Geschicklichkeiten vor der Hand nicht geübt werden.

Weiterhin führt der Verfasser eine Vorschrift Scharnhorst's, aus dessen „Militairischem Taschenbuche" an und beweist aus Beispielen, wie durchaus nöthig die Einübung der Festungs-Garnisonen ist, weil im Ernstfall so viele Dinge von ihr verlangt werden, von deren Handhabung Grund, Nutzen und den dazu gehörigen Mitteln selbst nicht alle Offiziere eine gewohnte und geläufige Anschauung haben. Erst wenn dergleichen Detail-Uebungen vollständig absolvirt sind, — meint Major von Kamptz, — mögen größere Uebungen aus dem Gebiet des Festungskrieges folgen; weil dann erst, — argumentirt er weiter — die sogenannten Festungs-Manöver auch für die Garnison einen reellen Nutzen haben können.

Wenn auch das wahr ist, — und so viel wir seit Jahren auf unseren täglichen Spaziergängen durch die Festungswerke gesehen haben, ist das wahr, — so fragt der Laie wieder: Warum werden solche Dinge nicht geübt? Mit Besorgniß liest man die vom Verfasser zusammengestellten Beispiele, wo Festungen factisch nur durch die Un-

kenntniß und Ungeübtheit der Garnison für den Vertheidigungsdienst gefallen, oder doch schwere Unglücksfälle herbeigeführt worden sind. Den Wunsch, daß wir in unserem Vaterlande dergleichen nicht wieder erleben möchten, wird man wohl auch einem Laien nicht verdenken, und wenn ein Sachverständiger versichert, daß Uebung in dem, was zuverlässig einmal von bestimmten Truppen verlangt werden wird, die Besorgniß verscheuchen kann, so ist die Frage auch nicht mehr unbescheiden: Warum wird das nicht geübt?

Auf die Ansicht des Verfassers: nicht Landwehr zweiten Aufgebotes in die Festungen zu verlegen, könnten wir aus der jedem Preußen geläufigen Organisation unsers Heerwesens mit dem Factum antworten, daß wir für die Hauptmasse der Festungsbesatzungen keine anderen Mannschaften disponibel haben, als eben die Bataillone des zweiten Aufgebotes. Auf die andern Ansichten wegen Nichtvorhandensein der Zündnadelgewehre und der Nichteinübung der Truppen für den Vertheidigungsdienst können wir aber nichts erwiedern und müssen die Antwort, aber auch zugleich die Beruhigung von Sachverständigen Militairs erwarten.

Bei den Controversen, die zwischen fremdländischen und preußischen Ingenieuren über die praktische Tüchtigkeit des neuen preußischen Festungs-Bausystems *) geführt werden, auf deren Würdigung wir hier verzichten, ist die Uebereinstimmung und Heftigkeit der Angriffe gegen das, was Preußen seit 1816 gebaut hat, auffallend. Aeußerlich sieht es vortrefflich aus, sogar architektonisch unendlich viel schöner, als je früher gebaut wurde. Ob es sich bewähren wird, muß die Zukunft lehren! —

Mehr als von dem todten Material, hängt die kräftige Vertheidigung einer Festung von der Festigkeit und Kenntniß des Commandanten und von der Tüchtigkeit der Truppen ab. Die Wälle sind nie unüberwindlich, aber die Vertheidiger derselben sind es schon oft gewesen. Das lehrt uns die Geschichte und darauf hin sollte denn auch wohl schon während des Friedens, — und je länger er dauert, je mehr — die Aufmerksamkeit gerichtet werden. Daß es auch in anderen Staaten nicht geschieht, ist wohl kein hinreichender Grund, daß es bei uns nicht geschehen könnte. Und wahrlich, Preußen wird bei seiner unglücklichen geographischen Lage seine Festungen und recht viele ihrer geschickten Vertheidiger gebrauchen! Daß sich auf das Umgehen und Liegenlassen der Festungen nicht mehr mit Sicherheit zählen läßt, haben die neuesten Erfahrungen bewiesen, ja recht eigentlich haben sich alle Kämpfe seit 1815 ausschließlich um den Besitz von Festungen gedreht. Denn Trocadero, Ancona, Algier, Antwerpen, Warschau, Fridricia, Venedig, Sebastopol sind eben so viele Beweise, daß die Zeit vorüber ist, wo man ohne die Wegnahme wichtiger Festungen fertig zu werden hoffen konnte. Aller-

*) Wir beabsichtigen demnächst auch gründlich auf diesen höchst wichtigen Gegenstand einzugehen. Die Redaction.

dings ist das Gelingen des regelmäßigen Angriffs einer Festung, die keinen Entsatz zu hoffen hat, immer nur eine Frage der Zeit, aber die Zeit ist eben das Kostbarste in einem Kriege, und diejenige Zeit, welche der Feind vor einer gut vertheidigten Festung aufgehalten wird, ist jedesmal Gewinn für das Heer des Landes.

In tiefem Frieden klingt es freilich fast fremdartig in das behagliche bürgerliche Leben hinein, wenn man von Festungen, Belagerungszustand, Uebung des zweiten Aufgebotes und dergleichen nicht allein störenden, sondern nebenbei auch kostbaren Dingen spricht. Indessen zeigen uns die Begebenheiten der neuesten Zeit, wie schnell sich diese Lebensfragen entwickeln können, wie rasch und unerwartet sie an Bevölkerungen herangetreten sind, die seit Menschengedenken in tiefstem Frieden gelebt und plötzlich die feindlichen Bomben mitten unter sich fallen sehen.

Ein gutes Wort möge auch eine gute Statt finden, und was ein Mann vom Fache, durch sein eben so gediegenes als gut gemeintes Werk angeregt, möge auch in weitern Kreisen Beachtung und Förderung finden.

Die Ehe nach den Vorschriften des Christenthums.

Christus kam als der Wiederhersteller des Menschengeschlechtes von dem Falle desselben, aber diese Wiederherstellung war nicht eine Zurückführung zu dem anfänglichen Zustande, wie er durch die Schöpfung gegeben war, wie dies oft irrthümlich so aufgefaßt wird, sondern die Erhebung zu einem neuen, der so viel höher ist als jener erste, als der zweite Adam, der verherrlichte Gottes- und Menschensohn, höher ist als der Adam, der zuerst durch Gottes Schöpfung gebildet wurde. Jener Zustand des Paradieses ist durch den Fall verloren gegangen und kehrt nie wieder; statt dessen hat die Menschheit in Christus etwas unvergleichlich Größeres gewonnen, so daß Augustinus im Staunen über einen so wunderbaren Weg der Gnade Gottes bis zu jenem kühnen Ausruf kommen konnte: O selige Sünde, die uns einen solchen Erlöser verschafft hat! Paulus selbst bezeichnet den ersten Adam nur als den Typus, das Vorbild dessen, der kommen sollte (Römer 5, 14), und giebt damit zu verstehen, daß jene ursprüngliche Schöpfung des Menschen nicht das Ziel war, auf welches Gott hineilte, daß er vorwärts schaute auf eine andere Schöpfung höherer Art, in welcher das Wesen aller der Dinge erscheinen sollte, von welchen Adam und die Schöpfung, die ihn umgab, erst ein Bild und eine Vorstufe war. In dem auferstandenen und verherrlichten Christus, als dem neuen Adam, und in seiner Kirche, die auf geheimnißvolle Weise aus ihm gebildet ist, die durch sein Fleisch und

Blut von ihm erhalten wird und durch seinen Geist mit ihm zu einer unauflöslichen Einheit verbunden ist, ist das wahre Verhältniß erschienen, das Urbild, von welchem Adam und Eva in ihrer Schöpfung und Zusammenfügung nur das Abbild oder die Vorbildung waren. Nach diesem Bilde des Herrn und seiner Kirche waren sie geschaffen, Mann und Weib, unterschieden und doch eines, wie Christus und seine Kirche unterschieden und doch zu einer vollkommenen Einheit des Geistes, ja des Leibes vereinigt sind.

Was hat dies nun für eine Wirkung auf die Gestaltung der Ehe gehabt? Zunächst die, daß auch sie mit der ganzen erlösten Menschheit erhoben wurde aus dem Zustande der Erniedrigung, des Verfalles, der Schwachheit, zu einem erneueten Zustande der Vollkommenheit. Dieselbe Weihe, welche alle irdischen Verhältnisse erhalten sollten durch die durch Christum vollbrachte Erlösung, sollte auch ihr zu Theil werden, und ihr zumal, da sie von Anfang an bestimmt war, die irdische Abschattung jenes himmlischen Verhältnisses zu sein, das jetzt erst in seiner Wahrheit begonnen hatte. Als eine bloße Abschattung hat freilich die Ehe keine weiter reichende Verheißung, als dieser gegenwärtige Weltlauf überhaupt. Die Ehe ist aber das höchste und heiligste aller irdischen Verhältnisse, nicht nur weil es seinem Ursprunge nach das erste und älteste ist, das von Gott selbst alsbald bei dem Beginne des menschlichen Geschlechts eingesetzt wurde, sondern auch, weil es nach seiner Bedeutung bestimmt ist, zum Ausdruck und Sinnbilde des höchsten und ewig dauernden Verhältnisses der zukünftigen Welt — der vollendeten Vereinigung Christi und seiner Kirche — zu dienen.

Von dieser Anschauung aus sind alle Aussagen und Bestimmungen des neuen Testamentes über die Ehe aufzufassen und es ergiebt sich dann ihre wunderbare Uebereinstimmung. Wir haben nicht nöthig hier in eine weitere Erörterung jener Hauptstelle über die Ehe aus dem Epheserbriefe (Cap. 5, 22—33) einzugehen, in welcher der Apostel Paulus am ausführlichsten die geistliche Bedeutung derselben, als einer irdischen Abspiegelung des großen Geheimnisses — des Verhältnisses des Herrn und seiner Kirche — uns erschließt und sie uns selbst dadurch als etwas so Großes und Heiliges darstellt, als eine Verbindung von Mann und Weib, in der alle Beziehungen derselben untereinander geregelt werden sollen nach jenem himmlischen Vorbilde. Wie Christus das Haupt der Kirche ist, so ist auch der Mann des Weibes Haupt (vergl. auch 1 Cor. 11, 3); wie die Kirche Christo unterthan ist, so soll auch das Weib dem Manne unterthan sein. Aber wie Christus seine Kirche liebet und unablässig sie zu heiligen bemüht ist, so soll der Mann sein Weib lieben und zur Heiligung desselben fortwährend dienen; wie Christus seines Vaters Haus verließ, um eine Kirche sich zu erwerben, von der der Apostel Paulus sagen kann: „Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein,“ so soll auch der Mann sein Weib ansehen als ein Fleisch

mit ihm und soll ihm unauflöslich anhangen. — Der Vorrang des Mannes, der schon mit Berufung auf die Schöpfung behauptet wurde, (1 Cor. 11, 8), der verstärkt wurde durch die Hinweisung, daß das Weib und nicht der Mann das Werkzeug der Verführung und die Ursache des Falles wurde (1 Tim. 2, 13. 14), wird hiernach vielmehr festgestellt dadurch, daß der Mann Christi Abbild ist und in demselben Verhältnisse steht zu seinem Weibe, wie der Herr zu seiner Kirche. Von irgend welchen Rechten des Weibes gegen den Mann kann daher auch hier nicht die Rede sein, das Weib ist durch ein schöpferisches Verhältniß in eine Unterordnung zu dem Manne gesetzt, und diese Stellung ist durch die Erlösung nicht geändert*); dieselbe hat das schwere Mißverhältniß, das durch den Fall als Strafe für das Weib eingetreten war, aufgehoben, sie hat dem Weibe, durch welches der Erlöser in die Welt gekommen ist, und durch welches bis an das Ende der Saame soll geboren werden, der den Kampf des Herrn fortsetzen und vollenden soll (1 Tim. 2, 15), eine neue Ehre und Würde mitgetheilt — allein sie hat das ursprüngliche durch die Schöpfung gegebene Verhältniß der Unterordnung des Weibes zu dem Manne nicht umgestoßen, sondern bestätigt durch die Begründung auf das Verhältniß Christi zu seiner Kirche. Aber es ist auch nicht nöthig, von Rechten des Weibes zu reden, wo die Ehe in dieser geistigen Höhe gemäß ihrem himmlischen Urbilde gehalten wird, wo die von Gott dem Weibe zugewiesene Unterordnung fortwährend ausgeglichen und durch die vollkommne Hingebung des Mannes, der in dem Weibe ein Theil seines eigenen Seins erkennt, der sich selbst liebet in seinem Weibe und sich selbst zu hassen meinen würde, wollte er sie hassen. Für ein solches Verhältniß ist die Einführung eines Rechtsbegriffs etwas viel zu Niedriges, eine Beleidigung der viel zarteren und innigeren Beziehungen, die da herrschen sollen.

Was sich nun sofort ergab aus diesem Begriffe der Ehe innerhalb des Christenthums, war zunächst ihr Gegensatz gegen jede Polygamie. Wenn von dem Bischofe namentlich gefordert wird, daß er eines Weibes Mann sein solle (1 Tim. 3, 1), weil an ihm, seiner Stellung nach, vorzugsweise das Abbild Christi in jeder Beziehung erscheinen sollte, so folgt doch im Grunde aus dem im Christenthum wiederhergestellten Begriff der Ehe für Alle dasselbe. Denn ist die christliche Ehe das Abbild Christi und seiner Kirche, so kann sie nur eine sein, denn die Kirche ist nur eine. Der Herr verbindet sich nicht mit einer Mehrzahl von Kirchen. Wohl kann der Herr in ein mannichfaches Verhältniß zu seiner erlösten Menschheit treten, und die Schrift deutet es uns an, daß Beziehungen vielfacher Art zum Herrn bestehen werden; das Hohelied nennt uns auf

---

*) Wir werden später genau untersuchen, ob die Rechte, welche die Gesetzgebung bei uns den Frauen in der Ehe angewiesen hat, im Einklange stehen mit der Stellung, welche ihnen die christliche Religion anweist, und daran die geeigneten Forderungen knüpfen. Die Redaction.

mystische Weise eine Reihe solcher Abstufungen, aber es redet auch von einer Gemeinschaft, welche an Würde und Innigkeit allen anderen vorangeht, von einem Verhältnisse, das einzig dasteht, und das ist das Verhältniß Christi zu seiner Kirche, zu denen, welche er durch die Taufe mit sich verbunden hat und die er mit seinem Fleisch und Blut ernährt, und von diesem höchsten innigsten Verhältnisse Christi ist die Ehe das Abbild. Sobald also dieses da war, sobald die Menschheit aus dem Falle, durch welchen sie ihr irdisches Haupt verloren hatte und ihr himmlisches noch nicht besaß, wieder zur Einheit unter einem Herrn gesammelt und erhoben wurde, stellte sich auch die Einheit in der Ehe wieder her, überall, wo Christus als Haupt anerkannt und verehrt wurde.

Eine zweite Folge war die Unauflöslichkeit der Ehe. Auch diese ergab sich unmittelbar aus dem himmlischen Urbilde; denn Christus scheidet sich nicht von seiner Kirche, so soll der Mann sich nicht scheiden von seinem Weibe; dieselbe Treue, die der Herr beweist, soll er beweisen, wie auch umgekehrt das Weib dem Manne unauflöslich anhangen soll, wie die Kirche ihrem himmlischen Herrn. Marc. 10, 11. Luc. 16, 18. 1 Cor. 7, 10. 11 lesen wir das Verbot der Scheidung ganz allgemein und von Paulus geradezu angeführt als ein Wort des Herrn. Dagegen finden wir Matth. 5, 32 und Matth. 19, 9 die Scheidung verboten mit Ausnahme eines Falles, nämlich des des Ehebruchs von Seiten des Weibes. — Hier ist nun gewiß wohl zu beachten, daß nur davon die Rede ist, daß in diesem Falle der Mann das Recht habe, sich zu scheiden von seinem Weibe, nicht umgekehrt das Weib vom Manne. Ein gegenseitiges Recht auf Scheidung stellt dieser Ausspruch nicht fest. Aber überhaupt werden diese Stellen, namentlich Matth. 19, schwerlich geradezu als die Grundlegung eines christlichen Eherechtes angesehen werden können, da sie sich vielmehr auf Zustände, wie sie vor der Erscheinung der christlichen Kirche im alten Bunde stattfanden, beziehen und noch nicht die vollkommene Regel für den neu eintretenden Zustand der Kirche enthalten konnten. Die Pharisäer traten vor den Herrn mit der Frage, ob es recht sei, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe, nicht, wie es in der lutherischen Uebersetzung heißt, aus irgend einer Ursache, sondern aus jeglicher Ursache, die ihm beliebte (Κατα πασαν αιτιαν). Dies war bekanntlich damals eine Streitfrage zwischen zwei Parteien der Pharisäer, der des H i l l e l und des S c h a m m a i. Während der letztere die ernstere Richtung vertrat und keine Scheidung wollte zulassen, die nicht durch ein schweres Vergehen von Seiten des Weibes und namentlich Ehebruch hervorgerufen wäre, verfocht der erstere das unbedingte Recht des Mannes, aus jeglicher Veranlassung, wenn aus irgend einem Grunde dem Manne sein Weib nicht mehr beliebte, dasselbe durch eine Scheidung zu entlassen. Der Herr wurde nun um sein Urtheil in dieser Streitfrage angegangen; man wollte seine Stellung zu den Parteien erfahren. Da erklärte er sich nun

zunächst gegen alle Scheidung, da unter Solchen, die nach Gottes Ordnung wandeln wollten, überhaupt eine solche nie eintreten könnte. Gott habe Mann und Weib zusammen geschaffen, die Einheit der Ehe sei von Gott, die Scheidung könne nur etwas Widergöttliches sein. Und da sich nun seine Zuhörer auf das Gesetz Mosis berufen, das doch die Scheidung scheine erlaubt oder als erlaubt vorausgesetzt zu haben, da er geboten habe, einen Scheidebrief auszustellen, so erklärt der Herr, daß diese Erlaubniß nur stattgefunden habe, um wenigstens eine Ordnung aufzurichten in einem Zustande, der an sich keineswegs Gottes Billigung habe. Und er nennt ausdrücklich den Zustand auch derer, die sich unter dem alten Bunde schieden, nicht bloß eine Schwäche, sondern eine Herzenshärtigkeit; er giebt damit zu verstehen, daß, wenn auch die Menschheit nach dem Falle in einem geschwächten Zustande sich befand, doch diese Schwäche nie von dem Charakter einer Schuld loszusprechen sei, daß es möglich gewesen sei, zu jeder Zeit mit treuer Benutzung der vorhandenen Gnadenmittel Gottes den Zustand zu erreichen, der den Anforderungen Gottes entsprochen hätte, daß demnach ein frommer Israelit, statt einzugehen in die allgemeine Unsitte, und seiner Schwäche nachzugeben, vielmehr sich hätte aufrichten sollen an der Betrachtung des hohen Vorbildes der Ehe, das ihnen in der ursprünglichen Einsetzung derselben von Gott vorgehalten war, und demgemäß handeln. Auf die Gründe, die für ein Glied der christlichen Kirche noch hinzukommen mußten, die Ehe als etwas Heiliges und Unlösbares anzusehen, nämlich, daß Gott nicht bloß im Anfang Mann und Weib als eins geschaffen habe, sondern daß sie im neuen Bunde auch wieder als eins vereinigt und zum Ausdruck und Sinnbild der höchsten Einheit Christi und seiner Kirche erhoben wären, konnte damals der Herr natürlich noch gar nicht eingehen. Wenn der Herr schon den Israeliten gegenüber die Forderung aufstellte, daß Niemand von seinem Weibe sich scheide, es sei denn um Ehebruchs willen, so durfte zum Mindesten von Christen Gleiches gefordert werden. Wo der Apostel Paulus an Christen schreibt (1 Cor. 7, 10. 11), finden wir auch jenen Fall des Ehebruchs nicht einmal erwähnt, sondern das Gebot lautet ganz allgemein für Mann und Weib, sich nicht von einander zu scheiden, sollte aber von dem einen Theile eine Scheidung oder Entlassung vorgenommen werden — unrechtmäßiger Weise und wider Willen, so sollte doch auch dann die Ehe nicht als gelöst anzusehen, sondern der unschuldige Theil unverehelicht verharren, mit der beständigen Hoffnung einer Versöhnung und Wiederherstellung der Ehe. Und dieser Fall mag damals sehr häufig gewesen sein, wie der Apostel Paulus auch gleich im Folgenden darauf Rücksicht nimmt, daß um des Bekenntnisses zum Christenthum willen Frauen von ihren Männern verstoßen, zuweilen wohl auch Männer von ihren Frauen verlassen wurden. In diesem Falle räth der Apostel in der Eigenschaft eines Seelsorgers, das Unrecht zu dulden; es war ja

überhaupt kein Mittel vorhanden, die Fortsetzung des ehelichen Zusammenseins etwa durch Zutreten der Staatsgewalt zu erzwingen, der leidende Theil sollte dann eben sich leidentlich verhalten, in Sanftmuth und Demuth dies ertragen, mit der steten Hoffnung, und gewiß unter stetem Gebet, daß das für eine Zeit durch das Auseinandergehen der Gemüther und Ueberzeugungen getrennte Band der Ehe durch Gewinnung desselben Glaubens wieder zur Einheit und Versöhnung gebracht werden möge.

Fragen wir nun, welche Gründe der Scheidung kennt das Neue Testament? so können wir nicht umhin, zu antworten: gar keine. Denn dieser letztere Fall, aus dem eine Scheidung entstehen konnte, sollte doch niemals von einem Christen ausgehen, sondern war nur von Ungläubigen, d. h. Ungetauften, Heiden oder Juden, zu erwarten oder zu erdulden; der christliche Theil sollte dabei in seinem Gemüthe nie geschieden werden, sondern fortfahren sich als Gatte des Andern zu betrachten. Wenn demnach daraus in der protestantischen Zeit der Scheidungsgrund der böslichen Verlassung abgeleitet ist, so ist dies eine sehr unberechtigte Anwendung dieser Stelle, da der Apostel gar nicht von einem Verhältnisse redet, wo beide Theile Christen sind und nach Christi Geboten leben sollten, und weil, wie wir noch ferner sehen werden, das friedliche Dulden einer Verlassung sehr weit unterschieden ist von dem Beantragen einer Scheidung, oder gar von dem Uebergehen in eine neue Ehe.

Wenn nun aber doch nach Christi eigenen Worten wenigstens der Scheidungsgrund auf Ehebruch hin stehen zu bleiben scheint, so gestehen wir allerdings zuvor, daß, wenn dieser Fall an einem Weibe eintritt, der Mann mit einigem Grunde sich auf ein Schriftwort berufen mag, wenn er sich scheiden will. Daß für das Weib in ähnlichem Falle es eben so frei stehe, sich von ihrem Manne loszusagen oder lossprechen zu lassen, darüber finden wir nichts geschrieben, auch nicht im Neuen Testamente, es scheint vielmehr, daß nicht nur das alte, sondern auch das neue Testament für die Stellung des Weibes es als das Geziemende ansieht, selbst dann sich leidend und duldend zu verhalten. Aber auch von Seiten des Mannes, wenn der Herr auch den Ehebruch des Weibes als einen Grund bezeichnet, auf welchen hin der Mann eine Scheidung eintreten lassen kann, ist nicht gesagt, daß er es in jedem Falle thun solle, ist nicht gesagt, daß es besser ist, sich in solchem Falle zu scheiden, als selbst dann sich nicht zu scheiden Der Herr sagt nur, daß es nicht ein Unrecht sei, sich dann zu scheiden, er überläßt es aber dem Gewissen, es zu thun oder nicht zu thun, und dem geheiligten christlichen Gewissen kommt es zu, zu überlegen, ob es nicht etwas Höheres wäre, sich auch in diesem Stücke nach dem Herrn, in seinem Verhalten zur Kirche, welches in allen Stücken die Regel für die Führung einer christlichen Ehe abgeben soll, zu richten.

Wenn der Herr das Recht des Mannes, sich in jenem Falle zu scheiden, festhält, so können wir in Bezug auf ihn nur den Sinn darin

finden, daß er allerdings, wenn es nur eine Frage des Rechtes wäre, wohl auch das Recht hätte, sich von seiner Kirche abzuwenden, daß er aber nicht handeln will nach dem Recht, sondern nach der Gnade, und daß es demnach einem christlichen Manne in der Ehe gezieme, das Gleiche zu thun nach seinem Vorbilde.

Wir können daher nicht sagen, daß wir eigentliche Ehescheidungsgründe in dem Neuen Testamente finden. Wie viel weniger daher wüßten wir es aus den heiligen Schriften abzuleiten, wenn man in der protestantischen Kirche Deutschlands alsbald nach der Reformation so weit gegangen ist, die Gründe der Scheidung, die sich etwa auffinden lassen, Ehebruch und böswillige Verlassung, nun auch als eben so viele Bewilligungen für eine weitere Ehe von Seiten des unschuldigen Theiles anzusehen. — Von der Verstattung einer Wiederverheirathung ist nirgends in der Schrift des Neuen Testamentes unzweideutig die Rede, als nur in dem Falle des Todes des einen Gatten, es sei Mann oder Weib. In diesem Falle wird die Wiederverheirathung ausdrücklich erlaubt, (Röm. 7, 2. 3.; 1 Cor. 7, 8. 9. u. 39.), gleichwohl aber stellt es Paulus nicht gerade als eine Vollkommenheit hin, er läßt es zu und räth es an für die jüngeren Wittwen, die sonst der Schwachheit ihres Fleisches ausgesetzt wären (1 Cor. 7, 9.; 1 Tim. 5, 14.), doch findet er es göttlich geziemender, wenn sie nach dem Abscheiden des ersten Mannes in ledigem Wittwenstande verharren können. Nur solche durften zu Diakonissinnen erwählt und zu andern kirchlichen Auszeichnungen oder Wohlthaten zugelassen werden. (1 Cor. 7, 8.; 1 Tim. 5, 5. 9. 16.) Von viel schwankenderem Charakter ist die Berechtigung der Wiederverheirathung bei dem eintretenden Falle eines Ehebruchs. Man stützt dieselbe bekanntlich auf jene Stelle Matth. 19, 9., wo der Herr sagt: „Ich sage aber euch: wer sein Weib verläßt, es sei denn um der Hurerei willen, und freiet eine andere, der bricht die Ehe, und wer eine Entlassene freiet, der bricht auch die Ehe.“ Hier scheint es nun, als wäre, wenigstens für den Mann, in dem Falle der Schuld seines Weibes, die Erlaubniß ertheilt, oder es doch nicht gradezu als ein Unrecht bezeichnet, wenn er dann eine andere freie. Allein so zweifellos ist diese Ausdeutung keineswegs, denn einmal erwähnt der Herr in der ähnlich lautenden Stelle Matth. 5, 32. nichts von einer solchen Erlaubniß zur Wiederverheirathung, er sagt nur: wer sein Weib verläßt, es sei denn um Hurerei, der macht, daß sie die Ehe bricht, und wer die Entlassene freiet, bricht die Ehe, und sehr auffallend muß es bleiben, daß auch Paulus, der zu wiederholten Malen die ehelichen Verhältnisse berührt und sie für die christlichen Gemeinden ordnet, nie von einer Verstattung zur Wiederverheirathung spricht, ausgenommen in dem schon erwähnten Falle des Todes. Jener Ausspruch des Herrn kann daher sehr wohl so aufgefaßt werden, wie es die Kirche ehedem größtentheils gethan hat, daß hier zwei Gebote in der Kürze zusammengezogen seien,

nämlich erstens: Wer sein Weib verläßt, ohne den Grund des Ehebruchs, der bricht die Ehe, und zweitens: wer eine andere freiet bei Lebzeiten der Entlassenen, mit oder ohne Grund des Ehebruchs, der bricht auch die Ehe, ebenso wie der es thut, der eine — mit oder ohne Grund — Entlassene freiet. — Und dies allein scheint mit der tiefen Auffassung der Ehe, wie sie uns sonst durch das Neue Testament dargeboten wird, in Uebereinstimmung zu stehen. Wir haben schon gesehen, wie sie als eine unauflösliche Verbindung betrachtet wird, die selbst durch Ehebruch des einen Theils nicht sollte aufgehoben werden, und daß zwar, wenn eine so traurige Verletzung des einheitlichen Bandes stattgefunden hat, eine Scheidung oder Absonderung des schuldigen Theils darf vorgenommen werden, allein auf ähnliche Weise wie in der Kirche die Glieder, die einer tödtlichen Sünde sich schuldig gemacht haben, durch Excommunication sollen ausgeschieden werden — aber das alles nicht zum Gericht, nicht zur Verdammniß, nicht zum beständigen Abschneiden, sondern zur Besserung, in der Hoffnung der Zurückführung, der Wiedervereinigung, der Versöhnung. — Nur der Herr bei seiner Erscheinung zum Gericht hat die Macht, abzuschneiden, bis dahin harret er und trägt die Untreue seiner Kirche in Langmuth und Geduld. Nichts aber macht die Zurückführung so unmöglich, nichts schneidet alle Versöhnung und Wiedervereinigung so vollends ab, als eine zweite Verheirathung vor dem Tode des entlassenen Gatten. — Der so thut, der handelt nicht nach der Aehnlichkeit Christi mit seiner Kirche, er harret nicht bis an das Ende, er ist Richter vor der Zeit, er selbst begeht die Vollendung des Bruchs der Ehe.

Wir haben nicht nöthig, in Bezug auf den andern Grund zur Wiederverheirathung, den man nach der Reformation verstattete, den der sogenannten böswilligen Verlassung, ausführlich zu sein, da schon die Scheidung auf diesen Grund hin nur auf einem Mißverstande der Schrift beruht, viel weniger die Wiederverheirathung durch dieselbe unterstützt wird. Vielmehr, wenn wirklich der Herr in jener Stelle, Matth. 19, 9, die Wiederverheirathung im Falle des Ehebruchs ja sollte verstattet haben, als ein Recht, aber nicht als etwas, das Christen, die nach seinem Beispiele wandeln möchten, zu empfehlen sei — so ist damit jeder andere Grund ausgeschlossen, denn daß die böswillige Verlassung ohne Ehebruch doch dem Ehebruch gleichzustellen sei, möchte eine gar zu kühne Schlußfolgerung sein, die dann unaufhaltsam zu so weiten Consequenzen führt, wie sie endlich eine, der andringenden Entsittlichung nachgebende, weltliche Gesetzgebung gezogen hat.

Für den, der nach dem göttlichen Worte leben will, sind die Bestimmungen, die das ganze eheliche Leben regeln, klar vorgezeichnet. Die Schwierigkeiten entstehen erst da, wo Einzelne oder ganze Völker sich in einem Zustande befinden, der von der geistigen Höhe, welche das göttliche Wort bei Christen voraussetzt, herabgesunken ist.

Die Zeichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Von Christian Carl Josias Bunsen, Königlich Preußischem Wirklichen Geheimen Rathe, Doctor der Philosophie und Theologie. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1855.

Der Inhalt vorliegender Schrift ist folgender: „Das Ziel der Schöpfung ist (B. II. S. 275) die Bildung des Menschen zur persönlichen Selbstständigkeit, d. h. zur freien Selbstbestimmung.“ Dieses Ziel wird dadurch allein erreicht, daß der Mensch sich bestrebt, durch Christus zur Seligkeit zu gelangen. Erste Pflicht jedes Menschen ist daher: an Christus zu glauben. Wie aber der Mensch an Christus glauben soll, das läßt sich nicht vorschreiben: es giebt keineswegs bloß Einen Weg zum Heil, sondern eben so viele, als menschliche Individualitäten existiren. Danach ist die zweite Pflicht des Menschen: zu dulden, daß Jeder auf seine Weise dem Herrn dient, also Toleranz, und zwar unbedingte Toleranz gegen Jeden, der Christus bekennt, gleichviel ob er einer Confession oder einer Secte angehört, und zwar so, daß jede Gemeinde das Recht hat, sich als Secte zu constituiren. Es giebt aber schlechte Christen, die das nicht leiden wollen. Solche sind namentlich: Bischof Ketteler, Professor Leo, Geheimrath Stahl. Folglich sollen die preußischen und deutschen Staatsmänner nicht thun, was diese Herren ihnen rathen, sondern sich bei mir (d. h. Bunsen) Rath holen. Und mein Rath ist: sie mögen sich richten nach den Zeichen der Zeit, deren zwei sind: „die naturwüchsige Kraft des Vereins-Geistes und die gesteigerte Macht der Geistlichkeit, also Association und Hierarchie. Je mehr der Vereins-Geist steigt, desto mehr tritt das Unversöhnliche hervor in dem Widerstreite der Hierarchie mit dem vom Associations-Geiste repräsentirten Princip der Freiheit. Nur die Freiheit des Gewissens ist die Lebensluft der Menschheit und die Wiege der wahren Persönlichkeit, und diese Freiheit kann die Hierarchie nicht ertragen. Der Geist des Kosmos ist wider sie aufgestanden.“ Da dies nun sich so verhält, (schließt Bunsen weiter) so sollen die Regierungen befördern „Evangelisches Christenthum und gemeindliches Zusammenwirken.“ Hierzu ist der rechte Weg: „Duldung für Alles, auch für die Unduldsamen, aber nicht für die grundsätzliche Unduldsamkeit der Ausschließlichen.“ Der Schlußgedanke dieses ganzen politischen Systems liegt demnach in dem Satze: „Die Fahne der vollen Religionsfreiheit ist das Zeichen, in welchem der wahrhaft christliche Staat siegen wird.“ Professor Leo hat, als ein persönlich Angegriffener, den Handschuh sogleich aufgenommen und mit seiner Kritik in der Kreuzzeitung nachgewiesen, daß das Bunsensche System, welches den Schwerpunkt des christlichen Lebens in die Gemeinde, und zwar in jede beliebige einzelne Ge-

meinde, legt, darum unhaltbar, weil diese einzelnen Gemeinden keine apostolische Mustergemeinde mehr sind, daß vielmehr darin nur eingesprengt der wahre Christ als rara avis erscheint. Hätten also die Majoritätsbeschlüsse jeder Gemeinde für sie selbst Gesetzeskraft, so würde bald die Mehrzahl derselben heidnisch sein, d. h. die Kirche löste sich auf. Leo hat damit zwar nicht bewiesen, daß dieser Erfolg ein nothwendig unvermeidlicher, aber Bunsen wird nicht leugnen können, daß er wenigstens ein möglicher sei, er muß also zugeben, daß sein System die Entchristlichung der Welt möglich macht, wenn es practisch durchgeführt wird. Gegen diesen Vorwurf wird Bunsen keine andere Antwort finden als eine sophistische, d. h. eine solche, welche seines Systemes Hohlheit entblößt. Zweierlei kann er gegen Leo vorbringen, erstens nämlich sagen: Wenn sich die Sache so abwickelt, dann ist der Beweis geliefert, daß das Christenthum eine überlebte Weltordnung und unsere Zeit die Geburtswehen-Periode einer neuen Weltordnung ist. Das zu sagen, wird er sich hüten, aber kein unbefangener Leser wird darüber in Zweifel bleiben, ob Bunsen so denkt, wenn er den Begriff der „freien Selbstbestimmung als Ziel der Schöpfung" festhält. Ich komme darauf sogleich zurück. Zweitens kann Bunsen sagen: Wenn die jetzigen Kirchenverbände aus dem Gefüge gehen, so werden dadurch neue und bessere hervorgerufen werden; die christliche Idee ist ewig und Gott kann sich aus Steinen Kinder erwecken; also nur immer hinweg mit dem, was kirchlich besteht: Gott wird für eine neue Kirche sorgen! Allein zu so halsbrecherischen Experimenten ist erstens die Kirche zu gut und zweitens die jetzige Zeit wenig geeignet, was ein Staatsmann, wie Bunsen, sich nicht erst von der literarischen Kritik sagen lassen sollte. Und ferner: warum denn sollen wir den Kirchenverband zersprengen in die gemeindlichen Atome? Bloß damit Ketteler, Leo, Stahl ihren Einfluß verlieren? Oder etwa, damit Herr v. Manteuffel den seinigen verliert, und Herr Bunsen Gelegenheit findet, der Welt zu zeigen, wie man Minister wird? Das wäre eine theuer erkaufte Erfahrung, und hätte, nach den Londoner Antecedentien des Herrn Bunsen zu schließen, nicht einmal das Interesse einer drastischen Wirkung für sich. Die Hauptsätze in Bunsens System sind die einleitenden: „Ziel der Schöpfung ist die freie Selbstbestimmung" und „diese ist zugleich Wesen des Christenthums". Beide Sätze stehen in unlösbarem Widerspruch zu einander. Christus hat nicht die freie Selbstbestimmung des Menschen gewollt: wäre mit dieser das Heil zu gewinnen, so erschien Christi Menschwerdung und Opfertod als überflüssig. Der Christ hat nicht das Lebensziel, nach heidnisch-klassischem Muster zu sein wie er ist, sondern zu werden wie er sein soll. Der Apostel betet, daß Gott möge gefangen nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi: diese Unterwerfung kann man doch nicht freie Selbstbestimmung nennen! Nun versucht Bunsen, beide Sätze zu vermitteln, d. h. die Kluft des Gegensatzes zwischen Selbstbestimmung und Unterwerfung

unter die Gnade auszugleichen, mit folgenden Sätzen: „Die Persönlichkeit, welche der Mensch in sich findet, ist ihrer natürlichen Wurzel nach eine selbstsüchtige. Aber es lebt im Menschen ein Bewußtsein, daß aus dieser bittern Wurzel, unter Leitung des göttlichen Geistes im Menschen, vermittelst Vernunft und Gewissen, ein Leben der Liebe und der Gerechtigkeit entsprießen soll. Das Evangelium bringt dieses Bewußtsein zur Klarheit für alle Menschen durch die Persönlichkeit Jesu von Nazareth. Aus der selbstsüchtigen Persönlichkeit wird durch die sittliche Bildung, welche nothwendig eine religiöse ist, eine innerlich erneuete, welche das Gute und Wahre anstrebt. Aus der Willkür wird wahrhaft freier Wille. Das selbstsüchtige Streben wird verwandelt in willige Anerkennung des Rechts." — Diese Deduction ist wirklich jammervoll seicht. Sie setzt voraus, daß es nur Eine Art von Bildung giebt, die sittlich-religiöse, und ignorirt die unsittlich-antireligiöse Bildung als etwas gar nicht Vorhandenes. Wer so blind ist gegen die „Zeichen der Zeit", dem wird weder Brille noch Operation helfen. Bunsens Schluß ist: Weil die sittliche Selbstbestimmung zugleich sittlich, folglich religiös ist, darum ist Selbstbestimmung und Christenthum eins. Es wäre wahr, wenn es eben nicht zwei Arten von Selbstbestimmung gäbe. Den kleinen Nebenumstand dieses Dualismus hat Herr Bunsen wohl zufällig übersehen! Aber daß dieser Umstand existirt, kann er schon daraus schließen, daß seit gerade 1855 Jahren die freie Selbstbestimmung und die Hingabe an die Gnade — also der Glaube — immer in Conflict bleiben, indem sich der Mensch dadurch, daß er sich selbst bestimmt, fortwährend dem Gebot Christi widersetzt. Der tiefe Gegensatz, in welchem die Sünde zweier Jahrtausende wurzelt, wird durch Redensarten nicht ausgeglichen, am wenigsten durch solche, die ein Jeder, der Kant's Vernunftlehre kennt, sich an den Schuhsohlen abgetragen. Und auf so schwacher Grundlage steht, so gedankenarm ist das System des Mannes, der hier aus den Zeichen der Zeit über die historische Fortentwickelung Deutschlands zu weissagen unternimmt. In der That: dieser Josias hat wenig vom Jesaias und wenn er sich mit Bileam vergleicht, so scheint er mir mit diesem weiter Nichts zu theilen, als daß man in seines Buches Inhalt und Sprache, ebenso wie in Bileams Historie, ein gewisses Wunder anstaunt, auf welches ich den bibelfesten Leser nicht erst hinzuweisen brauche. Mit dem Umsturz der Prämisse von der Identität der freien Selbstbestimmung und dem christlichen Sittenprincip fällt Bunsens ganzes System, nachdem dessen Subversivität durch die Gemeinde-Souverainetäts-Theorie dargethan, auch dem philosophischen Begriff nach dahin. Es bleibt also nur noch die formelle Abfassung seiner Schrift zu beurtheilen. Stylistisch ist sie tadelfrei. Aber planmäßige Construction des Systems fehlt, und dies liegt an der veralteten unbeholfenen Briefform, welche der Verfasser gewählt hat. Das Buch besteht aus zehn Briefen an Ernst Moritz Arndt. Diesen alten Professor in Bonn nennt Bunsen

einen deutschen Seher: er könnte eben so gut mich als solchen bezeichnen, obgleich ich weder alt, noch in Bonn, noch Professor bin. Die literarische Bedeutung Arndt's besteht darin, zur Zeit der Freiheitskriege zwei oder drei ansprechende Gedichte verfaßt zu haben: später hat er sich für einen Geschichtsforscher ausgegeben und ein schönes Gehalt dafür bezogen, aber Nichts geleistet. Dieser deutsche Seher, zur Zeit altersschwach, ist das Alterego, welches Bunsen als seine Autorität apostrophirt. Der Brief nun ist eine passende schriftstellerische Form für alle Gegenstände, welche ins practische Geschäftsleben schlagen, und für diese vortrefflich. Dagegen ist er eine zweckwidrige Form für Gegenstände der philosophischen Speculation, denn durch die Briefform wird die systematische Entwicklung und Gruppirung behindert und erschwert: man stelle sich doch einmal vor, wie nachtheilig es für das Verständniß eines mathematischen Lehrgebäudes sein müßte, wenn dasselbe in Briefen, und noch dazu in Briefen an eine bestimmte, historisch bekannte Persönlichkeit vorgetragen würde! So kommt es denn, daß man die wenigen Ideen, welche die Bunsen'sche Schrift enthält, nicht in geordneter Reihenfolge entwickelt findet, sondern sie auf 600 bis 700 Seiten zusammensuchen muß, wo sie in einem Haufen von Phrasenspreu verborgen liegen, deren Seichtigkeit oft unter jeden Begriff und Gedanken herabsteigt. Ist es eines preußischen Geheimrathes würdig, Trivialitäten drucken zu lassen, wie die folgende, allerdings von Niemand bestrittene, aber darum auch für Niemand interessante Stylübung: „Die brennenden Fragen, in deren Glut wir leben, werden sich erledigen, je nach großen Geschicken, durch Einzelne und durch Völker, in Jahrzehenden oder Jahrhunderten: aber nach keines Menschen selbstsüchtigem Willen, nach keines übermüthigen Herrschers oder übermächtigen Volkes Absicht und Gebot, sondern einzig und allein nach den ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung." Oder folgende erbauliche Probe: „Das Princip der Freiheit trägt an sich den unmittelbaren Stempel der Gottheit. Es regt sich als liebevolle Anerkennung des Schönen und Wahren und Guten in der Vergangenheit, nicht nur der engen Heimat, sondern des gesammten geliebten deutschen Vaterlandes, ja der Menschheit. Aber es verlangt Freiheit für sein Höchstes, Achtung für sein Heiligstes: es will keinen Polizeizwang." Ich kann mich nicht enthalten, den Leser hier rechtfertigend zu erinnern an meine Aeußerung über Bileam, und dem Verfasser für den etwa noch drohenden dritten Theil seiner Briefe die zwei folgenden Kraftsprüche zu empfehlen, die es mit den von ihm eben citirten an Glanz und Tiefe wohl aufnehmen können: „Ein wackerer Bürger fürcht' sich nicht; denn er weiß auch, was Ehre spricht!" und: „Der muntre Hahn ist zeitig wach; der fleiß'ge Schüler ahmt ihm nach!" — Bei allem Terrainmißbrauch aber, der mit der Phrase getrieben ist, bleibt es immerhin wunderbar, zu sehen, wie Bunsen es möglich gemacht hat, den überaus kümmerlichen Gedankenkern seiner Schrift zum

Umfang von zwei Bänden aufzuspreizen. Er hat zum Nutzen der Vielschreiber gezeigt, wie man aus sehr wenigem und längst verarbeitetem Material — wenn auch nicht viel, so doch eben zwei Bände macht! Er sagt darüber selbst gegen den Schluß: „Die Zehnzahl der Briefe ist voll und das Maß dieses letzten Briefes droht überfließen zu wollen!" Da mag er sich denn auch nicht wundern, wenn das Maß von Geduld der Kritik auch überfließen zu wollen scheint, denn am Ende hat doch Alles seine natürlichen Gränzen, und wenn Herr Bunsen will, daß man Respect vor seiner hohen Stellung habe, muß er nicht Bücher veröffentlichen, die dem unparteiischen und furchtlosen Beurtheiler die Pflicht auferlegen, nicht bloß rücksichtslos, sondern, um nicht zum Lügner zu werden, auch grob zu sein. Der wahre Verfasser einer Schmährede, sagt Demosthenes gegen Aeschines, ist nicht der, welcher sie hält, sondern der, welcher durch seine Handlungsweise den Stoff dazu hergiebt. Uebrigens wird Bunsen jenes Ueberfließen seines Redeschwalles nur dadurch möglich, daß er gegen Ketteler, Leo, Stahl wegen einzelner Aeußerungen persönlich polemisirt. Seine Kritik der Stahl'schen Rede über christliche Toleranz füllt fast den ganzen zweiten Band. Für diese Art der rein persönlichen Polemik führt er mit äußerst richtigem Tact den Ausdruck „Pfaffengebeiß" auf. Wen Solches also anzieht, der wird reichen Genuß in Herrn Bunsen's Schrift finden. Besser freilich thut er, dasselbe an der Quelle zu studiren: in den Schriften der byzantinischen Theologen aus dem vierten Jahrhundert — denn Bunsen ist noch lange kein Chrysostomus.



Literatur.

Kunst und Literatur. Mit Beiträgen der berühmtesten Künstler der Gegenwart. Redigirt von Alexander Kaufmann. Düsseldorf 1855, bei Arnz u. Comp.

Das vorliegende Werk gehört zu den charakteristischen Erscheinungen der Zeit und verdient um so mehr eine Betrachtung an diesem Ort. Wenn man sonst die Poesie mit Bildern auszustatten pflegte, so begleitet man jetzt Bilder mit Gedichten, es thun sich Künstler und Dichter zusammen, doch haben die ersteren augenscheinlich den Vortritt und die dichtende Kunst muß von der bildenden recht eigentlich ins Schlepptau genommen werden. Die letztere hat es offenbar besser in dem Jahrhundert der Eisenbahnen, denn wenn sie auch nicht in höherem Grade dem Bedürfniß, dem täglichen Bedürfniß des Leibes dient, so steht sie wenigstens dem Luxus um vieles näher und durch ihn der

Industrie und dem Materialismus. Das ist ein großes Thema und hier nicht zu erschöpfen.

Man muß anerkennen, daß die unternehmende Kunstverlagshandlung von Arnz & Comp. schon manches Treffliche in der Vereinigung beider Künste gegeben, wir erinnern nur an das Düsseldorfer Künstler-Album; diesmal aber hat sie ein Werk von ungleich größerem Maßstabe und in jeder Art mit bedeutenden Mitteln an's Licht gestellt, das in allen für Kunst und Literatur empfänglichen Kreisen auf eine besondere Beachtung Anspruch hat. Der Titel ist freilich sehr allgemein und könnte in seiner etwas bedenklichen Fassung mißtrauisch machen; allein die Ansicht des Gegebenen und Geleisteten wird sehr bald versöhnen. Von drei Heften, welche einen Jahrgang bilden, (der erste soll bis Weihnachten erschienen sein) liegt hier das erste vor. Die Seite der Kunst repräsentiren acht Blätter in großem Querfolio, theils Figurenbilder, theils Landschaft, Ernstes und Launiges, die Ausführung in allen Arten der lithographischen Kunst, Crayon und Feder, schwarz und farbig, alles auf eine Weise, welche uns das lithographische Atelier der Unternehmer von neuem in vortheilhaftem Lichte zeigt. Recht geschmackvoll ist das reichverzierte Titelblatt, das den Verein beider Künste inmitten aller Musen darstellt. Demnächst bildet eine passende Einleitung ein farbiges Bild mit einer Rheinansicht am Lurleifelsen: „Die Luft ist kühl und es dunkelt, und ruhig fließt der Rhein," entworfen von Scheuren und von dem Künstler selbst auf den Stein übertragen. Beide Achenbach geben Vortreffliches, Andreas ein Seestück, eine Küste von Capri im Stil des Salvator Rosa mit markiger Feder auf den Stein gezeichnet; Oswald eine italienische Abendlandschaft, ein Waldrand an einem Bach, belebt mit lebendigen Figuren, voll Sonnengluth und Wärme der Auffassung. Eine Ernte in der Campagna von Flamm zeichnet sich besonders durch Schmelz des farbigen Druckes aus; als eine sehr gelungene Composition muß aber vor allen Fay's italienische Wallfahrerin genannt werden, welche einen Mönch um Heilung ihres fieberkranken Kindes anspricht, ein Bild voll Schönheit, Adel und Innigkeit. Das Gebiet des künstlerischen Humors ist allerdings durch einen der berühmtesten Namen der Gegenwart vertreten, allein dieser Name nicht durch eine entsprechende Leistung. Adolf Schrödter's wiederkehrende Störche bringen uns in krausen Ranken mancherlei zu entziffern und zu enträthseln, aber den Geist und die Laune des Künstlers haben wir schon unmittelbarer ansprechend gefunden.

Dem poetischen Antheil möchten wir eine besondere Aufmerksamkeit widmen, weil er sich ungleich schwerer zur Geltung bringt als ein Bild, zumal ein farbiges; man hat dort den Genuß leichter und ist eben darum wohlwollender gestimmt; außerdem hat es seine eigene Schwierigkeit, Poesie in groß Quer-Folio zu lesen. Der Name des als Forscher auf dem Gebiet deutscher Sage und Geschichte bekannten Her-

ausgebers enthält an sich selbst eine Bürgschaft, zumal, da er auch als Dichter sich mit gutem Erfolg versucht. Nach einem schönen und sehr bescheidenen Einleitungsgedicht, gewidmet dem Andenken des verewigten Max Waldau, welcher ursprünglich die Redaction übernehmen sollte, folgt ein Tribut von lyrischen Blüthen und Klängen, dann aber erhebt sich's zu Sage und Geschichte, zur Darstellung und zum Epischen. Von ganz besonderem Interesse war uns ein Stück aus dem alt-indischen Epos „Mâhabharata", übersetzt von Friedrich Adolf von Schack, dem geschätzten Uebersetzer der firdusischen Heldengedichte. Er giebt uns diesmal die Geschichte der Sakontala nach dem alten Epos, wogegen das bekannte Drama des Kalidasa in der That modern heißen darf. Wer den Vergleich zwischen beiden Stücken anstellen will, wird Interessantes beobachten können auf dem Gebiet socialer Zustände im alten Indien. Wir bemerken nur so viel: die Erfindung des Vergessenheit und Erinnerung bringenden Ringes ist dem Epos noch fremd, Duschmanta verstößt Weib und Sohn schlechtweg und ohne mildernde Umstände. Die Uebersetzung ist sehr gelungen zu nennen, und giebt gewiß den Charakter des Originals treuer und edler wieder, als sich von anderen versuchten Erneuerungen rühmen läßt, die sich entweder in gelehrter Steifheit oder in einem gewissen perrückenhaften Schnörkel bewegen.

Von den Originalstücken sind besonders zu nennen: Otto Roquette's „Niobe" und Otto Gruppe's „Otto der Schütz." Der Sänger des Waldmeisters zeigt sich hier auf einem neuen Felde, aber nicht eben sehr meisterlich, er bewegt sich in der antiken Form wie in einem Kleide, das für eine größere Statur gemacht war. Otto der Schütz ist ein Gedicht, dem wir viele Leser wünschen. Es gereicht uns zu besonderer Freude, diesen anmuthigen Stoff in den Händen eines Dichters zu sehen, der ihn als solchen erkannt und zur Geltung gebracht hat. Er hat freilich die Concurrenz mit einem Gedicht zu bestehen, das klassisch sein muß, weil es im Cotta'schen Verlag erschienen ist — allein die syrupsüße Sentimentalität dürfte doch nur durch einen starken Beisatz von Katzbalgen und Hundebeißen aufgewogen werden, wogegen Simrock in den historischen Sagen der Deutschen zwar mehr den rechten Ton gefunden, allein den wesentlich epischen Stoff zu epigrammatisch und holzschnittartig behandelte, so daß also für epische Dichtung noch freies Feld blieb. Durch eine interessante Erfindung ist der Geschichte ein neuer und eigenthümlicher Reiz verliehen.



Französische Revuen.

Aus der Grafschaft Avignon. — Der Marquis von Saffras. — Paysans und Moussus. — Französische Arbeiten über englische Romane. — Eine pauvre Revue.

Unter den schönwissenschaftlichen Arbeiten, welche die letzten Hefte der „Revue des deux mondes" gebracht haben, ist unstreitig die bedeutendste der „Marquis von Saffras", Scenen aus dem Leben des Comtât von J. de la Madelène. Der Titel ist sehr bescheiden, denn es ist wirklich ein sehr gut gehaltener Roman, den diese Scenen aus dem Volksleben des Comtât bilden. Die französische Literatur der neueren Zeit ist sehr reich an Schilderungen provincieller Sitten und Gebräuche, wir selbst haben in diesen Blättern schon öfter Gelegenheit gehabt, auf hervorragende Arbeiten der Art hinzudeuten, zu denen die vortrefflichen Schilderungen von Strom und Strand (rives et côtes) des zu früh verstorbenen Meisters in diesem Genre, Emile Souvestre, den Anstoß gegeben zu haben scheinen. Gewiß ist es auch in socialer Beziehung nicht ohne Bedeutung, daß gerade jetzt, wo das kaiserliche System mit seiner straffen Centralisation auf's Neue das allgemeine Nivellement in Frankreich anstrebt, die Literatur die Unterschiede in der Denk- und Lebensweise der verschiedenen Stämme, um nicht zu sagen, der verschiedenen Völker, welche Frankreich bewohnen, durch die genauesten Schilderungen ins Bewußtsein bringt. Es ist das eine Opposition, die ihren Werth hat und um so kräftiger ist, als sie von selbst, ohne alle Absicht, ins Leben tritt. Jedenfalls muß sie mächtig dazu beitragen, einen schweren Irrthum zu berichtigen, in welchem die Mehrzahl der Ausländer noch befangen ist. Wenn vom französischen Volk die Rede ist, so denken sich die meisten dabei ein Volk aus einem Guß, ein gleichgegliedertes Ganzes, und beinahe das Gegentheil davon ist die Wahrheit. Das französische Volk ist kein Volk in der Art, wie zum Beispiel das deutsche ein Volk ist; der Picarde und der Provençale sind viel verschiedener von einander, als z. B. der Pommer und der Rheinländer, der Bretagner ist vom Burgunder viel verschiedener als der Friese vom Schlesier — die Franzosen sind politisch ein französisches Volk, aber diese Menge von Völkerstämmen, die so bereitwillig eine politische Uniform tragen, sind in socialer Beziehung gar kein Volk, sind sich social so fremd wie nur möglich. Für diese unsere Behauptung ist der „Marquis von Saffras" ein neuer und ziemlich gewichtiger Beweis mehr. Das Volk der Grafschaften Avignon und Venaissin, des Fürstenthums Orange und einiger anderen kleinen Landestheile ist alles andere, nur nicht französisch. Da hört man jeden Augenblick: „als wir noch Land des Papstes waren", oder „das war, noch ehe wir an Frankreich kamen", und die Leute selbst, sie haben etwas ganz und gar unfranzösisches, etwas republikanisch-municipales, das sich in den Gemeinden festgesetzt haben mag seit der aller-

frühesten Zeit der Colonisation dieser Lande durch die Römer. Und das steht noch heut so fest, daß sich die einzelnen Gemeinden noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts nach förmlichen Herausforderungen Schlachten lieferten unter Anführung ihrer Maires und der Civil-Obrigkeiten, ganz ernsthafte Treffen, in denen es Todte und Verwundete gab, wie in den Fehden des Mittelalters. Im Comtât begegnen wir noch allen jenen alterthümlichen Spielen, Sitten und Bräuchen, die dem Leben unserer Altvordern jenen bunten Reiz, jene Ausprägung ins Individuelle verliehen. Und Alles, was an solch ein Volksleben, das noch sociale Zeugungskraft hat, herantritt, das wird unwiderstehlich angezogen, das wird hineinverflochten und mit dem Landesstempel versehen zum Gebrauch. So sieht der geschickte Töpfer Esperit, genannt der Marquis von Saffras, in einer Gemeinde eine Tragödie Voltaire's spielen, und zwar zur Feier eines Heiligentages. Sofort kann Esperit der benachbarten Gemeinde den Ruhm nicht gönnen, ihren Heiligentag mit einem Stück von Voltaire gefeiert zu haben; durch unendliche Mühen gelingt es ihm nach und nach, seine Gemeinde von Lamanosc zu bewegen, am St. Antoniustage auch ein Stück von Voltaire aufzuführen. Köstlich zeigt sich das gesellschaftliche Leben im Comtât bei Gelegenheit der Vertheilung der Rollen des Stücks. Man hat Cäsar's Tod gewählt, weil keine Frauenrolle in dieser Tragödie vorkommt, da der Pfarrer nicht leiden will, daß eine Frau am Heiligentage auftritt. Alle Rollen müssen in gleicher Anzahl zwischen den „paysans“ und „moussus“, den beiden großen Parteien in allen Orten des Comtâts, vertheilt werden, um großes Aergerniß zu vermeiden. Wodurch sich eigentlich „paysans“ und „moussus“ von einander unterscheiden, wissen wir nicht zu sagen, denn selbst die städtische Kleidung, welche die Monsieurs tragen, reicht nicht aus; es giebt nämlich „paysans“, welche sich ganz städtisch kleiden, und dagegen ziehen viele „moussus“ das Costume der Landleute vor. Und wie wird nun dieser Tod Cäsar's gespielt? da geht jede Spur von Frankreich und Voltaire verloren, die Tragödie ist völlig, um so zu sagen „comtâtirt“, und eine förmliche Schlacht macht aus der lustigen Tragödie auf den Brettern ein Trauerspiel in Wirklichkeit. Man muß das indessen selbst lesen.

Unter den übrigen Arbeiten im letzten Hefte der „Revue des deux mondes“ befindet sich der vierzehnte Artikel von Saint Marc Girardin über J. J. Rousseau. In schon mehrfach charakterisirter Weise wird der Aufenthalt des literarischen Revolutionsgötzen zu Montmorency geschildert.

Darauf folgt Herr G. Planche, einer der eitelsten französischen Schriftsteller, mit einem unglaublich anmaßlichen Artikel über „die Goldschmiedekunst und Kunsttischlerei auf der Ausstellung“. Es versteht sich von selbst, daß, wie in allen Dingen, auch in dieser die Deutschen und die Engländer, kurz alle Völker weit hinter den Franzosen zurück sind. So behauptet wenigstens Herr G. Planche.

Herr Ernest Renan schreibt über die Geschichte des Volkes Israel und der neuesten Historiker desselben in Deutschland. Es ist nämlich die Geschichte des israelitischen Volkes von H. Ewald, welche dem liebenswürdigen Franzosen Gelegenheit giebt, dem „gelehrten deutschen Volke" eine Menge Complimente über seine tiefe Anschauung der Geschichte des israelitischen Volkes zu machen. Namentlich werden Herder und Ewald hoch über Chateaubriand und Bossuet gesetzt. Gewiß haben Herder und Ewald in diesem Punkte große Verdienste, und die Tiefe der Anschauung, die uns Deutschen hier nachgerühmt wird, mag begründet sein, dennoch aber haben Bossuet und Chateaubriand doch schwerlich ganz Unrecht, wenn sie das israelitische Volk das „antimonarchischeste" Volk des Alterthums nennen, und Herr Ernest Renan hätte sich immerhin dem „Adler von Meaux" und dem „Höfling des Unglücks" gegenüber etwas bescheidener ausdrücken können, unbeschadet seiner Verehrung des israelitischen Volkes.

Herr Forgues setzt die Studien über den englischen Roman der Gegenwart fort; gewiß hat die „Revue des deux mondes" sehr Anerkennenswerthes auf diesem Felde geleistet, aber mit jedem Artikel mehr beweist sie uns klarer die klägliche Armseligkeit, an welcher der englische Roman der Gegenwart leidet; selbst das, was hübsch in diesen Schriften ist, welche deutsche Uebersetzungsfertigkeit selbst dem Straußenmagen des deutschen Lesepublicums nicht anzubieten wagt, hat noch das kleine Unglück, daß es nicht wahr ist. So der Gegensatz, der in den Romanen der Gegenwart so beliebt geworden, in Südengland herrsche der ritterlich normannische Theil des englischen Volkes, in Nordengland dagegen der industriell-sächsische Theil! Trotzdem, daß man sich bemüht hat, diesen Gegensatz bis in's kleinste Detail auszumalen, so ist er doch — falsch. Er paßt hier und dort auf Einzelnes, ist aber in seiner Allgemeinheit vollständig unwahr. Im vorliegenden Artikel hat es Herr Forgues mit den Romanen von Wilkie Collins zu thun. Der Vater des Romandichters war ein berühmter Maler. Ein hohes literaturgeschichtliches Interesse haben diese Arbeiten indessen in jedem Fall.

Herr Charles de Rémusat, von der Akademie, schreibt: „Moderne Kritik der antiken Comödie", eigentlich eine ziemlich ernste Abfertigung des „Menander" des jungen Herrn Guillaume Guizot, Sohnes des berühmten Doctrinairs; indessen schließt Herr Rémusat seine Arbeit, über die wir uns im Gefühl der Unzulänglichkeit unserer Kenntnisse auf diesem Gebiet jedes Urtheils enthalten, mit dem hübschen Compliment: „Sa jeunesse tient les promesses de son nom, sans doute sa maturité tiendra toutes les promesses de son jeunesse!"

Unbedeutend ist ein Artikel über die russische Gesellschaft vor der Gelangung der Romanoff's zum Kaiserthrone — es ist doch eigentlich so zu sagen „hors de saison", noch immer die alten Albernheiten über

Rußland auszukramen und die politische Gegnerschaft in dieser trübseligen Weise auszubeuten.

Der letzte Artikel über die Fleischfrage und namentlich über die Fleischconserven ist gewiß nicht ohne wissenschaftliches wie practisches Verdienst; wir müssen das dem Urtheil Anderer überlassen.

Neben diesem reichen Inhalt des letzten Heftes der „Revue des deux mondes“ nimmt sich derjenige der letzten „Contemporaine“ etwas pauvre aus. Herr Saintine bringt seine „Chrisna“ endlich zu Ende, natürlich unter den schauderhaftesten Mordthaten, Hinrichtungen und Strömen von Blut. Hu!

Dann folgt Evariste Bavour mit einer Studie über das Zeitalter des August, die zu allerlei Vergleichungen auffordern könnte, denn August war ja auch eines Cäsar's Neffe, wenn sie nicht mit gar zu grausamer Langenweile ausgerüstet aller Bemühungen spottete. Die andern Artikel über angewandte Electricität und Blindenerziehung mögen ihren Werth haben, wir erklären uns für incompetent. Von der goldenen Legende vom heil. Martin möchten wir sagen: es ist nicht Alles Gold, was glänzt! wenn wir irgendwie einen Glanz wahrgenommen hätten. Den übrigen Theil des dicken Bandes füllen Ausstellungsberichte und Angriffe auf Preußen und besonders auf die Kreuzzeitung und die conservative Partei; wir würden einige Mittheilungen zur Ergötzlichkeit unserer Leser daraus machen, verböte uns nicht die Ehrfurcht vor der allerhöchsten Person Sr. Majestät des Königs, uns weiter damit einzulassen.

Tages-Ereignisse.

Die Berner Zeitung scheint des zweideutigen Verhältnisses müde zu sein, in dem das Fürstenthum Neufchatel als Canton zur Eidgenossenschaft steht, welche dieses Land in einem Augenblick allgemeiner Verwirrung und Rathlosigkeit, wie soll man gleich sagen? — an sich gebracht, denn sie druckt mit größter — auch hier suchen wir das Wort — Unbefangenheit Folgendes: „Es kommt noch hier und da vor, daß die preußische Gesandtschaft in der Schweiz für Neuenburgische Angehörige Pässe ausstellt. Der Bundes-Rath hat deshalb an alle schweizer Agenten im Auslande die Weisung erlassen, solche preußische Pässe für schweizer Angehörige niemals als gültige Legitimations-Schriften anzuerkennen und denselben jederzeit das Visum zu verweigern.“ Es scheint uns in der That der höchste Grad von Unverschämtheit — es will mit dem Suchen anderer Worte nun nicht mehr recht gehen, — von Seiten der Berner Zeitung, einen solchen Artikel aufzunehmen. Wer giebt der Schweiz das Recht, einen Neuenburgischen Unterthan der Krone Preußen einen

schweizer Angehörigen zu nennen? Hat das Blatt vergessen, daß der unrechtmäßige augenblickliche Gewaltzustand in Neuschatel auf keine Weise das Recht giebt, die Geschichte zu verleugnen? Hat Preußen je seinen Anspruch auf Neuschatel aufgegeben? Ist irgend ein staatsrechtlicher oder völkerrechtlicher Act vorhanden, der das Fürstenthum von seiner Zugehörigkeit zur Krone Preußen entbindet? —

Wir kennen nur ein Actenstück, das für dieses Verhältniß maßgebend, bindend und gültig ist. Es ist dies die Protestation des Königl. preußischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft R. v. Sydow, welche er unmittelbar nach den eben so schmachvollen, als lächerlichen Vorgängen des 29. Februars 1848 an die eidgenössischen Commissarien Reg.-Rath Schneider und Oberrichter Migg erließ. Sie lautet in der uns und hier wesentlichsten Stelle:

„Zugleich erneut der preußische Gesandte im Namen des Königs seines Allergnädigsten Herrn die feierliche Verwahrung, welche er in seiner vorgestrigen Note an den hohen eidgenössischen Vorort niedergelegt hat. Er richtet dieselbe gegen alle und jede Vorgänge, Beschlüsse und Maßnahmen, von welcher Seite sie auch kommen, wie sie auch bezeichnet und beschönigt werden mögen, wodurch die nach der Verfassung des Cantons und Fürstenthums auch durch die Eidgenossenschaft gewährleisteten Rechte des Fürsten von Neuenburg verletzt oder beeinträchtigt worden sind oder künftig verletzt und beeinträchtigt werden können. Er richtet sie zugleich ausdrücklich gegen Alles, was die Handhabung der Regierungsgewalt des Fürsten durch dessen rechtmäßige Organe dermalen hemmt oder künftig hemmen könnte."

Das ist die einzige Urkunde, welche über das Verhältniß des Königlich preußischen Fürstenthums Neuschatel zur Schweiz vorhanden ist, besteht und staatsrechtliche Geltung hat. Nie und nirgend hat Preußen den Putsch anerkannt, durch den einige Revolutionäre in seinem fernen Fürstenthume zur Gewalt gelangt sind, und in der That hat jene an lächerlichen und bedauerlichen Vorgängen reiche Zeit, wohl kaum einen lächerlicheren und bedauerlicheren nachzuweisen als diesen Putsch in Neuschatel. Uebersehen wir, was denn eigentlich damals geschehen.

Ein Brief aus La Chaux de Fonds vom 29. Februar 1848, den sogar die Berliner Zeitung damals abgedruckt, lautet: „10½ Uhr Morgens. Die Revolution wird um 11 Uhr losbrechen. 12 Uhr. So eben hat La Chaux de Fonds die eidgenössische Fahne aufgesteckt, wie auch Locle. Man spricht von einem Zuge nach Neuenburg mit Hülfe der Berner. ¼2 Uhr. Alles ist vorbei, der Maire Dubois hat seine Entlassung gegeben. Die Behörden von Locle ebenfalls. Man erwartet, daß auch die Regierung keinen Widerstand versuchen werde."

Und in der That betrog die Regierung diese Erwartungen nicht. Der Staatsrath in Neuenburg versammelte sich, als die Nachrichten aus

Locle und La Chaux de Fonds dort eintrafen, blieb aber, wie sich das bei Revolutionen auch von anderen Staatsräthen nachweisen läßt, rathlos sitzen. Die Angst vor Blutvergießen bei den einen, die heimliche Lust an dem „Mouvement“ bei andern, riefen den Entschluß hervor, man könne doch die Stadt Neufchatel nicht den Gefahren einer Belagerung aussetzen. Vergebens stellte der Kanzler Favarger und der Secretair Calame vor, daß das offene Empörung gegen den angestammten Fürsten sei. Sie mußten, als 1000 Montagnards und Jurassiens in das Schloß drangen, verhöhnt den Sitzungssaal verlassen. Die zurückgebliebenen Staatsräthe verfertigten sofort, freilich mit Hülfe der Eingedrungenen, namentlich der Herrn Piaget und Consorten, folgenden Beschluß, der zum Ueberfluß auch noch die Ueberschrift trug: „Tout pour le peuple! tout par le peuple!

Art. I. Die provisorische Regierung spricht die Absetzung der ehemaligen Regierung des Fürstenthums aus!

Art. II. Die monarchische Regierung ist abgeschafft!

Art. III. Der Canton wird für eine Republik erklärt!“

Dies ist das Actenstück, welches die Berner Zeitung bevollmächtigt, Pässe, von preußischen Gesandten für preußische Unterthanen ausgestellt, für ungültig zu erklären.

Die Zeit wird kommen und sie ist vielleicht nicht mehr fern, wo man sich in Bern überzeugen wird, daß der Protest eines preußischen Gesandten langlebiger ist, als das Decret eines eingeschüchterten Staatsraths und einschüchternder Jurassiens. Vielleicht giebt diese unverschämte Notiz der Berner Zeitung Gelegenheit, wieder einmal öffentlich auszusprechen, daß Eigenthum kein Diebstahl, Diebstahl aber auch kein Eigenthum ist.

Für die nun unmittelbar bevorstehende Eröffnung des Hauses der Abgeordneten ist es gewiß eine allseitig beruhigende und erfreuliche Notiz, daß die Fraction Bethmann-Hollweg den Verlust ihres Führers überleben und versuchen wird, auch ohne ihn und auf eigene Hand Preußen zu „normalen Bedingungen des parlamentarischen Regime's“ zu verhelfen. Auf die entfernte Möglichkeit hin, daß der Führer selbst — wenn auch nicht in der nächsten Zeit — (so lautet die Abfassung des betreffenden Zeitungs-Artikels —) wieder in die Kammer treten könnte, wollen sie demselben seine Führerstelle offen halten und sich vorläufig nur unter wechselndem Vorsitze versammeln. Das erinnert an den Appel in der 46. Halb-Brigade, wo auf den Ruf: „Grenadier Latour d'Auvergne!“ ein Sergeant antwortete: „Gefallen auf dem Bette der Ehre!“ Die Fraction hat Unglück gehabt. Diplomatische Anstellungen und Wahlkämpfe, so wie allerlei andere Normalbedingungen des parlamentarischen Regime's haben ihre Reihen gelichtet und wenn es in demselben Artikel auch heißt, die Mitglieder der Fraction Bethmann-Hollweg

wären entschlossen, ihre bisherigen Grundlagen auch in der nächsten Session aufrecht zu erhalten, so wird man den Erfolg doch erst abwarten müssen. Geschichtlich liegen Beispiele vor, daß dergleichen aus einem dépit amoureux entstandene Fractionen, die opponiren, aber nicht den Muth haben, zur wirklichen „Opposition Sr. Majestät" gehören zu wollen, die vermitteln wollen, aber zu ehrgeizig sind, um im Centrum zu sitzen, nie langes Leben gehabt haben. In England nennt man das parliamentary bubbles, zu deutsch parlamentarische Wasser-Blasen.

Die Kriegsthätigkeit auf dem vor Kurzem noch so belebten Kriegsschauplatze in der Krim ist nun wirklich definitiv eingestellt. Die französischen Garden sind nach Hause, die englischen Offiziere möchten nach Hause, und der Kaiser Alexander ist wieder in St. Petersburg eingetroffen. Die Alliirten erwarten mit Besorgniß einen härteren Winter, als den vorjährigen, und ihre Flotten bösere Stürme, wenigstens wollen dort Einheimische aus dem seit 14 Tagen herrschenden Wetter, Beides prophezeien. Außer dem sehr engen Hafen von Balaklawa und der nichts weniger als sichernden Rhede bei Kamysch haben die Schiffe der Alliirten keinen guten Ueberwinterungsplatz, denn daß sie trotz der Gewinnung der Südseite von Sebastopol nicht in den Sebastopoler Hafen einlaufen können, beweist mehr, als der englischen Presse lieb ist, wie die Erstürmung des Malakhoff wohl eine Waffenthat, aber nichts weniger als ein Niederwerfen des russischen Widerstandes ist. Bei solchem Stande der Dinge und in einem Augenblicke, wo man wenigstens nicht Gefahr läuft, sein Urtheil durch ein unerwartetes Ereigniß überholt zu sehen, lohnt ein ruhiger und möglichst unparteiischer Ueberblick des Geleisteten, Errungenen und Verlorenen.

Als endlich der Commandirende des abgesonderten kaukasischen Corps, General Murawieff, nach allerlei Musterung der Druschinen in Tiflis einen Theil seiner Truppen sammelte und gegen Erzerum, auf der Straße, die einst Paskjewitsch gegangen, in Bewegung setzte, da waren die Befürchtungen bei den Freunden der Westmächte und wohl auch in den Generalstäben der Westmächte eben so groß, als die Hoffnungen, welche Freunde Rußlands daran knüpften. Man rechnete und rechnete die Truppen zusammen, welche von competenten Kennern dem abgesonderten kaukasischen Corps nachgewiesen wurden. Immer kam man auf ein Facit von wenigsteus 100,000. Besoldet wurden dort, ohne Druschinen, 130,000 Mann, man rechnete also schon 30,000 Mann für Lazareth, die kleinen Krepostien und gegen die Bergvölker vorgeschobene Posten ab. Statt dieser 100,000 Mann erschienen aber nur gegen 40,000 Mann auf dem Rendezvous des Generals Murawieff, und nicht im Frühjahr, sondern schon verhältnißmäßig spät im Sommer. Alliirte Generale, ja die Türken selbst bezeichneten die dort den Russen gegenüberstehenden Truppen als vollkommen unfähig, einen Kampf zu

bestehen, und das Vorgehen gegen Erzerum als die gefährlichste Diversion, welche Rußland gegen die Krim-Expedition nur unternehmen konnte. Hoffnungen wie Befürchtungen sahen sich von dem Augenblicke an getäuscht, wo die Zahl des russischen Operations-Corps bekannt wurde und die Nachricht eintraf, daß es sich nicht gegen Erzerum und dann weiter hinein nach Anadoli wende, sondern eine Bergfeste mit einer angeblichen verhungerten Garnison belagere. So wichtig jede Festung ist, wenn sie zum Waffenplatz für ein bedeutendes Truppen-Corps dienen kann, so hinderlich und wie Blei wuchtend sind Festungen und deren Belagerung, wenn sie active Operationen im Felde aufhalten. Für solche Festungen wie Kars, deren Garnison im Rücken nicht gefährlich werden kann, ist die Belagerung ein entschiedener Zeitverlust und somit ein Fehler. Erzerum in der Gewalt der Russen hätte sehr bald den Fall von Kars nach sich gezogen; aber selbst die glänzendste Einnahme von Kars hilft noch nicht zur Gewinnung Erzerums oder Trapezunts. Das Vorgehen gegen Anadoli scheint dasselbe Schicksal der Unfruchtbarkeit haben zu sollen, wie der Vormarsch in die Dobrudscha und bis zum Trajanswall. Wie dort Silistria, so widersteht hier Kars, und wie dort von Varna aus, bedroht hier Pascha Omer von Suckum-Kaleh her die Stellung der Russen. Nach dem Falle der Südseite von Sebastopol scheint den Alliirten die russische Diversion in Klein-Asien nicht mehr so bedeutend, als sie sich ankündigte, denn sie überlassen die Abwehr den Türken, denen sie sonst im ganzen Verlaufe des Krieges nicht gern etwas Entscheidendes anvertraut haben. So läßt sich denn nicht verkennen, daß die Combinationen, die man an das Auftreten des kaukasischen Corps oder eines Theils des kaukasischen Corps geknüpft, sich als vollkommen müßig erwiesen haben. Selbst der Fall von Kars würde in der Lage der Dinge nichts ändern. Die dortige Kriegführung ist nicht allein durch den Winter, sondern auch durch ihre Objecte paralysirt. Denn eine Bergfestung ist kein Object, wo es sich um eine drohende Diversion in der Flanke oder im Rücken handelt. Wenn man anführt, daß die Russen dort nicht stark genug sind, so giebt man der Controverse das Recht, zu fragen: Warum sind sie dort nicht stark genug?

In der Krim hat sich trotz des Verlassens der Südseite von Sebastopol durch die Russen nichts gegen den Anfang des diesjährigen Feldzuges geändert, ja, gelingt es den Russen, sich die ununterbrochene Zufuhr von Krementschuk über Nikolajeff und Perecop zu erhalten, so wird sich auch während der nächsten 4 Monate nicht viel ändern, es sei denn, daß Fürst Gortschakow irgendwie zur Offensive übergeht. Außer Kinburn haben die Alliirten keinen Fuß breit Terrain mehr gewonnen, als sie bereits im vorigen Winter besessen, denn das Eldorado bequemer Cantonnements in der Stadt Sebastopol selbst wird ihnen durch die Kanonen des Nordforts verbittert, und daß sie diese nicht zum Schweigen bringen werden, ehe die Verbindung zwischen Sympheropol, Bakt-

schiserai und dem Nordfort nicht abgeschnitten ist, — mit diesem Gedanken hat man sich in dem Pariser Depot de la guerre und den Londoner Horse-guards schon hinreichend vertraut gemacht. Kinburn beweist sich als eben so wenig entscheidend, wie Bomarsund oder die Insel Nargen, und die dort getroffenen Anstalten lassen schließen, daß man während des Winters wenigstens die kleine Küstenfestung nicht zu einem zweiten Eupatoria machen, oder von hier aus, etwas Bedeutendes unternehmen wird.

Nach alledem zu schließen, werden die Alliirten keine Offensivbewegung während des Winters vornehmen, sondern sich darauf beschränken, das bis jetzt Errungene zu halten. Ob auch die Russen der Offensive entsagen werden, wenn ihnen Eis und Stürme gestatten, die bei Nikolajeff, Cherson und Perecop stehenden Truppen noch in die Krim zu ziehen, das muß man erwarten. Nach dem Beispiele von 1812 würde man berechtigt sein, eine Offensive von Seiten der Russen zu erwarten, nach den Beispielen von 1853, 54 und 55 aber thut man wenigstens gut, sie nicht mit Bestimmtheit vorauszusetzen.

Die Spannung wegen eines revolutionären Gesandtschafts-Attaché's zwischen Sardinien und Toscana oder eigentlich zwischen Sardinien und Oesterreich — wenn zwischen diesen beiden Staaten überhaupt ein noch höherer Grad von Spannung denkbar ist, als seit 1848, — scheint auf dem besten Wege der Ausgleichung begriffen zu sein, und das ist wohl das Beste und Vernünftigste, was man von der ganzen Angelegenheit berichten kann. Von einem kürzlich aus Italien zurückgekehrten Freunde hörten wir den Vorgang folgendermaßen erzählen. Im Jahre 1848 emigrirte ein Graf Casati aus der Lombardei und wurde Sardinischer Unterthan. Sein Sohn, der sich, 18 Jahr alt, sehr lebhaft an den sogenannten nationalen, in Wahrheit aber demokratischen Bewegungen jenes Jahres betheiligt, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde als Attaché der Sardinischen Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt. Von dort sollte er nach Toscana versetzt werden. Marquis Sauli, sardinischer Gesandter in Florenz, zeigte dies officiell dem Minister Baldasseroni an, und dieser erkundigte sich nach den früheren Verhältnissen des jungen Grafen Casati. Man erwiderte, er sei gegenwärtig als sardinischer Unterthan vollständig naturalisirt, und 1848 ja erst 18 Jahr alt gewesen. Darauf erfolgte eine höfliche Antwort, welche den neuen Attaché annahm. Graf Casati erschien in Florenz, gab Karten beim Minister Baldasseroni und dem österreichischen Gesandten ab und erhielt als Erwiederung auch die Karten dieser Herren. So weit war Alles in der Ordnung, und die Regierung von Toscana anscheinend zufriedengestellt. Wenige Tage nachher, machte der Minister Baldasseroni indessen dem Marquis Sauli eine Visite und erklärte ihm, man habe sich toscanischer Seits mit Annahme des Grafen Casati übereilt, da man

doch nicht wohl den Sohn eines refugirten österreichischen Unterthans, der sich noch obenein an der „Giovine Italia" betheiligt, als officielle Person in Florenz annehmen könne. Er bat daher, Sardinien möge in Berücksichtigung des Verhältnisses von Toscana zu Oesterreich den Grafen Casati abberufen und ihn durch eine geeignetere Persönlichkeit ersetzen. Marquis Sauli versprach, deswegen nach Turin zu berichten. Der Minister Baldasseroni wartete indessen die Antwort nicht ab, sondern verstärkte sein vertrauliches Ersuchen durch eine officielle Zuschrift an den Gesandten, in welcher die sofortige Entfernung des jungen diplomatischen Revolutionärs aus Florenz verlangt wurde, da der Großherzog sich nie dazu verstehen würde, ihn zu empfangen. Dieses Schreiben sandte Marquis Sauli als ungehörig zurück und bemühte sich, die Sache mündlich auszugleichen. Vergebens. Der toscanische Minister schrieb direct nach Turin an den sardinischen. Dadurch wurde der Bruch vollkommen und die ganze sardinische Gesandtschaft aus Florenz abberufen. Salon-Gespräche führen die Ursache der Verwerfung des Grafen Casati auf den österreichischen Gesandten und den österreichischen Minister Grafen Buol zurück, welcher erklärt haben soll: Eine Person, die der Kaiser nie empfangen würde, könne auch von einem Erzherzoge von Oesterreich nicht empfangen werden, und der Großherzog von Toscana gehört bekanntlich dem österreichischen Kaiserhause an. Aus Allem, was man erzählt, geht indessen unzweifelhaft hervor, daß Oesterreich in dieser ganzen Angelegenheit sich entschieden auf die Seite Toscana's stellt, selbst auf die Gefahr hin, offen mit Sardinien zu brechen. Was nun seitdem geschehen ist, um die Ausgleichung herbeizuführen, wird wohl später bekannt werden. Vor der Hand kehrt weder Marquis Sauli noch Graf Casati nach Florenz zurück, sondern es werden gegenseitig andere Gesandte ernannt. Sardinien mußte nothwendig nachgeben, da es im Jahre 1846 selbst verweigert hat, einen ihm mißfälligen französchen Gesandtschafts-Attaché anzunehmen.

Ein Sturm in einem Glase Wasser! —

Die Auflösung des Parlaments und die Berufung der Regierung auf die Wahlen, um ein Unterhaus zu erhalten, welches der Fortsetzung des Krieges unter allen Umständen günstig ist, scheint ein gefährliches Experiment zu sein, obgleich es gerade gegenwärtig in der englischen Presse mit großer Erregtheit empfohlen wird. Ein Beibehalten des jetzigen Unterhauses mit Männern wie Cobden und Bright, die mit jeder Woche und mit jedem ihrer Omnibus-Briefe mehr Terrain gewinnen, dürfte aber leicht eben so gefährlich sein, denn nicht allein sie, sondern eine große Zahl anderer Mitglieder werden es in der bevorstehenden Session nicht daran fehlen lassen, die Ansicht auszusprechen, welche täglich allgemeiner in England wird. Das Roebuck-Comité hat gezeigt, daß die englischen Commons eine ganz entschiedene Neigung zum Regieren haben, und

wenn es an ein öffentliches Abwägen der Vortheile geht, die England bisher von dem Kriege gehabt, gegen die Nachtheile, die wenigstens Keiner mehr läugnet, so dürften die nächsten Monate in der That dornenvolle für das Ministerium werden. Als wir gleich nach der Einnahme von Kinburn sagten, diese Waffenthat habe nicht mehr zu bedeuten, als jene von Bomarsund, und behaupteten, diese Küsten-Veste habe nur dann Einfluß, wenn sie der Ausgangspunkt einer Operation gegen Perekop sei, da standen wir allerdings mit unserer Ansicht noch ziemlich allein, und die westmächtlichen wie westmächtlich gesinnten Zeitungen bewiesen ausführlich, welche ungeheuern, gar nicht zu übersehenden Vortheile dadurch gegen Rußland errungen worden wären. Gegenwärtig, wo sogar die „Times“ zu einer sehr viel ruhigeren Anschauung der Dinge gekommen ist, würden wir in unserer Meinung selbst gegen diese noch zurückstehen. Sie erklären Kinburn nämlich — und zwar auf gute Autorität an Ort und Stelle hin — für ein ganz verfehltes und nutzloses Unternehmen, das nur dazu gedient habe, den Russen zu zeigen, wo man sie im nächsten Frühjahr anzugreifen gedenke, damit sie sich recht nach Bequemlichkeit dort verstärken könnten. Auch mit der Erklärung, weshalb man Odessa nicht bombardirt, werden vielen Leuten die Augen auf unerfreuliche Weise geöffnet worden sein. Dergleichen Anschauungen bleiben aber nicht in der Presse, sie finden ihren Weg endlich auch auf die Tribune, und wenn Cobden auf dieser nur dasselbe sagt, was er nicht müde wird, seinen Landsleuten in den Zeitungen zu sagen, so lassen sich in der That ganz interessante Debatten erwarten. Die radicale Presse ist für eine Auflösung des Parlaments. Da sie sich ihrer Macht bewußt ist, denn s i e hat das Volk in diesen Krieg getrieben, so lebt sie der Zuversicht, auch die Wahlen beherrschen und nur solche Männer in's Parlament bringen zu können, die unbedingt für Fortsetzung des Kampfes stimmen und dadurch die Zahl der Abonnenten und Leser aller Zeitungen vermehren. Die conservative Presse ist gegen eine Auflösung und gegen Neuwahlen, obgleich sie weiß, daß Napier, Cobden, Bright cum multis aliis schonungslos die Schwächen aufdecken werden, die England unzweifelhaft in diesem Kriege gezeigt. Nicht einmal die Suprematie der Flotten und ihrer Kraft hat Frankreich ihm gelassen. Sogar schwimmende Batterieen hat der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen erst erfinden müssen, um den Union Jack auf den Wällen von Kinburn wehen zu lassen. Der letzte Brief Cobden's erscheint uns wie der Schatten kommender Ereignisse. Natürlich sind auch alle Zeitungen, deren Absatz sich seit Beginn des Kriegs vermehrt hat, gegen diesen ehemaligen Liebling, und nennt jetzt hohlköpfig, was früher geistreich; — verdummt, was früher liberal — und wirkungslos, was nicht allein früher wirkungsreich war, sondern es auch jetzt noch auf evidenteste Weise ist.

Wir haben uns schon längst darüber ausgesprochen, wie wir es nicht allein verwerflich, sondern zunächst vollkommen unbegreiflich finden, wie

der Unterthan eines Staates, welcher sich effectiv in einem schweren und Opfer erheischenden Kriege befindet, es wagen darf, offene Partei gegen die Regierung zu nehmen, ihre Kriegsmaßregeln und Kriegführung zu tadeln und im Volke selbst Mißvergnügen über den Krieg zu verbreiten. Wie gesagt, dafür fehlt uns der Begriff, wenn wir auch mit den vorgebrachten Argumenten ganz einverstanden sind. Die Linie, welche uns ein solches Thun vom Hochverrathe an seinem Vaterlande scheidet, scheint uns sehr schmal, und obwohl seit einigen Jahren ebenfalls in einem constitutionellen Staate lebend, vermögen wir uns zu dieser Höhe politischer Objectivität doch noch nicht aufzuschwingen. Nach der unglücklichen Beendigung eines Krieges hat es auch in Preußen an scharfem Tadel, an bitterem Vorwurf und an bösem Hohn nicht gefehlt. Wir erinnern nur an die „Feuerbrände" und die „Vertrauten Briefe" nach 1806. Das aber möchten wir, trotzdem in unserem Vaterlande Manches recht viel anders geworden, doch behaupten, daß ein Brief, wie der des alten Radicalen Cobden, bei uns nicht möglich wäre, wenn Se. Majestät der König einmal gezwungen werden sollte, das Schwert zu ziehen. Möglich, daß wir irren, weil eben so sehr Vieles in Preußen anders geworden, aber doch wäre es unser Stolz, so geirrt zu haben.

Die liberalen Ideen müssen für den Augenblick in Belgien entschieden das Uebergewicht haben, denn die in allen Sätteln gerechte Indépendance, die von nichts als von der jedesmaligen Modeströmung dependirt, stößt mit vollen Backen in die Oppositions-Trompete, ad vocem des Amendements Vandenpeereboom; ein Name, der allenfalls schon an und für sich eine Opposition erklärlich macht. Ganz entzückt ruft sie aus: „Wir sind zurückgekehrt zu den wahren und normalen Bedingungen eines parlamentarischen Regime's!" ein Ausruf, der sich in französischer Sprache grade jetzt ungemein beißend und verletzend gegen Frankreich ausnimmt, wo es bekanntlich gelungen ist, wahre und unwahre, normale und abnorme, kurz ohne Unterschied alle Bedingungen des parlamentarischen Regime's einstweilen zu quiesciren. Und was veranlaßt die Indépendance zu diesem begeisterten Ausrufe? — Eine Majorität von nur fünf Stimmen für den Minister Dedeker, nachdem dieser erklärt, die Annahme jenes Amendements mit dem unaussprechlichen Namen, als ein Mißtrauensvotum betrachten zu müssen. In der bekannten Art des Liberalismus, Freude am Widerstande zu haben, wenn nur nicht gerade augenblickliche Gefahr droht, sagt die Indépendance: „Wünschen wir uns Glück zu diesem Ergebnisse, denn es präzisirt die ganze parlamentarische Lage! Die Kammer hat sich in entschiedener Weise ausgesprochen (das heißt mit einer Majorität von nur fünf Stimmen). Das Cabinet bleibt an der Spitze einer Majorität, welche genügt, um das Land zu regieren (fünf Stimmen regieren das Königreich Belgien!), und die liberale Ansicht hat bewiesen, daß sie nicht aufgehört hat zu leben (dazu bedarf es keines

Beweises durch Ballottements in Brüssel, das beweist zur Genüge die Geschichte seit 1780), sie hat bewiesen, daß sie noch fähig ist, ihre Grundsätze wenigstens mit der Hoffnung auf Sieg zu vertheidigen, wenn auch Abtrünnigkeit ihre Reihen gelichtet hat. Die Kammerabstimmung ist in unseren Augen hundertmal glücklicher und befriedigender für das Land als eine jener Abstimmungen, die jedes Sinnes und jeder Bedeutung entbehren, nach welcher am Tage darauf die Regierung sich kraftlos und die Opposition sich uneinig sieht!" Inwiefern sich die Regierung mit jenen fünf Stimmen kräftiger fühlen möchte, das übergeht die Indépendance. Ihr ganzes Raisonnement ist aber wieder einmal eine jener unglaublich seichten Phrasenmachereien, für die eben nur der Liberalismus Anerkennung und Bewunderung in Bereitschaft hat, bei denen aber jeder nur irgend Ruhige und folgerichtig Denkende den Kopf über die Verblendung schütteln muß, mit welcher der sogenannte Parlamentarismus sich immer wieder im Kreise herum dreht und den Zopf nicht sieht, der ihm auf der „linken Seite" hängt.



Wappen-Sagen.

Reibnitz.

Der Herzog Heinrich von Münsterberg,
  Piastisches Königsblut,
Der war dem lieblichsten schlesischen Kind,
  Dem holdesten Fräulein gut;
Der bot, vergessend den fürstlichen Stand,
Der schönen Anna von Reibnitz die Hand.

Das Fräulein liebte den fürstlichen Herrn
  Und sagte zur Werbung doch „nein!
Es soll im hohen Piasten-Geschlecht
  Unfürstliches nimmermehr sein!"
So hat, wie sich Herzog Heinrich beklagt,
Die schöne Anna von Reibnitz gesagt.

Der Kaiser sprach, in der Seele bewegt,
  Da er die Kunde gehört:
Wer ächte Lieb' im Herzen trägt,
  Deß Freude wird allzeit gemehrt!
Drauf hat er zur Fürstin von Bernstadt im Land
Die schöne Anna von Reibnitz ernannt.

Der Herzog Heinrich von Münsterberg,
  Piastisches Königsblut,
Der war dem lieblichsten schlesischen Kind,
  Dem holdesten Fräulein gut,
Der gab, sie war nun im fürstlichen Stand,
Der schönen Fürstin von Bernstadt die Hand.

In Silber pranget der Reibnitz' Schild,
Zwei Balken darüber hin,
Und zwischen den Balken steht ein Wort,
Steht „Liebe“ mitten drin.
Das schrieb Frau Anna, die Fürstin mild,
Auf ihres Geschlechtes untadligen Schild.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Dimitri Jwanowitsch.

Eine Novelle.

Geschrieben zu St. Petersburg im Jahre 1837.

Drittes Capitel.

Der Hof. — Der Tod der Mutter.

Der Hof des Kaisers ist in Rußland die Central-Sonne des geselligen Lebens, von welcher aus jeder kleinere Kreis desselben Farbe und Gestalt bekommt. Wie der Hof, so das Land, vermöge des der slavischen Race eigenen Nachahmungstriebes. Mit Ausnahme von Pelzwerk und Lederarbeit haben die Russen in der Industrie keine selbstständige Production entwickelt, aber mit bewundernswerther Geschicklichkeit bemächtigen sie sich jedes Fabrications-Zweiges, der im Abendland blüht, und leisten dann eben so viel darin, wie das Abendland selbst. Wie in der industriellen, so ist es mit dem slavischen Stamme auch in der gesellschaftlichen Entwickelung. Man producirt nicht, aber man ahmt nach, und zwar mit vielem Talent.

Die leichten Sitten, welche am Hofe Katharina's herrschten, verbreiteten sich auch über alle die zahllosen Edelhöfe, welche die weite Ebene zwischen der Wolga und der Weichsel bedecken: Jeder Russe wollte in der eigenen Frau eine kleine Katharina besitzen.

Der Hof Nikolaus' des Großen bildete zu dem seiner genialen Vorgängerin den schärfsten Gegensatz, der sich nur denken läßt: auch unter Paul und Alexander war der Hofton immer noch ein französirter geblieben, wie Katharina ihn eingeführt: jetzt ward er national. Und mit dem Hofe reformirten sich die Copieen desselben, deren manche an Luxus und Fülle des Reichthums mit dem Original zu wetteifern vermochte. Aus lukullischem Willen wurden sie Patriarchate, weil sie in

Peterhof, Gatschina, Zarskoje-Selo den Frieden und die Freudigkeit eines glücklichen Familienlebens vor Augen hatten.

Fremde, außer den Diplomaten, erschienen an diesem Musterhofe selten. Genuß Suchende fanden in Paris und London, selbst in Neapel, mehr ihre Wünsche befriedigt, als in der nordischen Kaiserstadt.

Nur Kouvier machte hierin eine Ausnahme. Er hatte sein Vaterland in einer Zeit politischer Zerrüttung verlassen, die damals ganz Europa zu befallen drohte. Petersburg schien ihm der einzige zuverlässige Ort, um seine Reichthümer in Sicherheit zu bringen. Bald entschloß er sich, auch seinen Sohn hierher zu berufen. Man wußte, daß Kouvier nie verheirathet war, auch blieb der Ursprung dieses Sohnes immer räthselhaft. Er nannte sich Eduard Leblanc de Kouvier. Mehrere behaupteten, daß er mit dem Hause Bourbon verwandt und von Kouvier aus eigennützigen Rücksichten adoptirt sei. So wenig dieses Verhältniß in Petersburg gefiel, so hatte doch die Persönlichkeit des jungen Mannes gleich bei seinem ersten Auftreten allgemein und selbst dem Kaiser gefallen, der die Bewerbung Leblanc's um eine Anstellung gewährte und ihn sofort als Lieutenant einem der Garde-Cavallerie-Regimenter überwies. Kouvier war, wie erwähnt, nur um den Unruhen auszuweichen, nach Petersburg gekommen: jetzt verlängerte er seinen Aufenthalt auf unbestimmte Zeit um seines Sohnes willen.

Dimitri, der als Kammerherr nun auch dem Hofe angehörte, begegnete hier ungern mehreren Personen, die ihn an seine abgebrochenen politischen Verbindungen erinnerten. Wäre ihm das Verständniß des höheren Sinnes, den der Kaiser in seine Hofhaltung legte, aufgegangen, so hätte ihm seine Hofcharge nur förderlich zum Guten sein können: er hätte sich am Beispiel des Kaisers gestärkt und Gelegenheit gefunden, sich das Wohlwollen ausgezeichneter Männer zu erwerben. Statt dessen blieb er nur darauf bedacht, sich möglichst zu isoliren, um jenen schlimmen und gefährlichen Verbindungen auszuweichen. Dimitri bedurfte aber der Gesellschaft um seines Ehrgeizes, um seiner Eitelkeit willen. Es schmeichelte ihm, die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Frau in diesem glänzenden Kreise bewundert zu sehen, und sein Herz pochte wärmer, wenn ein aus den Steppenländern kommender Russe ihm erzählte, wie seine nationalen Weisen bis zu den Kalmückenzelten ihre Verehrer fänden.

Der entschiedene Antichrist, der materialistische Indifferentist, dessen Cultus der Egoismus und dessen Dogma der Spott ist, wohnt der Gesellschaft nur aus Neugier und zum Zeitvertreib bei. So bewegte sich Kouvier in ihr. Er verachtete die Principien, welche dieser Gesellschaft als heilig galten, so gründlich und so unbedingt, daß es ihm Vergnügen machte, den ganzen Kreis, in dem er sich bewegte, durch eine fortwährende cagliostromäßige Taschenspielerei mit Begriffen zu foppen. Seine Stellung zu der Gesellschaft war also keine gewaltsame,

wenngleich eine feindselige, sondern es war die einer Katze, welche in aller Behaglichkeit mit einer Stube voll Mäusen spielt. Die Stellung Dimitri's dagegen war die eines Schmetterlings, der so lange das Licht umflammert, bis er sich die Flügel daran verbrennt.

Nicht ohne alle Mitschuld an dem finstren Geschick, was sich durch die Isolirung der Eitelkeit über Dimitri zusammenzog, war Olga. Sie blieb in ihrem Gemüth von den neuen Verhältnissen und von der Revolution, die sie ihm Herzen ihres Mannes hervorriefen, unberührt: sie war ihm und blieb ihm innerlich eine Fremde, obgleich äußere Zerwürfnisse nicht vorfielen. Anfänglich war es nur der Wunsch ihres Mannes, der sie an den Hof geführt, später glaubte sie sich der Gesellschaft noch weniger entziehen zu dürfen, da Leblanc ihre Schwester auszuzeichnen und Anna auf eine Verbindung mit ihm zu hoffen schien. Aber nicht Anna war es, zu der Leblanc sich hingezogen fühlte, sondern auf Olga selbst hatte er sein Auge gewendet. Er war gewohnt, das Verhältniß zu den Frauen leichtfertig aufzufassen. Eine frühe Bekanntschaft mit den Heldinnen des Theaters in Paris verleitete ihn, bei allen Frauen den Sinn jener Heldinnen vorauszusetzen. Die strengeren Sitten, die ihn in Petersburg umgaben, nöthigten ihn zwar zur Vorsicht in seinem Benehmen gegen die Frauen, seine Phantasie aber war desto freier. Plötzlich legte die Erscheinung Olga's auch seine Phantasie in Fesseln. Die Empfindung der Verehrung, die sich dem reizenden Eindruck beigesellte, den ihre Schönheit auf ihn machte, verwirrte seine Sinne, und er vermochte nicht, sich selbst Rechenschaft abzulegen über das, was er in ihrem Umgang suche. Daß er ihr nur vorsichtig nahen dürfe, sagte ihm ein unwiderstehliches Gefühl; dasselbe Gefühl aber trieb ihn eben so unwiderstehlich zu ihr hin. Wie bewußtlos folgte er diesem Triebe. Es freute ihn, daß Anna ihn zu begünstigen schien, aber er sah in dieser Gunst nur einen Schutzgeist seiner geheimen Liebe. Je länger dieses unnatürliche Verhältniß dauerte, desto mächtiger ergriff es alle seine Seelenkräfte, und kaum war ein halbes Jahr vergangen, als der leichtsinnige junge Mann sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß er geistig und körperlich litt. Auf wiederholtes dringendes Forschen nach der Ursache dieser Veränderung gestand er endlich Kouvier jene geheime Liebe. Nicht aus Furcht vor einem strengen Vater, sondern aus Verehrung für die Geliebte war er so lange zurückhaltend gewesen. Kouvier, dessen Hang zu eigenen Liebesabenteuern im Erkalten begriffen war, fühlte sich durch die Vorstellung eines näheren Verhältnisses zwischen Eduard und der schönen Olga angenehm bewegt. Er sagte seinem Sohne:

„Du hast Unrecht, Dich in schüchterner Sehnsucht zu verzehren. Unsere Kräfte sinken, wenn wir uns leidend verhalten, während sie durch dreiste Unternehmungen sich steigern und uns das Gefühl des Wohlseins erregen. Schön ist Deine Auserwählte: es muß entzückend sein,

sie zu gewinnen! Und denke ich mir den kleinen Mann mit seiner mohrenhaften Färbung, der sich ihrer Gunst erfreut, so kann ich nicht begreifen, weshalb Du mit Deinem schönen Aeußern, mit Deiner einnehmenden Unterhaltung, mit Deiner reichen Sinnlichkeit an ihrer Gunst verzweifeln wolltest! — Du hast sie bis jetzt nur in der Gesellschaft gesehen, wo sie tausend Blicke umlagern; suche ihr in der stillen Häuslichkeit, wo möglich in der Einsamkeit beizukommen. Kannst Du einen Moment des Zwiespalts zwischen der gefühlvollen Schönen und dem mürrischen Eheherrn erfassen, so ist Dein Sieg gewiß, und solche Momente können bei so verschiedenartigen Charakteren unmöglich fehlen. Dann genieße Deines Glückes, um Dich durch die Erfahrung zu überzeugen, daß keine Liebesflamme ewig brennt, und um Dich für immer von einem Wahne zu heilen, der in diesem Augenblicke Deine besten Kräfte aufreibt. Das Wie, Wann und Wo ist in solchen Fällen höchst wichtig, denn in der geschickten Auffassung dieser drei Begriffe liegt meistentheils der ganze Erfolg. Inzwischen will ich selbst ihrer Spur folgen und forschen, ob ich Dir in Deiner Unternehmung nützlich sein kann. Ich danke Dir, daß Du mich für vorurtheilsfrei genug erachtet hast, um den Vertrauten Deiner Absichten in mir zu suchen. Es ist mir dabei zu Muthe, wie dem alten Adler, der mit lahmem Flügel im Neste hockt, dessen ungeschwächter Fernblick aber mit Freuden dem Raubzuge folgt, welchen seine Brut im Thale ausführt."

Nicht ohne inneres Widerstreben hörte Eduard diese Betrachtungen über den Abgott seines Herzens, und dennoch war es dem Vater gelungen, der Phantasie des Sohnes die frühere Richtung zu sinnlichen Vorstellungen wieder zu geben. Unterdessen waren in Dimitri's äußere Verhältnisse Wolken getreten, welche der Tendenz Kouvier's Vorschub zu leisten geeignet waren.

Um seinem Amte als Historiograph und der ihm neuerdings zu Theil gewordenen Gunst zu entsprechen, hielt Dimitri für nothwendig, die lesende Welt von dem Erfolge seiner bisherigen Geschichtsstudien in Kenntniß zu setzen. Er verfaßte zu diesem Zwecke eine Einleitung in die Russische Geschichte und legte sie, der beim Antritt seines Amtes eingegangenen Verpflichtung gemäß, dem Kaiser vor, der sie dem obersten Censur-Beamten, einem gelehrten Manne, mit dem Auftrage zugehen ließ, sie nicht nur wegen des Imprimatur, sondern auch nach ihrem inneren Werthe zu prüfen und demnächst darüber zu berichten. Dieser Bericht lobte das Bestreben, den inneren Zusammenhang der Begebenheiten nachzuweisen, bemerkte aber zugleich, daß Dimitri mehr an ein blindes Fatum als an die Weltregierung Gottes zu glauben scheine und daher jenen Zusammenhang vergeblich suche. Die Methode seiner Geschichtsschreibung sei daher die pragmatische — zu der allein wahren Methode: der construirenden, werde er es auf diesem Wege nie bringen. Demgemäß belobte der Kaiser den Eifer seines Historiographen,

forderte ihn aber auf, seine Studien fortzusetzen, um völlig in den Geist der Geschichte einzudringen, da es seinem schriftstellerischen Talent dann nicht fehlen könne, Musterhaftes zu leisten.

Dimitri war über diesen Erfolg seiner ersten historischen Arbeit aufs Tiefste erschüttert. Jahre lang hatte es seiner Leidenschaftlichkeit entweder an Gelegenheit zum Ausbruche gefehlt, oder es war ihm, in ängstlicher Sorge um sein häusliches Glück, doch gelungen, die kleineren Anregungen zu unterdrücken; dieser Verletzung seiner Eitelkeit vermochte er aber nicht zu widerstehen: sie weckte in ihm den lange verhaltenen Zorn.

„Das also," rief er, „war die Absicht, als man mich meiner poetischen Freiheit beraubte! Einer schülerhaften Controle soll ich mich unterwerfen — was der Genius mir eingiebt, soll für Irrthum gelten, weil die Brille der Pedanten nicht so weit reicht, wie das Auge meines Geistes! Sie haben weislich ausgerechnet, daß meine Kraft unter solchem Druck erlahmen muß, und meine Kraft zu brechen war ja ihr Ziel! Aber ich will meinen Geist nicht einzwängen lassen in ihren knarrenden Mechanismus!"

In der widrigsten Verzerrung trat das Bild jenes Censors vor seine erhitzte Phantasie, und in einer halben Stunde war ein beißendes Spottgedicht: „Der Censor", aus seiner Feder hervorgegangen.

In diesem Augenblick trat der Oberst, der sich jetzt wieder von Zeit zu Zeit bei Dimitri sehen ließ, in's Zimmer, und nachdem er die leidenschaftliche Schilderung der angeblichen Beleidigung theilnehmend angehört hatte, schürte er das Feuer, indem er das Manuscript jenes Spottgedichtes in die Welt trug. Durch seine Vermittelung wanderten gleich in den nächsten Tagen von Dimitri's Hand mehrere eben so ungerechte als heftige Ausfälle gegen die Regierung des Kaisers in's Ausland, um die fremden Oppositionsblätter zu zieren. Und so konnte denn die wohlwollende Sorge des Kaisers für ihn nur als verschwendet dahinfallen. Der Kaiser hatte ihm einst gesagt:

„Ich schätze Dein Talent, aber ich table Deine Neigung zur Opposition, die aus einer irrigen Weltansicht hervorgeht. Ich ernenne Dich zu meinem Historiographen und mache Dir zur Pflicht, die Geschichte gründlich zu studiren. Du wirst dadurch von Deinen Irrthümern zurückkommen. Der Geist der Wahrheit möge dann aus Deinen Gedichten zu uns sprechen!"

Das Alles hatte Dimitri vergessen. Er sah in dem väterlichen Rathe, dessen der Kaiser ihn neuerdings gewürdigt, nur ein Verkennen seines Genies. — Inzwischen erregte das Spottgedicht auf den Censor, so wie die Aufsätze in den fremden Zeitungen, deren Verfasser man am Stil erkannte, in der Hauptstadt großes Aufsehen.

Der Kaiser ließ Dimitri rufen und machte ihm die nachdrücklichsten Vorhaltungen. Die imponirende Persönlichkeit des Beherrschers so vieler

Millionen konnte auf ein poetisches Gemüth die Wirkung nicht verfehlen: Dimitri fühlte sich beunruhigt wegen des Undankes, mit dem er seinem Monarchen das lebhafte persönliche Interesse vergolten, was derselbe ihm zugewendet hatte. Jedoch war es dabei dem Kaiser nicht gelungen, ihn von der Irrthümlichkeit seiner Principien zu überzeugen; die Kunst des Ueberzeugens besaß derselbe überhaupt in geringerem Grade, als die übrigen Herrschertalente — schon darum, weil in seiner Manier der Autokrat sich nie, auch nicht auf Augenblicke, verläugnete oder gar vergaß. Ueberhaupt aber wird durch Argumentation nie ein Mensch überzeugt, es wäre denn Einer, der über den fraglichen Gegenstand nicht selbst nachgedacht hat: der denkende Geist wird nur durch sein eigenes Gefühl in Verbindung mit der Erfahrung widerlegt, von der Goethe freilich sagt, daß sie die theuerste unter allen Lehrmeisterinnen sei. Mit Disputationen wird weiter Nichts erreicht, als daß Jeder sich klarer wird über das, was er meint, und eben dadurch fester in die Meinung verrennt. So war es Dimitri auch ergangen gegenüber seinem wohlwollenden Herrn, zumal er die Gegengründe gegen dessen Behauptungen nicht hatte verlauten lassen können. Das Gespräch mit dem Kaiser vermehrte daher nur seine innere Zerrissenheit, anstatt dieselbe zu heben.

Und während dieser Zwiespalt, in welchen seine Eitelkeit mit den besseren Neigungen seines Herzens kam, in ihm gährte, stieg ein zweites noch schwärzeres Gewölk an seinem Lebenshimmel auf. Nie geht ein begabter Mensch an einer einzelnen verstimmten oder zerrissenen Saite seiner psychischen Totalität unter; wenn aber Alles überall fehlschlägt, dann bricht zuletzt jede menschliche Kraft, die sich nicht auf einen höheren Beistand verläßt.

Am folgenden Tage nach der Privataudienz erhielt er die Nachricht, daß seine Mutter erkrankt sei. Er ergriff diese Gelegenheit, um sich durch eine Reise nach Pskow, ihrem Wohnort, der Nähe des Kaisers zu entziehen und die trüben Gedanken wo möglich los zu werden, die jene fatale Verwickelung in ihm hervorgerufen hatte.

Die Krankheit der Mutter nahm bald nach seiner Ankunft in Pskow eine gefährliche Richtung, welche keinen Zweifel ließ, daß sie — das einzige Wesen, welches einen Einfluß über seine Seele besaß, dem er sich nicht zu entziehen bestrebt war — ihm in Kurzem würde entrissen werden. Im Uebrigen verlief die Krankheit so langsam, daß sie seine dreimonatliche Abwesenheit von Petersburg veranlaßte. Der letzte dieser Monate war ein herbstlicher, zum Winter hinüberführender, und wer einen Winter im hohen Norden durchlebt hat, weiß, wie sehr die Naturscenen eines solchen das Gemüth herabstimmen. Das Eintreten des Winters mit seinen Nebelmassen und Wolkenflören, mit seinen welken, raschelnden Blättern, seinen ächzenden Windstößen und mit den langen Zügen schwarzer Vögel, die aus den Wäldern in die Stadt flüchten — es macht schier den Eindruck, als ob für immer die Sonne ihr

Antlitz verhüllt habe über diesem Lande, und als ob man gern das ganze bevorstehende Jahr hingäbe für einen heit'ren Sommerabend am Thuner oder Genfer See mit Mandolinenklängen, die buhlerisch über den warmen Wasserspiegel gleiten, mit den zahllosen funkelnden Sternen, die in den stahlblauen Wellen sich spiegeln! Zu dieser Schwermuth aus der Naturanschauung gesellte sich nun für Dimitri der Kummer eines guten Sohnes um die sterbende Mutter. Und welch ein Kummer — denn was für ein Ende!

Die Mutter litt unsäglich und wurde in den letzten Wochen von heftigen Fieberanfällen gequält. Auch diese unglückliche Frau war zu keiner festen Zuversicht im Glauben gelangt: die langsame Auflösung solcher ohne Trost dahinsiechenden Menschen ist entsetzlich. Sie phantasirte aus Theaterscenen, in denen sie als handelnde Person mitsprach. An einem besonders stürmischen Abend im October sprach sie die Rolle der Desdemona; in dem Lied „Weide, Weide!" ging ihre Stimme in tonloses Röcheln über. Gegen Mitternacht aber flammte die erlöschende Lebenskraft noch einmal in ihr auf. Sie dialogisirte mit Othello, den sie Dimitri nannte. Und wenn sie Othello's Worte citirte, so that sie es mit veränderter Stimme: Dimitri schauderte zusammen, denn er glaubte sein eigenes Organ zu hören. Draußen heulte der Wind um die klirrenden Fenster und der Regen klatschte in großen Tropfen an die Scheiben. Die Sterbende war mit ihrem Sohne allein. Plötzlich, hoch sich emporhebend in ihrem Bett, die weißen Nachtgewänder im Fieberschauer um die Glieder schüttelnd, richtete die Mutter den starren Blick grade und langsam auf Dimitri's Augen und zog Kreise mit den Händen über seinem Haupte, als winke sie ihm, näher zu kommen. Er beugte sich über ihr Lager, denn er meinte, sie wolle ihn segnen. Aber krampfhaft fuhren ihre Finger über seine Locken hin, und lautaufkreischend gellte ihr letzter Ausruf: „Du darfst Deine Frau nicht ermorden — sie ist unschuldig!"

Viertes Capitel.

Die beiden Kouviers.

Dimitris Abwesenheit hatte Eduard benutzt, sich bei Olga einzuführen. Um Annas willen nahm sie ihn freundlich auf. Die betrübenden Nachrichten aus Pskow gaben ihm Gelegenheit, sich als theilnehmenden Freund darzustellen, und bald fühlten beide Schwestern sich verlassen, wenn er einmal verhindert war, ihnen, wie es nach und nach Regel wurde, Abends Gesellschaft zu leisten. Etwa zwei Monat hatte dieser Umgang gedauert und Anna an jedem Abend sich geschmeichelt, daß er ihr die mit Sehnsucht erwartete Erklärung Eduards bringen werde, als eine Aufforderung Kouviers erfolgte, den schönen Herbsttag zu einem Ausflug nach Zarskoje-Selo zu benutzen. Beide Damen

waren lange nicht im Freien gewesen und nahmen die Einladung an. Man aß früh und fuhr dann hinaus.

In dem schönen Park von Pawlowsk spazieren gehend, fand sich Olga bald mit Kouvier allein, da Eduard und Anna eine Nebenallee eingeschlagen hatten. Kouvier ergoß sich in seines Sohnes Lob; Olga, dies als die Einleitung zu einer Bewerbung um Annas Hand betrachtene, stimmte bei, worauf Kouvier fortfuhr:

„Und wie tief muß mich die Sorge erschüttern, diesen Sohn zu verlieren! Er liebt mit unaussprechlicher Gluth und verzehrt sich in namenlosen Schmerzen. Er hält seine Angebetete für unerbittlich. Mit jedem Tage versinkt er in tiefere Melancholie; seine Jugendkraft schwindet, er stirbt dahin!"

„Aber warum," sagte Olga, „erklärt er sich nicht?"

„O welch ein Wort aus Ihrem schönen Munde! Ja, Sie werden ihn retten! Sie wollen nicht seinen Tod, Sie erbarmen sich des unglücklichen Vaters!"

„Ich werde mit meiner Schwester sprechen. Ich darf hoffen, daß sie diese Erklärung gern hören wird."

„Nein, nicht Ihre Schwester, Sie allein können ihn retten! O, retten Sie mir meinen Sohn. Warum wollten Sie stolz seine Verehrung verachten, nicht milde sein, wo ein Wort von Ihnen sein Leben retten kann?! Ich eile zu ihm, ich sende ihn her!"

Seine Blicke ruhten bei diesen Worten mit flehendem Ausdruck auf Olga: auch der größte Seelenkenner hätte nicht vermocht, einen lauernden Zug in seinem kummervoll gefurchten, ehrwürdig und intelligent zugleich aussehenden Antlitz zu entdecken. Bei sich dachte er in diesem Augenblicke: Bringe ich es dahin, daß sie seine Erklärung anhört, so ist sie ihm verfallen, und mein Lohn wird später sein, daß ich mir im Detail die weitere Entwickelung erzählen lasse: das wird mir einen Genuß verschaffen, wie der Anblick einer gemalten italienischen Landschaft, in deren Cypressenschatten ich vor zwanzig Jahren schöne Augenblicke verlebte! — Er sah ihre tiefe Bestürzung, die ihr eine Antwort unmöglich machte, und fügte hinzu: „Sagen Sie ihm ein freundliches Wort! Er verlangt ja nur, daß Sie Mitleid mit ihm haben, daß Sie ihm Trost zusprechen wollen, wenn er verzagt! Ihr heller Geist wird ihn auf die Bahn der Tugend zurückleiten: Sie werden ihn lehren, nach schönen Thaten, nach Ruhm zu streben und ihn dadurch mir und dem Leben wiederschenken! O, wie wird ein dankbarer Vater den segensreichen Einfluß preisen, den Sie auf das Herz seines unglücklichen Sohnes ausüben!"

„Es ist Zeit zur Stadt zurück zu kehren: ich hätte meine Kinder nicht allein lassen sollen!"

Mit diesen Worten wandte sich Olga in die Neben-Allee, in der Eduard und Olga ihr eben ganz nahe waren.

„Komm, Anna!“ rief sie, „die Angst treibt mich zu meinen Kindern: ich fürchte, es ist ihnen ein Leid geschehen!“

Im Wagen sagte sie zu ihrer Schwester, die ihr mit Besorgniß gefolgt war: „Zu Hause sollst Du Alles erfahren; jetzt laß uns schweigen!“

Sie überdachte Kouvier's Worte, sie gedachte ihres Mannes, dem sie die Nachricht von diesem Vorfall unmöglich als Trost an das Sterbebett der Mutter senden zu können meinte, sie gedachte ihrer Schwester, deren schönste Hoffnung zerstört war — sie verabscheute Kouvier, den Versucher, und doch schien ihr der Sohn des Mitleids nicht unwerth. Sie suchte lange nach einem Entschluß. Endlich schien es ihr klar, daß sie allen Umgang mit beiden Kouvier's abbrechen, die Schwester schonen und dem Manne bei seiner Rückkehr das unglückliche Ereigniß mittheilen müsse. Als sie allein waren, sagte sie zu Anna: Kouvier habe so räthselhaft von Eduard's Absichten gesprochen, daß es ihr nothwendig scheine, seine Besuche zurückzuweisen, bis Dimitri wieder bei ihnen wäre. Es sei möglich, daß sie ihm Unrecht thue, jedenfalls aber besser, Dimitri's Rückkehr abzuwarten und dann seinem Rathe zu folgen. Anna's liebekrankes Herz war schwer zu beschwichtigen. Es fehlte wenig, daß sie der Schwester gezürnt hätte, die sich täglich die Mühe nehmen mußte, einen unklaren Bericht von Kouvier's Aeußerungen abzustatten. Olga war, wie alle schwachen Naturen, in der kritischen Lage nicht so wohl mit der Außenwelt, als mit sich selbst in Zwiespalt. Die Wahrheit forderte ihr Recht, und doch konnte die geängstigte Frau nicht zu dem Entschlusse kommen, sie einzugestehen. Durch Halbheit der Maßregeln und Schonung im Behandeln geschieht aber nur dann Jemandem ein Dienst, wenn er, von einer acuten Körperkrankheit ergriffen, momentan unfähig ist, eine Gemüths-Erregung auszuhalten. Diesen vereinzelten Fall ausgenommen, ist für gespannte Lebenslagen ein rücksichtsloses Durchgreifen der beste Ausweg. Allein weder Olga noch Dimitri waren dessen fähig: sie besaß dazu weder den Geist noch die Thatkraft; er, dem beides zu Gebot stand, hatte doch nicht das Talent der kalten Berechnung aller mitwirkenden Umstände, ohne welches Geist und Thatkraft sich in wirkungslosen Schein-Erfolgen erschöpfen, das End-Ergebniß des vollkommen erreichten Zweckes aber nie erlangt wird. Die Lebenslage war für dieses Ehepaar freilich eine sehr gespannte geworden, aber es ließ sich noch retten, wenngleich nur noch durch die moralische Vernichtung der beiden Kouvier's. Denn wenn auch Olga und Anna in ihrer Zurückgezogenheit nicht ahnten, daß man in der Stadt viel von ihnen sprach, so waren doch Leblanc's tägliche Besuche im Hause des abwesenden Dimitri um so mehr aufgefallen, als seine Aufmerksamkeit für Olga schon früher den bösen Zungen nicht entgangen war. Das plötzliche Aufhören jener Besuche erregte ein gewisses Aufsehen, und es wurden damit die sonderbarsten Gerüchte in Verbindung gebracht. Her-

auszukommen war also aus dem Netz nicht mehr anders, als indem man es gewaltsam zerriß. Jedoch konnte dies auf verschiedene Weise versucht werden: Dimitri verfehlte die günstige Gelegenheit, sich zu rehabilitiren, wie wir bald sehen werden.

Als er die Mutter zur Erde bestattet, eilte er nach Petersburg, um bei seiner Olga Trost zu suchen. An einem stürmischen Abend des einbrechenden Winters erreichte er sein stilles Haus. Bald fühlte er an dem Benehmen seiner Damen, daß auch hier etwas Besonderes vorgefallen. Olga widerstand seinen Fragen nicht: sie erzählte ihm treu alles Geschehene.

Nach einer schlaflosen Nacht empfing er im Laufe des folgenden Vormittags einen anonymen Brief durch die Stadtpost. Das Couvert enthielt einen amtlich gefalteten Bogen dieses Inhalts:

„Die immerwährende Gesellschaft der Hahnrein in Petersburg ernennt durch gegenwärtiges Patent den ehrenwerthen Dimitri Iwanowitsch zu ihrem außerordentlichen Mitgliede, unter Verleihung aller mit dieser Charge verbundenen Prärogative.“

Dimitri glaubte, daß dieses Machwerk von Leblanc selbst herrühre, der auf diese hämische Weise seinen Zorn über Olga's Tugend zu kühlen suche. „Der Elende,“ dachte er, „glaubt, daß seine verletzte Eitelkeit Rache fordere, und möchte mich vernichten, weil Olga mir treu geblieben ist!“

Nachmittags besuchte ihn der Oberst und erzählte, daß ihm und mehrern seiner Bekannten Abschriften des obigen Patents anonym zugekommen. Der Oberst konnte nur zu genau von der Sache berichten, da er selber ihr Anstifter war. Er gedachte seinen abtrünnigen Jünger wieder einzufangen, indem er ihn mit der Welt verfeindete. Es freute ihn, daß Dimitri's Argwohn so gänzlich fehlgriff, und bereitwillig übernahm er es, gleich am anderen Morgen Rechenschaft von Leblanc zu fordern.

Am Abende desselben Tages war Kouvier, seiner Gewohnheit entgegen, zu Hause geblieben, denn sein Sohn hatte ihm versprochen, diesen Abend mit ihm allein zuzubringen.

Eduard war seit jener Spazierfahrt, auf welcher sein Vater für ihn bei Olga sich einen Korb holte, verzweifelter als je, aber nicht mehr niedergeschlagen, sondern wild, auffahrend und höhnisch, so daß die Kameraden ihn vermieden und seinen Zustand bedauerten. Nur darüber stritten sie unter sich, ob seine Huldigungen der älteren oder jüngeren Schwester gegolten, daß er aber damit verunglückt sei, war außer Zweifel. Eine solche Lage ist für einen Mann, dem seine Stellung ein völliges Vermeiden geselliger Kreise nicht gestattet, in der That peinlich genug, und der alte Kouvier, der diese Noth seines Lieblings begriff, hatte sofort den Plan gemacht, derselben auf seine Weise abzuhelfen.

„Eduard,“ sagte er, sobald Leblanc eingetreten war und sich neben ihm in der Nähe des eisernen Ofens niedergelassen hatte, „ich glaube,

so wie in der letzten Zeit kann die Sache mit Dir nicht mehr fortgehen. Was meinst Du?"

„In der That, mein Vater, ich fühle mich vollkommen unglücklich und möchte Sie bitten, Ihren Einfluß beim Kriegsministerium zu verwenden, um meine Versetzung zu bewerkstelligen."

„Du willst nach Warschau?"

„Ich will in den Kaukasus."

„Und den Zweck, den Du hier verfolgt hast — ihm willst Du entsagen?"

„Ich habe mich überzeugt, daß es unmöglich ist, ihn zu erreichen."

„Impossible — c'est un mot de fou!"

„Wie, mein Vater, Sie könnten noch glauben, daß —"

„Daß Olga ein Weib ist, wie die Frauen des Nordens nun einmal nicht anders sind: sie haben absolut gar kein Temperament und denken bei dem Worte Liebe an weiter Nichts, als sich von einem Manne in Gesellschaften führen zu lassen und daheim seine Kinder aufzufüttern. So sind die deutschen, slavischen, skandinavischen und englischen Frauen —: ich kenne ja das aus meiner eigenen Erfahrung: wie oft habe ich, ein moderner Pygmalion, versucht, einer solchen Statue den Funken der Leidenschaft einzuimpfen! Es gelang nur auf Augenblicke, und nach fünf Secunden war das schöne Bild wieder eine lebende Leiche, ein wandelnder Pflichtbegriff, der seine Unfähigkeit zum Genießen für Tugend hält. Denn darin besteht doch ihre Tugend: nach außen in der Gesellschaft Conversation zu machen und zu Hause die Kinder abzuwarten; sie nennen das den Beruf der Frau. Nun — mit dieser Tugend steht es grade so wie mit den übrigen Tugenden: jede derselben ist ein verkrüppeltes Laster; und mit Deiner Olga, um auf sie zurückzukommen, steht es so wie mit den übrigen braven Frauen des Nordens: sie lieben Keinen weiter als ihren Mann, weil sie diesen eben auch nicht lieben. Sie haben Fischblut und es paßt auf sie der Ausspruch Napoleons über die Metaphysiker: sie sind zu Nichts gut, que d'être jetées dans l'eau!"

Diese Rede erinnerte zu sehr an das Urtheil des Fuchses über die Trauben, als daß Leblanc, trotz der verzweifelten Laune, in der er war, sich eines Lächelns hätte enthalten können. Ehe er antworten oder Kouvier fortfahren konnte, öffnete sich eine Thür und hinein rollte ein Tisch, bedeckt mit zwei Kouverten, die vollständig mit kalten Abendspeisen servirt waren: in seiner Mitte prangte ein in der Platte befestigter Eisbehälter und zwischen den Eisstücken blickte der Kork der Champagnerflasche empor. Der unsichtbare dienende Geist, welcher die Thür geöffnet, schloß sie wieder in demselben Augenblick, als der Tisch, dem er einen Ruck gab, auf seinen Rollfüßen grade auf die beiden Kouviers zukam und dicht vor dem Ofen stehn blieb, als ob er sagen wollte: „Jetzt bin ich da, die Hauptperson; nun könnt ihr essen!" In Allem,

was die äußere Anordnung des practischen Lebens betraf, war der alte Kouvier ein Meister. So hatte er sich auch diese Einrichtung ersonnen, um seinem Kammerdiener jede Möglichkeit zu nehmen, seine Gespräche zu belauschen. Da der Bursch auf das Manöver förmlich einexerziert war, vollzog es sich mit der Schnelligkeit des Gedankens, während in manchen Häusern oft minutenlang die Unterhaltung stockt, weil der im Zimmer beschäftigte Domestik dieselbe nicht verstehen, oder vielmehr mißverstehen soll.

Nachdem Vater und Sohn dem Strachino und der über See bezogenen Rügenwalder Gänsebrust zugesprochen und die zweite Flasche, welche unter der ersten im Eise stak, geöffnet hatten, nahm Eduard das Gespräch wieder auf. Er wußte nämlich, daß sein Vater während des Speisens kein Gespräch führen mochte, es wäre denn ein gastronomisches gewesen. Darum ließ er den alten Herrn so lange in Ruhe, bis derselbe die letzte Semmelschnitte mit einem Stück Straßburger Leber-Pastete an sich gewandt und ein Glas Champagner auf einen Zug geleert hatte, was bei ihm immer so viel hieß, als: meine Mahlzeit ist geschlossen. Dann aber konnte Leblanc nicht länger an sich halten und sagte mit schalkhaftem Lächeln:

„Ich begreife aber auch nicht, Papa, wie Sie mir gerade dadurch Olga zu gewinnen glaubten, daß Sie es ihr als eine Pflicht gegen Sie hinstellten, mich zu erhören: sollte das Sophisma nicht gar zu parador gewesen sein?“

„Du mußt nicht glauben,“ antwortete der Vater, „daß ich mir eingebildet, sie in Wahrheit überzeugen zu können; darauf aber kam es auch nicht an. Ich bildete mir ein, sie werde, da sie selbst so schön ist, doch auch einen Sinn für Schönheit an Anderen haben, und da ihr Mann Nichts weniger ist, als ein Adonis, eine geheime innere Zuneigung zu Dir fassen; von dieser, ihr selbst vielleicht bis dahin unbewußt gebliebenen sinnlichen Regung hoffte ich ihre Bekehrung, nicht von meiner Deduction. Ueberhaupt irrt der Mensch, wenn er glaubt, die Aenderung eines Lebens-Princips sei eine Verstandes-Operation; das ist wesentlich Gefühlssache, aber das Gefühl muß vom Verstande bei einer solchen psychischen Revolution unterstützt werden. Darum wollte ich dem Gefühl, was ich in ihr für Dich als vorhanden voraussetzte, eine Verstandeskrücke leihen, um es so über die beliebten Scrupel von Treue, ehelicher Pflicht und dergleichen hinwegzuheben; aber, mein armer Sohn, wo Nichts ist, da läßt sich auch Nichts erheben!“

Bei diesen Worten fixirte Kouvier's scharfes Auge das Gesicht Eduard's, der leicht erröthete.

„Ah, Du wirst roth dabei!“ fuhr er heiter fort. „Nun, das ist ja reizend. Ich dachte, Du würdest erbleichen, und dann hättest Du sie immer noch innerlich, platonisch, oder, wenn Du mir's nicht übel nimmst, dumm geliebt. Da hätte sich freilich kein gescheutes Wort mit

Dir reden lassen. Aber jetzt scheinst Du glücklich über den Standpunkt des deutschen Werther hinweggekommen zu sein und eingesehen zu haben, daß der Gegenstand Deiner Wünsche Dir um so mehr Genuß bereiten wird, je widerwilliger diese schönen Glieder sich Deinen Umarmungen fügen, denen sie endlich doch anheimfallen sollen. Habe ich Recht, oder täusche ich mich?"

„Ha, wie — wie anheimfallen?!" stammelte Eduard.

„Das ist bald gesagt. Du wirst erst Olga's Schwager. Die schlanke Anna ist kein See-Ungeheuer, was man nicht in den Arm schließen kann. Du entscheidest Dich also, sie in aller Form zu freien. Dadurch wälzt Du zugleich den Verdacht von Dir ab, einen Korb von ihr erhalten zu haben. Dann machst Du Dimitri so sicher als möglich, spielst beharrlich den glücklichen Ehemann, und erklärst Deine frühere Zuneigung zu Olga für eine Laune des Verliebten, entsprungen lediglich aus der anfänglichen Unklarheit Deiner Leidenschaft für Anna. Diese Methode wird so lange befolgt, bis irgend eine Gelegenheit sich bietet Dimitri los zu werden. Wie wir das anstellen, darüber läßt sich später einmal reden; er ist leicht in Zorn zu bringen, und solche Leute auf die Festung zu liefern, ist kein Hexen-Kunststück; auch abergläubisch ist er, und deshalb kann er selbst da getäuscht werden, wo er mit offenen Augen sieht. Genug, Du heirathest Anna und läßt für das Weitere Deinen Papa und den Zufall, oder, wenn Du ihn so nennen willst, den lieben Gott sorgen!"

„Aber, Papa, Sie setzen da immer voraus, daß alle Gelegenheiten sich zu meinen Gunsten ergeben!"

„Mein Kind, wie die Zeit keinen historisch großen Mann schafft, sondern vielmehr der große Mann sich selbst nach seinem Belieben die Zeit macht, so wird auch der rechte Roué nicht durch Gelegenheiten gebunden, sondern er schafft sich selbst die Gelegenheit, die für ihn paßt. Die Leute, welche behaupten, das Verführen von Damen aus der Gesellschaft existire nur in den Romanen, in der Wirklichkeit aber sei es unmöglich, weil es zwar nicht an der Neigung, aber an der Gelegenheit dazu fehle — das sind immer Leute, welche, auch wenn sie alle Thüren und Fenster geöffnet fänden, doch Keine verführen würden. Ueberlaß das, sage ich, dem Wechsel der Umstände, der wird es machen. Ueberlaß es dem Teufel, der noch klüger ist, wie der alte Kouvier und bei Weitem mehr vermag."

Leblanc's Kopf war auf die Brust gesunken und das außerordentlich schöne, vollkommen regelmäßige Gesicht des jungen Mannes bot einen seltsamen Gegensatz von wilder zügelloser Begier und tiefer schwermüthiger Trauer.

„Nun, was grübelst Du?" fragte der Vater.

„Ja," antwortete Eduard, sich emporrichtend, „ich bin bereit, Anna zu meiner Gemahlin zu machen. Freilich heißt das, sie meiner Leiden-

schaft opfern, denn lieben kann ich sie nie, lieben kann ich überhaupt kein Weib mehr — man liebt einmal und nicht wieder!"

„Vortrefflich, Junge! Sieh, manchmal möcht' ich wirklich glauben, daß Du mein Fleisch und Blut wärest, wenn ich nicht allzu bedenkliche Gründe hätte, auch in diesem Punkte Skeptiker zu bleiben. Doch was liegt daran! Du bist das Kind meines Herzens, der Sohn meiner Wahl! Dir will ich das Heirathen gestatten, zum Zeichen, wie weit ich über jede Pedanterie erhaben bin. Eine Ehe ohne Liebe kann Nichts schaden, nur wenn sie mit Liebe geschlossen wird und in Liebe fortdauert, verdummt sie zuletzt den freiesten Geist. Laß uns darauf anstoßen, daß Du erstens nie mehr liebst und zweitens sogleich heirathest!"

Die andere Champagnerflasche war leer geworden — auf Kouvier's Klingeln öffnete sich abermals die Thür, und in dem Augenblick, in welchem sie wieder geschlossen ward, rollte ein neuer Tisch über den prachtvollen Teppich des Zimmers, lautlos und hurtig, gleich dem ersten, wie eine kleine Locomotive. Doch stand in dem Behälter dieses zweiten Tisches kein Eis, vielmehr enthielt derselbe eine krystallene Assiette, mit einem silbernen Deckel geschlossen, deren Inhalt sich bei ihrer Oeffnung als dampfender Ananaspunsch erwies.

„Verzeih," sagte Kouvier, „ich habe die Bowle diesmal nicht selbst gebraut, aber sie ist doch nach meinem Recept angefertigt!"

„Sie läßt sich trinken!" sprach Eduard, nachdem er ein Probeglas geschlürft. Und Sohn und Vater stießen an auf den Toast: „Zum Teufel mit der Liebe! — Die Ehe soll leben!"

Letztes Capitel.

Die Schwäger.

Dimitri hatte sich in den letzten Jahren des Glückes nicht mit Vertrauen zu Gott durchdrungen, hatte versäumt, ihm dafür zu danken: es fiel ihm jetzt nicht ein, sich Rath und Hülfe suchend an ihn zu wenden. In seiner Seele hatte lange die Vorstellung geschlummert, daß er sein Glück feindlichen Mächten abliste. Nicht ohne Zagen war er mit seinem kostbarsten Kleinod, seiner Olga, an den Hof getreten. Jetzt wurde ihm jene Vorstellung ein deutlich ausgesprochener Lieblingsgedanke, der Schritt an den Hof erschien ihm als ein Fehler: da hatten ihn die bösen Geister überlistet, da war er in ihr Netz gegangen. Leblanc war ihm der Weißgeborene, vor dem ihn die Mutter gewarnt. Auch das Jahr erschien ihm bös und unter der Herrschaft feindlicher Dämonen stehend: es war das sechste seiner Ehe, das sechsmal sechste seines Lebens — und mit der Sechse hatte ihn das Zigeunermädchen bedroht. Er glaubte vom Verhängniß zu unseligen Thaten fortgerissen zu werden. Aber Gott bewahrte ihn durch die Erinnerung an den Tod der Mutter vor dem Zweifel an seiner Frau. Er kannte sie zu genau, um ihr Untreue beizu-

messen; er war in ihrem Besitz zu glücklich gewesen, um einen Augenblick nur der Liebe gegen sie zu ermangeln, und wenn sein leidenschaftliches Gemüth ihn hätte verblenden können, so würden die letzten Worte seiner Mutter ihn zurückgehalten haben.

Dagegen dürstete Dimitri nach Rache an seinen Feinden. Er hätte sich begnügen können, die schleichenden Verführer zu verachten, die an der Tugend seiner Frau gescheitert waren; aber sie hatten gewagt, das Heiligthum seiner Ehe zu verletzen: wer möchte ihn verdammen, daß er, nach den Begriffen der Zeit, für diese Verletzung eine blutige Genugthuung fordern zu müssen glaubte? Nur daß Rache sein einziger Gedanke war, das verdunkelte die Gerechtigkeit seiner Sache. —

Nun brachte aber der Oberst, dem es nicht um blutige Händel zu thun war, folgende Antwort von Eduard zurück:

„Ein unseliges, mir unbegreifliches Mißverständniß hat mich aus Ihrem Hause verbannt, und so vielfältig ich auch bemüht war, es zu beseitigen, bin ich doch beharrlich abgewiesen. — Mein Charakter ist zu bekannt, als daß es meinerseits einer Rechtfertigung wegen jener anonymen Briefe bedürfte, deren Verfasser ich nicht sein kann. Was dagegen den Zweck meiner wiederholten Besuche in Ihrem Hause betrifft, so war es kein anderer, als mir das Wohlwollen Ihrer Schwägerin zu erwerben. Meine Gesinnungen für sie sind durch das in der letzten Zeit gegen mich beobachtete Verfahren nicht erschüttert worden, und ich werde mich glücklich nennen, wenn Fräulein Anna sich entschließen kann, mir ihre Hand zu schenken."

Dimitri lachte laut auf, dann versank er in ein langes Nachsinnen und verließ endlich den Obersten, um mit den Damen zu sprechen. In Dimitri's phantastischem Kopf entsprang ein raffinirter Plan, der ihm als Mittel zur grausamsten Rache erschien. „Auf ewig soll er verbunden sein mit der, die er nicht liebt, und die er liebt, soll er nicht sehen!" So sprach er zu sich selbst und bedachte dabei nicht, daß die gesellschaftlichen Convenienzgesetze die Ausführung eines solchen Gedankens vereiteln mußten, wenn er nicht sofort mit Olga den Hof verließ: dazu aber hatte er auch wieder nicht die nöthige Energie noch das rechte Vertrauen zu seinem Kaiser; er fürchtete, derselbe werde seine Eifersucht belächeln. Aber Niemand war weiter davon entfernt, in Ehrensachen den geringsten Spaß zu verstehen, als Kaiser Nikolaus, der ganz gewiß, wenn Dimitri darum nachgesucht, ihm einen Urlaub auf unbestimmte Zeit zur Reise auf seine Güter bewilligt hätte. Statt dessen blieb er in Petersburg und ergötzte sich mit dem traurigen Vergnügen, seinen Schwager auf das Empfindlichste zu kränken, indem er dessen Hochzeit mit Ostentation mied. Nur nach langem Kampfe gestattete er Olga, welche die elternlose Schwester bei diesem wichtigen Schritte nicht verlassen wollte, Brautführerin zu sein. Dann herrschte aber Dimitri's strenges Gebot, daß Leblanc nie sein Haus betrete, daß Olga jedes Zusammentreffen mit ihm

meide. Die Rache an Kouvier blieb aber ungestillt, und dies war Dimitri's stete Qual. Andererseits war nun auch in Leblanc's Herzen der Haß und Zorn gegen Dimitri erwacht. Er, Leblanc, nannte ihn, den Dimitri, den Räuber seines Glückes und den Störer seines Friedens. So peinigen die in der Sünde befangenen Menschen einander mit dieser ihrer Sünde, und — le diable n'y perd pas!

Etwa vierzehn Tage nach der Hochzeit traf Dimitri auf einem glänzenden Balle bei einem der russischen Magnaten mit beiden Kouvier's zusammen. Sofort bemühten sich Beide um Olga. Hätte diese einen Funken von wahrer Sympathie für ihren Mann gehabt, so hätte sie durch Eine entschiedene Aeußerung der Sache ein Ende gemacht. Aber sie glaubte eben ihren ehelichen Pflichten damit Genüge zu thun, daß sie ihrem Manne „treu" war — d. h. nach diesem bornirten Begriff: mit keinem Andern durchging — und Gouvernantendienste bei den Kindern that.

Eduard forderte Olga zweimal in der Masurka auf und bediente sie bei Tisch, während Dimitri in rathloser Heftigkeit die Einsamkeit suchte.

Am nächsten Morgen schrieb er dem älteren Kouvier folgenden Brief:

„Ich hätte Dich als einen elenden Dieb, den die Wächter schon einmal verjagt haben, übersehen können. Aber Du wagst es, mit Deinem feigen Bastard Dich frech mir in den Weg zu stellen. Es diene Dir deshalb die Warnung, daß ich Dich körperlich züchtigen werde, wenn ich Dich zum dritten Mal betreffe."

Dieser Brief konnte ohne Genugthuung nicht hingehen. Kouvier ließ es geschehen, daß sein Sohn, den er als guten Schützen kannte, als Mitbeleidigter und als der Jüngere, es übernahm, die Sache auszufechten. Der erste Schuß wurde dem beschimpften Leblanc zugesprochen.

Auf einem Schneefelde unfern Jelagin trafen sich die Schwäger. Die erste Kugel traf Dimitri tödtlich. Im Schnee halb knieend, halb hinsinkend, schoß auch er. Seine Kugel, von einer Brustschnalle abgelenkt, fuhr durch Eduard's Arm.

Durch die Fügung des Allbarmherzigen war Werdenstein um diese Zeit aus Transkaukasien nach Petersburg berufen worden. Er trat als ein Versöhner an das Krankenlager seines Jugendgenossen. Zwei Tage auf der Gränze des Lebens reichten hin, Dimitri's langjährige Zweifel zu lösen. Er erkannte, daß er in der Prüfung den rechten Weg verfehlt. Sein Auge weinte um die zurückbleibenden Lieben, der Kaiser aber gewährte ihm den Trost, seine Vaterpflichten zu übernehmen. Mit der Kirche Segen trat Dimitri, voll Vertrauen auf Gottes Gnade, in eine höhere Weltordnung über.

Wer ist von Beiden wohl mehr zu bedauern, Dimitri oder sein Gegner, der mit einem belasteten Gewissen auf Erden noch wandelt?



Preußens Verfassung noch einmal.

Eine Verfassung? sagte mein Onkel, als mir das Wort unbedachtsamer Weise entschlüpft war. — Eine Verfassung? wiederholte er, indem er das weiße Haar von der Stirn in die Höhe strich, sich in seinem Lehnstuhle vorbog und mich scharf anblickte — Preußen ist ohne Verfassung zur europäischen Großmacht geworden, hat ohne Verfassung Anno 13 die Franzosen geschlagen, ist ohne Verfassung gut regiert und glücklich gewesen, und braucht keine Verfassung, der das Jahr der Tollheit und der Schande das Wiegenlied gesungen hat. Daß ich's Dir nur sage, es thut mir in der Seele weh, daß Du Dich mit diesen Sachen bemengst.

Aber, lieber Onkel, versetzt' ich, ohne Verfassung ist ja kein Staat in der Welt, auch nicht die absolute Monarchie, denn die Form, in welcher er überhaupt Staat ist, ist ja seine Verfassung.

Nicht entschlüpft, Herr Neffe! sagte der Alte. Das weiß ich auch, und Du weißt recht gut, daß ich nicht von einer Staatsform überhaupt rede, sondern von dieser Repräsentantenwirthschaft, diesem Kammerwesen, diesem Schwatzregiment — der Henker hol' es! Hat es sich bei den letzten Wahlen nicht nach seinem eigenen Princip verurtheilt und für gerichtet erklärt?

Wie so?

Nun, nach seinem Majoritätsprincip. Was Meinung und Wille des Volks sei, soll ja die Majorität entscheiden, und dann soll's gelten. Wenn aber nach amtlichen Zählungen über drei Viertel aller Urwähler der Monarchie nicht gewählt haben, so haben sie doch klärlich genug bezeugt, daß sie mit dem ganzen Wesen nichts zu thun haben wollen, daß sie unvertreten bleiben wollen. Ja, bei Licht besehen, sind sie auch nicht vertreten, nicht einmal nach einer Rechtsfiction. Nur bei Corporationen können ja die Beschlüsse der Anwesenden auch für die geladenen und nicht erschienenen Mitglieder verbindlich gefaßt werden; aber Urwählerversammlungen sind keine Corporationen. Ich dächte, man ließe auch diesmal den klar bezeugten Willen der Volksmajorität entscheiden.

Und träte damit selbst auf den Boden des falschen Princips? sagte ich. Nicht doch, lieber Onkel; wenn Sie so dächten, so müßten Sie erst zugestehn, daß Meinung und Wille der Volksmajorität gegen des Königs Willen und gegen bestehendes Gesetz gelten und entscheiden dürfe, und damit ständen Sie ja dann auf dem allerbreitesten Boden der Revolution.

Du bist ein Principienreiter! sagte der Alte. Ja leider ist diese Verfassung Gesetz! Aber kannst Du im Ernst glauben, daß dies Verfassungsgesetz von 1850 der Wille Seiner Majestät ist?

Darüber, sagte ich, hat sich damals der König selbst ausgesprochen. Für die schwankenden Zustände war ein vorläufiger Abschluß nöthig; und die Verfassung wurde gegeben, wie sie eben gegeben werden konnte; aber ausdrücklich in der Hoffnung, daß sie von Innen heraus sich reformiren werde. Sie ist ja auch schon in ganz wesentlichen Stücken abgeändert, und so wenig es damals der Wille Seiner Majestät war, daß sie ungeändert fortbestehen solle, so wenig, glaube ich, kann dies auch jetzt schon der Fall sein.

Nun, so ändert einmal resolut und ändert das ganze Kammerwesen wieder weg! — Es lebe — rief der Onkel, indem er das vor ihm stehende Weinglas ergriff und emporhielt — es lebe und kehre wieder unseres königlichen Herrn unbeschränkte Gewalt in Regierung, Gesetzgebung und Besteuerung, die beste Verfassung, die Preußen gehabt hat und haben kann! — Er trank das Glas aus bis auf den Grund und fragte dann: Warum thust Du mir darauf keinen Bescheid?

Weil ich nicht kann, lieber Onkel, erwiederte ich.

Nun, was hast Du denn an meinem Verfassungsideal auszusetzen? Ist es nicht ein echt preußisches?

Ganz gewiß nicht. Es kann schon deshalb kein preußisches sein, weil es kein deutsches ist. Sie wissen eben so viel Geschichte als ich, Onkel, und wissen daher auch, daß von den ältesten Zeiten her zwischen den deutschen Fürsten und ihren freien Unterthanen über alle Dinge, die das gemeine Interesse betrafen, ein lebendiges Verhältniß gegenseitiger Verständigung bestanden hat. Das liegt im deutschen Volkscharakter, der eben so das Ergebniß der Geschichte ist, als die Geschichte wiederum sein Ergebniß, und der nicht dem Heute oder Gestern, sondern den Jahrtausenden angehört. Den Deutschen charakterisirt der Sinn für das Ethische und Geistige eines lebendigen Organismus. Darum ist er von Uralters Monarchist, weil ein vollendeter Staatsorganismus ohne die leitende Einheit des Willens und Bewußtseins eines bleibenden Hauptes nicht zu denken ist; darum will er, eingegliedert in diesen Organismus, aber auch, daß die Gesetze und Bewegungen des Ganzen, namentlich, sofern dadurch er selbst und das Seine berührt wird, sein persönliches Wissen und Wollen nicht ignoriren, sondern lebendig in sich hineinziehen sollen. Auch im Leben des Staatsganzen will er sich als ethisches und geistiges Organ des Gesammtleibes anerkannt wissen und bethätigen. Das ist einmal deutsche Art, und ich müßte kein Deutscher sein, sollte ich sie nicht edler und tiefsinniger finden, als die Massendespotie des hauptlosen Republicanismus und als den orientalischen blinden Gehorsam gegen die abstracte Herrschermacht. Diese deutsche Art war freilich nie, und ist wohl noch selten reflectirtes Bewußtsein, sondern Instinct, Natur, Drang, Trieb, mit Einem Worte Angebornes. Aber eben darum kann sie wohl unterdrückt werden, oder sich verirren, läßt sich aber nicht

ausrotten. Auch hat sie sich kräftig genug in dem Ständewesen des Mittelalters bis zu den Reichsständen hinauf ausgeprägt. Ihre freiritterlichen Vorfahren, lieber Onkel, wollten bei wichtigen Beschlüssen des Landesherrn über Land und Leute immer auch gefragt und gehört werden, und es ist ein echtdeutsches Sprichwort: Sollen wir mitthaten, so wollen wir auch mitrathen. —

Na, sagte der Oheim, indem er mich mit den alten prächtigen blauen Augen scharf anblickte, komm aber einmal aus dem Mittelalter heraus in die neuere Geschichte!

Ich weiß recht gut, versetzt' ich, wie die mittelalterlichen Stände, und die Reichsstände voran, im sechszehnten Jahrhundert zu mächtig wurden und übergriffen; wie der verheerende Sturm des dreißigjährigen Krieges dann auch hierfür die Strafe war; wie die Landstände nachher, im Kampf mit der wachsenden Fürstenmacht, die auch die kaiserlichen Rechte allmählich aufsog, freilich immer mehr erlagen und nur noch in Trümmern fortlebten. Waren sie doch auch gleichsam der entgegengesetzte Pol der Kaisermacht, mit welcher sie daher zugleich Kraft, Bedeutung und Leben verloren bis zum völligen Hinschwinden. Das war auch eine Folge der Aufnahme römischer Rechts- und französischer Staats-Grundsätze. Aber die deutsche Geschichte von vordem war nicht wegzulöschen, die Erinnerung an sie nicht auszureißen, die deutsche Art nicht auszurotten, denn Art läßt nicht von Art. Drum geschah es dem natürlichen Triebe die angeborene Art darzuleben nun, wie es in solchen Fällen immer geht: weil er unterdrückt worden, verirrte er sich; weil ihm das Eigne genommen worden, tappte er nach Fremdem. Diese Verirrung, dies Fremde ist eben der Liberalismus, der Demokratismus, der Constitutionalismus, welche deshalb, sofern sie aus jener Wurzel entsprungen sind, auch eine relative Berechtigung haben.

Gar keine Berechtigung haben sie, rief der Alte, als niedergekämpft zu werden mit aller Macht des Geistes und der sittlichen Thatkraft und nöthigenfalls des Schwertes!

Gut, erwiederte ich, aber nur mit Schonung ihrer Wurzel, nämlich der vollständig berechtigten deutschen Art und Geschichts- und Charakternatur. —

Meinethalben! Wenn sie nur niedergekämpft werden. —

Das sollen sie. Aber Sie werden doch anerkennen, daß jener charakteristische Grundzug des deutschen Wesens nach dem Zeugnisse der ganzen Geschichte vorhanden ist, seit ältester Zeit bestimmte Bildungen hervorgetrieben hat, die in die Ueberlieferung eingegangen sind, und sein Dasein sogar noch in jenen Verirrungen bekundet. —

Nun, und wenn dem so ist? —

Dann, lieber Onkel, paßt das Verfassungs-Ideal eines absoluten Königthums so wenig für Preußen, wie für irgend ein anderes deutsches Land, und ist dem wirklichen Volke, das jene Art und Natur und Ge-

schichte und Ueberlieferung hat, so unangemessen, wie nur irgend ein anderes blos doctrinäres Verfassungs-Ideal.

Der Onkel schwieg.

Und darum, fuhr ich fort, könnte ich auch nun und nimmer zu dem gefährlichen Experiment rathen, auf die absolute Monarchie zurückzugehen.

Gefährlich? Wir haben sie lange und in den glorreichsten Perioden Preußens gehabt, sagte der Oheim lebhaft.

Ja, aber in Zeiten, wo deutsche Art und deutsches Leben erst auf andern Gebieten sich wieder auf sich selbst besannen, und viele Institutionen der Vorzeit, die seitdem verschwanden, die Consequenzen des Absolutismus noch aufhielten. Das innere politische Leben des deutschen Volks war mit seinen Organen, den Landständen, abgestorben; erst die gewaltige Aufregung der Freiheitskriege rief es wieder in's Dasein und entzündete wieder den Drang, die eigene Art und Natur auch auf diesem Gebiete zu bethätigen. Weil aber die gesunde Tradition des objectiv Richtigen abgerissen war, weil die Zeit selbst subjectivistisch, negirend, abstract war, darum verirrte sich dieser Drang in den Liberalismus, Demokratismus, Constitutionalismus; Verirrungen, die nun einmal vorhanden sind, und von denen wir erst im Jahre 1848 erlebt haben, bis zu welcher Leidenschaftlichkeit, zu welchem Wahnsinn sie sich steigern können.

Ja, rief der Alte, und brauchte es noch eines Beweises, daß diese sogenannten politischen Ueberzeugungen Verirrungen sind, so läge er darin, daß sie die Menschen zu so blinder und toller Leidenschaftlichkeit fortreißen konnten. Dergleichen thut die Wahrheit nicht. Aber Du willst doch wohl nicht, daß wir aus Furcht vor den Liberalen und Demokraten in den offenen Rachen des Constitutionalismus springen sollen? Sonst wären wir geschiedene Leute. —

Sicherlich will ich das nicht. Aber wenn wir sehen, wie jene Verirrten sich mit ungesunden und giftigen Nahrungsmitteln vollstopfen, so sollen wir erkennen, daß ein wirklicher Hunger da sein müsse, und statt diesen durch Entziehung aller Nahrung zur Tollheit zu steigern, sollen wir ihm gesunde, der Natur angemessene Kost reichen. Kann man das, und thut's nicht, so hat man kein Recht zu klagen, wenn die Verirrung immer tiefer wird, immer weiter um sich greift, und zuletzt in Revolutionen und Zertrümmerung der Throne und Staaten ausläuft. Man kann einem Volke auf die Dauer keine Verfassung aufdrängen, die seiner Natur, Geschichte und Entwickelungsstufe widerspricht, und die russische Verfassung würde so gut das englische Reich zerstören, als die englische das russische. —

Das ist nicht so unrecht. Allein die Menschennatur, zumal unsere deutsche, ist sehr elastisch und bildsam. Auch in die absolute Monarchie, kräftig durchgeführt und gehandhabt, würden sich die deutschen Länder fügen lernen. —

Vielleicht. Geschähe es aber auf die Dauer, so würde an diesem Widerspruch zwischen angeborner Art und aufgedrungner Verleugnung derselben unsre ganze deutsche Eigenthümlichkeit allmählich absterben, und unsere Rolle in der Geschichte wäre ausgespielt. Wahrscheinlich aber würden die politischen Verirrungen doch stärker werden, als die auch ihnen widerstrebende Form, sie würden diese zerschlagen und was nicht alles mit ihr! —

Nun ja, begann der Alte wieder nach einigem Schweigen, es mag sein, daß in der deutschen Natur so etwas von landständischer Verfassung spukt. Aber sag' einmal ehrlich, hältst Du, abgesehen von der Volksnatur, nicht das absolute Regiment weiser, gerechter und väterlicher Könige für besser und vernünftiger, als allen landständischen Kram? —

Wie kann ich das, da ich selbst ein Deutscher bin? —

Nun, das ist doch zu toll! rief der Onkel. Giebt's denn auch eine besondere deutsche oder preußische Vernunft und Einsicht? So laß einmal die Gründe Deiner deutschen Vernunft hören! —

Gegen die absolute Monarchie überhaupt und an und für sich? Eine solche ist ja eben so wenig denkbar, als Menschen, als ein Volk überhaupt und an und für sich. Und wo die Art und Entwickelungsstufe eines Volkes die absolute Monarchie fordert, da ist sie ja eben das Rechte. Ich könnte daher nur etwa Vernunftgründe gegen den Monarchismus unter den bei uns gegebenen Voraussetzungen vorbringen, die den Schein des Allgemeinen haben, oder mit anderen Worten: wenn ich so eben die Unangemessenheit des Absolutismus für unser Volk aus der Art und Geschichte des Volkes zeigte, so könnte ich sie nun allenfalls aus dem Wesen und den Folgen des monarchischen Absolutismus nachweisen. —

Gut, so laß hören, und sage was Du willst, aber sprich nicht weiter über das, was Du sagen willst. —

Nun wohl. Aber den trivialen Beweis der Liberalisten erlassen Sie mir gewiß; den meine ich, daß ein schlechter Landesherr aus Einfalt, Laune, Selbstsucht und üblem Willen die Gewalt mißbrauchen könne, wenn er sie unbeschränkt besitze. Auf diesem Stroh, wenn auch ein Körnlein Wahrheit drin steckt, haben doch schon zu viele Flegel gedroschen. Auch beweist der Satz zu viel. Denn mißbrauchen kann man nicht bloß die unbeschränkte, sondern auch die beschränkte Gewalt, und da Beschränkung der Gewalt nichts ist, als theilweise Aufhebung derselben, so müßte man, sollte die Möglichkeit des Mißbrauchs diese motiviren, auch die ganze Königliche Gewalt aufheben; ja überhaupt alle Gewalt, denn auch Parlaments-Majoritäten, auch republikanische Regierungen und Mehrheiten können ihre Gewalt mißbrauchen und haben es oft gethan.

Bravo! rief der Onkel. So höre ich Dich gern. Laß diesen Beweis dem liberalen Philister! Was weiß auch der rechnende Doctrinär

von den geheimnißvollen Beziehungen zwischen dem Charakter eines Königs und dem seines Volks, und zwischen den sittlichen Zuständen Beider, und von dem Dreinwalten göttlicher Zucht zur Strafe und Besserung?

Ja freilich, sagt' ich, und doch glaubt der doctrinäre Philister, wenn er nur seine Phrasen wiederkäut, getrost der Welt Regiment auf seine Hörner nehmen zu können. Mein Hauptgrund gegen die absolute Monarchie ist der, daß der König selbst keine absolute Person ist; ich meine, daß auch der beste König nicht allwissend, nicht allweise, nicht allmächtig und nicht allgegenwärtig ist. Denn deshalb bedarf er Leute, durch die er den Zustand des Landes und die Wirkung seiner Gesetze und Verfügungen erfahre; die ihn bei der Wahl seiner Mittel zur Erreichung seiner guten Absichten berathen; die seinen Willen und seine Befehle ausführen und vollziehen; durch die er endlich gewiß wird, daß diese Ausführung und Vollziehung auch seinem Willen gemäß erfolge. Zu dem Allen hat der König in einer absoluten Monarchie Niemand als seine Beamten. Bei der jetzigen Gestaltung des Beamtenwesens stelle man sich aber, wie man wolle, so wird die Beamtenschaft immer ein in sich zusammenhängendes, sich gegenseitig tragendes Corps von solidarischen Interessen bilden, mit allen Eigenschaften der Menschen-Natur. Und ist es da denkbar, daß dieselbe Beamtenschaft, aus deren alleinigem Rathe die Königlichen Maßregeln hervorgehen, die sie auch allein zu vollziehen hat, unbefangen und treu deren Ausführung controliren, deren Erfolg beobachten, und beides ohne Entstellung und Beschönigung wieder an die höchste Stelle bringen sollte? Dazu gehört mehr Selbst-Entäußerung, als von Menschen erwartet werden kann. Mit Einem Worte: Die Beamten des Königs können im Leibe des Staats wohl die centrifugale Function der Bewegungs-Nerven, nicht aber zugleich die centripetale der Empfindungs-Nerven verrichten, wenn beide Functionen einander nicht kreuzen und stören sollen. Wird aber beides ihnen allein überlassen, so wird die Beamtenschaft, bei allem formellen Absolutismus der Königlichen Gewalt, materiell zu einer selbstständigen Macht, von der so gut der König als das Land abhängig ist. Der Absolutismus muß, in unserer Zeit und unsern Verhältnissen zumal, immer in Bureaukratie umschlagen, und diese muß man nur kennen, um ihren Segen zu verwünschen.

Das weiß Gott! sagte der Onkel. Aber die Erfahrung zeigt, daß sich der Liberalismus und Constitutionalismus ganz vortrefflich mit der Bureaukratie vertragen.

Ja freilich, antwortet' ich, sie erzeugen und stärken sie sogar, und zwar, weil sie einestheils sich mit ihr verbünden, anderntheils aber grundsätzlich den Beamten eine selbstständige Macht dem Könige gegenüber geben.

Und ferner, versetzte der Alte, hatten wir im vergangenen Jahrhundert auch ein absolutes Regiment und doch keine eigentliche Bureaukratie.

Weil sie sich erst ausbilden, ihren Platz erst erobern mußte. Damals widerstanden ihr von unten her noch die Corporationen, die städtischen, ritterschaftlichen, gutsherrlichen Privilegien, die den Einzelnen gegen sie beschützten. Das Alles mußte sie nach und nach (mit Hülfe des Liberalismus) erst zerstören, um die von dort aus nach oben wirkende Kraft in sich einzusaugen; dann erst konnte sie die vom absoluten Könige ihr übertragene Gewalt unmittelbar auf jeden Einzelnen ausüben. Wird aber alle Bewegung nur von oben her bestimmt, so ist an eine wahre Freiheit der Unterthanen nicht mehr zu denken, und zwar nicht wegen der königlichen Gewalt, sondern wegen deren Versetzung in die Beamtengewalt.

Versteh' ich Dich recht, sagte der Onkel, so meinst du, wegen der menschlichen Beschränktheit sei eine wahrhaft absolute Monarchie eigentlich unmöglich. Das läßt sich hören.

Noch mehr! sagt' ich. Ein absoluter König, der sich allein auf seine Beamten verläßt und verlassen muß, wird dadurch, wo nicht in seinem Handeln, doch in seinem Urtheil nothwendig unfrei. Er bedarf einer Einrichtung, welche sie auch sei, wodurch er mit Umgehung der Beamtenschaft erfahre, wie der Zustand seines Staates in der Peripherie des Volkslebens sei, wie dort seine Gesetze und Maßregeln wirken, ob sie auch nach seinem Willen vollzogen werden. Er bedarf, wie ich vorhin sagte, eines Organs mit der centripetalen Function der Empfindungsnerven, welches mitbestimmend auf seine Entschlüsse einwirke. Das erst kann ihn und sein Urtheil von der unmerklichen aber mächtigen Bevormundung der Beamtenschaft befreien, und diese zugleich zum einfachen und um so kräftigeren Organ seines Machtwillens machen. Ein solches Institut ist weder zu ersetzen durch die Incognito-Spaziergänge eines Harun Alraschid, noch durch eine geheime Polizei, weder durch einzelne Vorstellungen und Beschwerden der Unterthanen, noch durch die Presse und ihre Freiheit, die sich mit der absoluten Monarchie nicht einmal verträgt. Kurz, es gilt hier vom Könige, was überhaupt vom Menschen: Um wirklich frei zu sein, muß er sich selbst beschränken.

Aber nicht beschränkt werden, mein Schatz! sagte der Onkel, und darauf läuft es bei solchem Institut oder Organ, oder um das Ding beim rechten Namen zu nennen, bei Ständekammern doch immer hinaus. Diese centripetale Function petirt so lange nach dem Centrum, bis sie selbst im Centrum fungirt. Da predigt England.

Ja wohl, entgegnete ich; aber nur, weil man dort die beiden Organe nicht auseinanderhält, sondern in ihren Spitzen in einander übergehen läßt, weil man die Minister aus den parlamentarischen Größen nimmt, und fordert, daß sie auch wieder Parlamentsmitglieder seien. Dadurch wird die Regierung natürlich eine parlamentarische und bleibt keine monarchische. Das ist aber auch gegen das Princip der Monarchie, welches die alleinige Abhängigkeit der Beamten vom Monarchen verlangt, damit sie Träger

und Organe seiner und keiner anderen Gewalt seien. Haben sie dagegen nur diese zu vertreten und zu wahren, so ist ihre Stellung reinlich und bestimmt, und sie müssen und werden jeder Anmaßung und Ueberschreitung der Stände entgegentreten.

Wie gut das klingt! sagte der alte Royalist. Am Ende beweisest Du noch, daß der König wie die Unterthanen diesen Kammerkram eigentlich gar nicht entbehren können, wenn Beide sicher und frei sein wollen. —

Verstehen Sie unter „diesem Kammerkram" Landstände, nicht wie sie eben sind, sondern wie sie sein sollten, so ist das ganz meine Meinung. Ja, um frei, sicher und kräftig zu regieren und um den Unterthanen Sicherheit und Freiheit zu gewähren, bedarf ihrer vor Allen der König. Beim Absolutismus wird entweder zu wenig oder zu viel regiert, und Beides schadet der Monarchie und schwächt sie. Es schwächt sie aber dadurch, daß eine absolute Regierung, nach Wegräumung aller politischen Corporationen, gar nicht einmal ihre volle Kraft entfalten darf, um den nun unvermittelten Druck auf jeden Einzelnen nicht für Alle unerträglich zu machen. Es schwächt sie ferner dadurch, daß Regierung und Regierte in zwei ganz gesonderte Theile auseinanderfallen, wodurch alle lebendige und sittliche Gegenseitigkeit, alle organische Einheit aufgehoben und in eine ebenso mechanische Gebundenheit verwandelt wird, wie beim vulgären Constitutionalismus. Politischer Absolutismus, sei er monarchisch oder demokratisch, ist immer politischer Egoismus, und darum auch unsittlich und unchristlich.

Der Onkel machte eine ernstlich zürnende Bewegung.

Bitte, lieber Onkel, fahren Sie nicht auf! sagte ich. Man kann die absolute Monarchie für das Richtige halten und ein sehr guter Christ sein, aber der Absolutismus selbst verliert dadurch seinen unchristlichen Charakter nicht; das Christenthum kann denselben höchstens unschädlich machen. Denn das bloße Gesetz der Gewalt, die unbedingte Bindung eines menschlichen Willens unter den andern, ist nicht christlich, weil damit die freie und erlöste Persönlichkeit des Unterworfenen verleugnet wird; sondern christlich ist der freie Gehorsam um Gottes willen, im Verhältnisse lebendiger Gegenseitigkeit. Denken Sie nur an den Begriff der christlichen Ehe. Alles was da gilt vom Verhältniß des Mannes zum Weibe, das gilt vollständig auch vom Verhältniß des Königes zum Volke.

Der alte Herr sah mich lange schweigend an, und ich hütete mich wohl, das Schweigen zu brechen. Endlich sagte er: Ja ja, ich kann mir wohl denken, wie das Ding in Deinem Kopfe aussieht. Ein fester guter Monarchist bist Du auf alle Fälle, und ich will auch einmal annehmen, daß Du Recht hättest. Aber da dünkt mich doch, eine ständische Verfassung nach Deinen Postulaten, die recht deutsch wäre ohne aufzuhören preußisch zu sein, die solch ein peripherisches Empfindungsorgan

bis in des Königs Rath hineinreichen ließe, ohne das monarchische Princip zu verletzen, die König und Land bewahrte vor dem Druck und der Uebermacht der Bureaukratie, — mich dünkt, eine solche Verfassung müßte doch ganz anders aussehn, als die jetzige Constitution, und darum ist es mir unbegreiflich, wie Ihr Leute, die Ihr doch von der conservativen Partei sein wollt, Euch bona fide auf diese Constitution einlassen könnt. —

Lieber Onkel, wenn Sie ein Pferd nöthig haben, und man giebt Ihnen einen jungen unbändigen, verwilderten Hengst mit hundert Unarten, müssen Sie sich, um ihn zuzureiten, nicht auch bona fide darauf einlassen? —

Ja wohl; aber werde ich es auch thun, wenn man mir statt dessen einen eigensinnigen steifen Esel vorführt? Aus einem Esel machst Du kein Pferd. —

Gewiß nicht, weil ich ihn nicht von Innen heraus umgestalten kann. Aber weil dies bei einer Verfassung, wie die unsrige, möglich ist, darum paßt das Bild nicht. Der Verfassung, wie sie ursprünglich sanctionirt wurde, fehlte sogleich der constitutionalistische Kettenschluß, wornach das Ministerium von der Repräsentanten-Majorität, der König vom Ministerium abhängig sein soll, und das setzte die Verfassung sogleich aus der constitutionalistischen Species heraus, es machte sie umgestaltbar und bildsam im guten Sinne. Schon vorhin bemerkte ich, daß sie in ihrer ersten Gestalt bereits nicht mehr besteht. Vor allem Andern erinnere ich nur an das Herrenhaus. Würden aber diese Abänderungen wohl zu Stande gekommen sein, wenn unsre Partei sich nicht mit der Verfassung eingelassen hätte? Und sollten wir, Angesichts solcher Fortschritte, nicht hoffen, sie allmählich ganz umzugestalten aus einer noch in vielen Stücken doctrinär-abstracten zu einer ganz preußisch-ständischen? —

Ja, so lange der Wind aus Nordosten kommt. Bläst er wieder stark westlich, so wird wieder zurückumgestaltet werden. —

Trauen Sie uns so wenig Selbstständigkeit zu? In gewissen Schichten wird der Wind immer westlich wehen, von Köln bis Königsberg, hat's auch bisher gethan und thut's noch. Hat uns das gehindert? Es hat unseren Umbau nur erschwert und verlangsamt, eben damit aber um so fester gemacht. So, hoffe ich, werden wir mit Gottes und des Königs Hülfe auch vollenden zur wahren Freiheit und organischen Wiedergeburt des Volks, ich möchte aber den liberalistischen Widerstand dabei nicht entbehren.

Viel Glück dazu! sagte der Alte, indem er unsere Weingläser füllte. Mich wundert nur, wie Ihr Euch bei einer solchen Stellung zur Constitution constitutionell nennen könnt. —

Wenn das Einige von uns thun, so geschieht es nur, um damit anzuzeigen, daß wir erstens einen Rückgang zum Absolutismus über-

haupt nicht beabsichtigen, zweitens aber bei unsern Bestrebungen uns ganz auf dem von der Verfassung jedesmal gegebenen Boden bewegen wollen.

So zeigt das auf andre Weise an! Decorirt Ihr Euch mit diesem epitheton ornans, ohne eine authentische Interpretation hinzuzufügen, so muß Jedermann denken, Ihr erklärtet Euch damit entweder für Anhänger des sogenannten constitutionellen Systems — jener liberalistischen Doctrin, über deren Nichtsnutzigkeit wir einig sind, — oder für Anhänger und Vertheidiger der eben bestehenden Constitution und aller ihrer Grundsätze. Zur Klarstellung der Verhältnisse und Parteien dient dergleichen nicht sonderlich.

Loben will ich's eben auch nicht, versetzt' ich: Uebrigens gehört zur Landesverfassung noch vieles, was in dem Verfassungsgesetze weder geschrieben steht, noch schicklicherweise überhaupt legislativ gesagt werden kann. Freilich steht auch vieles darin, was nicht hineingehört.

So streicht's aus, und den Ueberrest dazu! sagte der Onkel. Dann kämen wir höchstens wieder zu den Provinzial-Ständen, die wir schon hatten, die ein ganz unschuldiges Institut sind und in Verbindung mit dem Staatsrathe dem Königlichen Bedürfnisse nach Ständen vollständig genügen würden.

Wahrlich nicht, sagt' ich. So wenig die acht Armeecorps, jedes an seine Provinz gewiesen, und das Gardecorps, nur an des Königs Person gebunden, in ihrer Vereinzelung uns gegen einen übermächtigen Feind vertheidigen könnten, eben so wenig würden die Provinzialstände und der Staatsrath, in neun Körper zertrennt, zur Vertheidigung Preußens und seines Königes gegen Absolutismus, Bureaukratie und Liberalismus genügen. Erst als besondere Abgliederungen eines einheitlichen Organismus haben Provinzialstände Gewicht und Werth. Ich weiß wohl, daß die allgemeinen Stände die Einheit des Landes nicht repräsentiren; das thut der König; werden sie aber unter dem Könige nicht in eine Einheit zusammengefaßt, so wird auch der Leib der Monarchie nicht wesentlich Einer; denn dazu macht das Haupt allein ihn nicht, sondern die organische Vereinigung der Glieder unter dem Haupte, die auch darin sich darstellende Einheit des Geistes und Lebens, das vom Haupte zu den Gliedern und von den Gliedern zum Haupte strömt.

Der Onkel drehte den Kork in die Flasche und schob mir mein Glas zu.

Habe ich Sie also überzeugt, lieber Onkel, fuhr ich fort, daß die Naturanlage und die geschichtliche Entwicklung unsres Volkes, daß das Wesen unsrer monarchischen Staaten, das richtige Verhältniß zwischen König und Volk, daß die Selbstständigkeit, Kraft, Zweckmäßigkeit und Sicherheit der Regierung und das Wohl und die Freiheit der Regierten eine ständische Staatseinrichtung unentbehrlich macht —

Ne, mein Schatz, unterbrach mich der Onkel, überzeugt hast Du mich gar nicht. Ich habe mich auf Deinem politischen Spaziergange

nur einmal am Arme so mitführen lassen, und weiß doch nun, wie Ihr Euch das Ding zurechtlegt. Wer mit meinen Ansichten und Gesinnungen einmal siebzig Jahre alt geworden ist, der wird damit auch sterben. Aber ich begreife, daß Du in meinen vorherigen Trinkspruch nicht einstimmen konntest. Willst Du aber nicht jetzt vorm Schlafengehen noch einen ausbringen, auf den ich von Herzen Bescheid thun könnte?

Das will ich, versetzte ich und nahm mein Glas. Es lebe der König und die unverletzte Kraft seines monarchischen Rechts!

Der Alte stieß mit munter blitzenden Augen an und rief: Bravo! Könnt Ihr das von Herzen sagen, so kann ich Euch nicht schelten. — Dann trank er aus und stand auf, indem er sagte: Unter dieser Standarte laß uns einander die Hände schütteln und gute Nacht sagen, wenn auch Keiner den Andern bekehrt hat.



Die „deutsche" Politik und die Kaiser-Rede.

Kaum ist es gelungen, auf dem Gebiete der inneren Politik den Standpunkt „über den Parteien" als einen überaus windigen zu constatiren und die Weisheit, wie den Charakter Derjenigen, welche zu furchtsam oder zu beschränkt sind, eine eigene Meinung zu besitzen, auf ihr rechtes Maaß zurückzuführen, und schon begegnen wir auf dem Felde der auswärtigen Politik derselben Weisheit im neuen Gewande, verhüllt mit dem Mantel der „Neutralität" und bewaffnet mit einer Phrase, die dem gedankenlosen Patriotismus als überwältigend erscheint.

Unsere Politik: „nicht russenfreundlich, nicht franzosenfeindlich, sondern deutsch;" man ist erstaunt und gerührt über die Selbstständigkeit und den Patriotismus in so wenigen Worten, man fühlt sich gewappnet und gestärkt gegen das Andringen des Ostens, wie des Westens, man zweifelt nicht, mit der überwältigenden Kraft dieses politischen Gedankens die „extremen Parteien" gleichzeitig besiegt und moralisch vernichtet zu haben.

Freilich: nicht christlich, nicht unchristlich, nicht legitim, nicht revolutionär, nicht conservativ, nicht demokratisch, sondern — deutsch: wir zweifeln, daß man den „überwältigenden Gedanken" in dieser Fassung noch eben so geistreich finden dürfte; wir zweifeln, daß deutsch und franzosenfeindlich als so gar scharfe Gegensätze erhärtet werden können. Nicht russenfeindlich, nicht franzosenfreundlich, sondern „deutsch", es würde damit dem „Deutschen" nicht minder sein gutes Recht geschehen sein.

Wir kennen „edle Deutsche", die zu Zeiten höchst franzosenfreundlich sind, wir kennen Andere, die sonst wohl meinten, „daß Rußland sich um

Deutschland wohl verdient gemacht", und weder diese noch jene würden darauf verzichten, ihre Politik als eine „deutsche" anzupreisen.

Was also ist eine „deutsche" Politik? Wir wissen die Motive derjenigen zu schonen, welche auf einer „Vergnügungsreise" nach Paris ihre Politik um keinen Preis als eine franzosenfeindliche erscheinen lassen wollen; wir wissen dem diplomatischen Bedürfniß Rechnung zu tragen, seine Gedanken und Sympathieen hier und dort mit einem zeitgemäßen Wortschleier verhüllen zu müssen. Nichtsdestoweniger können wir den Begriff der deutschen Neutralität und den Beruf der deutschen Politik nicht darin beschlossen finden, allen Principien indifferent, allen Sympathieen fremd und allen Thatsachen schüchtern gegenüber zu stehen. Eine solche Stellung, wenn man dieselbe vorgiebt, findet nicht mehr Glauben, als Wahrheit in ihr gefunden wird.

Neutralität: sie kann und darf niemals dahin gedeutet werden, daß man ihr zu Gefallen auf jedes eigene Urtheil und alle berechtigten Sympathieen verzichten, daß man ihr zu Ehren die eigenen Principien verleugnen und mit seiner Vergangenheit auch seine Zukunft in Frage stellen müsse. Eine solche Neutralität würde eine Unmöglichkeit, weil eine Lüge sein. Die rechtverstandene Neutralität ist Nichts als der thatsächliche Zustand der Inactivität, ermöglicht durch den Umstand, daß die Berührung durch den Streit zunächst nur ein mittelbarer ist, und gerechtfertigt durch die Erwägung, daß die mittelbaren Interessen durch die unmittelbaren überwogen werden, und die möglichen Vortheile der thätigen Theilnahme mit deren unabweislichen Nachtheilen in keinem Verhältnisse stehen.

Nur eine solche Neutralität kann sich auch rühmen, eine „deutsche" zu sein; eine unentschiedene, farblose Neutralität, eine Neutralität, welche den Anspruch erhebt, dem Osten wie dem Westen in gleicher Principienlosigkeit und Apathie gegenüberzustehen, dürfte den Ehrennamen einer „deutschen" nur bei solchen finden, denen Deutschland Nichts ist als ein negativer Begriff. Wer Deutschland betrachtet als das, was es ist, als das positive Product seiner Geschichte, als den concreten, auf bestimmten Voraussetzungen ruhenden Staats-Organismus, als den Repräsentanten der Principien und Tendenzen seiner Cabinette, der kann nie dem Irrthum und Mißgriff verfallen, Neutralität und Indifferenz mit einander zu verwechseln und Deutschland als durch den Sieg des Ostens oder Westens völlig unberührt darzustellen.

Wie wenig übrigens die, welche den erhabenen Ruhm der „deutschen" Politik so gern im Munde führen, selbst daran glauben, und wie wenig Glauben sie bei Anderen finden, dafür liefert die Lieblings-Phrase selbst den schlagendsten Beweis. „Nicht russenfreundlich, nicht franzosenfeindlich, sondern deutsch", warum in dieser Fassung, warum nicht umgekehrt? Aus keinem andern Grunde, als weil die Thatsachen und Verhältnisse stets das Gegentheil mit lauter Stimme predigen.

Wir dürfen ohne viele Worte voraussetzen, daß wir uns keineswegs als unbedingte Bewunderer weder des russischen Wesens an sich, noch des naturgemäß asiatisch gefärbten russischen Kaiserthums und Staatskirchenthums angesehen wissen wollen. Es sind dies eben Zustände, wie sie den dortigen socialen Verhältnissen und dem vorhandenen Bildungsgrade entsprechen, Zustände, deren Haupt-Anstoß weniger in ihrer natürlichen Unterlage, als in der darauf gepfropften falschen und verderbten „Civilisation“ gefunden werden muß, Zustände, denen wir längst auf Nimmerwiederkehr entwachsen sind, und die daher für uns nicht das mindeste Bedrohliche haben. Die Gefahr, von welcher Deutschland, von welcher Alle, die deutsches Wesen, deutsches Recht und deutsche Freiheit lieb haben, sich ernsthaft bedroht wissen, das ist die „Civilisation“ des Westens, welcher wir selbst im Riesenfortschritt entgegengehen. Das ist die Civilisation, welche die Throne umgestürzt und die Kirchen geschändet; das ist die Civilisation, welche die Völker zu einer unmöglichen Freiheit gerufen und zu einer unglaublichen Knechtschaft geführt, das ist die Civilisation, welche noch heute die fluchwürdigen Principien der französischen Revolution als ihre glorreiche Grundlage preiset und in ihren vorgeschrittensten Jüngern den Mammons- und Fleischesdienst als neues Evangelium verkündet. Unveränderliche, unversöhnliche Feindschaft zwischen dieser Civilisation und Allem, was noch würdig ist, den deutschen Namen zu tragen, offene, ehrliche Feindschaft zwischen uns und Allen, die sich selbst laut und öffentlich als Verfechter dieser „Civilisation“ preisen.

Wenn Alle, welche dieser Civilisation die Wege bereiten, das alte Rußland mit Recht als ihren Erzfeind und als eine beständige Drohung bezeichnen, so können wir, die wir jene Doctrinen der Revolution bis zum letzten Hauche bekämpfen, ohne Verleugnung der Wahrheit, nicht umhin, dieselbe Stellung Frankreich gegenüber als die unsere in Anspruch zu nehmen. Es ist unmöglich, den französischen Kaiserthron und die Principien, auf welche derselbe gegründet worden, anders als den natürlichen Feind des legitimen deutschen Fürstenthums und seiner sittlichen und socialen Grundlagen, es ist unmöglich, den Vater der modernen französischen Freiheit anders denn als den gefährlichsten Feind auch des geringsten Maaßes eigenen Rechts und wirklicher Freiheit zu betrachten.

Wir hoffen, daß der Kaiser der Franzosen, welcher eben so laut und feierlich an die „öffentliche Meinung Eurpa's“ appellirt, auch uns diesen geringen Beitrag zu gute halten wird. Die letzte Rede des Kaisers, gehalten am 15. November, ist eine zu starke Mahnung an die deutsche Ehre, als daß wir dazu schweigen dürften, selbst wenn wir dieselbe für weniger treffend hielten, als sie ist.

Doch lassen wir den Kaiser selbst noch einmal sprechen. Worte aus solchem Munde, bei solcher Gelegenheit, die Thronrede — so zu

sagen — des Fürsten der modernen Civilisation und Industrie, gehalten im Industrie-Palaste an seinen Adel und Vasallen, wiegen zu schwer, als daß sie so schnell vergessen werden dürften.

„Meine Herren!" — so sprach der Kaiser, — „Die Ausstellung, die ihrem Ende naht, bietet der Welt ein großes Schauspiel. Es geschieht während eines ernsten Krieges, daß, von allen Punkten der Welt, die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbsleißes nach Paris geeilt sind, um daselbst ihre Arbeiten auszustellen. Dieses Zusammenströmen unter derartigen Umständen ist, ich glaube es freudig, der allgemeinen Ueberzeugung beizumessen, daß der unternommene Krieg blos diejenigen bedrohte, die ihn veranlaßt hatten, daß er im Interesse Aller fortgeführt wurde, und daß Europa, weit entfernt, darin eine Gefahr für die Zukunft zu sehen, vielmehr ein Pfand der Unabhängigkeit und der Sicherheit darin erblickte. Nichtsdestoweniger ist, beim Anblicke so vieler vor unseren Augen ausgebreiteten Wunder, der erste Eindruck ein Wunsch nach Frieden. Der Friede allein, in der That, kann diese merkwürdigen Erzeugnisse des menschlichen Verstandes entwickeln. Sie Alle müssen daher, wie ich, wünschen, daß dieser Friede ein baldiger und dauerhafter sei. Um aber ein dauerhafter zu sein, muß er die Frage, welche den Krieg herbeigeführt hat, klar lösen. Um ein baldiger zu sein, muß Europa sich aussprechen; denn ohne den Druck der allgemeinen Ansicht drohen die Kämpfe zwischen großen Mächten sich zu verlängern, während im Gegentheil, wenn Europa sich zu erklären entschließt, wer Unrecht oder wer Recht hat, dieses ein großer Schritt zur Lösung sein wird. In der Epoche der Civilisation, worin wir leben, sind die Erfolge der Armeen, wie glänzend sie auch seien, blos vorübergehend; entschieden ist es die öffentliche Meinung, die stets den letzten Sieg davonträgt. Sie Alle daher, die Sie glauben, daß die Fortschritte der Landwirthschaft, des Gewerbsleißes, des Handels der einen Nation zu der Wohlfahrt aller anderen beitragen, und daß, je mehr die wechselseitigen Beziehungen sich vervielfachen, desto mehr die nationalen Vorurtheile zum Verschwinden neigen: sagen Sie Ihren Mitbürgern bei der Heimkehr in Ihr Vaterland, daß Frankreich keinen Haß hegt gegen irgend ein Volk, daß es Sympathie hat für alle diejenigen, die gleich ihm den Triumph des Rechtes und der Gerechtigkeit wollen. Sagen Sie ihnen, daß, wenn sie den Frieden wünschen, sie offen zum wenigsten Wünsche für oder gegen uns kund geben müssen: denn inmitten eines umfassenden europäischen Kampfes ist die Gleichgültigkeit eine schlechte Berechnung und das Schweigen ein Irrthum. Was uns angeht, für den Triumph einer großen Sache verbündete Völker, laßt uns Waffen schmieden, ohne unsere Hüttenwerke lässiger zu betreiben, ohne unsere Gewerbe zu hemmen. Seien wir groß durch die Künste des Friedens, wie durch jene des Krieges; seien wir stark durch die Eintracht, und setzen wir unser Vertrauen auf Gott, daß er uns triumphiren lassen

werde über die Schwierigkeiten des Tages und die Wechselfälle der Zukunft!“

Die Aufnahme, welche diese Worte fanden, war — wie Augenzeugen berichten — eine begeisterte, weniger bei Denen, welche die kaiserliche Interpretation der „Appellation an die öffentliche Meinung“ aus Erfahrung kennen, bei den Franzosen, als bei den Fremden, insbesondere den Deutschen, in deren Mitte es ja leider nie an Solchen fehlt, welche bereit sind, Beleidigungen ihres Vaterlandes mit Beifall zu begleiten, eine so begeisterte, daß, wie auf das Bestimmteste versichert wird, der Kaiser, als er nach der Ceremonie der Preisvertheilung nach den Tuilerieen zurückkehrte, zu einigen seiner intimsten Vertrauten, die dort seinen Befehlen entgegenharrten, gesagt haben soll: „Gott Lob! mein Gewissen giebt mir heute das Zeugniß, daß ich Recht habe, die politische Richtung, die ich in der orientalischen Streitfrage einschlug, zu verfolgen. Ich habe seit dem Beginn des Krieges gegen Rußland mir öfters selbst die Frage gestellt, ob nicht etwa der Glanz des Thrones oder die Zuflüsterungen der Eigenliebe mich im entscheidenden Momente würden verkennen lassen, ob ich auf rechtem oder unrechtem Wege mich befinde? Allein der Wiederhall, welchen meine Worte heute in der Brust nicht nur meines eigenen Volkes, sondern auch der Vertreter aller Nationen der Welt, die im Krystallpalaste anwesend waren, fanden, haben mir die innigste Ueberzeugung eingeflößt, daß unsere Sache eine heilige, eine gerechte ist, deren Triumph ich auch zu sichern schwöre.“

In der That ein ungewöhnliches politisches Manifest, ungewönlich nicht allein um deßwillen, weil dasselbe als Versuch eines moralischen Drucks auf die neutralen Staaten gedeutet werden konnte und mußte; ungewöhnlich nicht allein aus dem Grunde, weil durch dasselbe ein bis dahin unbekannter diplomatischer Verkehr zwischen dem französischen Hofe und der öffentlichen Meinung in den neutralen Staaten eröffnet wird („le suffrage universel appliqué à la diplomatie,“ wie Guizot sich treffend ausgedrückt); ungewöhnlich nicht allein darum, weil die gewöhnlichsten Anstands-Rücksichten dem Redner hätten verbieten müssen, die Politik der neutralen Cabinete in dieser Weise öffentlich und vor ihren Unterthanen zu kritisiren; ungewöhnlich — aber freilich auch erfreulich — besonders um deßwillen, weil es endlich, sei es absichtlich, sei es unabsichtlich, die letzten Illusionen über den Charakter des französischen Kaiserthums zerstört und die Cabinete darauf hingewiesen hat, daß der kaiserliche Kanzleistyl seine Muster wiederum in den Archiven des ersten Kaiser-Reiches suche.

Von Anbeginn war es ein Grundsatz und ein Geheimniß der Napoleonischen Politik, die Völker zunächst moralisch und dann materiell zu unterwerfen, und die schmähliche Niederlage Preußens im Jahre 1806, sie wird nur dann verständlich, wenn man erwägt, daß die Erfolge der Napoleonischen Einschüchterungs- und Demüthigungs-Politik Preußen

bereits vorher in einem Maaße moralisch depravirt und unterjocht, daß es nur eines Schlages bedurfte, allen ferneren Widerstand als vergeblich und auch die materielle Unterwerfung als vollendet erscheinen zu lassen. Nicht minder ist es bekannt, daß die Politik der Napoleoniden die öffentliche Meinung niemals zu einem andern Zwecke anruft, als um dieselbe zu „leiten oder zu berichtigen," und daß also auch Napoleon III. an die öffentliche Meinung Europas nicht um deßwillen appellirt, um sich derselben zu unterwerfen: ein Umstand, welcher die Franzosen, denen auf diesem Gebiete einige Erfahrungen zur Seite stehen, veranlaßt haben mag, jene Worte weniger enthusiastisch zu beklatschen.

Verbindet man aber diese beiden Vordersätze, so folgt daraus mit Nothwendigkeit der Schluß, daß jenen vielbesprochenen und vielgedeuteten Worten des Kaisers der Franzosen kein anderer Sinn und Zweck untergelegt werden kann, als der, einmal die öffentliche Meinung Europas dadurch zu beherrschen, daß er seine Anhänger und Bewunderer stärkt und ermuntert, das Schweigen der Gegner aber als Resultat der Furcht und Schwäche erscheinen läßt, um dadurch beide Theile für weiter gehende Insinuationen vorzubereiten und empfänglich zu machen, und sodann die neutralen Cabinete dadurch zu depraviren und herunterzudrücken, daß er eine tiefe Kluft zwischen ihnen und ihren Unterthanen befestigt und ihre Worte und Handlungen, ihre Noten und Sympathieen als an einem unheilbaren, in seinen Motiven leicht erkennbaren, Widerspruche leidend der öffentlichen Kritik Preis giebt.

Einer solchen Provocation gegenüber ist Gleichgültigkeit in der That eine schlechte Berechnung und Schweigen ein Irrthum.

Es tritt hinzu, daß der kaiserliche Redner keineswegs über seine Stellung im Irrthum ist, wenn er sich selbst als den Fürsten der modernen Civilisation und Industrie betrachtet, und sich daher der Sympathieen der Vertreter jener beiden Richtungen im Voraus versichert hält. Die moderne Civilisation weiß, daß sie nur von Frankreich zu hoffen und zu fürchten hat, und daß sie selbst dem kaiserlichen Frankreich als Ganzem gegenüber dieselbe Stellung hat, in welche die Civilisation und Industrie Frankreichs dem Kaiser gegenüber gewiesen ist. Wenn auch widerwillig und nicht ohne verbotene Sehnsucht nach dem verlorenen Bürgerkönigthum, sind sie gezwungen, seinen Schutz zu suchen.

Es ist deshalb auch durchaus nicht unlogisch, wenn der Kaiser die Industrie der neutralen Staaten einladet, ihren faulen Frieden aufzugeben, um mittelst des Friedens — natürlich gegen Rußland — durch einen dauerhaften Frieden, vielleicht noch durch engere Bande mit Frankreich verbunden zu werden. —

„Man kann nicht zugeben — sagte der Napoleon I. schon in seiner Note vom 13. November 1810 an das neutrale Schweden — daß, während Frankreich und andere Völker leiden und sich die drückendsten Entbehrungen auflegen, um den Frieden zu erkaufen, Schweden län-

ger in der Verletzung seiner Versprechungen ein Mittel finden sollte, sich ruhig seiner Wohlfahrt zu versichern und sich unermeßliche Reichthümer zu verschaffen."

Rußland, so viel man auch dessen Ehrgeiz und Eroberungs-Politik im Munde führt, vermag augenblicklich weder die Furcht, noch die Hoffnung jener Herren von der Industrie zu wecken.

Der Kaiser weiß, was er sagt, der Kaiser weiß, was er will, und was er sagt und was er will: wir glauben kaum die Macht und Ehre Deutschlands als das Endziel seiner Wünsche betrachten zu dürfen.

Zum Schluß noch einige Worte über die Politik des „deutschen Kaiserstaates". Neutral, obschon mit den Westmächten verbunden, uneigennützig wie immer, doch aber, zur Vermeidung aller Mißverständnisse, in den Donau-Fürstenthümern sich häuslich arrangirend, hat man den gegenwärtigen Zeitpunkt für besonders geeignet befunden, die Armee — angeblich noch einmal — zu reduciren und sich mit verdoppeltem Eifer um die Bewältigung seiner häuslichen Nahrungssorgen zu bemühen. Wie haben wir, wie hat Deutschland diese scheinbare Friedensliebe zu deuten? — Herr Cobden, zwar nicht unser Freund, aber doch ein scharfsinniger Mann, meint, daß Oesterreich in stiller Freude zuschaue, wie seine drei mächtigen Concurrenten, die es gleichmäßig hasse und fürchte, sich unter einander schwächen und erschöpfen. Wir glauben, daß Oesterreich aus keinem andern Grunde demobilisiren kann und darf, als weil es den Zeitpunkt der Theilung der Beute noch nicht gekommen meint, mithin der Fortsetzung des Krieges und seiner längeren Dauer vollkommen sicher ist. Wir wissen aus Erfahrung, daß Oesterreich, falls es den rechten Augenblick gekommen wähnte, auch den Staatsbanquerott nicht scheuen würde, und wir zweifeln nicht, daß man dort nur frische Kräfte sammelt, um zu gelegener Zeit bei der Theilung der Beute eine nicht zu überhörende Stimme führen zu können. Ob die Berechnung zutreffen und wer den Lohn davontragen wird: die Geschichte giebt uns die Lehre, daß auch in der Diplomatie die Ehrlichkeit am längsten währt, und wir haben gelernt, in Geduld die Fügung Dessen zu erwarten, der sich durch keine Schlauheit beirren läßt.



Zu Goethe's Faust.

Goethe schrieb den Faust, das größeste, zugleich Volks- und Welt-Gedicht — eine zweite Philosophie zur Geschichte der Menschheit. Wie er selbst der Prototyp eines wahren Menschen in der vollsten Bedeutung des Wortes war, so sollte auch die Tragödie die feinste Abstraction der irdischen Erscheinungen sein — mit einem Worte Universalität. Goethe

ist der Mensch im vollen und schönen Sinne des Wortes, Geist und Leib, Sittlichkeit und Sinnlichkeit im Einklang. Höchst glücklich organisirt — er war ein sehr schöner Mann, ein Bild ewiger Jugend, geboren mit den reizbarsten und empfänglichsten Sinnen, besonders mit den Adleraugen eines Künstlers — zog ihn das Sichtbare gewaltig an, die Werke Gottes wie der Menschen, vor Allem die Menschen selbst. Klar faßte er alles auf und mit kräftiger Conception hielt sein innerer Sinn die Bilder fest; was er aber innerlich so bestimmt und lebendig schaute, sprach er eben so bestimmt und lebendig in Worten aus. Wie der Reichthum seines inneren Sinnes sich mehrte, wie dieser Sinn wuchs und erstarkte, so wuchs und erstarkte auch seine Denkkraft. Seine Anschauung war ein Denken, sein Denken eine Anschauung.

Goethe füllt einen bestimmten Platz, selbst in der Zeit, und diesen höchst eigenthümlichen Platz durch sich selbst aus. Er ist unser größester und deutschester Dichter. „Schon das dritte Geschlecht reifer Männer", — wie selbst Einer der größesten Zeitgenossen, Niebuhr, schrieb — „blickte zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler —; die Kinder vernahmen seinen Namen wie einst unter den Griechen den des Homerus." Er war ein großer Hort der Bildung und Vermittelung, und sein europäischer Ruhm, obwohl gerade in der Periode seiner abnehmenden Kraft am höchsten gestiegen, strahlte hell auf sein Vaterland zurück.

Wie Homer die offene Entfaltung eines jugendlichen Heroenlebens voll ungebrochener Gediegenheit und ungestörter Einheit mit sich selbst und den Göttern episch darstellt, wie Shakespeare den Streit in der Menschenbrust und den Kampf des Menschen in der Welt, die Gegensätze des Daseins in aller Härte und in allem Glanze, in dem Triumphe der Idee und deren Auflösung dramatisch uns vorführt, so hat Goethe die Geheimnisse des Herzens und die Tiefen der Seele in ihrer Innerlichkeit, die Wehen und Wonnen des täglichen Lebens mit unerreichter Meisterschaft lyrisch dargestellt. Goethe trat auf wie ein wiedergeborener Volkssänger, alle Zauber des Volksliedes standen ihm zu Gebote — frei, zart und leicht erheben sich seine Lieder in buntester Formenfülle, wie der Inhalt es will, und doch dem Genius der Muttersprache immer treu. Seine Dichtungen sind aber auch sein eigenes Leben; um ihn recht zu verstehen, muß man ihm nachgelebt haben, wie ein geistreicher Mann kürzlich sagte. Was ihn quält und jauchzen macht, das müssen die Gestalten seiner Werke aussprechen; Zeuge sind besonders die beiden Schöpfungen, in denen er den Mittelpunkt seines Strebens und Erkennens gefunden, Wilhelm Meister und Faust, dieser in kühner Männlichkeit an sich reißend, was jener in allseitiger Empfänglichkeit still auf sich wirken läßt. Der wahre Inhalt der Tragödie Faust ist nach treffender Bemerkung nur ein „sublimirter Auszug aus dem Gesammtstreben des Dichters, eine, wenn auch nur halbbewußte, Reflexion

über seine eigene Thätigkeit," und zwar auf das Engste verbunden mit dem Bilde des Zeitalters, seiner Vorzüge und Mängel, wie sie Goethe fördernd und hemmend erschienen. In dem äußeren Lebenslauf bildet er den sich stets wiederholenden Sündenfall des Menschen auf dem Wege des Denkens und Wollens, des Wissens und Handeln als selbst erfahren wieder nach Außen ab. Durch Shakespeare's Beispiel ermuthigt, die widersprechendsten Stimmungen in dem nämlichen Kunstwerk geltend zu machen, schien es ihm nicht zu kühn, was sein eigenes Herz und das der mitstrebenden Jugend bewegte, in jene alten Sagen einzuführen, in deren Voraussetzung etwas Verwandtes lag. Goethe gesteht selbst eine individuelle Beziehung zu (Wahrheit und Dichtung. Werke XXV. S. 314 rc.), wo er seinen Aufenthalt zu Straßburg im Jahre 1769 und die erste Bekanntschaft mit Herder erzählt: „Am sorgfältigsten verbarg ich ihm (Herder) das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des Ersteren hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des Anderen klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-cabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, obgleich ich mich gleich noch sehr gern beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte."

Goethe dichtete also seinen Faust nach dem Puppenspiele, welches er in frühester Jugend zu Frankfurt a. M. gesehen hatte. Dieses Puppenspiel schöpft aus einer ächt volksthümlichen Auffassung der Faust-Sage. Der Name Faust schließt sich an das Ende einer langen Kette von Namen, die durch Schwarzkunst, Teufelsbeschwörungen und Zauberei überhaupt berüchtigt waren. Das Volksbuch von Dr. Faust ist die Zusammenfassung einer Menge von Sagen, welche sich alle um den Punkt drehen, durch ein Bündniß mit dem Teufel sich zur Macht der natürlichen und geistigen Welt zu erheben.

Die Sage, nach allen Seiten sich bereichernd, schwebt, nach Görres' sinnigem Ausdruck, „wie ein fliegender Sommer um und sucht von Zeit zu Zeit immer wieder eine neue Persönlichkeit, an die sie sich anhangen und an der sie in neuer Umgestaltung sich wieder verjüngen könnte." Dem Mittelalter erschienen besonders die Forscher der Natur als Zauberer und Wunderthäter, mit dem Bösen im Bunde.

Kaum ein einziger entging diesem Vorwurf. Neben wahrhaft gelehrten Forschern gab es aber auch Gaukler und „fahrende Schüler", wie man sie nannte, die als Geisterseher, Schatzgräber und Teufelsbanner in der Welt umherzogen und Hohe wie Niedere täuschten. Noch im Jahre 1507 schweifte ein gewisser Georgius Sabellicus, der sich selbst „der jüngere Faustus, Quellbrun der Nekromanten oder Beschwörer, der zweite Magus" nannte, in der Pfalz umher; der gelehrte Abt Tritheim aus Würzburg († 1516) stellt ihn als einen Landstreicher, Schwätzer und Betrüger dar, der ausgepeitscht zu werden verdiene. Die Anmaßung des Namens eines zweiten Faustus zeigt, daß der eigentliche Faust damals schon Ruf hatte und zwar als ein Gaukler und Wunderthäter, wie sie zu allen Zeiten Glück gemacht haben Es ist in der That merkwürdig, daß eine historische Person aus verhältnißmäßig später Zeit, wie der Doctor Faust allem Anscheine nach gewesen, so bald und vollständig der Sage anheimfallen konnte. Und doch ist es so. Die Sage fand ihn, einen solchen, wie sie ihn lange gesucht, um ihn mit den gesammelten Schätzen zu bereichern. Ihm wurden Einzelnheiten beigelegt, die von zauberischen Künsten und Wirkungen in der Tradition des Volkes geglaubt, Jahrhunderte hindurch schon umgelaufen waren; diesen vermeintlichen Handlungen wurde durch Verknüpfung mit bestimmten persönlichen, räumlichen und zeitlichen Beziehungen eine größere Glaubwürdigkeit verliehen. Auf ihn häuften sich in der Reormationszeit die Verwünschungen der Geistlichkeit; als Gegensatz des Heiligen ward er dem öffentlichen Abscheu preisgegeben. Die Zauber-Sage sollte ihren Abschluß finden in einem abschreckenden Beispiele, wohin das Streben nach dem Besitz magischer Künste führe.

Die Volkssage von Dr. Faust hat sich bis auf unsere Tage in den beiden Gestalten des Volksbuchs und des Puppenspiels episch und dramatisch erhalten, wiewohl sie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Volke selbst viel vom alten Schauer ihrer Erinnerung verloren haben mag. Die erste dramatische Bearbeitung der sinnvollen Sage machte der begabte englische Dichter Christoph Marlow zur Zeit der Königin Elisabeth unter dem Titel: „The tragical History of Doctor Faustus." Dieses Trauerspiel schildert tief und kraftvoll Faust's unbefriedigten Wissensdurst und Abfall, Ueberdruß und schreckliches Ende. Das Geschichtliche ist dem Faustbuche entnommen, den Geist und Gehalt gab ihm Marlow's tief bewegtes ruheloses Gemüth. Diese Dichtung, anerkannt eine der schönsten in englischer Sprache, erschien erst nach Marlow's Tode (1604); der Dichter starb kaum dreißig Jahr alt 1592, nachdem er mit seinem großen Zeitgenossen William Shakespeare mehrmals nicht ohne Glück im Drama gewetteifert hatte. Gekannt hat Shakespeare die Sage vom Doctor Faust, aber er berührt sie nur scherzend in den 1596 erschienenen „lustigen Weibern von Windsor"; im 1. Acte Scene 1 sagt Pistol zu Schmächtig: „Was willst Du Mephi-

stophilus", und im 4. Acte Scene 5 bedient sich Bardolph von dem entflohenen Deutschen des Ausdrucks: „Und nun die Sporen gegeben und fort wie drei deutsche Teufel, drei Doctor Faustusse." Ob diese Anspielung dem Faustbuche, einer alt englischen Ballade vom Doctor Faust, die schon 1588 entstanden sein soll, oder gar Marlow's Faust gelte, bleibt freilich dunkel.

Die erste Spur einer dramatischen Behandlung des Faust in Deutschland ist uns nur zufällig erhalten. Laut den Senatsprotocollen der Tübinger Universität wurden durch Senatsbeschluß vom 18. April 1587, also etwa ein halbes Jahr vor dem Erscheinen des ersten Faustbuchs, zwei Studenten zum Carcer verurtheilt, „welche das Tractätlein vom Faust (eine Comödie) gemacht." Ob schon damals der Gegenstand, in tragischer Weise aufgefaßt, auf der Bühne erschienen sei, kann nicht bestimmt entschieden werden. Außer Zweifel ist aber, daß seit dem siebenzehnten Jahrhundert die Faustsage in tragischer Darstellung die Bühne betreten habe. Aus diesem uns verlorenen Drama von Doctor Faust hat sich das deutsche Puppenspiel herausgebildet, dessen reinste Gestalt sich in den Aufführungen der Schütz- und Dreher'schen Gesellschaft erhalten hat, welche, in Ober-Deutschland zu Hause, zuletzt in Potsdam angesiedelt war und noch in dem zwanziger Jahre mehrmals in Berlin den Faust aufführte. *)

Dieser mythische Charakter des Faust wurde schon im vorigen Jahrhundert Gegenstand der höchsten Anstrengung für unsere Dichter. Lenz und Lessing dachten daran, Letzterer hatte die Absicht, Faust als Schauspiel zu bearbeiten, er hat aber nur eine Scene bekannt gemacht; Klinger war einer der ersten, welche sich ganz in ihm versenkten. Eine neue tief in das Bewußtsein des Volkes übergegangene Auffassung gewann die Faustsage in Goethe's Behandlung, — zugleich ein großartiger Versuch, den Zauberglauben aller Zeiten in der Weise, wie ihn die gegenwärtige Zeit versteht, zur practischen Anschauung zu bringen. Die beiden Vorbilder, welche dem Dichter neben den eigenen Erlebnissen bei der Reconstruction des Mythos vorschwebten, Hamlet und Don Juan, stellten Jünglinge dar, deren Blüthe durch greisenhafte Reflexion und durch Uebermaß der Leidenschaft früh geknickt war; Goethe suchte diesen Widerspruch des Lebens dadurch zu vermitteln, daß er seinen Faust ein doppeltes Leben führen läßt, ein langes Leben des Denkens und Grübelns, und eine neue verzauberte Jugend. Von dem Puppenspiele benutzte Goethe aber nur den Anfang, welcher ähnlich ist in beiden Stücken. Schon das Gespräch mit dem in seiner Beschränktheit und seiner todten Gelehrsamkeit glücklich nüchternen Wagner, Faust's Verzweiflung, bis der eben ertönende Ostergesang durch eine wundervolle Erinnerung an die erste unschuldvolle glückliche Jugendzeit ihn vom

*) Simrock hat dieses Puppenspiel neuerdings nach eigener Erinnerung und Berichten Anderer glücklich wieder hergestellt.

letzten schweren Schritte zurückhält, der darauf folgende Spaziergang mit der schön erfundenen Erinnerung an die Zeit der Pest, bei welcher Faust mit seinem Vater sich des allgemeinen Elends angenommen — alles dieses ist Eigenthum Goethe's, dem nur Faust's Hund Prästigiar die Veranlassung zu dem in das Gebiet der Philosophie hineingezogenen Pudel gegeben haben mag, dessen Kern Mephistopheles ist. Die Beschwörung des Pudels und die Vertragsscene ist ganz dem Volksbuche gemäß, nur hat der Dichter Einzelnes mit richtigem Blick weggelassen und ein paar Züge aus dem Volksglauben aufgenommen. Mephistopheles erscheint hier als fahrender Schüler, wie es Faust selbst war, nicht als Franciskaner, darauf erst als Junker, wie im Puppenspiele. Die Beschwörung durch den Salamonis-Schlüssel (ein ursprünglich hebräisch abgefaßtes und dem König Salomon fälschlich beigelegtes cabbalistisches Zauberbuch) gehört dem Dichter an, der jedoch das Pentagramma, die Herrschaft des Teufels über Ratten und Mäuse, das Gesetz, daß die Teufel da hinaus müssen, wo sie hereingeschlüpft sind, aus der Volksvorstellung genommen hat. Die geniale Hexenküche, welche nach einer Notiz Goethe's in den Gesprächen mit Eckermann im Garten Borghese 1788 gedichtet wurde, so wie die Verjüngung durch den Trank der Hexe sind dagegen wieder Goethe's eigenstes Werk. In den folgenden Scenen, welche sich auf Gretchen beziehen, ist des Dichters erste Jugendliebe laut dem eigenen Bekenntnisse verewigt.

So werden die eigenen Erlebnisse und der Inhalt eines alten Volksdrama's zu einem Gedicht vereinigt, welches die höchsten Fragen des Denkens mit einer Wärme und Innigkeit berührt, deren Eindruck auf unser ganzes Sein dauerhafter und gewinnreicher ist, als die scharfsinnigste Deduction der Schulphilosophie. Darum ist man auch seit dem ersten Erscheinen bemüht gewesen, diese höchste Vereinigung des gesunden Menschenverstandes und des überquellenden Gefühls in der schönsten klassischen Diction nicht nur zu bewundern, sondern auch in den inhalt- und beziehungsreichen Einzelheiten zu deuten. Homer's Gesänge, Dante's göttliche Comödie, Shakspeare's Hamlet und Goethe's Faust sind aus alter, mittlerer und neuester Zeit die großen dichterischen Riesenwerke, an deren Deutung der Witz der Commentatoren, berufener und unberufener, sich anscheinend eben wegen ihrer Höhe nicht erschöpfen kann. Die Könige haben gebaut — die Kärner haben vollauf daran zu thun.

Ueber Goethe's Faust schrieb zuerst im Jahre 1821 K. E. Schubarth — seitdem nimmt die Literatur über dieses Werk allein 115 Nummern ein —; manche der critisirenden Literaten befaßten sich mit dem zauberischen Spiel der hohen Regenbogenfarben, obgleich ihre Hände nur für niedrige Erdarbeit gemacht sind. Zu dieser Kategorie rechnen wir jedoch die drei Interpreten nicht, welche kürzlich das Weltgedicht wiederum erläutert haben. Ueber Inhalt und Bedeutung ihrer Schriften referiren wir noch nachfolgend:

1) **Goethe's Faust.** Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie von Dr. Ferdinand **Deycks.** Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Mit alten Legenden. Frankfurt a. M. 1855. Verlag der J. Ch. Hermannschen Buchhandlung. 16. S. XVI. und 340.

Als vor einundzwanzig Jahren die erste Ausgabe dieser Deutung des eben so sehr größten als dunkelsten Dichterwerks unserer Literatur erschien, wurde sie von den geachtetsten und competentesten Stimmen freundlich willkommen geheißen. Der Verfasser ist seitdem bemüht gewesen, tiefer in des Meisters Werke einzudringen, und hat keine der neu eröffneten Quellen unbenutzt gelassen. So ist denn in der zweiten Ausgabe, während Plan und Grundansicht unverändert geblieben, viel Neues hinzugekommen, namentlich über die Entstehung der Faust-Sage (S. 3—34) über Goethe's erste Beschäftigung mit derselben ganz im Anfange seiner dichterischen Laufbahn (S. 35—48) ausführlicher gesprochen. Als Anhang sind die aus dem früheren Mittelalter stammenden Legenden von Theophilus und die ägyptische Maria (S. 303 bis 330) hinzugefügt, in denen man vorlängst christliche Vorbilder des Goetheschen Faust erkannte, und zwar in freier Bearbeitung, gleichsam als Blüthenschmuck am Haupt der Säule.

Derjenige Theil des Buchs nun, welcher sich mit der eigentlichen Wort- und Sacherklärung beschäftigt, ist unbedingt zu loben — der historisch-philologische Apparat ist ziemlich vollständig herbeigeschafft, jeder Freund des Dichters wird aus den Erläuterungen Belehrung schöpfen. Der philosophisch-ästhetischen Erklärung können wir jedoch nicht durchweg beistimmen; um die, wie uns scheint, unmögliche Aufgabe zu lösen, aus den Zusammensetzungen des zweiten Theils ein wirkliches Kunstwerk zu machen, ist dem Dichter nicht selten Gewalt angethan. Deyks ist der Ansicht (vergl. S. 133 ff.), das ganze Werk sei das Erzeugniß derselben schöpferischen Kraft desselben Dichtgeistes und in dieser Rücksicht gleichartiger und zusammenstimmender, als bisher gemeiniglich angenommen wurde. Er sucht aus dem Inhalt und den Beziehungen der besonderen Scenen und Gruppen, hauptsächlich aber aus den eigenen, in den verschiedenen Werken zerstreuten Aussprüchen des Dichters den Nachweis zu liefern, daß Goethe im Plane des Ganzen niemals irre geworden sei, daß jede Willkür und zwecklose Laune ihm fern geblieben und daß er zwar im höchsten Alter noch das Werk dichtend ausgeführt, (noch im Winter 1829, als er über achtzig Jahre zählte, vergl. S. 161), die neuesten Vorfälle und Anregungen mit darin aufgenommen, allein, daß zum Theil gerade diejenigen Scenen, welche am spätesten bekannt geworden und die man für das Erzeugniß seiner letzten Jahre, ja als eine nothbehelfliche Auskunft für den doch endlich zu er-

zielenden Abschluß gehalten hat, daß gerade diese in der Zeit seines mittleren Lebens und seiner höchsten dichterischen Kraft entstanden sind. Der Verfasser erklärt geradezu (S. 136): „Nicht nur gleich steht der zweite Theil dem ersten an Geist und Gehalt, er übertrifft ihn selbst an Ideenfülle." Die beste Anleitung zum Verständniß des ersten und zweiten Theils hat der Dichter wohl selbst in den folgenden Worten gegeben. *) „Der erste Theil ist fast ganz subjectiv. Es ist Alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl thun mag. Im zweiten Theil aber ist fast gar nichts Subjectives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt und wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen."

Deyks hat bereits in der ersten Ausgabe und wiederholt in der zweiten (S. 146 ff.) über die in mystisches Dunkel gehüllte Gottheit der Mütter (II. Theil 1. Act, Fausts Worte:

> In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
> Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt
> Und doch gesellig)

diejenige Auslegung gegeben, welche jetzt als die richtige wohl allgemein angenommen wird, daß nämlich die Matrices des Theophrastus Paracelsus gemeint seien, der die Elemente oder Urstoffe der Körper so nennt. So würde also auf ähnliche Weise, wie alle Körperwelt in den Elementarmüttern enthalten ist, auch im Reiche der Ideen die classische Schönheitswelt der Hellenen in jenen Müttern, den Ammen des Zeus, ihr Urprincip haben. (Vergl. S. 157).

2) Ungelehrte Erklärung des Goetheschen Faust von J. A. Hartung. Leipzig. Verlag von W. Engelmann. 1855. 8. S. VIII. u. 335.

Der vielgewandte Director des Gymnasiums zu Schleusingen, Hartung, will mit diesem eigenthümlichen Titel sagen, daß es bei der gelieferten Erklärung des Goethe'schen Meisterwerks nicht auf eine Schaustellung umfangreicher Gelehrsamkeit und noch weniger auf eine philosophische Construction der tiefsinnigen Dichtung abgesehen sei. Es war ihm ganz besonders um die Entwickelung des inneren Sinnes und Zusammenhanges der Dichtung und um Darlegung der Denkart und sittlichen Weltanschauung des Dichters zu thun (S. V.). Als tüchtiger Alterthumsforscher und Interpret griechischer Dichter bewährt, hat er den fruchtbaren Grundsatz der Philologen, jeden Schriftsteller zunächst aus sich selbst zu erklären, in vollster Ausdehnung auf Goethe's Faust angewandt. Er meint, bei der reichen Hinterlassenschaft des Dichters könne in keinem seiner Werke noch irgend ein ungelöstes Räthsel für uns übrig bleiben. Es ist ihm geglückt, durch Anführung von Parallelstellen aus anderen Schriften Goethe's den „Faust" durch den Dichter

*) Eckermann, Gespräche mit Goethe. II. S. 275.

selbst zu erklären. Mit der ausgedehnten Goethe-Literatur ist er gründlich vertraut, er ist so zu sagen „goethefest"; vor Allem hat er sich die Ansicht Goethe's über Welt und Leben vollständig angeeignet: er vertritt seine eigene Ueberzeugung, indem er die des Meisters seinen Lesern vorsetzt.

Hartung führt den Gedanken durch, daß „Faust's" höhere Natur der des einseitigen bornirten Mephistopheles weit überlegen, daß des letzteren Versuche, den hochstrebenden Geist zu sich niederzuziehen, sich dienstbar und ewig pflichtig zu machen, nur als Durchgänge zu einer höheren Stufe, als Prüfungen zur vollkommenen Klärung erscheinen (S. **40** ff.). Mephistopheles selbst ist ihm kein Teufel wie Jago, er glaubt nur an keine Tugend und an keine Größe. Faust's Verhältniß zu ihm ist das der jugendlichen Ueberspannung zu dem lieblosen Verstand (vgl. **5**, **59** ff.); Mephistopheles, zu dessen Charakter Goethe's Freund Merck wesentliche Züge geliehen hat (S. **67**), bleibt immer oberflächlich (S. **91**), Faust durchdringt die Tiefe (S. **69**, **96**, **144**). Hartung erkennt (S. **24** ff.) im Faust auch Goethe selbst, „der sich in allem Wissen unbefriedigt umhergetrieben hat", wie er selbst schrieb.

Rücksichtlich des zweiten Theils spricht Hartung folgende Gedanken aus (S. **151** ff.): „Erst sehen wir die kleine, dann die große Welt", hat Mephistopheles gleich anfangs zu Faust gesagt. Und Goethe selbst hat (in Kunst und Alterthum) versprochen, er wolle seinen Faust in höhere Regionen durch würdigere Verhältnisse führen. Das ist der Inhalt des zweiten Theils. Nachdem Faust, einem regellosen Treiben auf Gerathewohl hingegeben, bisher in der Welt herumgerannt und gestolpert ist, so wird er jetzt, nach Verwindung des Unglücks, das ihn von diesem Treiben geheilt hat, eine geordnete Thätigkeit in irgend einem Zweige menschlichen Wirkens oder vielleicht in mehreren nach einander beginnen. Dabei wird es ihm gehen, wie allen, welche je dergleichen begonnen haben: Mißbräuche, Noth und Uebelstände wird er vorfinden, und ihrer Wegräumung wird sich Bequemlichkeit, Dummheit und Eigennutz entgegenstellen. Allein dergleichen Wahrnehmungen bringen ihn nicht mehr zur Verzweiflung, noch erkalten sie sein Streben; denn sein Wirken geht von seinem Mittelpunkte aus, welcher vom Abglanz des Wahren und Göttlichen erleuchtet ist. Mephistopheles, welcher längst seine Wette verloren hat, ohne es zu wissen und zu fühlen, folgt ihm überall hin als Gelegenheitsmacher und Handlanger, als Kritiker und Satyriker, als Parodie des Erhabenen, als Karrikatur des Schönen: kurz, er ist zur Hervorbringung aller höchsten Resultate unentbehrlich, als das Mittel, welches immer das Gegentheil von demjenigen erwirkt, was es erzielt, aber in seiner eingebildeten Beschränktheit sich als Endzweck betrachtend und endlich Sieg verhoffend, ganz treu dem Charakter, welchen er von Anfang her getragen hat und welcher in den ersten Scenen deutlich genug beschrieben ist." Diese Auslegung ist allerdings so klar und einfach, als man es sich den vielen Vorurtheilen von der abstrusen Dunkel-

heit des Gedichts gegenüber kaum denken konnte. Hartung's Schrift liest sich durch eine concise, aus dem Dichter selbst schöpfende Sprache leicht, angenehm und anregend.

3. Goethe's „Faust" und Schiller's „Wilhelm Tell" nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung, von J. G. Rönnefahrt. Leipzig, Verlag der Dyk'schen Buchhandlung 1855. gr. 8. S. IV. u. 195.

Der Verfasser hält sich nicht ganz frei von gewaltsamen Deutungsversuchen, ist auch befangen in den Kategorieen einer dogmatischen Philosophie. Doch zeugt die Schrift von tiefern Studien und Selbstständigkeit des Urtheils. Nach seiner Ansicht wird „durch die Betrachtung der welthistorischen Bedeutung jener Dichterwerke die Poesie in thatsächliche Beziehung zum lebendigen Leben gerückt und der Kreis ihres Einwirkens auf Menschenbildung erweitert, so daß sie aus dem absondernden Gebiete des reinen Kunst- und Formwesens hervorgezogen, mit der Gewalt der sie erfüllenden Innerlichkeit an das Menschenherz dringt."

Den Gedanken, welcher durch die Fausttragödie belebend und gestaltend hindurchgeht, faßt der Verfasser so zusammen (S. 130): „Faust ist der Mensch, und zwar der Mensch, wie er sich durch subjective Denk- und Lebensthätigkeit bei vorwaltender Verstandesmäßigkeit an den sinnlichen Erscheinungen des Daseins zu höheren Zielen emporarbeitet — der Mensch, an dem sich ausweiset, daß Sinn und Verstand ihre ewige göttliche Berechtigung haben und mitzählen als vollgültige Factoren zur Ermittlung des Heils, das Gott seinen Menschenkindern verheißen hat in der ursprünglichen Sehnsucht derselben nach immer höherem Dasein — der Mensch, der dies Heil findet, weil er dieser Sehnsucht gehorcht und nicht abläßt vom Streben. Nur, was dem Stillstand huldigt und in Einseitigkeit verharren will, geht zu Grunde. So ist die ganze Fausttragödie die poetisch-symbolische Darstellung der in der Reformationsperiode vorliegenden historischen Thatsache, wie der Menschengeist auf dem Wege der Verstandesbildung durch rastloses Weiterstreben jene Gemeinschaftlichkeit, in welcher das Kirchenthum mit verstandesmäßig phantastischen Glaubenssatzungen und Formen die Menschheit gefesselt und gefangen hält, auflöset und die Aussicht gewinnet, durch Ausbildung und Bethätigung der Vernunft mittels gediegener Herstellung der Lebensform, die wir Staat nennen, eine solche Gemeinsamkeit der Kraftbethätigung zu schaffen, worin der Menschheit wirkliches Freisein und wesenhaftes Glück gesichert bleibt. Wie aber die Tragödie in dem Mephistopheles den Schalk aufstellt, der als ein von Gott dem Menschen zugegebener Geselle reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen: so verherrlicht sie den einigen, ewigen, liebevollen Gott, den Allvater der Schöpfung, der durch schicksalsmäßige Fügungen seine Menschenkinder zur Freiheit und Liebe und durch Beides zur Seligkeit erzieht."

Am Schlusse (S. 195) erklärt der Verfasser Goethe für den „Denter und Wahrsager der Vergangenheit, Schiller für den Weissager und prophetischen Verkündiger der Zukunft." Die Begründung dieser Ansicht läßt Manches zu wünschen übrig.

An vorstehendes Referat über die neuesten wissenschaftlichen Erklärungen des Faust reihen wir aus der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage Nr. 316, November 1855) noch eine Notiz an über eine neuere künstlerische Erläuterung. Professor Karl Vogel von Vogelstein hat im Auftrage des regierenden Großherzogs von Toscana dreizehn cyklisch mit einander verbundene Darstellungen aus dem ersten Theile des Faust gemalt. Das Bild ist bereits von München nach Florenz abgegangen, um im Palast Pitti neben einem anderen Gemälde des nämlichen Künstlers aufgestellt zu werden, welches in gleicher Größe und ähnlicher Anordnung die hauptsächlichsten Vorgänge der Divina comoedia des Dante vor Augen führt. Sind die Darstellungen zur „Göttlichen Comödie" dazu bestimmt, die geistig sittliche Wiedergeburt und Erhebung des dem Irrthum und der Sünde verfallenen Menschengeistes zu veranschaulichen, so soll Faust zeigen, wie im unbefriedigten Streben nach dem höchsten Wissen und nach dem höchsten Sinnengenuß die gottbegnadete, ursprünglich reine Menschenseele dem sittlich-leiblichen Verderben unrettbar verfällt. Demgemäß mußte auch hier der Gang der Ereignisse seine Richtung von der Höhe zur Tiefe nehmen und diese Richtung sich auch in der Gesammtanordnung und Behandlung des Colorits kundgeben. Als Sitz des Herrn und als Aufenthaltsort der Engel, wo von diesen das gerettete Gretchen liebevoll empfangen wird, aber auch Mephistopheles vorübergehend seine Aufwartung macht, strahlt in lichtvoller Klarheit der Himmel nnd nur um ein Geringes weniger hell die Doppelreihe der glücklicheren Lebensmomente: wie Faust als Knabe mit seiner Mutter beim Geläute der Osterglocken über das Feld zur Kirche geht, sein Spaziergang mit Wagner, der Anblick des Weiblich-Schönen in der Herenküche und die Liebesscene mit Gretchen im Garten, während in der die Mitte des ganzen Bildes einnehmenden wundervollen Erscheinung des Erdgeistes zwar gleichfalls noch leuchtend, aber nach unten bereits irdisch getrübte Farbenpracht herrscht, eine Trübung, die sich auch in den zu beiden Seiten anschließenden Scenen, am Blocksberg und in der Kirche, geltend macht und den ganz natürlichen Uebergang bildet zu dem durch Fackeln oder Mondschein spärlich erhellten Dunkel der Nachtscene beim Tode Valentin's, am Hochgericht und im Kerker.

Wie der Künstler seinen Conceptionen gegenüber denkend und empfindend sich verhält, können wir deutlich aus dem gehaltvollen Commentar zu seinem Faust ersehen, den er so eben von einem hübschen in Kupfer gestochenen Umriß des Bildes begleitet in Druck hat erscheinen lassen; derselbe ist besonders dadurch von Werth, daß er die Idee dieser

Composition nicht nur an und für sich, im Ganzen und Einzelnen, sondern auch im Vergleich mit den Darstellungen zu Dante klar entwickelt und die gegensätzlichen Beziehungen nachweiset, in welchen beide Bilder innerlich wie äußerlich zu einander stehen.

Wissenschaft und Kunst werden noch lange Zeit nicht nur aus, sondern auch an dieser eigenthümlichsten und bedeutendsten Schöpfung deutscher Dichtkunst sich entwickeln, von der Lord Byron sagte: „ich gäbe die Welt darum, den Faust in der deutschen Urschrift lesen zu können."

Tages-Ereignisse.

Ueberraschungen.

Napoleon III. liebt die Ueberraschungen, und ein Paragraph seiner Festrede beim Schluß der Weltausstellung war wohl geeignet, ganz Europa zu überraschen. Möglicher Weise haben Anfragen der Diplomatie über die Tragweite desselben, die Aufmerksamkeit des Monarchen darauf hingelenkt, daß wohl etwas zu viel des Guten geschehen, und eine Erläuterung nöthig sei. Diese wird nun abermals auf ungewohnte Art gegeben, indem nicht das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern der Minister des Innern einem Pariser Tagesblatte das desfalls Erforderliche zufertigt. Jene Aeußerungen sollen gleich weit von einer Drohung oder Bitte entfernt gewesen sein, und die darin liegende sollicitation pressante war einzig und allein in dem lebhaften Interesse des Kaisers für die große europäische Familie begründet.

Gewiß wird diese Familie höchst überrascht durch eine väterliche Sorgfalt sein, auf welche sie schwerlich gerechnet, jedoch ihr deutscher Theil dürfte dieselbe respectvoll ablehnen. Unsere Fürsten wissen vermuthlich eben so gut wie der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs, was sie ihrer Ehre und unserem Wohlergehn schuldig sind, und überdies drängt sich dabei eine höchst unangenehme Reminiscenz auf. Napoleon I. unternahm bekanntlich seine sämmtlichen Kriege nur im Interesse des continentalen Europa's gegen die Gewaltsamkeit des „treulosen Albion", und beglückte dadurch Deutschland dergestalt, daß es den Beschützer niederschlug. Jetzt soll die Civilisation gegen russische Barbarei geschützt werden, — das wollen und können wir aber allein besorgen, denn Deutschland ist stark genug, um sowohl Anfeindung wie aufdringliche Freundschaft abzuwehren, aus welcher Himmelsgegend sie immerhin kommen möge.

Bei derselben Feierlichkeit äußerte der Prinz Napoleon: „die Nachwelt wird bekunden, daß wir bei einem jener Zeitabschnitte angelangt sind, wo eine dynastische Revolution einem großen Bedürfniß der neuen Gesellschaft abhilft.“ Wahrscheinlich erwog der erlauchte Redner nicht, daß wir selbst bereits Nachwelt sind, und daß noch Viele leben, die jenes Bedürfniß sowohl gefühlt als befriedigt haben. Als solches machte sich nämlich im Jahre 1813 die Entfernung der buonapartistischen Dynastie von den Thronen geltend, welche sie eingenommen, und glücklicher Weise gelang das, wenn auch unter schweren Opfern. Zuerst wurde der König von Spanien und beider Indien veranlaßt, fern von Madrid und sogar jenseit der Pyrenäen über die Vergänglichkeit irdischer Größe nachzudenken. Sodann entfloh der ritterliche Monarch des Königreiches Westphalen bei nächtlicher Weile aus Kassel, nachdem er das Scandal erlebt, daß ein Kosaken-Anführer besagtes Königreich für aufgelöst erklärte. Etwa sechs Monate später vertauschte sogar der Nachfolger Karl's des Großen den Thron desselben mit der bescheidenen Souverainetät über die Insel Elba! Wahrlich, das war eine dynastische Revolution, von welcher zu sprechen der Mühe lohnt.

Unsere Anschauung über die neuerdings auch im Bereiche des III. Armee-Corps und namentlich in Berlin vorgekommenen Entziehungen von der Militairdienstpflicht, welche der bekannte Proceß gegen den Betrüger Eck aufgedeckt, finden auch von amtlicher Seite Bestätigung. Ohne nähere Kenntniß der Sachlage und ohne auf Schuld oder Unschuld der Betreffenden selbst einzugehen, sprachen wir uns nur gegen einen Artikel aus, der zuerst im „Publicisten“, dann als Eingesandt in den beiden „altbegründeten“ Berliner Zeitungen erschien und die nachträglich zur Ableistung ihrer Militair-Dienstpflicht in eine Militair-Arbeiter-Abtheilung Eingestellten oder Einzustellenden gegen die Maßregeln der Behörde in Schutz nahm und das öffentliche Mitleid für die Unglücklichen anrief, welche jetzt Frau und Kind, so wie bürgerliche Geschäfte etablirt hätten. Wie wir schon im vorigen Hefte, so spricht jetzt ein, wie es scheint, officieller Artikel dieselbe Mißbilligung über die versuchte Beschönigung eines Vergehens aus, welches nach unserer Ueberzeugung in Preußen schwerer wiegt, als in irgend einem anderen Staate. Wir haben es auch jetzt noch nicht mit den einzelnen, nur zu deutlichen Vorgängen zu thun. Mögen die Schuldigen tragen, was sie verschuldet. Aber wir haben es hier mit einem argen Mißbrauch der Presse zu thun, die sich dazu hergiebt, gleichviel ob für gute Worte oder Geld, irgend etwas vor den Augen des Publicums in Schutz nehmen zu wollen, was gegen die Grundbedingungen unserer staatlichen Geltung in Europa verstößt. Schon im April dieses Jahres verlautete, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen zum Präses einer Commission

ernannt worden sei, welche über renitente Militairpflichtige berathen sollte. Das Uebel mußte zu einer bedrohlichen Ausdehnung angewachsen sein, daß die höchste Person im Staate nach Sr. Majestät dem Könige zu einem solchen Präsidium berufen wurde, und in der That hatten die am Rhein, in Pommern und Schlesien bekannt gewordenen Untersuchungen die Existenz eines weitverzweigten Netzes solcher betrügerischen Entziehungen von der Militairdienstpflicht nachgewiesen. Man war eben so erstaunt, als schmerzlich überrascht über diese sich rasch folgenden Enthüllungen. Theils war dadurch das Gefühl der Sicherheit verletzt, daß unsere Militair-Institutionen bereits in Fleisch und Blut des ganzen Volkes übergegangen seien, theils wurden wir unsanft aus dem Traume geweckt, daß alle preußischen Beamten unbestechlich sind. Und wie oft ist das unser Stolz im Vergleich mit anderen Zuständen gewesen! — Beides waren in der That schmerzliche Erfahrungen. Daß aber das Verfahren Derer auch noch in Schutz genommen werden könnte, welche sich offenkundig durch Anwendung unerlaubter Mittel der ersten und wichtigsten Pflicht jedes Preußen entzogen, haben wir weder geglaubt, noch erwartet. Die Zurechtweisung von officieller Seite ist eine sehr milde und läßt sich sogar auf Beweise ein, daß die Behörden in ihrem vollkommensten Rechte sind. Für uns bedarf es dieses Beweises nicht, aber je unabhängiger wir uns von jeder Rücksicht nach irgend einer Seite hin fühlen, je weniger zögern wir jetzt, wie wir schon vor dem amtlichen Erlasse nicht gezögert haben, unsere vollste Mißbilligung über eine solche Benutzung des uns Allen theuren Rechtes der freien Presse auszusprechen.

Es läßt sich annehmen, daß auch anderwärts ähnliches Treiben noch im Dunkel schleicht und sich mit allerlei Vorsichtsmaßregeln umgiebt. Für einige Zeit werden die nun wiederholt eingetretenen Bestrafungen dem Unfug steuern, jedenfalls aber die dabei Betheiligten scheuer machen, und so die Entdeckung erschweren. Indessen sind die Behörden, welche das Ersatzgeschäft zu besorgen und zu controliren haben, nun aus ihrer vertrauenden Sicherheit aufgeschreckt und werden mißtrauischer sein. Es war ein schöner Zug unserer allgemeinen gesellschaftlichen Zustände, dieses Vertrauen und diese Sicherheit. Auch wir haben beides im vollsten Grade gehabt. Die Zeit scheint eine andere geworden zu sein. Man nennt Mißtrauen als eine der wesentlichsten Motoren einer constitutionellen Staatsform. Möge in dieser Beziehung Preußen in Zukunft so constitutionell wie nur möglich werden!

In einem aus dem österreichischen Schlesien datirten Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ wird von den Reductionen erzählt, die fortdauernd bei den noch in Galizien stehenden Kaiserlichen Truppen stattfinden, und dabei gesagt: „Diese Pferdeverkäufe, welche sogar unschicklicher Weise in den Kirchen von den Kanzeln herab öffentlich verkündigt werden mußten,

strafen am besten alle jene eitlen Hoffnungen einer jemaligen activen Theilnahme Oesterreichs an dem Kriege gegen Rußland Lügen. Man hört nur oft das Bedauern aussprechen über die vielen Millionen, die für jene Rüstungen verausgabt worden, ohne bis jetzt thatsächlich einen Dreier gewonnen zu haben, und die das Land doch tief erschöpft haben." Es giebt doch allerlei Gattungen von Zeitungs-Correspondenten! Weil Oesterreich keinen Dreier gewonnen, erklärt jener Schlesier die von Oesterreich gemachten Rüstungen für unnütz und bedenkt nicht, daß eben diese Rüstungen bis jetzt eigentlich mehr und Nachhaltigeres gegen Rußland erreicht, als Frankreich und England zusammengenommen, obgleich beide auchnoch keinen Dreier dabei gewonnen. Diese Rüstungen haben Rußland gezwungen, die pfandweise besetzten Donau-Fürstenthümer zu räumen, und Oesterreich hält sie jetzt so unzweifelhaft besetzt, daß es dort selbst Deserteure in englischem Dienste verhaftet. Die Krim hat Rußland aber noch nicht geräumt, trotz der englischen und französischen ebenfalls verausgabten Millionen. Der Correspondent spricht von „eitlen Hoffnungen". Wie würde er erst von Klagen über nicht eingenommene Dreier sprechen, wenn sich seine oder seiner schlesischen Landsleute Hoffnungen verwirklicht hätten. Und solchen post festum Klagen gegenüber, sollte Preußen seinem Könige nicht dankbar sein, den Frieden erhalten zu haben? Wohl zu merken druckt diese Klagen aus österreichisch Schlesien auch eine Berliner Zeitung ganz unbefangen ab, welche selbst stets zum Kriege gedrängt und welche Preußen nicht schnell genug mobil machen konnte. O, über die öffentliche Meinung! —

Seitdem angeblich Sebastopol, in Wirklichkeit aber nur ein vollkommen unhaltbarer Trümmerhaufen in die Hände der Alliirten gefallen, zeigt sich die für England natürliche, für den in diesem Kampfe nicht betheiligten Continent aber immerhin bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Werbe-Stationen in den drei vereinigten Königreichen fast keinen Rekruten mehr erlangen können. Die Herren Bright und Cobden argumentiren daraus die Unpopularität des Krieges überhaupt, und es scheint fast, daß sie vollkommen Recht haben; das Ministerium aber sendet einen Offizier nach Frankreich, um das dortige Conscriptionsgesetz kennen zu lernen Beides aber beweist das unleugbare Vorhandensein des Factums, daß sich eben Engländer nicht mehr anwerben lassen, namentlich jetzt, wo der zweite Winter in der Krim begonnen hat und abermals schwere Leiden und Entbehrungen in Aussicht stellt. Der berühmte Cobden'sche Brief, über den die kriegslustige, weil abonnentengierige Presse so vollständig alle Fassung verloren zu haben scheint, sagt so viel einfach Wahres, spricht in vielen Dingen so vollkommen gesunden Menschenverstand, daß man in der That versucht wird, zu fragen: Wer will in England denn eigentlich den Krieg? — „Wenn Ihr ihn wollt,"

ruft Cobden aus, „so begnügt Euch nicht damit, brodloses Gesindel anzuwerben, sondern richtet einen Aufruf an die ganze Mannheit und Manneskraft Englands! Kämpft Eure Kämpfe selbst und laßt nicht bezahlte Gladiatoren sich für Euch todtschlagen!" — Ein besseres Mittel aber, dem ganzen englischen Volke nicht allein diesen, sondern jeden Krieg gründlich zu verleiden, könnte schwerlich ersonnen werden und man würde einen unglaublichen Enthusiasmus für den Frieden erwachen sehen, wenn die Regierung zu einem der Conscription nur irgend ähnlichen Mittel greifen wollte. Die kriegslustige Presse sucht zwar den schlagenden Beweis, der in dem Rekrutenmangel für die Unpopularität des Krieges liegt, dadurch zu entkräften, daß sie nachweist, wie in den Fabrik-Districten Arbeit und hohe Preise derselben zu sehr im Flor wären, um den Handwerker und Arbeiter nach einigen Pfund Handgeld lüstern zu machen. Durch die starke Auswanderung seit 1847, den Ausfuhrhandel, der sich seit Revision des Zolltarifs so sehr gehoben, durch die sogenannte Zehn-Stunden-Arbeitsbill sei der Zustand des Handarbeiters so verbessert worden, daß man die Zustände während der letzten Kriege gegen Napoleon gar nicht mit den Zuständen während des jetzigen Krieges mit Napoleon vergleichen könne. Je höher die Arbeitspreise im Allgemeinen, je mehr müsse auch der Werbe-Unteroffizier bieten können, und das kann er nach den jetzt noch gültigen Rekrutirungsgesetzen nicht. Um es kurz zu fassen — sagen sie — der Tagelohn, den wir den uniformirten Arbeitern geben, um unsere „Civilisations-Schlachten" zu schlagen, ist zu niedrig, und doch würde sowohl Herr Cobden wie Herr Bright, bei ihren sonstigen Ansichten über Staats-Oekonomie, sehr dagegen sein, wenn man den Sold für den gemeinen Soldaten erhöhen wollte. Wer von den streitenden Parteien Recht hat, können wir allerdings von hier aus nicht entscheiden. Das von beiden Zugestandene tritt aber desto klarer hervor. England hat keine Armee mehr und auch keine Mittel, so lange der Krieg dauert, auch wieder eine Armee zu bekommen, denn wenn ihm sein bisheriges Werbesystem versagt, wenn sogar die Miliz keine Disposition zeigt, Civilisations-Schlachten zu fechten, und endlich die Fremden-Legionen ein mehr als mageres Resultat ergeben haben, so wird auch das kriegslustige Zeitungsblatt den Ton herunterstimmen und eingestehen müssen, daß auch die glorioseste Constitution keine Armee hervorbringen kann, daß es allerdings sehr viel bequemer ist, andere Leute für sich fechten zu lassen, auf die Länge aber doch auch Geld allein nicht für Alles ausreicht. Wir können weder Herrn Cobden noch Herrn Bright loben, daß sie in England während des Krieges so offen die Partei Rußlands nehmen. Dazu haben sie kein Recht und begehen einen Verrath an ihrem Vaterlande; aber ihre Argumente sind richtig, so richtig, daß man sich bald genug wundern wird, nicht auf sie gehört zu haben. Mit dem künftigen Frühjahre werden sich allerdings wieder einige Rekruten mehr melden. Was be-

deutet das aber gegen das ungeheuere Bedürfniß, ja nur gegen den Abgang, den die englischen Truppen in der Krim allein während des nächsten Winters zuverlässig haben werden.

Wie viele Zeitungen in dem neutralen Deutschland haben aber den Muth, die Wahrheit so ehrlich heraus zu sagen, als die freiwilligen Zeitungs-Mitarbeiter Cobden und Bright in dem kriegführenden also partheiischen England.

Sind an und für sich mächtige Staaten jemals „à la recherche des Alliés" gewesen, so ist das gegenwärtig bei Frankreich und England der Fall. Bald wird bei Spanien, Portugal, Belgien, bei Schweden und Dänemark angeklopft. Man holt sich abschlägliche Antworten, aber man versucht es doch immer wieder. Von Rußland hat die Geschichte bis jetzt noch nicht einmal einen Versuch zur Gewinnung eines Bundesgenossen zu erzählen. Freilich hat Rußland die Revolution in Spanien angezettelt und die Nord-Amerikaner zu drohenden Bewegungen gegen Cuba, Mexico und St. Thomas aufgestachelt. Das erzählt uns zwar nicht die Geschichte, sondern englische Zeitungen, aber ein solches Umherschicken von Boten, ein solches Handeln um Miethstruppen, ein solches Mißbrauchen des Geldmarktes, wie wir es nun seit zwei Jahren von Rußlands Feinden sehen, hat Rußland nicht unternommen. Es ist entschieden auf seine eigene Kraft beschränkt geblieben und hat in dieser Beschränkung in der That sehr Anerkennenswerthes geleistet. Je nachdem ein solcher Bote Europa durcheilt, oder Unterhandlungen wegen Miethstruppen verlauten, beginnen die profunden Combinationen der Zeitungen. Eine straft die andere Lügen. Die eine weiß es ganz genau so, die andere aus zuverlässigster Quelle so. Geographie, Geschichte, Statistik und dergleichen veraltete Factoren kommen bei diesen kühnen Combinationen nicht weiter in Betracht. Man baut himmelhohe Kartenhäuser und wundert sich gar nicht einmal, wenn sie beim leisesten Hauch zusammenstürzen. Sehr ruhig combinirt man, so und so viel pro Zeile Honorar, weiter. Ist es nicht Schweden, nun so könnte es doch Dänemark sein. Sollte Spanien nicht wollen, so will doch vielleicht Portugal. Treffen die Vaticinien nicht ein, nun, so thut es nichts. Wie bald wird vergessen, was ein Leit-Artikel in der vorigen Woche gesagt. Trifft irgend etwas zufällig und aus ganz anderen Ursachen ein, so wird darauf verwiesen, daß besagter Leit-Artikel doch eigentlich außerordentlich geistreich gewesen sei. Sie können es nicht lassen.

„O nein, die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß."

Es wird unheimlich in der Krim. Alle die schönen Namen von Cafés chantants, boutiques und Salle de comédie, welche den Winter über die Alliirten in dem eroberten Sebastopol vergnügen sollten, sind

vor den russischen Kugeln aus dem Nordfort verschwunden. Man scheint sogar an die Möglichkeit zu denken, daß die Russen doch wohl noch einmal wieder in den Besitz jenes Trümmerhaufens gelangen könnten, denn man zerstört von Seiten der Civilisation jetzt eifrigst, was die Barbarei bei ihrem Abzuge noch unzerstört gelassen. Einen anderen Sinn vermögen wir wenigstens in den Zerstörungen und Minirungen der Alliirten nicht zu finden. Jedenfalls spricht sich darin nicht die Ueberzeugung aus, Sebastopol auch behalten zu können. Auch sonst mag es bei dem Abzuge eines bedeutenden Theiles der bis jetzt activen Truppen, namentlich der französischen Garden, und den sehr verschiedenen und unverbunden auseinanderliegenden Punkten, welche besetzt gehalten werden müssen, nicht eben vertrauend und zuversichtlich aussehen, denn in der That scheinen die russischen Zufuhren über Perecop ununterbrochen und ungehindert ihren Fortgang zu nehmen und Verstärkungen aller Art fortgesetzt in Anmarsch zu sein. Bei Nikolajeff hat der Kaiser eine Kuirassier-Division des großen Reserve-Cavallerie-Corps gemustert, Truppen, die, obgleich in den südlichen Gouvernements bei Orel und Worsnessewo stationirt, noch keinen Feind gesehen haben. Bei Gelegenheit der österreichischen strategischen „Pression“ in Glaizien näherten sich diese Kuirassiere den Westgrenzen Rußlands. Seitdem sind sie hin und her marschirt und jetzt finden wir sie bereit, ebenfalls in die Krim abzurücken; wenigstens ist nicht abzusehen, was sie bei Nikolajeff sollten, wo es zuverlässig während des Winters zu keinem Angriff der Alliirten kommt und, käme es selbst dazu, eine Kuirassier-Division von keinem Nutzen sein würde. Die Meinungen, ob die Russen sich während des Winters ruhig verhalten werden, sind in Frankreich und England selbst von den „own Correspondents“ an Ort und Stelle sehr getheilt. Die Mehrzahl glaubt an Unternehmungen von Seiten der Russen und sieht ihnen keineswegs mit Siegessicherheit entgegen. Unverkennbar scheinen die Alliirten für den zweiten Winter sorgloser geworden zu sein. Ob die Russen das benutzen werden, vermögen wir freilich nicht zu beantworten.



Wappen-Sagen.

Levetzow.

Vertrauend auf der Hansa Macht
Hat Rostock sich empört,
Und als der Fürst in blut'ger Schlacht
Gehorsam ihm gelehrt,

Da sann der Bürger auf Verrath
Und lud den Fürsten ein,
Er möcht' in seiner treuen Stadt
Ein Gast des Rathes sein.

Der edle Fürst von Wendenland
War willig zum Verzeih'n,
Er reichte gnädig seine Hand
Und zog in Rostock ein.

Ein wack'rer Junker zog da mit,
Der gab auf Alles Acht,
Und sah, wie er durch's Thor einritt,
Das Gatter sinken sacht;

Da hält er an, entschlossen, kurz,
Das Gatter niederkracht,
Er fängt's und hält's im jähen Sturz
Mit seiner Schultern Macht.

Zerschmettert fliegt sein Panzerstück,
Das Gatter färbt sein Blut,
Den Fürsten ruft er laut zurück
Und hält mit festem Muth,

Bis der erreicht das freie Feld,
Dann eilt er rüstig nach;
Und als zum Fürsten kam der Held,
Da küßt' der ihn und sprach:

„Oh lewet so mi altosam'
„As de mi lewt het hier,
„Wier denn de halwe Welt mi gram,
„Ick förcht' mi nich en Spier!"

Dann schlug er ihn zum Ritter gut
Und in das Silberschild
Setzt' er das Gatter, roth von Blut,
Als ehrend Wappenbild.

Drauf ward der Ritter und sein Haus
Die Levetzow genannt,
Die stehn noch fest in jedem Strauß
Für Fürst und Vaterland.

Fiel Rostock's Gatter in dem Thor
Schon längst im Lauf der Zeit,
Die Levetzow in altem Flor,
Sie führen es noch heut'!



Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Erstes Capitel.

Der erste Consul und die letzte Créquy.

Das chinesische Zimmer des alten Hotels Feuquières, Straße Grenelle, Faubourg St. Germain, in welchem die greise Marquise von Créquy im Winter gewöhnlich den größesten Theil des Tages zuzubringen pflegte, war behaglich erwärmt; die im Kamin lodernde Flamme leuchtete wieder aus der halberhabenen, strahlenden Sonne, welche die Mitte des Plafonds zierte, sie blitzte aus den Augen der goldenen Drachenbilder, welche von den vier Ecken der Decke herabschauten und bunte Laternen an seidenen Trodbeln und Schnüren im Rachen hielten. Die Wände des Gemachs waren mit einem weichen chinesischen Stoffe von grüner Farbe ausgeschlagen, in allen Winkeln lehnten Consolen mit riesigen Vasen von chinesischem Porcellain, die Tischplatten waren mit farbigem Lack überzogen und mit Schneckenmarmor, Lumachella, kunstreich incrustirt, oder wie die breiten Spiegelrahmen mit Lava und Marmor mosaikartig eingelegt. Vor dem Kaminschirm, der, mit chinesisch bunten Blumen und Bildern beklebt, die Flamme halb deckte, stand auf einem dicken Teppich ein wunderhübscher kleiner Dejeuner-Tisch mit einer ovalen Platte und vier zierlichen Füßchen von lackirtem Holze; die Platte dieses Tisches war mit mehr als hundert kleinen, runden Por-

cellainplättchen, jedes mit einer andern Blume bemalt und in Gold gefaßt, ausgelegt; dieses Meisterstück aber war von einem Rahmen von durchbrochener Arbeit in vergoldeter Bronze umschlossen.

Drei Personen saßen um dieses kostbare Tischlein auf Stühlen, deren Gestelle von italienischem Rohr mit grünseidenen Polstern belegt waren.

Auf dem Stuhl, der dem Feuer zunächst war, saß eine kleine, alte Dame mit großen stolz funkelnden schwarzen Augen und höchst belebtem Mienenspiel in dem runden Gesicht, aus welchem die Spuren verblüheter Schönheit noch immer nicht ganz verwischt waren. Die vom Alter gebeugte Figur der Dame war in einen Rock und ein Casaquin von Carmelitertafft gehüllt, der mit einem Kragen und einer Art von Kapuze versehen war. Man sah von der Dame, die in diese Masse von Tafft wie in eine Wolke gehüllt war, außer dem Gesicht nur die Spitzen der mageren kleinen Finger, die wie schüchtern aus den Halbhandschuhen hervorlugten.

Diese fast hundertjährige Greisin war die sehr erlauchte Dame Renée Caroline von Froullay, verwittwete Marquise von Créquy, eine der vornehmsten, edelsten und geistreichsten Frauen Frankreichs. Sonst immer freundlich ernst, war heute ein Anflug von übler Laune auf ihrem Gesicht sowohl, wie in dem Tone ihrer Stimme, die noch immer den schönen, leisen Metallklang, durch den sie einst so berühmt gewesen, nicht ganz verloren hatte, bemerklich.

„Sie haben die ganze Verantwortlichkeit dieses Schrittes vor der Welt auf sich genommen, mein Sohn," sagte die Marquise zu einem ältlichen trockenen Herrn, der etwas verlegen neben ihr saß. Der Herr war der Baron von Breteuil, der als nächster Vetter der Erbe der alten Dame war, die während der Revolution ihre Kinder und Enkel verloren hatte. „Da oben will ich verantworten," fuhr die Marquise fort „was ich thue, aber vor unsern Freunden und Standesgenossen müssen Sie mich vertreten und müssen sorgen, daß man nicht von mir sagt, ich sei als Supplicantin vor dem General Bonaparte erschienen!"

„Beruhigen Sie sich darüber, liebe Maman!" bat der Baron, „Frau von Coislin, Frau von Montmorency, Frau von Matignon, sie alle sind bei dem Consul gewesen, Frau von Guémenée hat von ihm die sofortige Rückgabe ihrer Wälder bei Lorient erlangt, und General Bonaparte hat sie stets „Hoheit" genannt, besonders dabei bemerkend, daß er wohl wisse, dieses Prädicat komme den Prinzessinnen des Hauses Rohan zu!"

„Ich glaube Ihnen auf's Bestimmteste versichern zu dürfen, Frau Marquise," nahm der andere Herr, der Kleidung und Haltung nach ein Weltgeistlicher, das Wort, „daß Sie durch diesen kleinen Besuch Ihre schönen Wälder von Vareilles zurückerhalten werden; Herr von Talleyrand hat schon Alles geordnet!"

„Es ist doch ein braver Mensch, dieser Herr von Talleyrand," entgegnete die Greisin, spöttisch lächelnd, „daß er sich so eifrig bemüht, mir mein Eigenthum wieder zu verschaffen Aber sagen Sie mir doch, mein guter Herr Abbé Bourlier, warum der Herr mir mein Hotel in der Anjoustraße nicht wiedergiebt, sondern fortfährt, es zu bewohnen und als sein Eigenthum zu betrachten? Er hat keine besseren Ansprüche auf das Hotel Créquy, wie der Staat auf meine Waldungen von Vareilles!"

Der Abbé, einst einer der Lehrer des berühmten Talleyrand, sah verlegen vor sich nieder, doch erholte er sich bald, denn an dergleichen kleine Demüthigungen und Ausfälle gegen seinen hohen Gönner war er ziemlich gewöhnt und mußte daran gewöhnt sein, wenn er anders die schwierige Aufgabe auch nur einigermaßen genügend erfüllen wollte, deren Lösung ihm zum Theil übertragen war. Durch ihn und andere Agenten wollte Talleyrand eine Annäherung der Reste des alten Adels an die neue consularische Gewalt bewirken. Sarcasmen genug mußte der arme Bourlier bei seinen Bemühungen hinnehmen, aber er nahm sie hin, denn im Hintergrunde winkte die Bischofsmütze von Evreux, die ihm Talleyrand als köstlichen Lohn verheißen.

„Ich weiß nicht," sagte die Marquise nach einer kleinen Pause, „neugierig bin ich denn doch, diesen Herrn Consul zu sehen; er ist, wie der große Robespierre und wie der brave Herr von Talleyrand, auf Kosten der Könige von Frankreich erzogen worden; das muß man gestehen, viel Glück haben diesem armen Königthume seine Zöglinge nicht gebracht!"

„Diese wohlgerathenen Zöglinge Königlicher Wohlthaten bilden eine lange Liste, liebe Maman!" bemerkte Baron Breteuil in seiner trokkenen Weise.

Die alte Edeldame seufzte tief und schien sich in Erinnerungen trüber Art zu verlieren.

Da wurde der Wagen der Frau Marquise gemeldet, die Dame erhob sich und verließ mit festem Schritt den Salon; die beiden Herren folgten ihr, denn Abbé Bourlier wollte die edle Frau bis in die Vorzimmer des Consuls Bonaparte begleiten, während der Baron Breteuil im Wagen bleiben und dort ihre Rückkehr erwarten sollte.

Es war ein trüber November-Mittag, an welchem sie durch die kothigen Straßen von Paris rollten und die Straße nach Saint-Cloud einschlugen. Die greise Edeldame sprach nur wenig während der Fahrt, beugte aber oft ihr Köpfchen vorwärts und bezeichnete mit dem Finger dem Baron Häuser und Localitäten, an die sich Erinnerungen knüpfen mochten, die Beiden schmerzlich und lieb zugleich waren.

Als sie durch das Gitter von Saint-Cloud fuhren, zog gerade die neue Wache auf, Consular-Garden, stolze, schöne Soldaten, im Sieges-Feuer von Marengo gefestet; sie boten einen außerordentlich schönen

Anblick, der um so angenehmer in's Auge fiel, da ringsum die Höfe etwas wüst und verfallen aussahen.

Die neue Gewalt hatte noch keine Zeit gehabt, für das Angenehme zu sorgen, auch hatte sie beschlossen, sich in die Tuilerieen überzusiedeln und das Schloß von Saint-Cloud, wo sie geboren war, zu verlassen.

„Wie das hier aussieht", murmelte die Marquise, als sie, von dem Abbé Bourlier unterstützt, die Treppe hinaufstieg, „die Soldaten allein sind sauber und reinlich!"

Die Greisin brauchte nicht im Vorzimmer zu warten, denn in dem Augenblick, in welchem sie eintrat, öffnete ein Offizier die Thür, die in das Cabinet Bonaparte's führte, und rief anmeldend: „Die Bürgerin Créquy!"

Niemand in Frankreich sagte mehr: „Bürger" oder „Bürgerin", aber als officielle Bezeichnung wurde dieser revolutionäre Gleichheits-Titel noch immer gebraucht.

Die Marquise von Créquy trat in das Cabinet des Consuls; Bonaparte kam ihr entgegen und betrachtete sie, vor ihr stehen bleibend, eine Weile von oben bis unten; dann flog es wie eine Art von Rührung über die kalten Züge des blaßgelben Gesichtes, und mit fast kindlichem Tone sagte er: „Ich habe gewünscht, Sie zu sehen, Frau Marschallin!" Gleich darauf aber veränderte sich der Ton seiner Stimme, und barsch und kurz stieß er heraus: „Ich wollte Sie sehen. Sie sind hundert Jahre alt?"

„Noch nicht ganz, aber beinahe!" antwortete die Dame kalt und gemessen.

„Wie alt sind Sie, ganz genau?" fragte Bonaparte befehlend.

„Mein Herr," entgegnete die Marquise mit leichtem Lächeln über die gebieterische Art des Consuls, „ich kann Ihnen das nicht genau sagen. Ich bin auf einem Schlosse im Maine geboren ...."

„Ah! richtig!" rief Bonaparte, sie unterbrechend, „zu jener Zeit wurden die Civilstands-Register schlecht geführt, oder existirten überhaupt noch nicht. Wo wohnen Sie?" fuhr der erste Consul examinirend fort.

„Im alten Hotel Feuquières!"

„Wo ist das?"

„Straße Grenelle!"

„Straße Grenelle. Sie haben vorgestern und gestern einige Unruhe in Ihrem Quartier gehabt. Hatten Sie Furcht? Es war wegen der Theuerung der Lebensmittel!"

„Die Ruhestörer sollen wenig zahlreich gewesen sein, wie man mir sagte; ich hatte keine Furcht!"

„Unter meiner Regierung werden Emeuten unmöglich sein, ernsthafte Aufstände nämlich, von kleinen Aufläufen rede ich nicht. Frankreich ist darum doch glücklich und befriedigt. Man muß sich da nicht täuschen; einzelne Mißstimmungen beweisen nicht, daß eine allgemeine Un-

zufriedenheit herrsche. Das Glück macht keinen Lärmen auf der Straße; eine Handvoll Unzufriedener, oder Uebelgesinnter, kann wie etwas aussehen, aber es ist nichts. Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Oh, gewiß!" antwortete die Dame, „drei schreiende Frauen machen mehr Geräusch, als dreitausend schweigende Männer!"

„Was Sie da sagen, ist sehr gut!" rief Bonaparte. „Wissen Sie, das ist sehr gut!"

„Sie sind sehr freundlich, mein Herr!" antwortete die Marquise.

„Sie kennen den Prinzen von Bouillon, was denken Sie von ihm?" examinirte der erste Consul weiter.

„Mein Herr, Ihre Frage ist sehr direct und sehr delicater Art; glücklicher Weise ist sie für mich eben nicht schwer zu beantworten, ich kenne den Prinzen nicht genug, um irgend etwas von ihm zu denken."

„Man hat ihn mir sehr gerühmt. Keine Ursache dazu. Wenn er ein Weiser ist, so ist er ein sehr närrischer Weiser."

„Wenn er aber ein Narr ist," nahm die Marquise das Wort, „so ist er ein sehr weiser Narr."

„Sie haben eben so viel Weisheit als Geist!" rief Bonaparte mit einem Anstrich von soldatischer Galanterie.

Die Marquise lächelte und schwieg. Ein Windstoß schlug in diesem Augenblick gegen die Fenster und machte die Scheiben klirren; der Consul blickte einen Augenblick in die Nebelwolken draußen, dann wendete er sich zu der alten Dame und sagte freundlicher als bisher: „Ich bedaure, daß ich Sie veranlaßt habe, heute auszugehen; das Wetter ist so veränderlich. Ich sehe öfter eine Frau, die verwandt mit Ihnen ist!"

„Wer kann das sein?" rief die Greisin überrascht und in einem Tone, der jedem Andern als Bonaparte, der ihn überhörte, sehr verletzend gedünkt haben würde.

„Wer das ist?" wiederholte er, „nun Frau von Mirande!"

„Ah!" entgegnete die Marquise trocken, „ich wußte bis jetzt nichts von dieser Verwandtschaft; vielleicht liegt da auch ein Irrthum zu Grunde, ich bin in Spanien Herzogin von Miranda, die Aehnlichkeit des Namens täuscht die Dame wohl?"

Das Gesicht des Siegers von Marengo wurde finster, und allerdings war der Ton, in welchem die Marquise die Verwandtschaft einer Dame zurückwies, die der Consul oft sah, wie er sagte, nicht eben sehr verbindlich, dennoch nahm er sich zusammen und fragte hastig: „Sie haben Ludwig XIV. gesehen, Frau Marschallin, haben Sie auch Peter den Großen gesehen?"

„Ich habe diese Ehre nicht gehabt, ich war damals in meiner Provinz!" antwortete die Edeldame.

„Ich weiß, daß Sie befreundet mit dem Cardinal Fleury waren; ist es wahr, daß er die Hoffnung hegte, die Kaiserkrone für Ludwig XV.

zu erlangen? Hatte Ludwig XV. Aussichten, zum deutschen Kaiser gewählt zu werden?"

„Aber, General," rief die alte Frau lebhaft erregt, „die Sache ist ja bekannt, kein Zweifel, daß der König Kaiser geworden wäre, hätte uns nicht der König von Preußen einen Strich durch die Rechnung gemacht, der Cardinal hat das dem Könige von Preußen niemals verzeihen können!"

„Friedrich," sagte Bonaparte, „war nur geschickter als Fleury, nicht feiner! Oh, er war fein, dieser alte Fleury! Haben Sie unter den revolutionären Gesetzen gelitten?"

Die alte Dame antwortete kurz und bündig, daß sie viel gelitten habe, daß es aber nichts helfen könne, weiter darüber zu klagen, und daß sie vom Staat die Rückgabe ihres Eigenthums, der Waldungen von Vareilles und anderen Grundeigenthums, hoffe. Bonaparte hörte ihr nur zerstreut zu und sagte plötzlich, nicht ihr, sondern wohl nur seinen eigenen Gedanken antwortend: „In der Zeit der Revolution Gutes thun wollen, Madame, das heißt nichts weiter, als in dem Sande am Meeresstrande schreiben. Was die Winde nicht verwehen, das spülen die Wogen hinweg!"

Es entstand eine kleine Pause, dann rief der Gebieter Frankreichs plötzlich: „Haben Sie den Kanzler d'Aguesseau gekannt?"

„Ich habe ihn zuweilen gesehen, General, er war ein Freund meines Schwiegervaters."

„Haben Sie Dubois und Cartouche gekannt?"

Die alte Dame sah den barschen Frager mit einem so ernsten, strafenden Blick an, daß dieser sich sofort zusammennahm und in sichtlicher Verlegenheit über die Impertinenz, sich bei der Marquise-Wittwe von Créquy nach Neuigkeiten von den Generalspitzbuben erkundigt zu haben, die Dame mit einem so feinen, so naiven und sanften Lächeln ansah, daß diese halb gegen ihren Willen lächeln mußte.

„Geben Sie mir Ihre Hand zum Kuß!" bat er.

Die Marquise wollte ihren Halbhandschuh ausziehen.

„Lassen Sie den Handschuh, wo er ist, meine gute Mutter!" rief Bonaparte im herzlichsten Tone und küßte mit großem Eifer die fast hundertjährigen Fingerspitzen, die aus dem Handschuh hervorragten.

„Sie sollen Ihre Wälder wieder haben, meine gute Mutter, ich verspreche es Ihnen," sagte er freundlich, aber bestimmt. „Ich bin das schon der edlen Festigkeit schuldig, die jener Herzog von Créquy in Rom zeigte, als Frankreich beleidigt worden war. Man hat sehr Unrecht gethan, die Wegschaffung der Säule zu gestatten, die Créquy aufrichten ließ, um der Nachwelt zu zeigen, daß man Frankreich nicht ungestraft beleidigt."

Die Marquise blickte dem Consul forschend in's Gesicht; sie wollte gern darin lesen, ob Bonaparte ganz vergessen habe, daß es Corsen ge-

wesen, Corsen in päpstlichem Dienst, die jene Ungezogenheit gegen Frankreich begangen, welche der Herzog von Créquy so schwer züchtigte, daß es eben ein Créquy war, welcher auf die Schand- und Strafsäule, welche er errichten ließ, die Worte schrieb: Die Corsen sind immer eine infame Nation gewesen, den Völkern verhaßt und unwürdig, den Königen zu dienen! Indessen vermochte sie nicht, in diesen Zügen zu lesen. Wahrscheinlich kannte Bonaparte das Factum nicht, oder dachte wenigstens in dem Augenblick nicht daran.

Mit großer Freundlichkeit führte der General die alte Dame bis in's Vorzimmer zurück, wo er sich von ihr verabschiedete.

Als die Marquise in ihrem Wagen saß, sagte sie zu dem Baron Breteuil: „Nun, das wäre auch überstanden, Sie werden Ihre Wälder bekommen, mein lieber Sohn, aber ich möchte in der That wissen, warum mich dieser Consul immer Frau Marschallin angeredet hat."

„Aus demselben Grunde, aus welchem er den armen La Galissonnière, der nur von Calais nach Dover und wieder zurück gesegelt ist, stets Herr Admiral nennt," antwortete der Baron trocken.

„In der That," rief die Marquise lebhaft, „der arme La Galissonnière hatte einen Oheim, welcher Admiral von Frankreich war und der Marschallsstab ist oft genug in den Händen der Créquy gewesen; der Herr Consul scheint es zu lieben, sich Illusionen über das Datum, die Entstehung und die Natur seiner consularischen Autorität zu machen."

Während die alte Dame mit ihren Begleitern in den Faubourg Saint Germain zurückkehrte, stellte sie unterwegs allerlei Vergleichungen zwischen ihrer ersten Erscheinung in Saint Cloud unter Ludwig XIV. und ihrer heutigen daselbst an. Von Bonaparte schwieg sie hartnäckig, bis endlich Abbé Bourlier sagte: „Aber, mein Gott, Frau Marquise, Sie reden von allen möglichen Dingen, sehr geistreich wie immer, aber von ihm reden Sie nicht, von dem großen Feldherrn und Staatsmann, dessen Ruhm ganz Europa erfüllt, von ihm reden Sie kein Wort, obgleich Sie eine lange Unterredung mit ihm gehabt haben!"

In dem Augenblick fuhr der Wagen durch das Thor und hielt auf der Rampe.

„Kommen Sie nur immer mit hinauf, Herr Abbé!" sagte die Marquise, „obgleich ich seit Jahren schon nicht mehr dinire, so wird Ihnen der Dumont immerhin einige Schüsseln serviren können und wenn Sie gegessen haben, werde ich Ihnen sagen, was ich von Ihrem großen Manne denke. Sollten Sie jedoch gerade bei Herrn von Talleyrand zum Diner geladen sein, so möchte ich Sie nicht stören; als der Herr noch Bischof von Autun war, wurde seine Tafel stets gerühmt und sie soll sich seitdem noch vervollkommnet haben!"

Der Abbé Bourlier betheuerte, daß er selbst ein Diner bei Talleyrand opfern würde, um der Frau Marquise zuzuhören; diese aber sagte

sehr ruhig: „Ich bin jetzt überzeugt, daß Sie heut nicht zu Talleyrand geladen sind, das beruhigt mich vollkommen!“

Damit stieg sie, auf ihren treuen Dumont gestützt, die Treppen hinauf nach ihren Gemächern, während sich der Baron mit dem Abbé nach dem kleinen achteckigen Speisesaal verfügte, der auch nicht ohne große culinarische Erinnerungen war, weil in demselben der Herzog von Villeroy dem Herzoge von Feuquières die ersten Erfolge seiner mannichfachen Versuche mit braisirten Saucen hatte schmecken lassen.

Den beiden Herren wurden einige sehr wohl bereitete, aber einfache Schüsseln servirt, die Abbé Bourlier sehr nach seinem Geschmack fand, die aber Baron Breteuil unberührt ließ, weil er nur einmal am Tage und zwar Morgens zu essen pflegte.

Der gute Abbé war noch nicht halb satt, als ihn der Baron schon drängte, sich zu beeilen, denn er dürfe die Marquise nicht warten lassen, die zwar auf den Tod, aber nicht gar gern auf andere Menschen warte. Seufzend folgte der arme Abbé endlich dem Baron in das chinesische Zimmer, wo er zu seiner besonderen Freude auf dem wohlarrangirten Cafétisch eine Platte mit Liqueurflaschen und einige Körbchen mit kleinen Kuchen und Biscuits bemerkte. Dieser Anblick und der aromatische Duft des Cafés gab ihm seine Laune, die im Begriff gewesen war Valet zu sagen, vollständig wieder.

Die Marquise winkte den Herren, Platz zu nehmen. Dumont präsentirte ihnen Café und die alte Dame bemerkte mit stillem Vergnügen, mit welchen Vorräthen sich der Abbé versorgte. Es war eine kleine boshafte Freude, die sie bei dem Gedanken empfand, daß sie diesem etwas begehrlichen Vielesser sein Diner verdorben habe. Endlich, nachdem sie in aller Ruhe ihren Café genommen, begann sie die Conversation.

„Sie wollen wissen, was ich von Ihrem großen Mann, von Ihrem ersten Consul jetzt denke, wo ich ihn selbst gesehen habe. Nun, ich glaube, Ihnen eine Art Rechenschaft darüber schuldig zu sein, und ich will sie Ihnen geben, mit all der Offenherzigkeit, deren eine alte Frau sich bedienen kann, die nichts zu hoffen hat mehr auf Erden. Ich habe in dem Charakter oder vielmehr in der Handlungsweise des Generals Bonaparte mehreres bemerkt, was ich verabscheue, eins, was ich billige, und eins, was ich nicht begreife. Das, was ich an ihm verabscheue, habe ich Ihnen oft genug gesagt, es versteht sich bei einer Dame von meiner Geburt, von meinem Range und von meinem Charakter von selbst; ich brauche es nicht zu wiederholen und ich nehme nichts davon zurück, nachdem ich ihn nun von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das aber, was ich bei Bonaparte billige, ist das, daß er vor keiner Opposition zurückweicht. Nicht die schwache Güte und kindliche Zuversichtlichkeit König Ludwig's XVI. haben Frankreich in's Verderben gestürzt, das war vielmehr die entsetzliche Feigheit seiner Minister und Räthe, die vor

jeder Opposition angstvoll zurückwichen und mit Concessionen regieren wollten. Die Geschichte in der Hand habe ich noch stets gefunden, daß es die Concessionen waren, welche die Staaten zu Grunde richteten und die souverainen Concessionen-Ertheiler mit. In großen Angelegenheiten ist es nicht anders, wie in kleinen, wo der Beharrlichste unzweifelhaft immer zum Ziel gelangt. Wenn es wahr ist, daß Bonaparte wirklich ein Reich stiften will, so kann ich mir sehr wohl einen Theil seiner Handlungsweise erklären, aber ganz unbegreiflich ist mir dann und ganz unerklärlich, wozu er sich so viel Mühe giebt um den hohen Adel, der ihm niemals auch nur das Allergeringste nützen wird. Der größte Theil unserer Grand-Seigneurs ist ohne alle Frömmigkeit erzogen und aufgewachsen, die Sünde der frivolen Generation, aus der sie hervorgegangen, es ist ein entartetes Geschlecht, gleich unfähig zum Herrschen, wie zum Gehorchen. Warum ist es kein Mann des hohen Adels, der da aufgestanden ist, um die Revolution zu besiegen? Warum ist unter all den Edelleuten, die sich in dieser Zeit durch beispiellose Hingebung, durch Muth und Talent hervorgethan haben, kaum ein Grand-Seigneur? Warum endlich haben alle die Grand-Seigneurs, die eine Rolle in der Revolution gespielt haben, sich nur durch ihre Treulosigkeit, Verkehrtheit oder Schwachköpfigkeit hervorgethan? In Strömen ist das Blut des Adels geflossen für den König, aber es waren immer nur die kleinen Edelleute, die Junker, die Gentilhommerie der Provinzen, die man am Hofe sonst über die Achseln ansah, oder verspottete, die heldenmüthig ihr Blut dahin gaben, und begegnete man hier oder dort auch mal einem Manne aus der hohen Aristokratie, so war's gewiß ein armer jüngerer Sohn. Was will Bonaparte mit diesem hohen Hofadel von ehedem? ich begreife ihn dabei nicht. Er ist ein Ehrgeiziger, er wird den Eroberer spielen, und Sie werden sehen, daß Frankreich keinen Vortheil davon haben wird. Die Gottlosigkeiten und Schändlichkeiten der Regentschaft, die philosophische Literatur, die Wirthschaft in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XV. haben die Auflösung Frankreichs bewirkt; es muß, um sich zu verjüngen, ein Bad in seinem eigenen Blute nehmen. Ich glaube, daß Gott diesen Bonaparte erweckt hat, um die Mörderrotten der Revolution und die Illusionen einer falschen Freiheit zu vernichten. Sie werden aber sehen, daß ihn der Schwindel bald genug fassen und ihn verderben wird; ich sage Ihnen, dieser Mann des Sieges und des absoluten Willens wird sich bald genug täuschen über die Mission, die er empfangen hat, und wird furchtbar dafür gestraft werden. Was ist der Sieg in den Augen der Besiegten? Was ist die Gewalt an der Stelle des Rechts? Was ist der Ruhm eines Mannes in den Augen seiner Zeitgenossen? Beantworten Sie sich diese drei Fragen, die Beantwortung ist nicht schwer, und sie wissen ganz genau, was ich von Bonaparte denke. Ja, ja, der Lorbeer ist das vollendetste Symbol, denn er giebt nichts weiter, als — Schatten!"

Die alte Dame, die, wie immer, ohne alle Aufregung, aber mit der größesten Bestimmtheit gesprochen hatte, schwieg, nahm ihre Dose und drehte sie nachdenklich zwischen den Fingern. Sie war mit ihren Gedanken weit mehr beschäftigt als mit dem verlegenen Abbé, der ihr gegenüber saß und nicht den Muth hatte, der Marquise zu widersprechen, obwohl sie ihn gerade in den beiden Punkten angegriffen hatte, an denen er sich am stärksten hielt, in der Bewunderung für den großen Mann und in seiner bestimmten Thätigkeit, die hohe Aristokratie mit der neuen Gewalt zu versöhnen. Er fühlte, daß Frau von Créquy vollkommen Recht hatte, aber jeder andern Person gegenüber würde er Worte und Phrasen genug gefunden haben, um seine Niederlage zu verschleiern, vor den großen Augen der Greisin aber, die Jedem ins Herz hineinzusehen schienen, gab er es auf, den Kampf fortzusetzen, und streckte schweigend das Gewehr.

Der Baron von Breteuil brach endlich die Stille, indem er, nicht ohne einen Anflug von Bosheit, zu dem Abbé sagte: „Verspeisen Sie Ihre Biscuits, lieber Bourlier, die Zeit der Frau Marquise ist um, sie bedarf der Ruhe!“

„Ach, mein Sohn,“ rief die alte Dame lebhaft, „an dem Tage, an welchem ich König Ludwig XIV. zum ersten Male sah, da dachte ich nicht an Ruhe, das war ein großer Monarch, ja, das war er!“

Mit einem leisen Wink der Hand entließ sie die beiden Herren.

Sie wollte nicht mehr sprechen, der Rest des Tages gehörte ihren Erinnerungen und den Uebungen frommer Andacht.

Als die letzte Créquy am Nachmittage von Saint-Cloud nach Paris zurückkehrte, hatte sich ihr Wagen dicht an der Barrière mit einem anderen gekreuzt, der mit großer Schnelligkeit der Avenue von Saint-Cloud zurollte. In diesem Wagen saßen zwei Herren, die sich sehr ernsthaft miteinander unterhielten. Der größere von Beiden, ein auffallend hübscher Mann von vornehmer Haltung, hatte den Mantel nachlässig von der Schulter gleiten lassen und zeigte ohne alle Uebertreibung elegante Kleidung nach damaliger Mode, seine Sprache war fließend und rein, seine Bewegungen edel, und dennoch lag nicht in seinem Benehmen, sondern nur in dem raschen Auf- und Niederschlagen seiner Augen, deren Farbe schwer zu bestimmen gewesen sein würde, ein gewisses Etwas, das einem feinern Beobachter, aber allerdings auch nur einem solchen, Mißtrauen eingeflößt haben würde. Diese Augen nahmen beim raschen Aufschlag eine andere grellere Farbe an, es sprach sich in ihnen eine gewisse ängstliche Wildheit aus, die freilich in der nächsten Secunde wieder verschwunden war und darum so wenig bemerkbar wurde, weil der Ausdruck in den Gesichtszügen dabei völlig unverändert blieb.

Der ältere und kleinere Herr, zum Schutz gegen den Novembernebel in einen, mit vielen Kragen übereinander, besetzten Mantel gehüllt

und ein dickes Tuch von weißem Mousseline um den Hals, gehörte unbezweifelt in die Klasse der interessanten Scheusale. Schwerlich konnte man noch ein Gesicht sehen, in welchem sich das Thierische in der Natur und dem Wesen eines Mannes so ungenirt, möchte man sagen, ausgesprochen hätte. Schlau-spitz und thierisch-stumpf zugleich streckte sich der untere Theil des Gesichtes, eine offenbare Fuchsschnauze, schnüffelnd über die weißen Mousseline-Falten hinaus, und unter der kleinen Stirn flimmerten zwei Augen, welche die sonderbare Geschicklichkeit zu haben schienen, zugleich über sich und unter sich, zugleich rechts und links zu blicken, ohne zu schielen. Die Bewegungen dieses Mannes waren studirt und glatt abgemessen, seine Sprache gewinnend, obwohl ihr Ton etwas schnarrend.

Als der Wagen der Marquise vorbeifuhr, beugte sich der jüngere Herr etwas vorwärts, augenscheinlich, um die in dem Wagen sitzenden Personen zu erkennen, der ältere aber sagte, ohne sich zu bewegen: „Bemühen Sie sich nicht, Herr d'Anethan, wenn es Sie interessirt, zu erfahren, wer in dem Wagen sitzt, so kann ich es Ihnen sagen: es ist die Frau Marquise von Créquy, der Abbé Bourlier, der Baron von Breteuil; die alte Dame hat eine Audienz bei dem ersten Consul gehabt, der ihr auf ihre Bitte ihre Wälder, welche für Staatseigenthum erklärt worden waren, zurückgegeben hat."

Der Mann sagte das nicht ohne Hochmuth; es schmeichelte ihm, daß eine Créquy dem ersten Consul eine Gunst verdankte. Der jüngere Herr verbeugte sich leicht, dann sagte er hingeworfen: „Ich gönne meiner guten alten Verwandten diese Gunst."

Der mit dem Fuchsgesicht verzog keine Miene und sagte kein Wort. Zu sich selbst aber sprach er leise: „Schon wieder ein Verwandter von ihr; wie geht es zu, daß alle Welt mit dieser alten Frau verwandt sein will, während sie doch alle Verwandtschaften, außer der des Barons von Breteuil, in Abrede stellt?"

Trotz seiner Schlauheit begriff der Mann nicht, welcher Reiz für die meisten Menschen darin liegt, sich vornehmer Verwandtschaften rühmen zu können. Er moquirte sich im Stillen über diese Narrheit, wie er es nannte, und dachte nicht daran, daß er und die Regierung, der er diente, ganz von demselben Gefühl sich leiten ließen, indem sie darnach strebten, Personen von alten Familien des hohen Adels an das neue Regime zu fesseln.

Der Wagen näherte sich Saint-Cloud.

„Herr von d'Anethan," nahm der Aeltere plötzlich das Wort, „Sie haben noch nicht mit dem ersten Consul gesprochen, darum möchte ich Sie eigentlich ein Wenig, so wie man zu sagen pflegt, instruiren!"

„Erzeigen Sie mir diese Gunst, wenn Sie es für nöthig halten, Herr Minister!"

„Bürger-Minister, sagt man!" lispelte der mit dem Fuchsgesicht.

„Sagt man noch!“ versetzte der junge Herr, das letzte Wort betonend.

„Sie wissen, daß ich ein alter Jacobiner bin!“ sagte der Polizei-Minister Fouché, denn das war der Mann, mit dem sanftesten Lächeln.

„Der erste Consul war auch Jacobiner!“ entgegnete d'Anethan.

„Haben Sie nicht einen Titel in Ihrer werthgeschätzten Familie?“ fragte Fouché, gutmüthig spottend.

Der junge Mann aber entgegnete unerschütterlich ernst: „Mein Großoheim war Graf von Entraguès!“

„So ist es Ihnen wohl nicht zuwider, wenn ich Sie dem ersten Consul als Grafen d'Anethan d'Entraguès vorstelle?“

„Ich habe nichts dagegen!“

Das glaub' ich, dachte Fouché, dann fuhr er fort: „Der erste Consul hat eine seltsame Art zu fragen; ich sah ganz gescheute Leute dabei in Verlegenheit gerathen,“ setzte er lauernd hinzu.

„Mich wird er schwerlich in Verlegenheit setzen, so groß meine Achtung auch vor dem ruhmgekrönten Sieger ist!“ lautete die freundliche aber kalte Antwort.

„Und wenn er Sie fragt: Sie kennen die Prinzen? was werden Sie antworten?“

„Die Wahrheit, Herr Minister!“

„Welche Wahrheit?“

„Nun, ich werde ihm sagen, daß ich die Ehre hatte, Page Sr. Königl. Hoheit des Herrn Grafen von Artois zu sein!“

Fouché nickte befriedigt, obwohl er innerlich brummte: „Diese Wahrheit ist eine verdammte Lüge!“

„Und wenn er Sie fragt: Woher kennen Sie Fouché?“

Der Minister drehte sich halb um nach dem jungen Mann, der aber versetzte gleichmüthig: „Dann werde ich ihm der Wahrheit gemäß antworten, daß Ihre Familie zur Hintersassenschaft meines Oheims des Grafen d'Entraguès gehörte, und daß Sie dem Enkel der Männer wohlwollen, die so lange die Herren Ihrer Väter waren!“

„Sehr gut,“ versetzte Fouché trocken, „aber es ist nicht wahr!“

„Indeß ist es möglich!“ entgegnete der junge Mann kalt.

„Wissen Sie, Herr Graf d'Anethan d'Entraguès,“ sagte Fouché jetzt, „daß ich nicht nöthig habe, Sie zu instruiren!“

Der junge Mann verbeugte sich leicht.

„Das ist ein Teufelskerl!“ murmelte Fouché in seine Mousselin-Cravatte.

Kurz darauf war man in Saint-Cloud angekommen; die frühe Novembertag-Dämmerung war bereits hereingebrochen. Fouché führte seinen Begleiter zu einem Schloßdiener, der die Stelle eines Kastellans bekleidete, und bat diesen, den Herrn Grafen in ein Zimmer zu führen, bis er ihn rufen lasse; dann begab er sich zum ersten Consul.

Der Schloßdiener, eine ächte Creatur Fouché's, führte den sogenannten Grafen d'Entraguês in ein Zimmer, bot ihm Erfrischungen an und versuchte ein Gespräch anzuknüpfen. Alle seine Bemühungen scheiterten an der kalten Vornehmheit seines Gastes. Murrend im Herzen entfernte er sich.

Graf Entraguès, wie wir den jungen Mann künftig nennen müssen, legte seinen Mantel ab, als er sich allein sah, streckte sich in einem Lehnsessel, der vor dem Kamin stand, behaglich aus und wärmte sich seine Füße mit einer großen Beharrlichkeit. Er schlief nicht, er gähnte nicht ein Mal, er gab nicht das geringste Zeichen von Ungeduld, obwohl Viertelstunde auf Viertelstunde verging, was die große Stutzuhr im Alabastergehäuse, die auf dem Kaminsims stand, nicht unterließ, mit größter Genauigkeit durch ein schwirrendes Klirren anzuzeigen.

Plötzlich drang das Geräusch von Stimmen in das stille Gemach. Der Graf rührte sich nicht; es waren frische Stimmen junger Frauen oder Mädchen, die man aus dem Nebenzimmer vernahm, das von dem, in welchem der einsame Mann am Kamine saß, nur durch eine dünne Tapetenwand getrennt war.

Der Graf hörte den Deckel eines Claviers aufschlagen, er hörte, wie eine Stimme sagte: „Nun frisch, meine Liebe, ich werde Dich begleiten, wir wollen sehen, ob die junge Frau noch so lieblich singt, wie das Mädchen einst!"

Es wurden einige Töne präludirend angeschlagen, der Graf rührte sich nicht.

Da erklangen die ersten Tacte der Musik und dann fiel eine weiche, aber etwas gedämpfte Stimme ein:

Am wüsten Meeresstrande
Fern vom Vaterlande ꝛc.

Wie von einem electrischen Schlage getroffen, sprang der junge Mann empor von seinem Sitze. Der volle Schein der Kerze, die neben der Uhr auf dem Kamin stand, fiel in sein die höchste Ueberraschung verrathendes Gesicht. Doch im nächsten Augenblicke schon setzte er sich ruhig wieder nieder und nahm seine frühere gleichgültige Haltung wieder an, obwohl es eine Weile dauerte, bevor er die innere Bewegung zu unterdrücken vermochte. Er lauschte dem Gesange mit großer Aufmerksamkeit, regte sich aber nicht wieder.

„Man mag denken, daß mich der plötzliche und ganz unerwartete Gesang aus meinem Traume aufgeschreckt hat!" murmelte er, „wenn diese Wände zufälliger Weise nicht nur Ohren, wie gewöhnlich, sondern auch Augen haben sollten."

Drüben wurde indeß der Gesang beendet; die Clavierspielerin schloß mit einigen raschen Läufern, und sagte dann: „Hier ist es kalt, kleine Frau, komm', daß Du hier Deine Stimme nicht verlierst, die Du Dir, trotz der Hochzeit, so hübsch und fest erhalten hast."

„Ach, laß uns hier bleiben!“ entgegnete die Sängerin, „ich muß Dir gestehen, daß die Lobpreisungen des Generals Bonaparte, von denen Deine Tante und Deine Schwägerin überfließen, mich krank machen. Du weißt, daß ich eine gute Französin, daß ich eine ächte Royalistin von je gewesen und daß ich es noch heute bin.“

„Es sind Närrinnen!“ antwortete die Clavierspielerin derb, indem sie den Deckel des Instruments hart zuschlug. „Charlotte schwärmte für ihn seit dem 18. Brumaire schon, ich weiß nicht, warum; nun, sie hat ja einst auch für Robespierre geschwärmt, und seit der erste Consul vor einigen Wochen die Tante mit „Madame“ angeredet hat, glaubt sie die Verpflichtung zu haben, jeden Tag eine bestimmte Anzahl von Lobreden auf den General Bonaparte halten zu müssen. Mir ist dieser erste Consul im höchsten Grade unangenehm, Du glaubst nicht, wie barsch er gegen seine liebe, hübsche Frau ist und wie unartig gegen Mademoiselle Hortense, seine Stieftochter. Da merkt man recht, daß er kein Franzose ist, denn ein Franzose könnte nicht unartig sein gegen ein so reizendes, frisches Geschöpfchen, wie dieses Fräulein von Beauharnois. Freilich zu andern Zeiten habe ich den Consul wieder sehr zärtlich mit seiner Stieftochter gesehen, ja, ganz außerordentlich zärtlich, aber es ist Alles nach Laune bei ihm, und endlich, ich kann diesen Tyrannen nicht leiden; da ist der Herr Lucian Bonaparte ein ganz anderer Mann, der ist wirklich eine Art von Cavalier, und das wird sein berühmter Bruder niemals werden!“

„Nein, gewiß nicht!“ hörte der Graf die Sängerin der Clavierspielerin antworten, „ein Cavalier kann man überhaupt nicht werden, ein Cavalier wird geboren.“

„Dein Gemahl ist ein Cavalier, liebe Claire?“

„Das will ich meinen!“ antwortete die junge Frau mit einem Lachen, hell und klingend.

„O, ich möchte ihn gar zu gern kennen lernen .....“

Die beiden Freundinnen wurden unterbrochen, der Graf hörte die Thüre aufgehen, und eine feste, sichere, aber keineswegs sehr frische Altstimme sang aus der Romanze vom schönen Dunois, die damals Mode wurde, weil sie das Lieblingsstück der jungen Hortense von Beauharnois war:

Au noble coeur fidèle,
Il crie en combattant,
Amour à la plus belle,
Honneur au plus vaillant!

„Es ist so eben für Monseigneur, den ersten Consul, ein kaltes Huhn nebst Zubehör in der Küche bestellt worden!“ ließ sich eine andere Stimme mit gezierter Wichtigthuerei vernehmen. „Monseigneur, der erste Consul arbeiten bereits seit drei Stunden fast mit dem Minister Fouché, seit einer Stunde sind vier Ordonnanzen nach der Stadt geritten, so

eben ist General Savary angekommen und sofort zu Monseigneur, dem ersten Consul geführt worden!“

Der Graf im Nebenzimmer war ganz Ohr; die Mittheilungen, welche die Frau, wahrscheinlich die Tante der Clavierspielerin von vorher, mit krähender Stimme machte, enthielten sicher für ihn sehr Wichtiges, denn seine Züge drückten die äußerste Spannung aus. Seine Erwartung sollte indeß sehr getäuscht werden, denn die Clavierspielerin rief ganz gleichgültig: „Ach Gott, Tante, was sind Sie doch unausstehlich mit Ihrem ersten Consul; ich kümmere mich nicht so viel um ihn und um all' das Volk, das er um sich hat, Madame Josephine und Fräulein Hortense ausgenommen!“

„Und Herr Lucian, Du vergißt Herrn Lucian!“ rief die Sängerin des schönen Dunois mit offenbarem Hohne.

„Was meinst Du wohl, Claire,“ lachte die Clavierspielerin, „weil Charlotte in den einen Bruder verliebt ist, meint sie, ich müsse es in den Anderen sein!“

Plötzlich öffnete sich eine Thür in der Tapetenwand, welche die beiden Zimmer trennte; es war die consulbegeisterte Tante, welche sie halb achtlos öffnete. „Wozu brennt hier Licht?“ sagte sie. Dann bemerkte sie den Grafen im Lehnstuhl am Kamine, und halb erschrocken rief sie: „Ah, da ist ein Herr, er schläft; wie schön er ist!“

In demselben Augenblicke, in welchem die Thür aufging, hatte der Graf die Füße gestreckt, die Arme leicht gebogen, die Augen geschlossen und meisterhaft die Lage eines fest Schlafenden angenommen.

„Charlotte, sieh den schönen schlafenden Mann,“ flüsterte die Tante, dem großen, kräftigen Mädchen winkend, das vorhin die Romanze vom schönen Dunois gesungen. Dieses trat neugierig an die Schwelle, blickte mit seinen funkelnden Augen nach dem scheinbar Schlafenden, und das leichte Kräuseln der Oberlippe, auf welcher ein zarter Flaum leise sichtbar zu werden begann, verrieth, welchen tiefen Eindruck der Anblick des schönen Schläfers auf das wahrscheinlich sehr leicht entzündliche Herz Charlottens gemacht.

„Oh, sieh' doch, Riquette,“ rief sie halb laut ihrer Schwägerin zu, „es ist der schöne Dunois selbst!“

„Es schickt sich nicht für ein Mädchen, schlafende Männer zu bewundern!“ entgegnete Riquette, ein kleines, untersetztes Persönchen mit hellen braunen Augen in dem lachenden frischen Gesichtchen, drängte die schwärmende Schwägerin ziemlich resolut bei Seite und schloß ohne Weiteres die Thür.

Die alte Tante und Charlotte seufzten und machten unwillige Gesichter. Riquette aber kehrte sich wenig daran, sondern nahm den Leuchter, der auf dem Clavier gestanden, in die Rechte, mit der Linken aber faßte sie eine reizende kleine Frau, die weiß und zart und blond war und doch die schönsten schwarzen Augen hatte, die man sehen konnte,

an der Hand und sprach fast gebieterisch: „wir wollen hinüber gehen, mein Bruder wird längst auf uns warten!“

Sie ging mit ihrer Freundin voraus; zögernd und fast grollend folgte die consulbegeisterte Tante mit der großen Charlotte, die ihr giftig zuflüsterte: „ich wette, die Riquette hat ein Rendez-vous mit dem schönen Mann gehabt!“

Sie schritten über einen kleinen Vorflur und stiegen eine breite Treppe hinauf; plötzlich rasselte es über die steinernen Stufen nieder, laute Stimmen erklangen; der erste Consul, gefolgt von den Generalen Murat und Savary, von Fouché und einigen Offizieren kam die Treppe herunter. Die vier Frauen stellten sich an das Geländer, um dem Consul die Treppe frei zu lassen.

Bonaparte ging mit einem flüchtigen Blick und leiser Neigung des Hauptes an den Frauen vorüber; der Hut war tief in die Stirn gedrückt, er hatte noch langes Haar, die Augen blickten finster, fast drohend, der blaue goldgestickte Uniformfrack saß ihm lose und locker, dazu trug er eine schwarze Cravatte, schwarze Weste, ein weißes Lederbeinkleid, hohe Stiefeln und den Säbel unter dem Arm.

Als er an der begeisterten Tante vorüberging, konnte diese ihren überströmenden Gefühlen der Bewunderung keinen Damm mehr entgegen setzen und halb laut sagte sie: „Monseigneur, erster Consul...“

„Bête!“ antwortete Bonaparte laut, kurz und verdrießlich, indem er weiter ging, ohne sich umzusehen.

Savary, Murat und die andern Herren nickten den Damen leise lachend zu und folgten ihrem Gebieter.

In demselben Augenblicke fast, in welchem die vier Frauen das eine Zimmer verließen, trat Fouché's vertrauter Diener, der Kastellan, in das andere, löschte das Licht und rief halblaut: „Kommen Sie, Herr, rasch, nehmen Sie ihren Mantel um!“

Der Kastellan nahm die Hand des Grafen und führte ihn durch eine Nebentreppe hinunter in den Hof neben der Orangerie, dort hielten drei Wagen, zum Vorfahren bereit.

„Gehen Sie auf den ersten Wagen zu,“ flüsterte der Kastellan, „öffnen Sie dreist den Schlag und schließen Sie ihn wieder hinter sich!“

Der Graf that, wie ihm geheißen. Der Kutscher, der steif und ernst auf seinem Sitz war, gab sich, wahrscheinlich vorher instruirt, das Ansehen, als bemerke er nichts.

Kaum hatte sich der junge Mann zurecht gesetzt, als eine Stimme rief: „Vorfahren, Bürger, vorfahren, der Wagen des ersten Consuls!“

In dem Augenblick, wo der Wagen vor dem Seitenportale der Orangerie hielt, trat der erste Consul über die Schwelle und sagte befehlend: „Fouché, steigen Sie in meinen Wagen, ich habe mit Ihnen zu reden!“

Noch ehe die andern Herren herausgetreten waren, waren Bonaparte und Fouché eingestiegen, die Portière wurde zugeschlagen.

„En route. citoyen!“

Dahin sauste der Wagen des ersten Consuls, dem als Escorte ein Detachement Dragoner der Republik vorangaloppirte, das sich am Gitter aufgestellt hatte.



Die Grundzüge einer evangelischen Gemeinde-Kirchen-Ordnung

für die östlichen Provinzen unseres preußischen Vaterlandes haben seit dem Allerhöchsten Erlaß vom 29. Juni 1850 nur sehr theilweise Annahme gefunden, und in ganzen Provinzen, wie großen Theilen von der Mark Brandenburg und Pommern lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Man darf billig fragen; worin die Gründe dieser Ereignisse zu suchen sind? — die wohlmeinende landesväterliche Absicht: der evangelischen Kirche eine freiere Gestaltung und selbstbewußte Thätigkeit beim Kirchen-Regimente zu gestatten, auch wenn dabei Rechte modificirt würden, welche der Landesherr aus dem Episcopal-Recht in Anspruch nehmen könnte —, hat gewiß Niemand verkannt. Man darf auch annehmen, daß die meisten, welche sich überhaupt für kirchliches Leben und kirchliche Angelegenheiten interessiren, wohl die Ansicht theilen, daß eine freiere und lebhaftere Theilnahme von Gemeinde-Mitgliedern (auch der Laien) an der Kirchen Verwaltung und am Kirchen-Regimente das kirchliche Leben und das Interesse für religiöse Dinge f ö r d e r n würde. Hierfür spricht unter Anderem auch der Zustand der evangelischen Kirche im Rheinlande und in Westphalen, wo wohl ein regeres kirchliches Leben als in den östlichen Provinzen herrschen möchte, ungeachtet die Kirchen-Ordnung jener Landestheile Bestimmungen enthält, welche für die östlichen Provinzen bedenklich sein möchten, aber doch die unmittelbare Theilnahme der Gemeinde-Mitglieder am Kirchen-Regimente sicherstellen, und aus diesen eine rege Thätigkeit auf Kreis- und Provinzial-Synoden hervorgehen läßt. —

Anerkennung verdient es gewiß auch, daß der Landesherr nicht anordnend vorschrieb, sondern nur Grundsätze einer Kirchen-Ordnung zur Annahme freistellte. — Warum also wurde in fünf Jahren nicht mehr gewonnen? — Theilweis ist wohl der bisherige geringe Erfolg der durch die Grundzüge einer evangelischen Gemeinde-Ordnung angebahnten Maßregeln einer gewissen allgemeinen geistigen Erschlaffung zuzuschreiben, welche nach den Jahren der Erregung 1848—1850 l e i d e r, aber unleugbar, eingetreten ist, und dahin wirkt, daß man nur

lieber Alles unberührt und beim Alten läßt, um nicht in Verbesserungs-Versuche zu gerathen, welche so unheilvoll als die des Jahres 1848 auslaufen möchten. Die schwache menschliche Natur macht wohl solche Erschlaffung nach großer und von Hause aus mißrathener und mißgeborener Erregung erklärlich, löblich ist sie aber nicht, und das Gute fördern wird sie gewiß nicht, vielmehr sollen die, welche es mit einer gesunden religiösen und politischen Entwickelung ernst meinen, nicht ruhen, sondern wirken und schaffen, und wachen und beten, damit die rechte Bewegung und die nöthige Verbesserung und Reform in ihrer Hand bleibe, und nicht in die der Gleichgültigen, Religionslosen und Gleichmacher zu neuem Verderben übergehe.

Jene Abspannung ist aber nicht der alleinige Grund der bisherigen geringen Erfolge; diese rühren auch wohl theilweise daher, daß die Grundzüge der Gemeinde-Kirchen-Ordnung mehr von dem Standpunkt des Art. 17 der Verfassung von 1850 und von den Principien des Collegial-Systems und der Wahlen nach Kopfzahl, als von dem Zustande ausgehen, der sich in den meisten Theilen der östlichen Provinzen wirklich vorfindet, letztere aber auch nicht ganz unbeachtet lassen will, und also zwischen vorhandenen Zuständen und beabsichtigten künftigen Einrichtungen in einer unheimlichen Mitte schwebt, welche weder die Anhänger des Alten, noch die der neueren Grundsätze recht befriedigen mag.

Der Art. 17 der Verfassung gehört aber zu denen, die schwerlich Annahme Seitens des Königs und der Kammern gefunden hätten, wenn nicht gleichzeitig mit ihm der Art. 107 (wegen möglicher Aenderung der Verfassungs-Paragraphen) angenommen worden wäre. — Auch dieser Artikel, er lautet bekanntlich:

> „Ueber das Kirchen-Patronat und die Bedingungen, unter „welchen dasselbe aufgehoben werden kann, wird ein besonderes „Gesetz ergehen." —

schwebt in jener unheimlichen Mitte zwischen neuer Theorie und vorhandener Verfassung, und genügte eigentlich Niemand. Die Neuerer hätten gern das Patronat ohne Weiteres aufgehoben, oder wenigstens dessen Aufhebung bestimmt in Aussicht gestellt. Es zeigte sich aber doch gleich, bei einiger näherer Erwägung, daß das nicht ginge, da Niemand Lust und Mittel hatte, die großen äußerlichen Lasten zu übernehmen, die daran haften. Man versprach also ein künftiges Gesetz, welches eine Einrichtung treffen sollte, die man jetzt nicht erfinden oder nicht durchsetzen konnte. War aber das der Fall: so war es wohl besser, das Alte zu behalten und nicht durch verheißene Aenderung abzuschwächen, bis man etwas wirklich Gutes, Neues gefunden hatte und durchsetzen konnte. Die Hoffnungen, welche die Gesetzgeber der Jahre 1848 bis 1850 von jenem künftigen Gesetz hegten, waren gewiß sehr verschieden, und jeder hoffte künftig obzusiegen. Daher jene Fassung,

welche für die Gegenwart nichts als einen halben Tadel des Vorhandenen ausspricht und daher Unbehaglichkeit und Rechtsungewißheit herbeiführt. — Mit einem Wort, dieser Artikel gehört zu denen, welche „den breiten Stempel des Ursprungs" und einer trüben Zeit tragen, und der am besten zunächst gestrichen würde. Hätte die Staats-Regierung diese Streichung in den Jahren 1851/53 irgend betrieben, sie wäre bei den Kammern leicht angenommen worden. — Bis die Streichung erfolgt ist, möge man aber wenigstens auf diesem Artikel nicht weiter bauen. — Außerdem ist zu beachten, daß die Rheinische Kirchen-Ordnung manche Bestimmungen demokratischer Natur enthält, welche dort, nach Beseitigung der alten Autoritäts- und Obrigkeits-Verhältnisse während der Fremdherrschaft, nicht gut gewirkt haben und dazu beitragen, dort destructive Stimmungen und Tendenzen zu befördern. Die richtige Aufgabe war also wohl, in den östlichen Provinzen ein regeres kirchliches Leben anzuregen, dabei aber das der Rheinischen Kirchen-Ordnung entsprechende Princip der Kopfzahl-Wahlen zu vermeiden und an die vorhandenen Zustände in conservativem und diese entwickelnden Sinne anzuknüpfen und fortzubauen. In der That sind nun in den östlichen Provinzen der Pfarrer, der Patron und die Kirchen-Vorsteher, welche überall vorhanden und bekannt sind, noch diejenigen, welche an den kirchlichen Angelegenheiten den meisten Antheil nehmen, und in der Regel werden unter diesen wieder der Pfarrer und Patron das Beste thun können, und haben auch den nächsten Beruf und Verpflichtung dazu. — Wenn nun auch der Patron und die Kirchen-Vorsteher bisher in der Regel nur Externa zu besorgen gehalten sind: so lag es doch nahe und war historisch berechtigt, sie auch an den Internis der Gemeinden künftig Theil nehmen zu lassen.

Die Kirchen-Vorsteher sollen nun auch nach den „Grundzügen" in den Gemeinde-Kirchenrath übergehen (§ 6 der Grundzüge), der Patron aber nicht, er soll nur noch bei dem ersten Vorschlage (§ 7) mitwirken. Ist er nun weniger berechtigt und geeignet als die Kirchenvorsteher, die er ernannte? So schwach und nachlässig er sein mag, so ist jenes doch nicht anzunehmen, — auch Pfarrer und Kirchen-Vorsteher sind sündige Menschen.

Wäre es nun nicht natürlicher, an das Vorhandene anknüpfend, die erste Vertretung der Kirchen-Angelegenheiten der Gemeinen denen zu übergeben, welche (einzelne, durch die Gesetze bestimmte Fälle ausgenommen) bisher fast allein dabei betheiligt waren, und die Wirksamkeit derselben durch Zuziehung neuer Mitglieder zu verstärken? — (Die Fälle, wo der Patron einer anderen Confession angehört [A. L.-R. § 581, Tit. 11, Thl. II.] sind so selten, daß sie bei Berathung der Regel nicht in Erwägung kommen, sondern als Ausnahmen zu behandeln sind, wenn erst die Regel gefunden wurde.) —

Wäre es nun nicht vielleicht eine leicht ausführbare und gute Maßregel, daß der jetzige Kirchen-Vorstand: Pfarrer, Patron und Kirchen-Vorsteher, dadurch verstärkt würde, daß der Pfarrer, Patron und Kirchen-Vorsteher jeder noch einen (oder in großen Gemeinden zwei) Kirchen-Vorsteher hinzuriefen und dabei gehalten würden, diese theils aus den größeren Grundbesitzern und theils aus den besitzlosen Gemeinde-Mitgliedern zu wählen? Und daß dann diese — Pfarrer, Patron und bisherige und neue Kirchen-Vorsteher — den „Kirchen-Rath" bildeten? Diese Art der Verstärkung durch Bestimmung des Pfarrers, des Patrons und des Kirchen-Vorstehers wird gewiß bessere Resultate liefern als eine Wahl nach Kopfzahl von selbstständigen Urwählern. Dabei könnten die Gewählten der Gemeine mit dem Recht der Protestation aus guten Gründen bekannt gemacht und dann, wenn Protest nicht erfolgt oder erledigt, von den geistlichen Oberen bestätigt werden. Liegt nicht auch in der Gestattung einer Wahl von allen selbstständigen Hausvätern eine Anerkennung der Grundsätze einer republikanischen Kirchen-Verfassung, welche von Anfang an in der Mark und Pommern nicht gegolten hat? — Und liegt darin nicht eine Stärkung der demokratischen Grundsätze überhaupt? Und ist ein solches Zugeständniß nicht in beiden Beziehungen sehr bedenklich? —

Alles aber scheint darauf anzukommen, daß man nicht Jahre lang bei den Einleitungen stehen bleibe, sondern bald die kirchliche Gemeinde-Vertretung ordne und aus dieser die Kreis-Synode und dann die Provinzial-Synode so schleunig als möglich hervorgehen lasse, damit Leben und Thätigkeit an Stelle der jetzigen Apathie trete.

Größere Körperschaften als die Provinz werden sich bei den Synoden schwer oder nie bilden lassen, da nur die Provinzen gemeinsam die Reformation und deren Folgen erlebt haben, und in einigermaßen gleichartigem Verhältniß zum Consistorium und Landesherrn standen und stehen.



Das britische Heer gegen Ende des Jahres 1855.

Im dritten Hefte des zweiten Bandes der „Berliner Revue" findet der Leser einen sehr anschaulichen und instructiven Aufsatz von anderer Hand: die englische Armee. Die gegenwärtige Arbeit schließt sich ihm ergänzend an und hebt einige neue Gesichtspunkte hervor, was bei dem eigenthümlichen und auf dem Festlande wenig gekannten Wesen des englischen Heeres nicht unwillkommen sein wird.

Betrachtet man, was die britischen Truppen in der Krim geleistet und gelitten, so kommt der Gedanke an den ersten Abschnitt des europäischen Kampfes gegen Frankreich wie von selber. Als am 22. Februar 1854 ihre Einschiffung nach dem Orient begann, waren die Zustände des Heeres zwar etwas besser, doch denen vom 1. Februar 1793 — dem Tage der Kriegserklärung des Convents an England — mehr oder weniger ähnlich. Um diesen Umstand seinem ganzen Gewichte nach zu würdigen, vergleiche man die Organisation und Beschaffenheit der übrigen großen Armeen Europa's in den Jahren 1793 und 1854!

Während der zehn ruhigen Jahre, die dem Vertrag von Versailles (20. Januar 1783) folgten, hatte das Ministerium vorzugsweise in Bezug auf das Landheer die strengste Sparsamkeit beobachtet. Namentlich war die Kriegsstärke des Bataillons von 654, des Reiter-Regiments von 324 Mann auf einen Friedensstand von 380 resp. 180 Mann herabgesetzt; Pioniere, Sapeure, Mineure, Ponton- und militairisch organisirte Artillerie-Trains fehlten ganz. In England, Schottland und Irland standen nur 24,000 Mann, von denen ein guter Theil nicht felddienstfähig.

Daher konnte das stolze Britannien Anfangs nicht mehr als fünf Tausend Mann auf das Festland senden, die nur allmählich vermehrt wurden, und eine wenig glänzende Rolle spielten. Außer dem angeborenen animalischen Muth entbehrten sie das Meiste von dem, was der tüchtige Soldat bedarf: die Ausbildung vernachlässigt, Disciplin hart, fast grausam und dennoch mangelhaft, hinsichtlich der Elementar-Tactik Willkür und deshalb Verschiedenheit, Feldausrüstung höchst unzweckmäßig. Eine aus amtlicher Veranlassung im Jahre 1822 erschienene Schrift läßt sich darüber also vernehmen: „Diejenigen, welche damals mit der Armee auf dem Festlande dienten, können von ihrer Unwirksamkeit nach Zahl und Zusammensetzung, von ihrer Hülflosigkeit, von ihrem in jeder Hinsicht verfallenen Zustande Zeugniß ablegen. Während einiger Zeit befanden wir uns am Gängelbande und waren wegen Unterstützung bei jedem Marsche, wegen Sicherheit unserer Posten und wegen Ersatz von Gegenständen der Feldausrüstung, die bei gewöhnlichen Kriegs-Operationen als unentbehrlich gelten, von unsern Verbündeten abhängig."

Immerhin hätte der Verfasser auch Einiges über die Offiziere sagen können, von denen Mancher sehr Vieles zu wünschen übrig ließ, weil der Stellenkauf in größerer Ausdehnung als heut stattfand. Der Herzog von York, bekanntlich 1793—1795 Befehlshaber der britischen Truppen auf dem Continent, machte in dieser Hinsicht Erfahrungen unangenehmer Art, die aber wenigstens nicht verloren gingen. Späterhin als Commander in Chief suchte er nämlich den wahrgenommenen Uebelständen dadurch abzuhelfen, daß der Stellenkauf mehrfach beschränkt und

besser geregelt wurde; seine desfalls durchgesetzten Maßregeln haben sich bewährt und gelten noch immer.

Beim Beginn des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel stand es besser, weil Frankreich dafür gesorgt hatte, daß die Nachbarn nicht wieder in einen zehnjährigen Friedensschlaf wie von 1783 bis 1793 versanken. Ueberdies machten die große Auctorität, welche Wellington bald erlangte, und selbst seine verwandtschaftlichen Bezüge möglich, vorhandene Mängel zu mildern oder auszugleichen. Jeder Forderung seinerseits entsprach das Ministerium bereitwillig und ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt, was die sonst unvermeidbaren Hemmnisse einer überaus verwickelten Maschinerie der Heer-Verwaltung bedeutend verminderte. Nur über einen Punkt ereiferte er sich wiederholt, doch vergebens: das Urlaubnehmen der Offiziere, worüber auch General Simpson nahe am Schluß seiner Laufbahn mittelst Tagesbefehls bitteren Tadel auszusprechen genöthigt war. Anderweit begünstigten den Herzog auch besondere Umstände, z. B. die Tüchtigkeit und relative Jugend seiner Unter-Generale, sowie daß der leichte Dienst für welchen der englische Soldat ganz unbrauchbar ist, von der deutschen Legion und dem Corps Braunschweiger trefflich besorgt ward.

Jeden Falles erzeugte indeß dieser glorreiche Kampf, und als glänzender Anhang die Schlacht von Waterloo einen bedeutenden Nachtheil: der glückliche Feldherr wurde von der Ansicht beherrscht, daß die Einrichtungen der Armee vollkommen seien und nichts daran geändert werden dürfe. Während der langen Zeit seiner fast unbeschränkten Gewalt über das Heerwesen ist Nichts, oder wenigstens nichts Wesentliches umgestaltet worden. Dazu kam die beinahe vierzigjährige europäische Friedens-Periode, deren Einwirkungen unter den gegebenen Verhältnissen doppelt bedenklich sein mußten; während die meisten anderen Heere in ihrer Organisation, Bewaffnung u. s. w. fortschritten, blieb das britische stationär.

Als die erheblichsten Uebelstände, welche auf die Leistungsfähigkeit der Armee im gegenwärtigen Kriege nachtheilig einwirkten und großentheils noch einwirken, betrachten wir:

I. Die äußerst confuse Oberleitung des Heerwesens, an welcher bisher Theil nahmen: A. der Colonial-Minister, indem er die zum „auswärtigen Dienst" erforderliche Streitmacht und, den Hauptzügen nach, auch ihre Operationen bestimmte, was beides im Laufe des vorigen Jahres an das Kriegs-Ministerium übergegangen ist; B. der Commander in Chief, dessen Geschäftskreis die Anstellungen, Beförderungen, Ausbildung, Inspectionen und Dienstbetrieb der Truppen umfaßt; C. der Master general an der Spitze des Artillerie- und Ingenieur-Corps, mit gleichen Befugnissen wie der Ober-Befehlshaber, und von diesem unabhängig; D. der Chancellor of the Exchequer (Finanz-Minister), weil das Commissariat unter seiner oberen Leitung stand, was neuerlich

gleichfalls dem Kriegs-Ministerium überwiesen worden ist; E. der Secretary at war (Kriegs-Secretär), Vorstand einer Behörde, die als Civil-Departement bezeichnet wurde und in Wahrheit nur als Ober-Rechnungs-Kammer der Armee gelten konnte. Ungefähr vor Jahresfrist schuf man die Stelle eines Secretary of state for war, welchem die von andern Ministerien abgetrennten Zweige nebst einigen ökonomischen Beschäftigungen des Feldzeugmeisters zufielen. Dagegen behält dieser seine Gewalt über die zwei technischen Corps eben so ungeschmälert, wie der Commander in Chief die seinige, und es ist deshalb an ein Kriegs-Ministerium im Sinne des Festlandes noch immer nicht zu denken.

II. Die Unsicherheit des Ersatzes durch Werbung mit deren anderweiten Folgen. Für das Jahr 1855 hatte das Parlament die zur Anwerbung von 65,000 Mann erforderlichen Gelder bewilligt, und zwar mit bedeutend erhöhtem Satze des Handgelds; das Ergebniß kennen wir nur von wenig Monaten, soweit nämlich die Nachweisungen des Roebuck-Comité reichen. Vom 1. October bis 31. December 1854 wurden 14,065 Mann aller Waffen angeworben, die Krim-Armee verlor aber während dieser drei Monate 48,313 Mann; vom 1. Januar bis 31. März 1855 traten 15,140 Rekruten in Dienst, dagegen hatte die Armee blos im Laufe des Januars 23,076 Mann Abgang.

Eine Aenderung mittelst der Conscription gehört in England zu den Unmöglichkeiten, und immer wird bei gestiegenem Menschenbedarf die Miliz aushelfen müssen, was auf zweierlei Wegen geschieht. Einmal, indem Regimenter derselben, nach auswärtigen Stationen abgehend, die dort stehenden Linien-Truppen verwendbar machen. Befehlen kann dies aber Niemand, denn zu einer derartigen Maßregel wird jeder einzelne Mann um seine Zustimmung befragt; wer bejaht, empfängt eine „bounty", die Verneinenden bleiben daheim. Sodann durch Anwerbung gegen Handgeld, wodurch das Gouvernement im gegenwärtigen Kriege nicht weniger als ein Viertheil der gesammten embodied militia (sie betrug 131,674 Unteroffiziere und Mannschaft) für das stehende Heer zu gewinnen hoffte. Diese Erwartung ist unerfüllt geblieben, trotz der charakteristischen Maßregel, daß man demjenigen, welcher am meisten wünschen muß, leidlich eingeschulte Mannschaften bei der Compagnie zu haben, dem Feldwebel derselben nämlich, ein Gratial von zehn Schillingen (3 Thlr. 10 Sgr.) für jeden zum stehenden Heere übertretenden Milizmann bewilligte. Hierin liegt zugleich eine Veranlassung, zu bemerken, daß die Angabe: die Milizen von Schottland und Irland seien aus politischen Gründen nicht versammelt worden, unrichtig sei. Im Gegentheil, sämmtliche Regimenter und Artillerie-Corps beider Länder waren embodied — wahrscheinlich weil beide Nationalitäten und besonders die Söhne der grünen Insel sich dem Branntwein, so wie den Künsten der Werbe-Offiziere viel leichter zugänglich erweisen, als Engländer.

III. Das fehlerhafte System des Dienstbetriebs, worüber schon in dem Eingangs erwähnten Aufsatz das Nöthige gesagt ist. Neuerdings hat zwar der Herzog von Cambridge zu Liverpool öffentlich ausgesprochen, daß nichts die Liebe und Aufopferung der Offiziere für ihre Soldaten übertreffen könne, S. K. H. möge jedoch entschuldigen, wenn wir hierin fortwährend die schwächste Seite der englischen Armee sehen. — Uebrigens wäre die Abhülfe nicht schwierig; es bedarf nur eines gemessenen Befehls, von den erforderlichen Detail-Vorschriften begleitet, so wie strenger Ueberwachung, daß der Befehl überall genau und pünktlich ausgeführt werde. Anfangs möchte allgemeines Naserümpfen über solche Zumuthung stattfinden, und wahrscheinlich würden auch mehrere Gentlemen der Beschäftigung mit ihrer Mannschaft das Ausscheiden vorziehen, — aber England besitzt „jüngere Söhne" in so ausreichender Zahl, daß es niemals an Offizier-Aspiranten fehlen kann.

Eine Anzahl anderer Beschwerde-Punkte ist, zumeist von Engländern selbst, geltend gemacht worden, mit denen wir nicht, oder wenigstens nur theilweis, einverstanden sind. 1) Der Stellenkauf, welcher für England manches Gute hat; es mangelt an Raum, dieses nachzuweisen. Vielleicht kommen wir ein andermal darauf zurück. 2) Die Bewaffnung, im Jahre 1854 allerdings den anderwärts eingeführten Verbesserungen nicht gewachsen. Diesem Mangel ist schnell abgeholfen worden, auch konnte er im vorliegenden Fall keinen directen Nachtheil bringen, weil es hierunter bei den Gegnern noch viel übler stand; — die wiederholten kleinen Ausfälle der Besatzung von Sebastopol beruhten zumeist auf dem Wunsche, sich Minié-Gewehre zu verschaffen. 3) Die Anwendung harter körperlicher Züchtigungen. Zwar haben die in San Sebastian und Badajoz verübten Scheußlichkeiten gezeigt, daß die neunschwänzige Katze allein nicht ausreicht, und die nach bewilligter Zulage mit neuer Kraft erwachende Trunksucht in der Krim-Armee spricht ebenfalls dafür. Aber so lange das britische Heer nicht anders zusammengesetzt ist als bisher — und das wird niemals geschehen — kann es die Prügelstrafe durchaus nicht entbehren.

Ueberdies hat die Regierung schon vor längerer Zeit das äußerst zweckmäßige System angenommen, nicht blos die schlechte Aufführung zu bestrafen, sondern auch die fortgesetzt gute zu belohnen, und zwar in doppelter Weise. A. Durch eine tägliche Zulage (good conduct pay, nicht zu verwechseln mit der für lange Dienstzeit: additional pay for length of service), die mit einem halben Denar (5 Pf.) beginnt und immer um diesen Betrag steigt. Im Jahre 1851 empfingen 23,667 Unteroffiziere und Mannschaften diese Zulage von 5 Pf. aufwärts bis 6 Sgr. 8 Pf., was eine Ausgabe von 373,620 Thlrn. veranlaßte; im laufenden Jahre sind 27,801 Mann mit 5 Pf. bis 5 Sgr. bedacht und erhalten zusammen 426,946 Thlr. B. Durch die Beförderung ausgezeichneter Feldwebel und Sergeanten zu Fähnrichen oder Cor-

nets, denen dabei eine Equipirungs-Unterstützung gewährt wird. Die darauf verwendete Summe betrug im Jahre 1850 zweitausend zweihundert Pfund Sterling (14,666 Thlr.), im folgenden funfzig Pfund mehr, 1854 dreitausend, für das laufende Jahr sind fünftausend Pfund (33,333 Thlr.) ausgeworfen.

Ausschließlich der Colonial-Corps, welche nicht hierher gehören, hatte das englische Heer im Anfange des November folgende Organisation und Sollstärke:

3 Garde-Infanterie-Regimenter,	7 Bat.	260 Off.	8167 M.
99 Infanterie-Regimenter	102 „	5651 „	162731 „
Schützen-Brigade	3 „	204 „	7098 „
3 Westindische Regimenter	3 „	181 „	3233 „
	115 Bat.	6296 Off.	181229 M.

Garde-Cavallerie	3 Regt.	96 Off.	1212 M.	822 Pferde
Linien-Cavallerie	24 „	766 „	13305 „	10601 „
	27 Regt.	862 Off.	14517 M.	11423 Pferde

Das berittene Stabscorps von 4 Offizieren, 57 Mann, 61 Pferden ist dem Vernehmen nach schon wieder aufgelöst worden.

Fuß-Artillerie-Reg.	14 Bat. zu 8 Cp.	664 Off.	16681 M.	3295 Pferde
Reitende Art.-Brig.	7 Troops	44 „	1293 „	1192 „
Reit-Anstalt		3 „	32 „	25 „
	126 Compagnieen	711 Off.	18006 M.	4612 Pferde
Ingenieur-Corps	30 Compagnieen	347 Off.	3140 M.	

Für die Fremden-Legionen waren 780 Offiziere, 14170 Mann in Aussicht genommen. Die deutsche soll betragen 2 Jäger-Bataillone, 4 leichte, 2 Linien-Infanterie-Regimenter = 8 Bataillone zu 1000 Mann, 2 Cavallerie-Regimenter zu 600 Reitern, Letztere sind noch sehr unvollständig, auch 3 Bataillonen mangelt noch Vieles am Etat, 2 schifften sich schon vor einiger Zeit nach dem Orient ein. Von der Schweizer-Legion dürften 2 Bataillone beinahe vollständig sein. Die Italienische scheint mehr dem Gebiet der Mythe als der Wirklichkeit anzugehören.

Fußvolk und Reiterei sind folgender Weise vertheilt:

In Großbritannien: 4 Bataillone Garde, 7 Linien-Bataillone, 3 Regimenter Garde-, 6 Regimenter Linien-Cavallerie. Ueberdies alle Depots der im auswärtigen Dienst verwendeten Abtheilungen, nebst der Deutschen und Schweizer Fremden-Legion.

Auf auswärtigen Stationen in Europa: 3 Bataillone Gibraltar, wohin auch 2 Miliz-Regimenter gesendet sind; 1 Bataillon Malta (außerdem ein Miliz-Regiment und ein Corps Eingeborner); 1 Bataillon Athen. Die Jonischen Inseln wurden gänzlich von Linien-Truppen entblößt, und durch 5 Miliz-Regimenter besetzt.

Armee in der Krim: 3 Garde-Bataillone, 49 Bataillone Linien-Truppen, 14 Cavallerie-Regimenter, also ungefähr die Hälfte des ganzen Heeres. Einschließlich 4500 Kranker oder Verwundeter soll am 16. October die Effectiv-Stärke dieser Abtheilungen im Durchschnitt betragen haben: 640 Mann für das Bataillon = 33,280 Mann Infanterie, 340 für das Cavallerie-Regiment = 4800 Reiter. Derselben Angabe gemäß waren dort 14 Batterieen Fuß-Artillerie, einige Troops reitender und 9 Compagnieen Sapeure verwendet, zusammen 9000 Mann. Ungeachtet der häufigen Ersatz- (d. i. Rekruten-) Sendungen, welche nicht genau zu berechnen sind, scheinen obige Zahlen etwas hoch gegriffen, denn die Verluste während des Winters waren, wie wir früher gesehen, entsetzlich, und bei den mißlungenen Sturm-Angriffen vom 18. Juni und 8. September muß ebenfalls der Abgang höchst bedeutend gewesen sein.

In der Cap-Colonie: 5 Bataillone, nächstdem das Reserve-Bataillon eines in Australien stehenden Regiments, und das Colonial-Corps berittener Schützen.

Auf Mauritius und Ceylon: 3 Bataillone und ein Colonial-Corps.

In China (Hongkong): 1 Bataillon.

In Nord-Amerika: 6 Bataillone und zwei Colonial-Corps.

Auf Bermuda: 1 Bataillon.

In West-Indien: 6 Bataillone, worunter die drei West-Indischen Regimenter.

In Australien: 3 Bataillone.

Im Solde der Ost-Indischen Compagnie: 22 Bataillone, 2 Reiter-Regimenter.



Vom neuen Rettungshause.

Ein hingeworfener Gedanke.

Da haben sie am Saume des Waldgebirges, die reiche Gegend weithin überschauend, ein neues Rettungshaus begründet; es umfaßt, im dritten Jahre seines Bestehens, schon mehr als zwanzig Knaben; nicht allein dem Verderben selbstständig entgegen Wandelnde, oder Söhne verkommenen Gesindels, sondern auch solche von rechtlichen, aber besitzlosen und durch den Druck theurer Jahre noch mehr preßhaften Landbewohner. Liebesgaben von fern und nahe sind dazu herbeigekommen; ein gottesfürchtiger und reicher Grundbesitzer bäuerlichen Standes insonders hat seine milde Hand aufgethan, und aus seinen Speichern und Vorrathskammern strömt die Fülle unter das Dach des Rettungshauses.

Die Berichte des dritten Jahresfestes, wobei weithin bekannte geistliche Redner geweihete Worte gesprochen, haben die befriedigendsten Kunden gegeben. Die Knaben sind gesund, gutgenährt, wohlbekleidet, fröhlich, fleißig und fromm; — so erzählte, mit Freudenthränen in den treuen, braunen Augen, die alte Näthérin im nahen Städtchen, die sich einen Feiertag gegönnt, dem Jahresfeste und seinen schönen Gottesdiensten beizuwohnen und ihr hart erspartes Scherflein dahin zu tragen. —

Dieses Alles nun ist sehr schön und lieblich, aber, war diese Anstalt hier grade nothwendig? War, — wie die Aerzte zu sprechen pflegen, — das Heilmittel hier „indicirt?" — War es das, was der HErr förderſamst zu thun gebot? —

Die Kammerjungfer der Frau von Z. bittet ihre Dame um eine milde Gabe für die unter bittern Entbehrungen langsam dem Tode entgegenkämpfende Wittwe Y., zu vielleicht letzter irdischer Erquickung. Es hätte dieselbe, bis zu den hohen Siebzigen, ehrlich als Waschfrau sich genährt, und da sie zu liegen gekommen, nur deshalb nicht unter die Stadtarmen sich aufnehmen lassen wollen, weil sonst ein kleines Gärtchen, vom Urelternvater ererbt, der Stadt-Armenkasse verfiele und nicht ihrem, jetzt in entfernter Garnison dienenden Brudersenkel zukäme nach ihrem Tode. „Du weißt, Lorchen," war die Antwort, „ich habe eben einen Friedrichsd'or an den Sammelboten des neuen Rettungshauses gegeben — es war mehr, als ich durfte; leider kann man nicht Allen helfen!" —

Der Handwerksbursch mit dem ehrlichen, aber abgezehrten Gesicht hat am Nervenfieber krank im Hospital gelegen, und hat seitdem, seiner Körperschwäche wegen, auf langer Wanderschaft noch keine Arbeit gefunden. Er ist hübscher Leute Kind, wie er sagt; daheim litten sie keinen Mangel, aber daheim, oben im Baierland, war weit; er bittet die freundliche Bürgerfrau flehentlich um einen Zehrpfennig, wenn möglich, um ein Hemd. „Unmöglich!" antwortet Frau X. seufzend, und, zur zufällig anwesenden alten Nachbarin gewendet: „ich habe gestern erst 30 Ellen Hausleinwand an das neue Rettungshaus geschickt; es sind theure Zeiten — ich habe selbst fünf Kinder!" — und freundlich zum Handwerksburschen: „Ihr müßt weiter gehn, es thut mir leid!"

Meister W., der fleißige junge Schuhmacher, bittet Fräulein V., die bei ihm arbeiten läßt, um einen Vorschuß von 5 Thlrn., die Rechnungen gingen schlecht ein, die Frau habe schwer krank gelegen, länger als ein Vierteljahr nach dem Kindbett; er müsse die Miethe zahlen oder Kündigung gewärtigen. Fräulein V. aber hat eben zwei Fünfthalerscheine, ihr einziges verfügbares Geld, in einen Fünfsiegelbrief für das neue Rettungshaus geschlossen. Sie besinnt sich einen Augenblick, ob sie theilen dürfe? „Nein, es ist des HErrn Werk, ich darf nicht!" Und wehmüthig schüttelt sie den Kopf: „Ich kann nicht, lieber Meister; der HErr wird's anderweitig vorsehen für Euch!" —

Zum neuen Rettungshause zurückzukehren, so sind, für die wirklich verkommenen und der Rettung im eigentlichen Sinn dieser Anstalten bedürftigen Knaben, in sehr geringen Entfernungen drei vortrefflich eingerichtete, einsichtsvoll geleitete Rettungshäuser aufzufinden, wo sie mit einem durch Liebesspenden zusammenzubringenden ausreichenden Kostgelde gern aufgenommen werden würden. Die Mittelsorte, nun, warum nahm sie der reiche und zu dem kinderlose Grundbesitzer nicht auf seinen Hof und rettete sie da, unter Beirath von Pastor und Schulmeister des nahen Dorfes, privatim und ohne Rumor? — Und was die Söhne frommer und fleißiger Eltern anbetrifft, deren häuslicher Auferziehung nur die bittere Noth im Wege steht, warum verpachtet ihnen nicht, soweit sie in seiner Nähe wohnen, dieser reiche Mann ein Stücklein Landes zu Roggen und Kartoffeln um geringen Zins, mit seinem Gespann zum Beackern ihnen aushelfend? Er würde, durch sein vielgeltendes Beispiel, andern Grundbesitzern den Anstoß geben, in ihrer Nähe das Gleiche zu thun um des HErrn willen, und mancher Verkommenheit aus Elend und Mangel würde abgeholfen werden.

Es ist schön und herrlich, die Seelen der Kinder ihrem Heilande zuzuführen, aber es kann nimmer segenreich wirken, Eltern durch allzubereitwillige Abnahme ihrer Sprößlinge in Leichtsinn und Trägheit zu unterstützen, und die Bande des Blutes ohne Noth zu lockern. Es giebt manche Liebeswerke zu thun außer dem Bereich von Rettungshäusern und Kleinkinderbewahranstalten. Der HErr walte, daß sie nicht über diese beiden, jetzt vor Allen Genannten, verabsäumt werden! —

Wenn nun ein bitteres Gefühl der Verlassenheit, des unerquickten und ungepflegten Dahinscheidens, den letzten irdischen Seelenaufschwung der alten Wäscherin umdüstert hätte, also, daß sie nicht mit der Fassung des begnadigten Christen ihrem Richter entgegengetreten wäre? — Wenn der junge Handwerksbursch, „hübscher Leute Kind" und an Reinlichkeit gewöhnt, sein eines Hemde gewaschen hätte im Bach am Wege, das in der nebligen Octoberluft mangelhaft getrocknete wieder angezogen und eine tödtliche Erkältung, oder eine lebenslang dauernde Lähmung davon getragen? — Wenn, Härte mit Härte zu begegnen, Meister W., dem Fräulein B. keinen Vorschuß geben zu dürfen glaubte, seinen armen Nachbar, einen kränklichen Greisen mit blinder Tochter, auspfänden ließ? — Wenn — — —

Ja, **wenn** die „Revue" dieses abdruckt, so möge das treu gemeinte Wort eine gute Statt finden!



Zehn Monate Demokratie!

Vom 24. Januar bis zum 10. December 1848.

Sechszehntes Capitel.

Es gab Leute, die glaubten, daß durch das allgemeine Stimmrecht neue unbekannte oder verkannte Talente auftauchen würden. Ihr Irrthum dauerte nicht lange. Die Wahl ist nicht im Stande, ein Talent zu schaffen, höchstens kann sie es in sein wahres Licht stellen. Die Art aber, die die Demokratie zur Wahl erfand, indem ein jeder Wähler dreißig Candidaten auf seine Liste stellte, war durchaus nur der Mittelmäßigkeit und der Partei günstig. Jeder Wähler kannte wohl zwei oder drei Männer, die sein Vertrauen besaßen, die andern fügte er auf's Geradewohl und wie sie ihm unter die Feder kamen, hinzu.

In Paris, wo mehr als 200,000 Wähler sich befanden, kostete es viel Geld, allen Wählern ein Cirkular ins Haus zu schicken. Einzelne, die diese Mittel nicht besaßen, eilten von Club zu Club — es gab deren mehr als 150 — und verlangten die Stimmen ihrer Mitbürger. Die Meisten, müde, sich selbst zu loben, zogen es vor, sich Fragen stellen zu lassen, die sie je nach ihren Mitteln beantworteten. Man fragte sie zuerst um ihre Meinung hinsichtlich der Republik, des Rechts auf Arbeit, der Organisation der Arbeit, der Gleichheit des Arbeiterlohns 2c. Bald aber artete diese Ausfragungs-Prüfung ins Lächerliche aus. Ein Mitglied des Clubs erhob sich gewöhnlich und legte dem Candidaten die heterogensten Fragen vor, wie z. B.: „Was glauben Sie von der Dreieinigkeit? Was sind Ihre Grundsätze über das Frauenzimmer im Allgemeinen und über den Mann im Besonderen?" Im club des indépendants wohnte ich der folgenden Scene bei. Ein Candidat schwadronirte über verschiedene Gegenstände, da erhob sich ein Arbeiter und rief ihm laut zu: „Um alles das handelt es sich nicht. Verstehen Sie zu schwimmen?" Allgemeines Gelächter.

„Es ist dabei nichts zu lachen," bemerkte der Arbeiter, „wir sind entschlossen, Alle, welche nur schöne Reden halten, in die Seine zu werfen."

Das Luxembourg, d. h. Louis Blanc und seine Partei, hatte eine Liste erfunden, worauf lauter Socialisten, mit Ausschluß der gemäßigten Mitglieder der provisorischen Regierung, figurirten.

Marrast hatte die Absicht, die National-Werkstätten in der Ebene von St. Maur zu vereinen und sie dort anzureden, um auf die Wahlen einzuwirken. Er mußte auf diese Idee verzichten, weil sie die Freiheit der Wahl zu gefährden schien.

Jedes Blatt hatte seine Liste, die „Presse" allein ausgenommen. Girardin, weil er keinen andern Namen dem seinen an die Seite setzen

wollte, erklärte, das Volk müsse von selbst seine Männer aufsuchen, die es zu repräsentiren verdienten. Girardin vergaß, daß das Volk nicht jenem Könige gleicht, der, als ein Sänger einen goldenen Becher von ihm verlangte, denselben einem Anderen, dem Dichter Epikrates, schickte, indem er sagte: „Du bist geschaffen, den Becher zu verlangen, Epikrates aber, ihn zu besitzen.“ Das Volk giebt den Becher dem Schmeichler, der ihn verlangt. Allerdings war die Nichtwahl Girardin's eine Undankbarkeit, warum aber spielte er den Spröden? Daß er gewählt sein wollte, bewies er, als er sich für die zweite Wahl vorschlug. Diesmal aber verdiente er die Lection, die er erhielt, denn er konnte für die zweite Wahl nicht mehr die Zahl der Stimmen erreichen, die er für die erste, ohne sich zu verstellen, erhalten hätte.

Auch Thiers wurde nicht gewählt, und er beklagte sich darüber im „Constitutionnel“, indem er den Legitimisten vorwarf, ihn verlassen zu haben. Ein Wolf, der den Lämmern vorwirft, ihn nicht als Schäferhund zu wählen. Die Legitimisten wählten ihn aber später, aber bald sollten sie es bereuen. Er verführte sogar ihre treuen Schäferhunde.

Die Hauptbegebenheit der Wahlen war die zehndoppelte Wahl Lamartine's, der 3,500,000 Stimmen erhielt. Die Socialisten fielen in Paris durch. Louis Blanc war der Siebenundzwanzigste auf der Liste.

Ueberhaupt hatten die Wahlen nur eine negative Bedeutung, die hieß: Kein Socialismus! Eine affirmative Majorität wäre in ihnen unmöglich gewesen.

Die National-Versammlung trat am 4. Mai in Paris zusammen. Ledru Rollin hatte ihr einen provisorischen Saal im Hofe des Palais Bourbon errichten lassen. Die provisorische Regierung legte durch das Organ des alten Dupont de l'Eure ihre Macht in die Hände der Versammlung nieder, die einstimmig die Republik acclamirte. Das schien nicht genug. Der General Courtais, ein Schwachkopf und ein Geschöpf der „Commune de Paris“ und der Polizei-Präfectur, verlangte von der Versammlung, sie solle die Republik im Angesichte des Volks acclamiren, und die Versammlung war feig genug, sich auf die steinernen Treppen der Seine und dem Concorde-Platz gegenüber zu begeben, um dort im Angesichte von 400 Gamins „vive la république!“ zu schreien. Durch diesen Schritt gab sie dem Volke das richtige Maß ihres Muthes. „Ein Volksvertreter,“ hörte ich einen Arbeiter sagen, „darf sich nur mit einem Strick um den Hals auf die Gasse herabziehen lassen.“

Nicht die National-Versammlung hat Frankreich von der Anarchie gerettet: sie mußte ja selbst von der Nationalgarde zwei Mal gerettet werden. Die National-Versammlung hatte durchaus keinen Einfluß auf die äußeren Begebenheiten.

Ihr Anfang war eine Feigheit!

Ihr Ende ein Chaos!

Siebzehntes Capitel.

Der 24ste Februar brachte den 17ten März, dieser den 16ten April, dieser wieder den 15ten Mai, und dieser abermals die Junitage. Ein Irrthum zeugt den andern, ein Uebel bringt das andere hervor.

Man hätte glauben sollen, die Anwesenheit der National-Versammlung mache den socialistischen Bewegungen ein Ende. Gerade das Gegentheil war der Erfolg. Kaum waren die Wahlen beendet, so entstanden Unruhen in Rouen, Limoges, Elboeuf und Nismes. In Rouen vereinigte sich die Armee mit der Nationalgarde, um der Emeute die Spitze zu bieten. Es floß Blut. In Limoges bemächtigten sich die Socialisten der Stadt ohne Kampf; sie wußten aber nicht, wie und auf welche Art sie den Sieg benutzen sollten. In anderen Städten widersetzte sich die Nationalgarde der Bewegung. Es waren dies bloß Versuche, von den Provinzen aus auf Paris zu wirken. Der Central-Club war der Hauptsitz dieser Versuche.

In Paris selbst machte das revolutionäre Centralcomité einen Versuch, mit einem ungeheuren Manifest, das von Villain und Lebon (Clubredner), Huber, Chipron und Barbès unterzeichnet war. Man las darin folgende Grundsätze:

„Die Gesellschaft hat den Zweck, die Rechte des Volks zu vertheidigen, in welche sie die Februarrevolution wieder eingesetzt hat, und alle socialen Consequenzen aus derselben zu ziehen.

In der socialen Revolution, die jetzt beginnt, stellt sich die Gesellschaft der Menschenrechte — es war dies der Club im Palais Royal, dem Barbès präsidirte — zwischen die Parias und die Privilegirten der alten Gesellschaft. Diesen sagt sie: seid einig und ruhig, das heißt, macht Euch zum Schlage fertig — jenen ruft sie zu, die alte Gestalt der Gesellschaft ist verschwunden, das Reich des Privilegiums und der Ausbeutung ist vorüber. Eure Privilegien waren Euer Werk, die große Mehrheit unserer Brüder ist ihnen fremd geblieben, natürlich sind sie jetzt auch nicht verpflichtet, sie zu respectiren. Bessert Euch, Ihr bedürft der Verzeihung derer, welche Ihr so lange geopfert habt. Wenn Ihr jetzt darauf beharrt, Euch zu isoliren und die alten Gesellschaftsformen zu vertheidigen, werdet Ihr am Tage des Kampfes unsere organisirten Sectionen finden, und unsere Brüder werden Euch dann nicht mehr Verzeihung bieten, sondern Gerechtigkeit fordern."

Man muß den Socialisten oder vielmehr den Communisten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nie war eine Partei naiver und offener. Man kann nicht deutlicher sagen: „Gebt uns, was Ihr habt; wir theilen brüderlich, wo nicht — Vorwärts, Pulver und Blei — Aber die Schuld ist dann an Euch allein. Warum vertheidigt Ihr Euch."

Barbès war Oberst der 12. Legion. Die meisten Offiziere dieser Legion protestirten gegen jene Grundsätze. Barbès schwieg. Im Grunde

fürchtete er die Intriguen Blanqui's. Dessen Club war nicht minder leidenschaftlich. Er weihte die Armee und die Nationalgarde von Rouen dem Tode. Auch er erließ eine Proclamation, die an Heftigkeit weit die Barbès' übertrifft, die aber nicht in's Sociale überschlug. Blanqui war ein Revolutionär alten Schlages.

„Die Contre-Revolution," ruft er aus, „hat sich so eben im Blute des Volkes gebadet. Strafe, Rache den Mördern." — Die Mörder sind die Soldaten und Nationalgardisten von Rouen. — Am Ende fordert er: „Die Auflösung und Entwaffnung der Bürgerwehr von Rouen und die Verhaftung und Anklage der Generale und Offiziere der „garde bourgeoise" — so nannte man die Nationalgarde seit vierzehn Tagen — „und der Linientruppen, welche das Blutbad in Rouen angerichtet haben."

Die „Commune de Paris", das Blatt der Polizei, wetteiferte in heftigen Diatriben mit den Clubs. Sie nannte die Volksrepräsentanten les commis du peuple.

Am Tage der Eröffnung der Versammlung schickte sie zwölf Abgesandte der Clubs mit rothen Armbändern in die Kammer, die im Namen des Volks der Sitzung beizuwohnen wünschten. Man ließ sie nicht in den Saal ein, wies ihnen aber eine Tribüne an, allwo sie sich das Aussehen der Kammerwächter gaben. Als hätte das Volk durchaus nicht seine wirklichen Stellvertreter gewählt.

Und woher alle diese Kühnheit nach der Lection vom 16. April?

Weil eben die Kammer selbst nicht wußte, was sie wollte, und von vorn herein Beweise ihrer Schwäche gab.

Das war ein Gemisch von Unsinn und Prahlerei. Es war mir unmöglich, eine Stunde lang diesem anarchischen Toben, diesem leeren Strohdreschen beizuwohnen. Es kam mir vor, als hätte man eine Heerde Gänse beordert, ein allgemeines Stillschweigen zu bewerkstelligen. Es war weiter nichts, als ein Schnattern nach Ordnung. Es giebt geistreiche Männer, die glauben, eine Versammlung könne eine große Idee zeugen und nähren. Gerade als wenn sieben Hundert übereinander gekletterte Zwerge einen Riesen ersetzen könnten!

Die meisten Franzosen setzten ihre Hoffnung in Lamartine. Dieser nahm die Millionen Stimmen für seine Persönlichkeit, und vergaß, daß man ihm nur Vertrauen schenkte, weil man glaubte, er sei im Grunde gegen die Republik. Nicht Lamartine erhielt diese ungeheuere Stimmenzahl, sondern der Gegner Ledru Rollins. Er sollte es bald erfahren.

Kaum hatte die Versammlung der provisorischen Regierung ihren Dank abgestattet, so erklärte Lamartine, daß er mit Ledru Rollin ganz einig verbrüdert sei. Seine Rede glich freilich dem Lappen eines Lazarus-Mantels, mit dem er die offenen Wunden Ledru Rollins bedeckte; nichts desto weniger aber gab er zu verstehen, daß er an die

Republik glaube, und daß er mit den Republikanern Hand in Hand gehen werde. Die Kammer schritt sogleich zur Wahl der commission exécutive und Lamartine, der König der Erwählten, kam erst als Vierter, nach Arago, Garnier Pagès und Marie, auf die Liste. Ledru Rollin war der Fünfte.

Arago, wenn er nur gewollt, hätte eine bedeutende politische Rolle spielen können. Er war das Haupt der Reaction und ein überzeugter Feind der Socialisten.

Marast sparte sich auf. Er wußte, was in der Polizei vorging. Cavaignac übrigens war noch nicht in Paris.

Achtzehntes Capitel.

Die National-Versammlung, die eigentlich nicht wußte, wo sie anfangen sollte, decretirte aufs Neue ein Volksfest, dem ganz Frankreich, vertreten durch Délégués, beiwohnen sollte. Dies Fest sollte eigentlich den Provinzen gelten. Aber die Abgesandten der Arbeiter des Luxembourg verweigerten von vorn herein ihre Mitwirkung, weil die auf den Barrikaden gegebenen Versprechungen nicht erfüllt worden wären, und weil die Kammer sich weigerte, Louis Blanc zum Minister der Arbeit zu ernennen. Es ward nämlich in der Versammlung der Versuch im Hotel de Ville, aber vergebens, wiederholt. Nur sollte im Stadthaus Louis Blanc Minister des Fortschritts werden, während er hier blos Minister der Arbeit heißen sollte.

Die Pariser Clubs verweigerten ebenfalls ihre Mitwirkung und sie zogen die Provinzial-Abgesandten mit in die Bewegung gegen die Versammlung. Diese fühlte wohl den Sturm herannahen, ja sie wollte unter Waffen diskutiren und deliberiren; der Vorschlag wurde aber verworfen. Sie wußte eigentlich nicht, an welchen Heiligen sie sich wenden sollte, denn ihre Heiligen hatten sich alle in Teufel umgewandelt.

Die „Commune de Paris" rückte jeden Tag folgenden Satz aus den Menschenrechten Robespierres ein: „Das Volk ist der Souverain, die Regierung ist sein Werk und sein Eigenthum, die öffentlichen Beamten sind seine Diener. Das Volk kann, wenn es will, die Regierung ändern und seine Bevollmächtigten zurückrufen."

Die Feinde der Versammlung suchten nur eine Gelegenheit, die Kammer zu sprengen. Die Polen fielen ihnen unter die Hände und wurden zu diesem Zwecke benutzt. Zuerst machte man einen Versuch, eine General-Probe zu einer Hauptvorstellung. Den 14. Mai versammelte sich eine Masse Clubisten bis an die Madeleine, um der Kammer eine Petition vorzulegen. Die Probe fiel gut aus. Die Hauptvorstellung wurde für den folgenden Tag in den Annoncen der „Commune de Paris" öffentlich angekündigt. „Das Central-Comité," sagt dies Blatt in den Theater-Annoncen, „benachrichtigt alle Demokraten, daß die Manifestation zu Gunsten Polens nur am 15. dieses

Monats um zehn Uhr Morgens stattfinden wird, die Bürger werden sich auf dem Bastille-Platz vereinigen. Jede andere Zusammenberufung als die gegenwärtige muß als eine Täuschung betrachtet werden.“ In den letzten Worten zeigt Mephistopheles seinen Pferdefuß. Diese Zeilen galten Blanqui, der an der Spitze des Comité centralisateur stand. Blanqui hatte sich gegen die Manifestation ausgesprochen, obschon er daran Theil nahm. Auch warfen ihm seine Widersacher das Fehlschlagen des Streiches vor.

Es ist unbegreiflich, daß die Regierung keine Maßregeln gegen die Manifestation nahm. Die Annonce der „Commune de Paris“ war denn doch deutlich. Sie sprach ferner in derselben Nummer ganz offen aus: „daß der General Courtais nie gegen das Volk marschiren würde.“ Die Regierung verließ sich auf Caussidière, der mit Sobrier und Barbès an der Spitze dieser Bewegung stand.

Etwas Einfältigeres läßt sich nicht denken. Nur ein Trost blieb übrig. Die Tragödie schlug, wie immer, in eine Comödie um. Die Engel dort oben, zu deren Gunsten alles dies vorgespielt wurde, sollten lachen.

Der Zug kam rasch an die Concorde-Brücke. Kein Tyroler Caussidières ließ sich blicken. Courtais befahl der Mobilgarde, das Bayonnet einzustecken, und in einem Nu war die Masse in die Versammlung gedrungen.

Raspail, Louis Blanc, Blanqui nahmen das Wort ohne Erlaubniß. Die Volksvertreter saßen da, blaß wie Leichen. Ledru Rollin, den Sieg der Socialisten ahnend, nahm das Wort „nicht als Mitglied der Executiv-Commission, sondern als einfacher Volksvertreter.“ Er verläugnete sodann die Regierung, um mit der Revolution zu siegen. Lamartine lächelte bei dieser Erklärung.

Endlich bestieg Barbès die Tribune inmitten eines höllischen Tumults. Im Namen des Volkes verlangte er „eine allgemeine Kriegserklärung gegen Europa und eine Milliarde Zwangssteuer auf die Reichen.“ Ein Arbeiter verlangte „allgemeine Plünderung in Paris.“ Die Unordnung stieg auf das Höchste, als Huber, auf Veranlassung des Präsidenten Buchès, die Nationalversammlung für aufgelöst erklärte. Diese Erklärung gab ihr die Freiheit, ehrlich fortzulaufen, und die Nationalgarde zu rufen, denn Buchès hatte sich den wörtlichen Befehl entreißen lassen: „Schlagt nicht Appell.“ Aber schon schlug man ohne Anweisung den Appell in dem ersten Arrondissement, die ganze Legion ergriff die Waffen und stürzte dem Palais Bourbon entgegen. Während dieser Zeit triumphirten Barbès und Louis Blanc im Hofe der Versammlung, wo das Volk sie unter einer Fahne vereinigte und sie als Retter der socialen Republik begrüßte.

Gegen zwei Uhr strömten die Nationalgarde und die Armee in die Versammlung und jagten das Volk mit den Kolben vor sich her.

Die Sieger waren bereits im Stadthaus mit Barbès, wo sie sich über die neue provisorische Regierung zankten und stritten. Es gab deren schon drei. Eine der Listen enthielt die Namen „Barbès, Blanqui, Cabet, Huber, Sobrier, Louis Blanc, Albert und Raspail."

Barbès protestirte heftig gegen den Namen Blanqui, als die Nationalgarde in den Saal drang und ihn zum Gefangenen machte. Er wurde von seinen eigenen Freunden festgenommen, die hierdurch den empörten Gardisten zu entgehen glaubten. Einige drehten sich auf der Treppe um, und statt hinunter schienen sie hinauf zu gehen, um so statt als Besiegte als Sieger zu erscheinen. Man lachte darüber und das war alles. Lamartine, großmüthiger als Ledru Rollin, nahm diesen auf's Neue unter seinen Mantel und ritt mit ihm von der Versammlung in das Stadthaus — sie waren zu Pferde — unter der Begleitung einer Masse Bayonnete. Die Nationalgarde bivuakirte die ganze Nacht. Im Luxembourg bewachte sie die Gefangenen. Man schrie nirgends mehr „vive la république." Wären die Wahlen noch vorzunehmen gewesen, kein Republikaner würde gewählt worden sein. Es war gefährlich, als Republikaner zu gelten, weit gefährlicher, als unter Ludwig Philipp. Die Bürgergarde war wüthend, und diese Wuth selbst war lächerlich!

Neunzehntes Capitel.

Die National-Versammlung, die, ohne es zu wissen, von der National-Garde gerettet wurde, decretirte die Gefangennehmung von Courtais, Barbès und Albert. Raspail, Sobrier und Blanqui wurden ebenfalls später in den Donjon von Vincennes geschickt. Huber wurde arretirt und losgelassen. Caussidière, der sich unter dem Vorwand eines Fußübels am Morgen des 15. März weigerte, sich in die Mitte der Commission zu begeben, wurde von Crouvé Chauvel in der Polizei ersetzt. Er vertheidigte sich in der Versammlung und berief sich auf seine geleisteten Dienste. Er gab seine Demission als Volksvertreter, wurde aber später in Paris wiedergewählt. Clement Thomas wurde zum Befehlshaber der National-Garde, zur großen Unzufriedenheit der letzteren, ernannt. Diese überfiel das Hotel der „Commune de Paris", wo sie ein ganzes Arsenal von Waffen, Pulver und Proclamationen fand. Sobrier hatte bereits die Vorschläge Barbès' als Gesetze redigirt. Die Versammlung verlangte ebenfalls die Gefangennehmung Louis Blanc's.

Da war bereits der Knoten schon nicht mehr. Die Hauptfrage stieg immer höher.

Der 15. Mai hatte die vollkommene Ohnmacht der Exécutiv-Commission bewiesen. Lamartine zeigte sich als naiver, poetischer Staatsmann. Hatte nicht Ledru Rollin seine eigenen Collegen in dem Augenblick der Gefahr verläugnet?

Sein Name übrigens fand sich auf den neuen Listen des Hotel de Ville.

Die Nationalversammlung ihrerseits hatte Beweise ihrer Nullität gegeben. Ihr Präsident ließ sich den Befehl, keine Trommel zu rühren, von der Emeute abtrotzen. Die Nationalgarde allein repräsentirte die wahre Macht. Sie allein war Herrin und Meisterin der Commission und der Versammlung, aber bereits war sie des Siegens müde, und in allen Reihen hieß es: „Ein Mann, um dem Ding ein Ende zu machen.“ Neuer Diogenes, suchte sie einen Mann mit der Ronde-major-Laterne. Dieser Schrei ward bald allgemein. Die Gefahr war durchaus nicht verschwunden. Einer umgekehrten Penelope ähnlich, wob die republikanische Regierung des Nachts, was die republikanische Nationalgarde des Tages zerriß. Wo aber diesen Mann finden in einem Lande, in dem die Männer der Reaction das demokratische Princip als Heiligthum aufstellten? Barbès und Louis Blanc verlangten eigentlich nur die Consequenzen dieses Princips. Sie waren in ihrem Recht, wenn sie auch nicht gemäßigt genug schienen. Die Versammlung ihrerseits schrie alle zehn Minuten: „Vive la république!“, als habe sie Furcht gehabt, man möchte sie anklagen, einen König zu wünschen. — Auch mußte sie sich selbst ein Dementi geben, und diejenigen, die zuerst am heftigsten die Gefangennehmung Louis Blanc's verlangten, stimmten gegen sich selbst. Das Bedürfniß einer kräftigen Regierung war so allgemein, daß die Versammlung nichts Eiligeres zu thun hatte, als das Verbannungs-Decret gegen alle Prätendenten wieder zu erneuern, aus Furcht, es möchte sich unter ihnen ein Mann befinden.

In jener Zeit waren bereits viele Geister von der revolutionären Krankheit geheilt. Die Lampions hatten sie besser erleuchtet, als manche Bücher. Wir, früher Revolutionäre, sahen bald ein, daß ein Erb-Königthum, weit entfernt, der Freiheit zuwider zu sein, die einzige Ordnung ist, aus der die Freiheit möglich wird. Mehr noch: daß die Ordnung die Mutter und nicht die Tochter der Freiheit ist. Wir Alle unter uns beklagten es, daß wir uns von revolutionären, mittelmäßigen Schwindlern hatten bethören lassen. Wir verglichen uns jungen unschuldigen Mädchen, die ihr Leben nach den gelesenen Romanen einrichten wollen und dem Laster verfallen. Leben ist etwas anders als Lesen, und eine That wiegt zwanzig Professoren und hundert Bücher auf.

Ein jedes Mitglied der Versammlung fühlte diese Wahrheit, und doch wagte es Keiner, die Wahrheit zu sagen, weil eben diese Versammlung an kein Princip glaubte.

Der Ruf: Ein Mann, ein Mann! ward so allgemein, daß sich mehrere als Retter vorschlugen. Der Prinz von Joinville schrieb einige Briefe an die „Presse“, worin er als Liberaler von den von seiner Frau selbst gemachten Kleidern sprach. In Paris wurde seine Candidatur öffentlich angeschlagen und von der „Presse“ insgeheim unterstützt. Joinville nahm 1848 für 1838. Er glaubte, Paris sei noch liberal, während es nach einem Despoten dürstete. Aus Furcht, ver-

brannt zu werden, würde es sich mit Lust ersäuft haben. Man zuckte die Achseln.

Ein Anderer rief: „Ihr wollt einen Mann? Nehmt Caussidière!“

Die Legitimität, wie Girardin, warteten, bis man sie rief.

Endlich fiel das Volk, wie vom Donner-Blitze erleuchtet, auf Ludwig Napoleon. „Der ist ein Mann!“ schrie es. „Er hat Straßburg und Boulogne gewagt. Sein Name bedeutet: „Nieder mit der Republik!“ Den wählen wir.“ Hie und da freilich waren Haken. „Ach was“, hieß es, „der wenigstens schnürt der Republik den Hals zu!“

Die National-Versammlung erschrak bei diesem Namen. Auch sie glaubte ihren Mann gefunden zu haben. Thiers hieß er. Thiers, der eine so feine Rolle den 24sten Februar spielte. Dieser Mann sollte den Namen Ludwig Napoleon's neutralisiren. Arme Versammlung!



Literatur.

1) **Sagen und Bilder.** Dichtungen von Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg. Würzburg, 1853. Zweite vermehrte Auflage.

2) **Lyrische Gedichte** von Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg. Würzburg, 1856.

Die beiden poetischen Gaben des erlauchten Grafen haben innerlich und äußerlich so viel Aehnlichkeit, daß es uns wohl gestattet sein wird, sie unter einer Rubrik zu besprechen. In beiden spricht sich eine innige Liebe zum Wahren, Guten und Schönen aus, in beiden verräth sich ein zwar nicht gewaltiges, dafür aber desto freundlicheres Dichtertalent. Der Ertrag beider Bücher ist von dem erlauchten Dichter Blinden und Kranken gewidmet worden, an dem Inhalt der beiden Bücher aber werden sich auch der Sehenden und Gesunden Viele erfreuen, dafern sie noch Sinn haben für die frischen, naiven Ergüsse eines edeln Herzens, das sichtlich nicht den geringsten Anspruch darauf macht, mit seinen Gedichten Throne zu stürzen, oder mit Gott zu grollen, sondern im Gegentheil eine innige Freude daran hat, die edeln Gefühle der Treue auf Erden und seiner eigenen Zugehörigkeit zu dem Vater im Himmel poetisch zu gestalten und im Liede auszusprechen, damit auch die eine Freude daran hätten, so gleich oder ähnlich denken, denen aber die Begabung der Musen nicht geworden. Die Vers- und Reimformen in denen diese Lieder auftreten, sind allerdings keine Kunstformen, manchem Gedicht hätten wir gern einen knapperen Gang und vielen mehr Feile gewünscht; aber vielleicht ist es besser so, denn die bequeme Natur-

lichkeit, die harmlose Nachlässigkeit steht den meisten derselben ganz besonders gut. Der erlauchte Dichter charakterisirt seine Gedichte selbst am besten in folgenden Versen des Prologs:

> Dir biete ich im schlichten Buche
> Voll bunten Wechsels Manches dar.
> Nimm frommen Sinn im Bibelspruche,
> Nimm edler Thaten Schönheit wahr.
> Laß auch das Wort des Patrioten
> In's Herz Dir sprechen ernst und tief;
> Ergötze Dich an Anekdoten,
> Nimm freundlich auf den Bettelbrief ꝛc.

In dieser freundlich bescheidenen Weise stellt Graf Bentheim seine Gedichte vor, und auch darum heißen wir sie willkommen. Aber es giebt noch einen Punkt, den wir zu berühren uns gedrungen fühlen, das ist der edle Sinn historischer Pietät, mit dem so viele schöne Sagen der Vorzeit gesammelt und uns mitgetheilt worden sind. Wohl findet sich Bekanntes darunter, wie z. B. von der heiligen Elisabeth von Hessen, aber der Dichter hätte wahrhaftig nicht nöthig gehabt, uns zuzurufen:

> . . Grüße freundlich die Bekannten,
> Die neuen nimm mit Nachsicht hin,

denn die Bekannten erscheinen in einem so durchaus neuen Gewande, weil sie eben recht eigentlich aus den Gefühlen historischer Pietät herausgedichtet sind, und die Neuen bedürfen nicht der Nachsicht, sondern der Anerkennung; sie sind mit feinem Tact gesucht und durchweg mit so freundlicher Behaglichkeit, mit so reiner Freude am Stoff behandelt, daß diese Art und Weise allein schon den kundigen Leser befriedigen müßte. Möchten die beiden kleinen Bücher recht viele Leser finden.

---

3) **Klaus Groth's Quickborn.** Aus dem Plattdeutschen übertragen von E. Z. Gotha, 1856. H. Scheube.

Der Verfasser dieser fleißigen Uebersetzung aus dem Deutschen ins Deutsche wundert sich in der Vorrede, daß nicht schon früher eine Uebersetzung des Quickborn's, der vor mehr als drei Jahren zuerst erschien, dem größeren Publicum das Verständniß dieser schönen Gedichte möglich gemacht. Wir können uns nur freuen, daß es endlich geschehen ist, denn das Plattdeutsche ist den meisten von uns wirklich fremder geworden, als eine fremde Sprache, und es hatte etwas Peinliches und Beschämendes zugleich, in Kreisen von Männern, die des Plattdeutschen kundig, stets von Klaus Groth und seinem Quickborn hören zu müssen und doch keine Ahnung von der Sache zu haben. Oft nahmen wir das plattdeutsche Buch zur Hand, legten es aber seufzend bei Seit, es war unmöglich! Darum ist uns und vielen Andern mit uns diese

Uebersetzung so hoch willkommen; sie löst den Bann, unter dem der Quickborn bis jetzt lag, für uns; wir können nun trinken aus dem alten, tiefen, klaren Born niederdeutscher Poesie und es ist in der That ein erquicklich Trinken. Möchte diese, so weit wie's Laien beurtheilen können, treffliche Uebersetzung Klaus Groth's dazu beitragen, die Liebe und Lust an der alten niederdeutschen Sprachweise wenigstens so weit aufs Neue zu beleben, daß dem Gesammt-Vaterlande die poetischen Schätze nicht ganz verloren gehen, welche auf Geest und Marsch, in Wald und Moor und am Strande der deutschen Meere gewonnen werden.

---

4) **Aus dem Oberland.** Miniaturen von Friedrich v. Gaudy. Berlin, 1856. Wolff.

Das ist der dritte Offizier vom Königl. Preuß. Kaiser Franz-Grenadier-Regiment,*) von dem uns, seitdem wir das literarische Referat der „Berliner Revue" besorgen, ein Buch vorliegt. An den Major v. Witzleben und den Lieutenant v. Köppen schließt sich würdig an ein Dritter im Bunde, der Hauptmann Freiherr Friedrich v. Gaudy. Der gelehrte Herr v. Witzleben, schon lange ein bewährter militärischer Schriftsteller, gab uns die treffliche Schilderung des Wasunger Krieges, Herr v. Köppen sang uns sein Heldenlied vom Vater Wrangel, Herr v. Gaudy, derselbe, der das Landwehr-Zeughaus zu Prüm so ruhmvoll gegen die Rebellen vertheidigte, bringt uns allerlei lustige und ernsthafte kleine Geschichten, die er auf einer Reise im Baierischen Oberlande aufgelesen. Die Histörchen sind alle so anspruchslos vorgetragen, daß sie nicht verfehlen können, einen angenehmen Eindruck zu machen, haben aber dabei doch so viel Rundung und Greifbarkeit in ihren einzelnen Gestalten, daß sie eine recht interessante Lectüre bilden. Solche Geschichten wie zwischen Gold-Kathi und dem fremden Maler werden im Oberlande wohl ziemlich oft vorkommen, aber wie geschickt hat der kriegerische Freiherr die Geschichte gestaltet? Das Lissaboner Erdbeben und den Teufelsglauben hat er als Reserven in's Gefecht gebracht, um seine Alltags-Geschichte gegen das Publicum zu halten, und das ist ihm denn auch so siegreich gelungen, daß man ordentlich Partei nimmt und sich endlich freut, daß der schändliche Maler bei der Edeltanne vom Blitz erschlagen liegt. Der edle Freiherr hat seine kleinen Geschichten Miniaturen genannt, damit hat er deren Wesen richtig bezeichnet; sie sind klein, aber niedlich, wie man von den Füsilieren eines berühmten Preußischen Regimentes sagte. Wo indeß der Ernst durchschlägt, wie z. B. im Pfarrer von Admont, da zeigen sie eine solche Kraft und Fülle der Poesie von Weitem, daß man mit dem Verfasser ordentlich zürnen

*) Ein vierter Offizier desselben Regiments, jetzt a. D., hat uns im Sommer durch die Einsendung des schönen Gedichtes „Der Gast", vergl. „B. R." Bd. I. S. 468, erfreut. D. Red.

möchte, daß er nur Miniaturen gemalt und sich nicht an ein ordentliches poetisches Bild gewagt hat. Kommt vielleicht später. Für jetzt muß der Miniaturmaler eben auch mit einer Anerkennung en miniature und unserem freundlichen Dank zufrieden sein! Den Ertrag seines Buches hat der Freiherr von Gaudy der Nationalstiftung für die Invaliden bestimmt.



Englische Revuen.

Das Schaffen ging zu Ende. — Sammlungen des Alten. — Butler und sein Hudibras. — Der Witz des Hudibras wirkt noch heut. — Proben daraus. — Der Witz als Verfassungs-Element in England. — Byrons Werke mit Commentar. — Murray. — Eisenbahn-Ausgaben. — Bulwer unter den Plebejern. — Neue Erscheinungen: Longfellow und Browning. — Urtheil der alten Schule über sie. — Eine amerikanische Sage. — Probe daraus. — Die Verworrenheit und Verschwommenheit der modernen Engländer. — Die Gestaltungsfähigkeit des öffentlichen Geistes hört auf. — Ruf nach Despotismus.

Es steht in England nicht besser, als auf dem Festlande, die Zeit der großen und klassischen Production ist vorüber, ein Zeitalter der Geschichtsschreibung und der Beredtsamkeit ist gekommen, und man beginnt die alten großen Autoren zu sammeln, neu zu ediren und zu commentiren. Man geht darin sehr sorgfältig zu Werke, und die Engländer haben es den deutschen Philologen vollkommen abgelernt, den gelehrten Apparat zu den Dichtern zusammenzuhäufen und dabei oft allen Blüthenstaub von den schönen Gebilden der alten Phantasie abzustreifen. Die Revuen heben mit Recht unter den neuen Ausgaben die „Annotated Edition of the English Poetes“, die bei Parker erscheint, hervor. Die poetischen Werke von Samuel Butler, des Verfassers des Hudibras, sind darin so eben erschienen. Gerade in diesem Falle, beim Hudibras, werden nun allerdings Anmerkungen nöthig, damit wir, die Söhne eines andern Jahrhunderts, alle die feinen Anspielungen auf die Zeit, in der das Werk erschien, verstehen können, und Robert Bell, ein geachteter Literat Englands, erwirbt sich neuen Dank durch die Erklärungen, die er uns in dieser seiner Ausgabe des glänzendsten Dichters und Satyrikers gab. Einige Worte über Butler, welche ein Wochenblatt bringt, mögen zunächst hier Platz finden: „In der Kritik des englischen Witzes ist das Wort „glänzend“ äußerst selten. Wir mögen an Congreve, Swift, Vanbrugh, Addison und Sheridan große Vorzüge hervorzuheben haben, aber dem Verfasser des Hudibras bleibt das Beiwort „splendid“ allein vorbehalten. Er erleuchtet sein ganzes Object, er leuchtet und blendet nicht blos, er erwärmt, und sein großes Verdienst ist es, so viel Logik mit so viel Feuer des Witzes zu verbinden. Es ist üblich, Swift als die nächste englische Analogie zu Rabelais zu nen-

nen, aber wir meinen, Butler möchte eine bessere Parallele abgeben. Sein Genius wird gewöhnlich als knapper und dürftiger bezeichnet, als er in der Wirklichkeit ist. Der Stoff zum Hudibras wurde allerdings vom Tage dargeboten, aber er machte die Extravaganzen des Augenblicks unsterblich und gab der Tagesmode eines grotesken Sectenthums bleibende Farben. Seine Verse sind in der Menge noch populär, während die Kritiker durch seine wunderbare Kraft, Begriffe, die er durch Analyse gewonnen hatte, lebendig und anschaulich zu machen, entzückt werden. Er hatte eine scharfe metaphysische Fähigkeit, verbunden mit einem seltenen Talente für die Burleske. Cervantes und Rabelais sind nicht die einzigen Schriftsteller, an welche uns Butler erinnert. Er läßt uns oft an Pascal denken; er stellt eine Welt des Komischen dar von seinen tiefsten Anregungen des Gedankens an bis zu Fragen von der neckischen Seltsamkeit der folgenden: „Wenn nun die Nase der Cleopatra um einen Zoll kürzer gewesen wäre, was würde dann das Schicksal der alten Welt gewesen sein?“ Gehen wir in Kürze zu den Erklärungen des Hudibras über. Wir entnehmen der Einleitung dazu folgende Stelle: „Hudibras kam zu spät, um den Royalisten noch wirklich practische Dienste zu leisten. Der Kampf war vorüber, der Sieg gewonnen, die Anhänger Cromwell's zerstreut oder todt, und das Meiste, was die Satyre des Poeten bewirken konnte, war die Entfernung des öffentlichen Interesses von den ascetischen Dogmen und den abscheulichen Manieren der Puritaner. Er konnte sie nur noch der Verspottung und der Verachtung Preis geben. Das war immer etwas, aber es war ein geringeres Verdienst als das, bei dem Kampfe zu helfen.“ Dessenungeachtet erhielt Hudibras eine ungeheuere Popularität, und es fanden sich Täuscher, die einen neuen Band hinzudichteten und mit dieser Fortsetzung drei Auflagen in einem Jahre erzielten. Diese Popularität ist dem Buche und besonders gewissen Stellen daraus in England geblieben, und noch heut wirkt es im Stillen gegen die „gewaltsamen Secten“, zu denen dort stets viel Trieb und auch Anlage im National-Charakter liegt, fort. Es finden sich im Hudibras Verse, die den „Couplets“ ähnlich und jedem Munde geläufig sind, zum Beispiel die Zeilen:

„Decide all controversies by
Infallible artillery.“

Wir geben die ganze Stelle, aus der diese viel citirten Worte entnommen sind, im Zusammenhange: Er (ein Puritaner) war von dem störrigen Volk, von irrenden Heiligen, denen Jeder zugestehen muß, daß sie die wahre streitende Kirche sind, „solche, die ihren heiligen Glauben bauen — auf Aexte, Piken und Karthaun — die entscheiden alle Discussionen — durch unwiderlegliche Kanonen — und ihre orthodoxe Lehre beweisen — durch apostolische Ketten und Eisen, — die Feuer, Schwert und Desolation — nennen die gute, gehörige Reformation, — die

immerfort muß weitergehen, — vor der nichts Andres soll bestehen, — als wär' die Religion bestimmt dazu, — verbessert zu werden ohne Rast und Ruh'." Meine Uebersetzung klingt noch schlimmer, als die Kapuzinade in Schiller's Wallenstein, aber doch mag sie der volksthümlichen Art, in der Hudibras gehalten ist, einigermaßen entsprechen. Butler und Hudibras sehen nur auf den ersten Blick so aus, als wären sie unserer Zeit entlegen; sie bewahren, wie gesagt, eine große Bedeutung in England, wie aller Witz, und es klingt fremdartiger, als es wirklich ist, was ein bekannter Kritiker hier einmal aussprach, daß gewisse Autoren Englands (er meinte dabei zunächst Shakespeare) mit zur Verfassung der drei Königreiche gehören. Was von Shakespeare, gilt auch cum grano salis von Hudibras; seine scharfen und neckischen Verse wirken im Volksgeiste fort und haben schon manchen düsteren Secten-Prediger der Gasse, der sonst vielleicht schneller einen Anhang erhalten und ihn in die Verschwörung geführt hätte, von seiner improvisirten Kanzel auf einem Ecksteine der Gasse oder in einer Schänke der Arbeiter-Viertel hinweggetrieben.

Die „Ausgaben mit Anmerkungen" beziehen sich aber nicht allein auf die Schriftsteller der vergangenen Jahrhunderte, auch Byron erscheint so eben in dieser neuen Form, und wir nehmen das dankbar an. Murray, der große Londoner Verleger, der auch durch seine red books, die jeder Reisende schon in der Hand und vor der Nase eines englischen Travellers gesehen, sich einen Weltruf verschafft hat, läßt jetzt unter dem Titel: „Murray's Britical Classics" die englische Literatur in glänzendem Gewande Revue passiren. Byron eröffnet den Reigen. Man kann sagen, daß die Noten und Erklärungen, welche die Gedichte dieses großen Poeten begleiten, und besonders diejenigen, welche den Gelegenheits-Gedichten voranstehen, Vieles dazu beitragen werden, dem Charakter Byron's Gerechtigkeit in England zu verschaffen. Zwar werden sie auch nicht im Stande sein, seine Werke in den streng kirchlichen Kreisen zu empfehlen, welche mit einer nur in dem energischen England möglichen Festigkeit sie von sich fernhalten, unbekümmert darum, daß der Mann, den sie ignoriren, gleichwohl ein Classiker der Nation ist; aber sie werden doch den sittlichen Untergang Byron's, denn so müssen wir seine Lostrennung von Familie und Vaterland nennen, in ein geeigneteres Licht setzen. Die Kritik der verschiedensten Reviews geht bei Gelegenheit dieser Erscheinung von Neuem auf die Werke des Lords ein, und schon damit giebt sie zu, daß das Urtheil über ihn noch nicht abgeschlossen ist. In einer der Revuen begegnen wir neben einer ernsten Prüfung der einzelnen Dichtungen Byron's dem Versprechen, nach Vollendung der ganzen neuen Ausgabe auf diesen Poeten, dessen Charakterbild sicherlich noch, „von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in der Geschichte schwankt," zurückzukommen, und wir werden von diesem abschließenden Urtheile Act nehmen müssen. Schon früher erlaubte ich

mir, in diesen Besprechungen der englischen Literatur darauf hinzuweisen, daß man erst durch die Beurtheilung Byron's einen festen Stand in der Verwirrung der modernen englischen Literatur gewinne.

Kehren wir von diesen neuen Ausgaben älterer Dichter zur Literatur des Tages zurück, so bezeichnen uns die „Reviews" zwei Erscheinungen als die ersten des Augenblicks. Die eine heißt: „Men and Women. By Robert Browning. 2 vol.", die andere „The Song of Hiawatha. By H. W. Longfellow." Wir haben damit das neueste Buch eines bekannten englischen Romantikers, gewissermaßen des Hauptes einer Schule unter den Modernen, und die Dichtung eines der ersten amerikanischen Poeten vor uns. Longfellow, ein Sohn der Vereinigten-Staaten, darf gleichwohl mindestens so sehr unter die englische, als unter die transatlantische Literatur gerechnet werden. Von Amerika hat er kaum etwas als die Abstammung und wie es scheint auch den Sinn fürs Geschäft, denn auf seinem neuen Buche finden wir auch die Worte: „Authors protective edition, des Verfassers geschützte Ausgabe". Niemand darf sie also ihm nachdrucken, und man verkauft sie in England auch nur in zwei von ihm autorisirten Ausgaben, von der die eine ein sogenanntes „Schillingbuch", eine billige Eisenbahnausgabe ist, die der Reisende auf allen Bahnhöfen als Reiselectüre vorräthig findet. Nebenbei gesagt, ist diese Art, die Literatur zu vertreiben, in England bereits ganz allgemein geworden, und alle classischen Sachen sind, Band für Band 1 Sh. oder 1½ Sh. (10—15 Sgr. preuß.) zu haben. — In dieser Ausgabe treten jetzt auch bereits sämmtliche Novellen des fashionablen Sir Lytton Bulwer auf, und der ist gar nicht böse darüber, auf diese Weise stark unter die Plebejer zu kommen, denn es bringt ihm ein schönes Stück Geld ein. — Abgesehen von dieser amerikanischen Eigenschaft aber ist Longfellow ganz Europäer und speciell Engländer. Deutschland kennt aus einer neuen in Leipzig erscheinenden Ausgabe „amerikanischer Classiker" bereits mehrere seiner Werke; es hat daraus wohl gesehen, daß es mit einem Dichter zu thun hat, der alle Poesie Europa's studirte und sie zu benutzen versteht, und wir können dem hinzufügen, daß Longfellow allerdings auf langen und weiten Reisen durch Europa und namentlich durch einen wiederholten Aufenthalt in Deutschland Gelegenheit gefunden hat, unsre poetischen Schätze genau kennen zu lernen. Sein neuestes Werk, das hier viele Verehrer findet, wird von einem Kritiker der altenglischen, realistischen Schule mit dem von Browning ohne viel Besinnen in einen Topf geworfen. Die „Preß" sagt in einem ihrer trefflichen literarischen Artikel von beiden: „Beide, Mr. Longfellow und Mr. Browning, haben ihre Bewunderer. Es ist nur billig, daß Specialpoeten auch ihre Specialleser haben sollen, und wir werden deshalb es nicht unternehmen, dem Urtheil vorzugreifen, welches von Longfellowiten und Browningiten über diese Leistungen gefällt werden

wird. Aber in keinem Falle sind diese Gedichte sehr nach unserem Geschmack. Wir glauben, daß ihre Verfasser ein fehlerhaftes System angenommen haben, daß sie Affectation fälschlich für Originalität halten, und daß ihre Werke Theil haben an den besonderlichen Fehlern jener Schule, welche sich kraft ihres Genius sowohl von den Gesetzen des Reimes, als der gesunden Vernunft entbunden glaubt. Wir können eben sowohl, als in Mr. Tennyson's neuem Gedichte (der „Maud", die wir schon früher ausführlich besprochen haben) gelegentlich Schönheiten an diesen Werken wahrnehmen, aber doch seltener und weniger eindringliche, als in der „Maud", und da sie doch immerhin von Dichtern von Ruf kommen, so scheinen sie uns sehr unbefriedigende Beweise von dem poetischen Talente und Geschmacke unseres Zeitalters." Ich charakterisirte an Tennyson bei dessen Besprechung die Eigenthümlichkeiten der modernen englischen Lyriker; in den Ideen und Gefühlen verduften ihnen die Gestalten. Mark und Form schwindet, und es bleibt dann nur ein süßer und betäubender Nebel, wie er allerdings auch auf einzelnen Stellen unserer classischen Dichterwerke ruht, aber nur, um im nächsten Augenblicke wieder der hellen Sonne einer concisen Darstellung und den weithin sichtbaren Gestalten voller Naturwahrheit Platz zu machen. Niemand hat den Duft und die verschwimmende Farbenpracht wieder erreicht, welche über der Morgenscene am Balcon Julia's in „Romeo" ruht, aber der Zug einer gewaltigen Handlung tritt sogleich, fast mit schmerzender Kraft, dieser Scene nahe und sondert die Gestalten von Neuem. Aber diese besonnene Kraft, die das Ganze niemals aus den Augen läßt, fehlt den Modernen, und indem sie sich in das Einzelne, in die Ruhe einer beliebigen Situation und aus dem Zusammenhang der dramatischen Bewegung, welche auch die vollendete Lyrik bezeichnet, begeben, werden sie ein charakterischer Ausdruck dieser Zeit, der in allem Thun und Treiben der Zug zum Ganzen, der Sinn für die Arbeit aus dem Ganzen fehlt.

Longfellow bringt uns in seinem neuen Buche eine nordamerikanische Sage, aus der er eine Art indianischer Edda zu machen verspricht. „Dieser Gesang", sagt er, „ist auf eine Ueberlieferung gegründet, die unter den Indianern Nordamerika's herrscht, auf die Ueberlieferung von einer Person von wunderbarer Geburt, die unter sie gesandt ward, um ihre Flüsse schiffbar zu machen, ihre Wälder zu lichten und sie die Werke des Friedens zu lehren." Hiawatha ist in der That eine Figur der Heroenzeit Nordamerika's. Der Vater Hiawatha's ist der große Westwind, ihre Mutter eine Tochter der großen Nokomis, „die vor unendlicher Zeit aus dem Mond fiel". Hiawatha's Heldenthaten bestehen im Segeln, Fischen, Kämpfen, Tödten der Raubfische und Raubvögel. Das ist ein sehr langweiliger Inhalt für eine Heldensage, und der Dichter hilft sich damit, daß er Scenen des alten Indianerlebens, z. B. eine Hochzeit, einführt. Es scheint, daß dem Mr. Longfellow ganz dunkel

vorschwebte, eine Allegorie zu dichten oder wenigstens den Leser durch eine Ahnung davon anzuregen, aber hierbei verließen ihn die Kräfte. Zu rühmen sind dessenungeachtet einzelne Stellen des Buches. So athmet eine Stelle, in der die Einkehr der Hungersnoth und des Fiebers während eines harten Winters bei den Indianern beschrieben wird, wirkliche Poesie. Wir geben eine möglichst treue Uebersetzung der nicht gereimten Verse:

„O, der Hunger und das Fieber!
O Verwüstung dieses Hungers!
O das Brennen dieses Fiebers!
O des Wimmerns all der Kinder!
O des Angstschrei's all der Mütter!
All das Land war krank und hungrig.
Hungrig war die Luft rund um sie,
Hungrig das Gewölbe droben,
Und der Hungerstern am Himmel
Starrt auf sie mit Wolfesaugen.
Und in Hiawatha's Wigwam
Kamen Gäste zwei, so schweigsam
Wie die Geister und so traurig,
Warten nicht, bis sie geladen,
Setzen sich ohn' Willkomm nieder,
Schauen in des Wassers Brodeln,
Mit den Augen hohl und gierig
Auf den Grund des Wassers nieder.
Und die erste sagt: „Behalt' mich,
Bin der Hunger Bukadawin!"
Und die andre sprach: „Behalt' mich,
Bin das Fieber Ahkosewin!.."
Und die schöne Minnehaho
Schaudert auf vor diesen Blicken,
Schaudert auf bei diesen Worten,
Legt sich auf ihr Bett in Schweigen
Und verhüllt das Haupt ohn' Antwort,
Lag da zitternd, fröstelnd, brennend — —"

Man wird in diesen Versen den Poeten sicher nicht verkennen, der den Eindrücken des wilden und elenden Lebens des indianischen Volkes sich voll hingegeben hat und sie in reicher Form wiederzugeben weiß. Aber das sind schöne Einzelnheiten, und sie können unser Gesammturtheil nicht bestechen. Dasselbe finden wir bei dem neuen Werke von Browning bestätigt. In noch viel größerem Maße als Longfellow trifft ihn der Vorwurf der Schwülstigkeit und Unklarheit. „Er ist ein Meister der Dunkelheit," sagt ein alter ehrlicher Torykritiker von ihm, „und seine eigentliche Absicht liegt klaftertief. Nach vielen vergeblichen Versuchen, eins von den funfzig Gedichten, die in den beiden Bänden seines Werkes enthalten sind, zu verstehen, haben wir verzweiflungsvoll unsre Mühe für verloren erklärt. Durch seine Praxis zeigt er an, daß das, was verständlich ist, werthlos ist." Dies Urtheil

ist in etwas übertriebene Formen gekleidet, im Grunde genommen entspricht es aber der Wahrheit. Und doch ist Browning ein gern gelesener Dichter, seine Bücher erleben schnell neue Auflagen, die Damen schwärmen für ihn. Auch ein Zeichen der Zeit! Wir fürchten zu lang zu werden, wenn wir auch noch ein Beispiel aus diesem Buche anführen. Skizziren wir nur kurz ein Gedicht. Ein Mann von funfzig Jahren steht an der Leiche einer eben erblühten Jungfrau. „Wir waren für einander geschaffen“ — ruft er aus und ergeht sich in schwärmerischen Betrachtungen und schließt dann: „Ich lege dies in die süße, kleine Hand. Es ist unser Geheimniß! Geh schlafen! Wenn Du aufwachst, wirst Du es verstehen.“ Man meine nicht, daß wir in diesem Auszuge absichtlich profaniren, das Gedicht ist so unverständlich, als diese wenigen Züge. Die Geister in England beginnen zu enmerven, die alte Gestaltenkraft verläßt seine Dichter, wie seine Staatsmänner und — die Hähne des neuen Morgens krähen nach einem „weisen und gerechten Despotismus.“ In „Daily-News“ und andern radicalen Zeitungen kann man die Belege am Schlusse von wilden Diatriben gegen das „Aristokratenregiment“ dazu finden.



Tages-Ereignisse.

Die neuesten Erfahrungen und namentlich die überwiegende Anzahl preußischer Unterthanen, welche sich bei der englischen Fremdenlegion anwerben ließen, scheint das Ministerium bewogen zu haben, sich kräftigere Waffen durch das Gesetz gegen die unbefugte Auswanderung Militairpflichtiger in die Hand geben zu lassen. Gleich der erste Gesetzvorschlag, den der Justizminister im Herrenhause einbrachte, verlangt auf Grund Allerhöchster Ermächtigung das Recht für die Staats-Anwaltschaft, gegen ausgetretene Militairpflichtige und beurlaubte Landwehrmänner, welche ohne Erlaubniß auswandern, von Amtswegen einschreiten zu können. Demnach soll das seit 1848 eingeführte Civilverfahren gegen dergleichen Personen aufgehoben werden und mit vollstem Rechte, ja vollster Nothwendigkeit so, denn fast alle preußischen Unterthanen, die auf Helgoland angeworben wurden, waren in Preußen als Soldaten ausgebildet worden und dadurch dem Vaterlande doppelt verpflichtet. Die erstaunlich humane Anschauung, welche sich in dem seit 1848 geltenden Gesetze gegen das unerlaubte Auswandern Militairpflichtiger aussprach, hielt wie alle dergleichen, aus liberalen Phantasmagorieen hervorgegangene Gesetze, in der Praxis nicht Stich, würde aber unzweifelhaft noch lange fortgewuchert haben, wenn die Vorgänge auf Helgoland nicht bewiesen hätten,

daß man damit dem Reislaufen auch in Preußen Thor und Thür öffnet. Bei einer großen Zahl der so dem Vaterlande und dem Heere verloren gegangenen Kräfte ist zwar kaum ein Bedauern darüber an seinem Platze, ja der Abfluß mag bei Vielen ein für die bürgerliche Gesellschaft ganz wünschenswerther gewesen sein. Daß aber die Armee zur Bildungsschule für Condottiere dienen soll, ist doch kaum mit der Aufgabe zu vereinigen, welche das Heer in Preußen zu erfüllen hat. Wir können jedes Gesetz, das dazu dient, dem Staate seine Waffenkraft zu erhalten, nur freudig begrüßen.

Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß in dem getheilten Oberbefehl über die Alliirten, die Erklärung für so manches Unerklärlichscheinende gesucht werden muß. Zuletzt noch im 1. Hefte des 2. Bandes dieser Blätter. Die Streitigkeiten im Kriegsrathe zu Varna begannen den Reigen, und die Abschiedsgesuche Lord Raglan's und Canrobert's haben ihn wahrlich noch nicht geschlossen. Am schwersten hat bis jetzt Pascha Omer die Last einer alliirten Kriegführung zu tragen gehabt, und wenn er neuerdings in Konstantinopel über unverantwortliche Vernachlässigung von Seiten der französischen und englischen Generale klagt, so ist er wahrlich in seinem unbestrittensten Rechte. Zu der Ueberzeugung, die wir längst ausgesprochen, scheint man nun endlich auch in Paris und London gekommen zu sein, denn es ist die Rede von Maßregeln, die dem Landheere und der Flotte ein einheitliches Commando sichern sollen. Zu dem einfachsten und einzig abhelfenden Mittel, die Kriegführung überhaupt zu trennen, scheint man aber auch jetzt noch nicht greifen zu wollen, denn es ist davon die Rede, sämmtliche Landtruppen unter französischen, sämmtliche Flotten unter englischen Oberbefehl zu stellen. Das Trennen wäre ein Radicalmittel, während das jetzt vorgeschlagene nur ein Palliativ bleibt. Es ist ganz dasselbe, ob man einen anders denkenden Oberbefehlshaber neben sich, oder anders denkende und anders interessirte Unterbefehlshaber unter sich hat, und alle englischen Generale und Stabsoffiziere wird man doch nicht gleichzeitig durch französische ersetzen wollen. Der natürlichste Oberbefehlshaber wäre Omer, denn er ist der oberste Feldherr der principal-kriegführenden Macht, während Engländer, Franzosen und Sardinier doch — nach dem Wortlaut der ursprünglichen Kriegs-Manifeste — nicht anders wie als Hülfstruppen gedacht werden können. Das wäre theoretisch richtig, macht sich aber bekanntlich in der Praxis denn doch sehr viel anders. Bei Engländern und Franzosen ist bisher noch überall das Verhältniß von $\frac{1}{3}$ zu $\frac{2}{3}$ gewesen, und wenn es dafür noch an einem Beweise gefehlt hätte, so würde er in den Listen der Beutetheilungs-Commission in einem, vor den Kugeln des Nordforts einstweilen noch geschützten Hause der Südseite von Sebastopol zu finden sein. Alles nach dem Abrücken der Russen

dort Vorgefundene wird zu $^2/_3$ den Franzosen, zu $^1/_3$ den Engländern zugesprochen. Vor der Hand verträgt der englische Stolz dies Alles noch wegen des zunächst zu erreichenden Zweckes. Die $^2/_3$ und $^1/_3$ lassen aber eine tiefe, krebsartig fressende Wunde zurück und werden einst zuverlässig auch bei weiterer Abrechnung noch wieder zum Vorschein kommen. Jetzt will man, oder vielmehr, man schlägt vor, die französische Flotte unter den Befehl eines englischen Admirals zu stellen, um es zu versüßen, daß die englischen Feldtruppen officiell unter französischen Oberbefehl gestellt werden. Ob sich der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen dazu hergiebt, nur einer alliirten Courtoisie wegen, die französischen Schiffs-Capitaine durch englische Flaggen-Signale commandiren zu lassen, bleibt zweifelhaft. Vom militairischen Standpunkt wenigstens, empfiehlt sich diese Vereinigung nicht; — möglich, daß politische Interessen sie gebieten. Hätten sich die englischen Flotten den französischen so entschieden überlegen gezeigt, wie es jetzt die französischen Landtruppen unzweifelhaft den englischen sind, so wäre ein solches Unterordnen der Tricolore unter den Union Jack möglich. Das ist aber nicht der Fall, und das unparteiische Urtheil der Geschichte wird einst der französischen Marine in diesem Kriege die ungetheilteste Anerkennung nicht versagen. Vorzüglich für alles das, was sie im Vergleiche zu den Engländern n i c h t gethan. Kein Zug brutaler Raub- und Plünderungssucht, keine Nachricht von unmilitairischem Benehmen gegen Wehrlose, keine Großsprecherei, nicht einmal Desertionen von den Schiffen haben die Zeitungen von der französischen Marine zu berichten gehabt. Ihre Manöverfähigkeit, ihr besseres Schießen, selbst — und das erscheint allerdings am verwunderlichsten — ihr besseres Material wird sogar von Engländern anerkannt, die sonst nicht gern etwas Fremdes anerkennen. Und doch sollte sich Frankreich dazu hergeben, seine Flotte unter englischen Oberbefehl zu stellen? Das scheint kaum glaublich. Wir leben aber freilich in einer Zeit, wo so viel des Unglaublichen oder vielmehr des bisher nicht Geglaubten geschieht, daß auch d a s noch kommen kann.

Was wird in Europa von eßlustigen Leuten nicht Alles durch ein Festmahl gefeiert! In Paris ißt man zur Feier des Staatsstreiches vom 2. December, in London ißt man, um die Stiftung einer Legion Sultans Kosaken und einer englisch-polnischen Legion zu feiern. In Madrid ißt man zum Andenken an die gelungene Militair-Revolte, und in Berlin hat bisher jährlich die Linke der ehemaligen zweiten Kammer den Geburtstag Friedrichs des Großen gegessen, gerade des Königs, der wohl kaum eine Linke gutgeheißen oder überhaupt nur gelitten haben würde. Ob auch die Linke des Hauses der Abgeordneten an diesem Jahrestage zu einem fröhlichen Festmahle sich versammeln wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls dürfte der Wirth Gelegenheit haben, über

die politischen Ansichten der Wahlmänner zu einem wesentlich andern Facit zu kommen, als in den früheren Legislatur-Perioden. Herr Wentzel hat zwar gleich in einer der ersten Sitzungen dieses Jahres die Unumgänglichkeit der Opposition bewiesen, indem er den schon verschiedentlichst erwähnten Ausspruch Pitt's noch einmal erwähnte: „Wenn es keine Opposition gäbe, so müsse man sich eine kaufen!" Daß aber Pitt selbst während seines ganzen staatsmännischen Lebens unaufhörlich die Opposition siegreich, ja niederschmetternd bekämpft, daß er den revolutionären französischen Ideen standhaft die Spitze geboten, daß selbst Fox — der damalige Wentzel, — Burcke und Sheridan nichts gegen ihn ausrichteten, das wurde bei dieser Gelegenheit nicht mit erwähnt. Wenn es in Preußen so fortgeht, wird das Ministerium sich vielleicht für die nächsten Legislatur-Perioden auch eine Opposition kaufen müssen, denn gewählt wird sie möglicherweise nicht wieder. Das heißt eine Opposition, die mit der ausgesprochenen Absicht vor die Augen des Volkes tritt, Allem entgegen zu sein, was die Regierung will und für nothwendig hält, denn eine Opposition bei Berathungen über wichtige Angelegenheiten ist in der That nothwendig, und in Preußen hat man sie weder im Staatsrath noch in den Regierungs-Collegien, noch auf den Provinzial-Land- und Kreistagen, je zu kaufen nöthig gehabt. Gegenrede und abweichende Meinung war noch stets da, wo sie sein mußte. Eine principielle Opposition ist aber in der That eine bis 1847 in unserem Vaterlande unbekannte Erscheinung, und man sagt doch, daß auch früher schon ganz Erträgliches in Preußen geschaffen, berathen und verwaltet worden ist. Eine der beliebtesten Oppositions-Redensarten ist — für diese Legislatur-Periode wenigstens — bereits verbraucht. Nun haben wir hoffentlich noch eine eben so effectvolle zu erwarten: „Meine Herren, die Linke ist dem Staatskörper das, was dem menschlichen Körper das Herz ist, denn das Herz sitzt auf der Linken!" Ist aber auch diese verbraucht, dann sieht es trostlos mit weiteren Effectworten aus.

In ziemlichem Gegensatz zu dem preußischen Fox hören wir aus der Badischen Kammer höchst reactionäre Worte eines Alters-Präsidenten herüberklingen, die fürwahr, gerade von dort her, wohl kaum erwartet wurden. Der Alters-Präsident — Rettig heißt er — meint: Einige deutsche Staaten hätten der badischen Kammer das Beispiel von Parteigezänk gegeben, das wolle sie aber nicht nachahmen. So wahr dieser Ausspruch ist, so hätte man ihn früher auch wohl gerade umgekehrt anwenden können, denn die Itzstein-Welcker-Hecker-Brentano'schen Kammer-Reden machten ungefähr denselben Eindruck auf andere Kammern, den jetzt diese auf die badische, vielleicht auch nur auf ihren Alters-Präsidenten, machen. Nachdem Herr Rettig weiterhin ungemein deutlich gegen revolutionäre Gelüste jeder Art gesprochen, schloß er seine Rede: „Wir werden auch gutgemeinte, gelehrte Anträge der sogenannten Gothaer Partei mit Vorsicht aufnehmen, weil wir Erfahrungen machten, deren Nachwehen wir zum

Theil jetzt noch nicht verschmerzt haben!" Das ist mehr, als selbst der leidenschaftlichste Reactionär je aus Karlsruhe zu hören hoffen konnte. Baden hat seine Revolution 1849 gemacht, also ein Jahr später als Preußen, es ist also die Erkenntniß dort rascher gekommen als bei uns. Ob es freilich mehr wird als die Einleitung eines Alters-Präsidenten, ist dieFrage. In Baden hat man nie nöthig gehabt, eine Opposition zu kaufen.

Wie verlautet, ist einer der kleinen Bühnen in Berlin gradezu untersagt worden, sogenannte Nachmittags-Kinder-Vorstellungen zu geben. Demnach läßt sich das Aufhören ähnlicher Veranstaltungen im Concertsaale des königlichen Schauspielhauses ebenfalls hoffen, obgleich bei der königlichen Bühne, welche im Besitze einer zahlreich besetzten Tanzschule ist und wie die Dinge nun einmal liegen, sein muß, die Bedenken gegen Kinder-Vorstellungen nicht so schwer in das Gewicht fallen, als bei allen kleineren Bühnen. Als Grund wird angegeben, daß die bei den Nachmittags-Vorstellungen beschäftigten Kinder vom Schulbesuche abgehalten und ihre Aufmerksamkeit auf unangemessene Dinge hingelenkt wird. Das ist ungemein zart ausgedrückt: und es ließen sich wohl noch andere Gründe finden, die aber eine Zeitung allerdings nicht wohl aufnehmen kann, ohne in den Verdacht des Pietismus und zu geringer Freisinnigkeit zu verfallen. Daß man in der Weihnachtszeit daran denkt, allenfalls auch darauf speculirt, Kindern ein angemessenes theatralisches Vergnügen zu bereiten, hat nichts Anstößiges. So lange man ihnen Mährchenbücher in die Hand giebt, mag man ihnen auch die gesteigerte Freude an einer Theater-Vorstellung, nicht versagen und wahrlich, es giebt Stoffe genug, die ein vollkommenes Anrecht darauf haben, Kindern in dieser Form vorgeführt zu werden: Robinson Crusoë, Däumling, Aschenbrödel und wie sie alle heißen, an denen auch wir uns in der Jugend erfreut. Aber nicht von Kindern, sondern von Schauspielern dargestellt, mit allerlei phantastischem Beiwerk ausgestattet und geschickt zu einer Erziehungslehre benutzt. Freilich, wenn man ein unreifes Mädchen von 9 — 12 Jahren den Tanz einer Pepita nachahmen sieht, kann man sich nur mit Sorge und Unbehagen von einer solchen Verirrung abwenden. Was allenfalls bei einer großen Bühne noch in Zucht und Ordnung zu erhalten ist, muß bei kleinen Bühnen vollkommen auseinanderfallen. Wie gesagt, wir verwerfen den Gedanken einer Erfreuung der Kinderwelt in der Weihnachtszeit nicht, aber wir können die Art und Weise nicht gut heißen, wie es bis jetzt geschehen ist. Das frühreife Gebahren von Kindern ist an und für sich schon etwas unbeschreiblich Widerliches, mit dem Flitterstaat der Bühne behängt, wird es gradezu peinlich.

Man hält feierlichen Reden und Gegenreden Vieles zu gut. Hin und wieder kommt es doch aber so stark damit, daß es mit dem zu Gute halten beim besten Willen und bei dem gewöhntesten Dulden nicht mehr geht. Niemand wird gegen die verbindlichsten Redensarten etwas haben, wenn damit gegenseitige Begrüßungen abgethan werden, sie müssen nur möglichst nichtssagend und wenigstens einigermaßen oder nothdürftig wahr sein und die Geschichte nicht auf gar zu offenkundige Weise verleugnen. Wenn aber Se. Majestät der König von Sardinien in seiner Beantwortung der überschwänglichen Anrede des Lord-Mayor von London sagt: „Das Haus Savoyen hat es bisher stets für seine Pflicht gehalten, das Schwert zum Kampfe für Recht und Unabhängigkeit zu ziehen!" so stimmt das in der That nur in geringem Grade mit den geschichtlichen Ueberlieferungen und zwar unter anderen denen der neuesten Zeit überein. Welchen Eindruck die Lecture dieser Rede im Hauptquartier des Marschalls Radetzky — dessen Abendgesellschaften F. W. Hackländer ja so anziehend beschreibt — machen wird, darüber verlieren wir uns vergebens in Muthmaßungen. Es kommt aber noch besser. „Wir können die Waffen nicht eher wieder niederlegen, bis nicht ein ehrenvoller und dauernder Friede gesichert ist." Dieses Können erscheint von der äußersten Naivetät, und das Wir giebt ihm kaum etwas nach. Das sind keine verbindlichen Redensarten mehr, das macht Anspruch, Geschichte sein oder werden zu wollen, und da kann man sich denn allerdings des Zweifels kaum erwehren, ob die Geschichte sowohl nach rückwärts wie nach künftig diese rhetorische Auslassung acceptiren wird. Es versteht sich von selbst, daß äußerster Jubel der Guildhall auf diese Excursion in das Gebiet der Storia piemontese antwortete, denn am Schlusse wurde dem Vertreter der City das Compliment gemacht, England habe jetzt in der That eine sehr hohe Stellung erreicht. Da ganz dasselbe auch in Paris über die von Frankreich erreichte hohe Stellung geäußert wurde, so kehrt die Rede damit wieder auf das Feld der verbindlichen Redensarten zurück, und gegen diese kann man in der That nichts haben, wenn man nicht ungebührlich morosen Temperaments sein will.

In den flämischen Provinzen Belgiens bereitet sich eine Bewegung vor, die wohl geeignet ist, in Deutschland Aufmerksamkeit zu erregen. Es handelt sich dort um eine sprachliche Reaction gegen das Alles verschlingende Französisch, und die an der Spitze stehenden Enthusiasten scheinen entweder selbst ganz wohl zu wissen, wohin das führen kann, oder doch denen, die es wissen, sorglos in die Hand zu arbeiten. Der Riß zwischen den beiden belgischen Nationalitäten, der germanischen und romanischen, tritt dadurch in einer Weise zu Tage, die nichts weniger als beruhigend für die Zukunft ist. Er existirte allerdings schon längst, und

wer Belgien durchreist ist, weiß, wie tief er einschneidet und trennt, was eine Revolution vereinigen sollte. Die Agitatoren sind nach allerlei Journal-Artikeln, Brochüren, Petitionen an die Regierung und Protesten gegen Gerichtssprache, Schul-Unterricht u. s. w. schon so weit gekommen, daß das sogenannte flamändische Central-Comité damit umgeht, eine Art von Manifest an das ganze flämisch sprechende Volk zu erlassen, und nach dem bisher bekannt Gewordenen läßt sich voraussehen, daß es maßlos heftig und leidenschaftlich abgefaßt sein wird; daß dergleichen eben nur der Anfang ist, dafür lassen sich, wie bei politischen und religiösen Parteikämpfen, Beispiele genug aus der Geschichte nachweisen. Man fordert von dorther die deutschen Sympathieen auf, sich der gedrückten Stammes-Verwandten anzunehmen, und es wird nicht an Antwort auf diese Berufung fehlen. Was die belgische Regierung indessen für die französische Sprache thut, thut auch die preußische im Großherzogthum Posen, und zwar, wie uns scheint, mit vollkommenster staatlicher Nothwendigkeit. Hier wie dort wird die Volkssprache nie untergehen; ist sie doch auch im Elsaß und in den russischen Ostsee-Provinzen nicht untergegangen, obgleich entschieden darauf hingearbeitet ward und wird. Nehmen aber Agitationen nach dieser Richtung irgendwie einen leidenschaftlichen Charakter an, entflammen sie bereit liegenden Zunder, so läßt sich nie voraussehen, wohin das führt. Wer bei Erscheinung des Briefes gegen den heiligen Rock in Trier hätte voraussagen wollen, daß das Wohlgefallen an der „männlichen, unabhängigen und freisinnigen“ Sprache Ronge's, Deutschland in Verwirrung und Blutvergießen stürzen würde, wäre als Träumer oder Finsterling verlacht worden. Wenn nur einigermaßen ernstlich fortgesetzt, halten wir die in Belgien begonnene Agitation für etwas sehr Bedeutsames. Möchten wir uns irren!



Wappen-Sagen.

Von dem Knesebeck.

Die Einen führten die Klaue,
Die roth im Schilde schwebt,
Die Andern aber den Einhorn,
Der sich kampfplustig hebt —
Jetzt aber führen die Knesebeck
Die Klaue, den Einhorn übereck. —

Und über dem Silberschilde
Mit Klau' und Einhorn drin,
Da flattern drei böhm'sche Fahnen
Für alle Zeiten hin,
Ihr Rauschen kündet des Hauses Ruhm,
Der Väter strahlendes Heldenthum.

Jung Johann war's von Wittingen,
Herr von dem Knesebeck,
Der trug mit seinen Getreuen
In's Böhmenheer den Schreck —
Es schlug die lüneburgische Schaar
Den böhmischen König Ottokar.

Drei Fahnen brachte dem Kaiser
Der von dem Knesebeck,
Dem Böhmenkönig entrissen
Mit eigenem Schwerte keck,
Drei Fahnen, die er im Kampfe gewann,
Dem Kaiser bringt sie der muthige Mann.

Der Kaiser grüßte den Helden:
„Behalt' die Fahnen Dein,
„Die soll'n für Deine Sippe
„Ein Pfand des Ruhmes sein,
„Die Glorie soll nicht untergeh'n,
„So lang' vom Wappen die Fahnen weh'n!"

Weit über'n halbes Jahrtausend
Die Fahnen wehten so,
Der Ahnen Beispiel befolgten
Die Enkel treu und froh,
Sie haben aus mancher heißen Schlacht
Noch manche Fahne nach Hause gebracht.



Inserate.

Für die Herren Gutsbesitzer.

Die unterzeichnete Druckerei hat wieder eine neue Auflage der Wirthschaftsbücher veranlaßt und hierbei alle im Interesse der Sache ihr freundlichst zugegangenen Rathschläge benutzt.

Sämmtliche Rechnungsbücher bestehen jetzt aus:

1) einem Geld-Journal, bestehend aus 30 }
2) einem Geld-Manual, „ 48 }
3) einem Getreide-Journal, „ 55 } Bogen groß Folio-Format,
4) einem Getreide-Manual, „ 60 }
5) einem Tagelohn-Register, „ 30 }
6) einem Viehstands-Register mit Leder- und Fellberechnung,
7) einem Duplicat der Schäferei für den Schafmeister,
8) einem Molkerei-Conto,
9) einem Düngungs-Register,
10) einem Aussaat-Register,
11) einem Ernte-Register,
12) einer Spiritus-Berechnung,
13) einem Duplicat derselben für den Brenner,
14) einem Faß-Conto,
15) zwölf Dresch- und Scheunenbüchern und
16) einer General-Uebersicht in monatlichen Abschlüssen für den Gutsherrn.

Sämmtliche Bücher sind in blauen Actendeckeln eingebunden, enthalten gutes, starkes Papier von zusammen mehr als 300 Bogen und sind vollständig mit Längs- und Querlinien versehen, so daß ihre ordnungsmäßige Führung einen sehr geringen Aufwand an Zeit und Mühe erfordert. Den Büchern 1 und 16 ist eine genaue Anweisung zur Führung derselben beigefügt. Der Preis der vollständigen Auflage beträgt in der unterzeichneten Druckerei 5 Thlr. 20 Sgr., falls die Brennereibücher 12, 13 und 14 nicht mitgewünscht werden 5 Thlr. Sind für ein Gut mehr als zwölf Dresch- oder Scheunenbücher, die in duplo zu führen, da ein Exemplar in der Scheune verbleibt, nöthig, so werden auf Erfordern je zwei mehr für 1 Sgr. geliefert. Die stärkeren Bücher können auch in Pappdeckeln und Lederrücken gebunden geliefert werden, dann aber kosten sie 2 Thlr. mehr.

Im Buchhandel sind die Bücher durch die Buchhandlung für Gewerbe, Gartenbau, Forst- und Landwirthschaft von Reinhold Kühn in Berlin, Leipzigerstraße Nr. 33, zu beziehen.

Die Heinicke'sche Buchdruckerei
(Druckerei der Kreuzzeitung),
Deßauerstraße Nr. 5.

Das französische patentirte

Papier Fayard et Blayn,

welches jährlich tausende Personen von **Rheumatismus, Gicht, Podagra, Magen-, Unterleibs-, Kreuz-, Lenden- und Wadenschmerzen, Brandwunden, Geschwüren, Leichdornen, Hühneraugen, kranken Ballen** ꝛc. radical geheilt hat, ist nur ächt zu haben à Rolle 10, 20 Sgr. u. 1 Thlr. 10 Sgr., im Dtzd. billiger, bei

LOHSE, 46 Jägerstrasse. MAISON DE PARIS.

Briefe werden frankirt erbeten; Emballagen nicht berechnet.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden.“
(Graf Mirabeau.)

Zweites Capitel.

Die Höllenmaschine.

Ein durchaus eigenthümlicher Ton herrschte in den höhern Kreisen der Pariser Gesellschaft unter dem Consulat. General Bonaparte mochte in seinem Herzen bereits Kaiser sein, die Gesellschaft, die ihn umgab, war dem Wesen nach nicht mehr Republik und der Form nach noch nicht Kaiserthum.

Das Consulat war so zu sagen ein Stück neutraler Boden. Die Republikaner gaben sich noch als solche zu erkennen, denn die äußere Form der Republik bestand ja noch; die Royalisten ließen sich ebenfalls noch als solche sehen, denn ihre Erscheinung konnte nur die Form der politischen Gesellschaft, die Niemand achtete, verletzen, während sie mit dem Wesen ganz wohl sich vertrug, da das Kaiserthum noch nicht bestand.

Die Royalisten freuten sich der Spanne Zeit, die das Consulat ihnen gönnte; sie wiegten sich mit mehr oder minder großer Zuversicht in süße Träume ein von der Wiederherstellung des alten Königthums durch Bonaparte, es war ihnen noch unbenommen, den General Bonaparte für einen zweiten Monk zu halten. Darum näherten sie sich dem ersten Consul und waren nicht allzu spröde gegen die Freundlichkeit des Kriegshelden und gegen die ausgesuchten Zuvorkommenheiten, mit welchen dessen Regierung ihnen entgegen kam.

Eine bedeutende Anzahl gut royalistischer Edelleute nahm Kriegsdienste unter dem gefeierten Feldherrn, die Meisten mit der stillen Hoffnung und viele sogar in dem festen Glauben, daß Bonaparte gar nichts anders thun könne, als das legitime Königshaus zurückführen auf den Thron Frankreichs.

Die Republikaner freuten sich des Restes von republikanischen Formen, die ihnen das Consulat gelassen, sie nahmen die letzten stilleren

Herbsttage ihres blutigheißen Revolutions-Sommers hin und machten sich resignirt darauf gefaßt, auch in einer andern Form der Staatsverfassung gut zu leben, die Früchte ihrer Thätigkeit zu genießen, oder ihre Güter zu vermehren.

Die Gesellschaft von Paris war stolz auf den Sieg über die Revolution, den ihrer Ansicht nach Bonaparte erfochten, sie hatte viel zu viel von dieser Revolution gelitten, um sich nicht in einem Gefühl von Dankbarkeit um den Sieger zu schaaren, von dem sie aber auch mit französischer Unverschämtheit sofort neue Siege und zwar über das Ausland, von dem sie sich beleidigt glaubte, nicht nur erwartete, sondern kurz und gut verlangte.

Neben dem glühenden Wunsch, bei Ruhe und Frieden im Innern genießen zu können, was sie im Trüben der Revolution gefischt, oder aus dem Schiffbruch gerettet, zitterte durch die Seele der ganzen Nation ein fast fieberhaftes Verlangen, an den andern Nationen die Schmach zu rächen, die sie, durch die Revolution über sich gebracht zu haben, sich dunkel bewußt war. Das war der Giftstoff der Revolution, der, wo er in äußeren Erscheinungen hervortrat, von Bonaparte niedergeschmettert, sich nun auf die inneren Theile warf und die Herzen ergriff.

Die dreifarbige Fahne mußte, um Graf Mirabeau's prophetisches Wort zu erfüllen, ihren Marsch durch ganz Europa machen, Napoleon Bonaparte mußte sie durch ganz Europa tragen und selbst, wenn ihn eigene Hab- und Herrschgier nicht dazu getrieben hätten, er würde dazu gezwungen worden sein durch den Giftstoff der Revolution, der in den Herzen und Seelen der Franzosen prickelte und sie nicht ruhen ließ, bis sie alle andern Völker, mehr oder minder, je nach ihrer Empfänglichkeit, damit angesteckt und ihnen ebenfalls die furchtbare Krankheit eingeimpft.

Instinctartig aber fühlte das französische Volk, daß der erste Consul der rechte Mann war zu diesem Werk, und auch darum umgab es ein Consulat mit so mannichfachem Glanze.

Ein frostkalter Decembertag war es im Jahre 1800, an welchem der Bürger-Consul Cambacérès der ausgewähltesten Gesellschaft von damals einen großen Ball in den Tuilerieen gab.

Es war schon spät, die Mehrzahl der Gäste war bereits versammelt und dem Bürger ersten Consul war das bereits gemeldet worden. Der Tanz durfte nicht beginnen, weil Madame Bonaparte den Ball eröffnen sollte. Bonaparte ging ärgerlich in seinem Cabinet auf und ab, noch ziemlich republikanisch über Josephine scheltend, die ihn damals allerdings stets warten ließ.

Die schöne Frau, deren Reize immer mehr zu verblassen anfingen, mühte sich, durch die gewählteste Toilette wenigstens ihrem Gemahl zu gefallen, und konnte in diesem Bemühen beim Ankleiden kaum ein Ende finden.

Zwei oder drei Mal hatte Bonaparte schon, durch das Geräusch von Schritten, die sich der Thür zu nähern schienen, getäuscht, den Hut und die Handschuhe vom Tisch genommen, und immer zorniger hatte er sie jedesmal wieder hingeworfen, wenn das Geräusch der Schritte sich wieder entfernte.

Seine Geduld wurde in der That auf eine harte Probe gestellt.

Plötzlich öffnete sich die Thür wirklich.

„Tausend Donner, Madame," rief der erste Consul, sich umdrehend — die arme Josephine hätte einen harten Stand gehabt mit ihrem ungnädigen Gemahl, wenn sie die Eintretende gewesen wäre, aber die kluge Frau, das Donnerwetter vorhersehend, hatte einen Ableiter vorausgeschickt.

Dem Helden von Marengo erstarb das zornige Wort auf der Lippe, der böse korsische Blick erlosch in den Augen, die zusammengezogenen Züge ebneten sich, ein leichtes Lächeln hob sich aus den Mundwinkeln, das Gesicht bekam einen ganz andern Ausdruck, und in den Augen begann ein Feuer aufzugehen, das nichts gemein hatte mit dem Zorn.

Ueber die Schwelle des consularischen Cabinettes trat eine junge Dame in der Blüthe der ersten Jugend, näherte sich dem gefürchteten Manne mit edlem Anstande und einem lieblichen Lächeln auf den frischen Lippen, während der Blick ihrer hellen Augen nicht ohne einen Anflug von leichter Verlegenheit war. Einen kleinen Schritt von dem ersten Consul blieb das reizende junge Kind stehen, knixte anmuthig und sagte entschuldigend:

„Sein Sie nicht unwillig, Maman wird gleich hier sein!"

Bonaparte antwortete nicht gleich, sein Blick ruhete mit glühendem Verlangen auf den lieblich gerundeten Formen des jungen Mädchens welche die modische Kleidung von einem zarten weißen Stoffe wenig verbarg.

Fräulein Hortense von Beauharnais, sie war das junge Mädchen, schlug die Augen nieder vor diesem Blicke ihres Stiefvaters und schaute verlegen auf die scharfen Spitzen ihrer Schuhe, während der leichte Cachemir, der auf ihren glatten Schultern lag, langsam niederglitt und die enge, fast unschön kurze Taille der Robe jede Bewegung des jugendlichen Busens zeigte.

„Ich bin nicht unwillig, liebe Hortense!" sagte Bonaparte endlich mit einer Stimme, der er gern einen zärtlicheren Ausdruck gegeben hätte.

„Das freut mich, Maman war bange!" entgegnete Hortense rasch.

„Und darum hat sie Dich geschickt!" lachte der Consul. „Sieh' doch, wie fein sie ist, diese gute Josephine!"

Damit faßte er eine Hand Hortense's, zog sie näher an sich, schlang seinen rechten Arm um die schlanke Hüfte, drückte sie an sein Herz, küßte sie heftig auf den frisch knospenden Rosenmund, küßte sie auf die weiche,

erglühende Wange, küßte sie auf die runde Schulter und liebkos'te ihr mit einer Heftigkeit, welche das junge Mädchen fast zu erschrecken schien.

Hortense litt die Liebkosungen ihres Stiefvaters, ohne sie zu erwiedern, doch verrieth ihr glühender Blick und die Röthe, die purpurisch auf Wangen und Hals flammte, daß sich das heiße Kreolenblut ihrer Mutter zu regen anfange in ihr.

Hoch aufathmend ließ der Consul die Tochter Alexander's von Beauharnais aus seinen Armen, auch die glühende Hortense athmete rasch und betrachtete den Gemahl ihrer Mutter mit seltsamen Blicken. In dem Augenblick öffnete sich die Thür des Cabinets zum zweiten Male. Josephine sagte, auf der Schwelle stehen bleibend und mit einem rapiden Blick auf die Beiden: „Entschuldigen Sie, mein Freund, ich habe warten lassen; hoffentlich hat Ihnen Hortense schon gesagt, daß es nicht meine Schuld war!"

„Sie hat nie Schuld, wenn sie mich warten läßt, diese gute Maman!" rief Bonaparte, laut lachend, und zu Hortense gewendet: „Kommen Sie, liebe Kleine!" Er setzte seinen Hut auf und ging voran. Josephine folgte, mit ihrer Tochter am Arm. Einige Offiziere des ersten Consuls schlossen sich der consularischen Familie im Vorzimmer an.

Bei dem längst erwarteten Eintritt Bonaparte's in den auf's Glänzendste erleuchteten und mit wirklichem Geschmack decorirten Ballsaal schmetterten die Trompeten, und der zweite Consul Cambacérès, ein großer, außerordentlich wohlbeleibter Herr mit finsterem Gesicht, dicken Lippen und klugen Augen unter dem weißgepuderten Toupée, näherte sich der Gemahlin seines Collegen, um mit ihr den Ball zu eröffnen.

Der erste Consul tanzte fast nie, Josephine aber und ihre Tochter waren diesem Vergnügen leidenschaftlich ergeben.

Als Cambacérès Josephine aufführte, folgte ihm ein junger, sehr schöner Mann in der Uniform der Chasseurs der Consular-Garde mit einer kleinen, aber feurig aussehenden Brünette. Das war Eugen Rose von Beauharnais, der Stiefsohn Bonaparte's, mit Madame Lebrun, der Gemahlin des dritten Consuls. General Murat und Hortense bildeten das dritte Paar. Man sieht, es herrschte schon eine Art von Etiquette an dem Consular-Hofe.

Der dritte Consul trat zu dem Ersten, der Bürger Lebrun zu dem Bürger Bonaparte; aber man brauchte nur einen Blick auf die Art und Weise zu werfen, in welcher der eine Consul den Anderen zu unterhalten suchte, um die Nähe des Kaiserreichs zu fühlen.

Hinter den Consuln, denn auch Cambacérès, den Madame Josephine bald mit einem jüngeren Tänzer vertauscht hatte, hatte sich zu seinen beiden Collegen gesellt, ordnete sich eine dichte Gruppe von Nicht-Tanzenden, die sich indeß in ehrfurchtsvoller Entfernung hielt. Die Gesellschaft im Ballsaal bildete eine ziemlich bunte Masse, doch herrschte,

was auch schon auf das nahe Ende der republikanischen Form deutete, die Uniform vor. Die Tänzer waren fast alle gestiefelt, und überall sah man den goldbesäumten blauen Uniformfrack mit lockerem Kragen und dreieckig umgeschlagenen Rabatten; die schwarzen Cravatten und die langen Haare erinnerten noch am meisten an die Republik, denn die Schleppsäbel und die Hüte mit der tricoloren Plumage waren abgelegt. Höchst unvortheilhaft zeigten sich neben den Militairs die Herren vom Civil, die noch immer etwas von der Tracht der Incroyables unter dem Directorium an sich hatten. Diese Herren trugen einen Haufen von kleinen gebrannten und zierlich gekräuselten Locken, der gerade über der Stirn zusammengethürmt war, sonst war das Haar überall kurz abgeschnitten. Die Cravatte von weißem Mousselin war so weit, daß man das Gesicht bis an die Nase hineinstecken konnte; der Frack war meist apfelgrün oder goldbraun, oder lichtblau und hatte dabei einen Kragen von so monströser Höhe, daß er den ganzen Hinterkopf bedeckte; die Taille war sehr lang, die Schöße kurz und viereckig geschnitten; die Aermel schlossen enganliegend am Handgelenk, erweiterten sich aber dann, bis sie an der Schulter die Weite eines Sacks hatten. Die Weste, meist zeisiggrün oder eiergelb, seltener weiß, reichte oben bis an die Ohren und ließ unten eine Unzahl von Berloques und anderen kleinen Bijouterieen sehen, die an kleinen Ketten unaufhörlich hin und her klimperten und „Charivari" genannt wurden. Beinkleid und Strümpfe waren von weißer Seide; die Kniegürtel prangten mit einer Menge von Bändern, welche über die Waden herabhingen. Die Schuhe, die mit chaussons, großen Bandrosetten, geziert waren, waren eben so spitzig wie der Claquehut, den man unter dem Arme trug. Die Damen zeigten sich fast alle in weiß; die Roben waren sehr kurz in der Taille und schlossen ziemlich eng um die Formen. Die Coiffure der Damen war der der Männer ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß der Lockenberg, der bei den Männern auf der Stirn lag, auf beide Schläfen vertheilt war. Der sandalenartige Schuh war mit rothem oder blauem Seidenband kreuzweis über den Knöcheln festgebunden. Die Châles waren lang und konnten, wenn sie nicht die bloßen Schultern und Arme drapiren mußten, auch als Echarpen gebraucht werden.

Die schönen Frauen waren zahlreich im Saal, aber im flammenden Lichtmeer der Girandolen war keine schöner, als des Consuls Gemahlin. Die Lust am Tanz, der Creolentöchter unveräußerliches Erbe, hauchte den Schimmer der Jugend für einige Stunden wenigstens noch ein Mal über ihre Wangen, über die schärferen Linien und Conturen ihres Antlitzes. Mancher Seufzer folgte der schönen Frau, die am Arme der feurigsten Tänzer dahin flog, in der Lust des Vergnügens Alles rund um sich her vergessend.

Bonaparte, der Mann mit dem bleichen Gesicht und den seltsamen Augen, folgte den Windungen der Touren des Tanzes; sein Blick schweifte

über die Gavotten und Quadrillen hin, wie er schweifen mochte über die Quarrées der feindlichen Heere. Sein Antlitz umdüsterte sich, die Lippen kniffen sich zusammen. War es eine Regung der Eifersucht, die ihn übermannte, die ihn im Ballsaal besiegte, ihn, den Sieger in so mancher Feldschlacht? Ja, es war eine Regung der Eifersucht, aber sie galt nicht Madame Josephine und der kreolischen Leidenschaft, mit der sie die Kräfte der jungen Krieger im Tanz prüfte; o nein, sie war ihm so gleichgültig, daß er gar nicht an sie dachte. Seine Eifersucht galt der jungen, frischen Blume, galt Hortense von Beauharnais, die mit dem Vicomte von Aubusson, einem jungen Herrn vom uraltesten Adel Frankreichs, der so eben Hauptmann bei den Chasseurs der Consulargarde geworden, nun schon zum dritten Male tanzte.

Man bemerkte in der Umgebung des ersten Consuls wohl, wohin er sein Auge richtete; er gab sich auch nur wenig Mühe, es zu verstecken, und ein stattlicher Herr mit breiten Schultern und großen Anlagen zum Hofmann, declamirte halblaut, mit anscheinender, vielleicht zum Theil auch wirklicher Begeisterung:

Frischer als das Morgenlicht,
Schön und glänzend ohne Schatten,
Ist sie jetzt noch ohne Gatten,
Aber lange bleibt sie's nicht!

Es lag ein ziemliches Stück revolutionärer Unverschämtheit in dem Verse, aber Bonaparte war nicht verwöhnt, und zugleich konnte in der That das ganze Wesen Hortense's, ihre unschuldige und doch schon so üppige Erscheinung, nicht treffender gezeichnet werden.

Der erste Consul sah sich um, nickte dem stattlichen Herrn zu und sagte: „Guten Abend, Fontanes!"

Der Dichter verbeugte sich geschmeichelt; vielleicht hätte er sich noch tiefer verbeugt, wenn er gewußt hätte, daß ihn dieser kleine Vers einst noch zum officiellen Redner des Kaiserthums und zum Großmeister der Universität machen werde.

Der Consul blickte wieder in den Tanz; Cambacérès sah mitleidig auf den Bauch, seinen Gott, nieder und versprach ihm leise allerlei köstliche Dinge zum Abendessen als Schadloshaltung für das lange Stehen und die langweilige Gesellschaft; die Andern unterhielten sich so gut sie konnten. Plötzlich drehte sich Bonaparte um, hakte den Schleppsäbel los und reichte ihn mit finsterm Gesicht und den barsch befehlenden Worten: „Da, halten Sie!" einem Offizier, der dicht hinter ihm stand.

Der Offizier, es war derselbe Hauptmann von den Chasseurs, der drei Mal mit Fräulein von Beauharnais getanzt hatte, trat wie erschrocken einen Schritt zurück, verbeugte sich leicht und richtete sich dann, flammende Röthe im Antlitz, wieder auf.

„Nehmen Sie, halten Sie!" befahl Bonaparte lauter und barscher noch als das erste Mal.

Das stolze Blut der Aubusson empörte sich in dem jungen Manne gegen diese empörende, hochmüthige Weise; auf freundliches Ersuchen würde der Offizier dem berühmten Feldherrn, den er bewunderte, gern diesen kleinen kameradschaftlichen Dienst geleistet haben, dem Befehl wußte er sich nicht zu fügen.

Abermals trat er einen Schritt zurück, verbeugte sich nochmals und blieb wieder, den zornigen Blick auf den Consul gerichtet, stehen, ohne dessen Hut und Säbel anzunehmen.

Aber der gereizte Eigenwille des mächtigen Mannes, vielleicht kam auch eine kleine Eifersucht hinzu, verschmähte die Lehre und zum dritten Male rief er mit drohender Stimme: „Halten Sie!"

Jetzt trat Herr von Aubusson nicht zurück, sondern sagte kalt: „Die Offiziere der Consulargarde sind keine Bedienten!"

Trotz der brausenden Tanzmusik machte sich in dem Kreise, in welchem diese Scene vorfiel, eine ängstliche Stille bemerkbar. Der erste Consul aber machte ihr ein Ende, er schleuderte dem jungen Edelmann einen Blick des tödtlichsten Hasses zu, warf den Säbel klirrend auf einen Sessel, den Hut darüber und eilte dann mit raschen Schritten der ersten Dame zu, die er erblickte, faßte sie bei der Hand, zog sie, ohne ein Wort zu sagen, vom Stuhl empor und begann mit ihr zu tanzen.

Bonaparte war nie ein besonderer Tänzer, er tanzte immer schlecht, heute aber tanzte er grimmig und schlecht dazu; er verwirrte den ganzen Tanz, und endlich ließ er seine arme Tänzerin mitten im Saal stehen und ging davon.

Wahrscheinlich würde er den Saal verlassen haben, denn nie war ein Mann weniger Herr seiner Aufwallungen, wie dieser kühne und glückliche Soldat; aber Hortense trat ihm in den Weg, von der Mutter abgeschickt, welche, die Scene bemerkend, nicht ohne Grund fürchtete, daß ihr Tanzvergnügen bald ein Ende haben würde, wenn es nicht gelinge, die Wuth des zornigen Gemahls zu beschwichtigen.

Hortense streckte dem Stiefvater ihr rundes Händchen entgegen und sagte heiter: „Kann ich nicht die Ehre haben, mit Ihnen zu tanzen, die Dame, welche Sie verlassen haben, schien die Touren nicht zu kennen, kommen Sie!"

Bonaparte's Antlitz war ganz Sonne, er war aber klug genug, eine Tanzkunst nicht auf eine zweite Probe zu stellen: „Ich danke Ihnen, liebes, liebes Kind", sagte er, zärtlich Hortense's Hand drückend, „ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, Ihnen auf Ihre kleinen hübschen Füße zu treten, wie mir das mit der armen Dame da passirt ist; ich danke, es macht mir Vergnügen genug, Sie tanzen zu sehen."

„Ah, ich verstehe," entgegnete Hortense scherzend, „es macht Ihnen mehr Vergnügen, mich und Alle nach ihrem Commando und Ihrer Pfeife tanzen zu lassen, als Ihre Schritte jemals, und wäre es auch

nur im Ballsaal, nach dem Commando eines Andern, oder dem Tact von einer andern Pfeife zu regeln!"

„Liebe Schmeichlerin!" lächelte Bonaparte völlig ausgesöhnt, und trieb seine Stieftochter dann selbst wieder in den Reigen, indem er einen jungen Offizier, aber nicht den Hauptmann d'Aubusson, heranwinkte und ihn freundlich bat, ihn als Tänzer bei Fräulein von Beauharnais zu vertreten.

Während Hortense auf's Neue in den Tanz stürmte, trat Bonaparte zu Fouché, den er in der Nähe gewahrte, und äußerte sich ziemlich unwillig über allerlei neue Maßregeln, die der Minister ergriffen hatte, drehte ihm dann in seiner Weise ziemlich plötzlich den Rücken und ging mit Murat nach dem Hintergrunde des Saales.

„Nun, da sind wir ja auf dem besten Wege," sagte Fouché zu sich selbst, als ihn der erste Consul verlassen hatte, „dieses liebe Polizei-Ministerium zu verlieren. Hatte eine Ahnung davon, eine Witterung, wußte schon, daß Herr Lucian das Polizei-Ministerium für überflüssig erklärt haben. Vielleicht schlägt das kleine Mittelchen, die kleine Ueberraschung, die ich für den heutigen Abend vorbereitet, nicht ganz an, müssen auf etwas Besseres sinnen, müssen uns unentbehrlich machen, müssen die Damen des Consuls ein wenig gegen die Herren Brüder des Consuls aufbringen, eine kleine Verschwörung, oder sonst so etwas entdecken, kurz den großen Feldherrn überzeugen, daß er gar nicht leben kann ohne Polizei!"

Fouché setzte sich neben eine Dame, die nicht am Tanze Theil nahm, und spielte den Liebenswürdigen ohne alle Affectation. Er bemerkte wohl, daß ihn der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Talleyrand, sein würdiger Genosse, suchte, aber er war gar nicht neugierig, zu hören, was der ihm etwa zu sagen hatte, denn er wußte längst, weshalb ihn der ehemalige Bischof suche. Er fuhr fort, seine Dame zu unterhalten, die, ziemlich hübsch und bodenlos leichtfertig dazu, wie die Frauen jener Gesellschaft fast alle waren, sich nicht wenig darauf zu Gute that, den mächtigen Minister der Polizei an ihrer Seite zu sehen.

Endlich hatte Herr von Talleyrand das Versteck Fouché's entdeckt; er berührte sanft die Schulter seines Collegen und flüsterte: „Auf ein Wort!"

Fouché stand auf und erbat sich Urlaub von seiner Dame, der ihm seufzend gewährt wurde; denn die Galante glaubte noch nicht weit genug gekommen zu sein mit dem neuen Galan, um ihn ohne Unruhe entlassen zu können. Fouché hielt noch einmal das volle Feuer der schwarzen Augen aus, dann verbeugte er sich leicht und ging.

„Haben da eine kleine Eroberung gemacht, mein Bester," begann Talleyrand das Gespräch, „können sich damit trösten während der Zeit Ihrer Muße, die, wie ich hoffe, wie ich überzeugt bin, sollte ich sagen,

nicht länger dauern wird, wie die Liebe dieser schönen Dame. Wissen Sie, Lieber, es zieht ein Gewitter herauf gegen Sie; wenn ich Ihnen rathen darf, so thun Sie am besten, ihm zuvor zu kommen."

„Monseigneur meinen, daß ich meine Demission geben sollte?" entgegnete Fouché. „Monseigneur haben Recht, ich bin seit einer halben Stunde schon dazu entschlossen, der Bürger erste Consul hat an mich vor einer halben Stunde hier so viele, wie soll ich sagen, Artigkeiten verschwendet, daß ich über die gänzliche Ueberflüssigkeit eines Polizei-Ministeriums jetzt ganz gleicher Ansicht mit dem Bürger Minister des Innern, mit Herrn Lucian bin!"

Fouché sagte das mit einem Tone von gekränkter Würde, mit dem er jeden Andern als gerade Herrn von Talleyrand glauben gemacht haben würde, daß er vor Begierde brenne, sich eines Amtes zu entschlagen, dessen Verwaltung ihm nur Undank gebracht. Fouché hatte indessen auch gar nicht die Absicht, Talleyrand zu täuschen; im Gegentheil, dem wollte er zu verstehen geben, daß er Aussicht habe, gute Aussicht, sich im Amt zu erhalten. Auch begriff der meineidige Bischof von Autun sofort seinen Collegen, er nickte ihm zum Zeichen stillen Einverständnisses zu und eilte, dem Bürger ersten Consul zu sagen, daß Fouché entschlossen zu sein scheine, seinen Abschied zu nehmen.

Talleyrand und Fouché waren damals und auch später noch öfter recht gute Collegen; sie waren zuweilen Gegner, aber sie vertrugen sich immer wieder und mißverstanden sich nie, was gewiß für eine hohe Harmonie zwischen den Ansichten und Gefühlen von zwei Männern zeugt, die sich beide der Sprache nur bedienten, um ihre Gedanken zu verbergen.

Als die Stunde des Souper's kam, eilte der zweite Consul als Wirth nach dem Speisesaal, um zu sehen, ob Alles in Ordnung. Der wohlbeleibte Mann kehrte hastig durch einen matterleuchteten Corridor zurück, um sich einige Schritte zu sparen, da trat ihm an einer kleinen Seitentreppe eine Gestalt in Maske und Domino entgegen.

„Oh! Maske, wir sind noch nicht im Carneval!" rief der joviale Gutschmecker, heiter gestimmt durch die nahe Aussicht auf das Souper.

„Cambacérès," sagte die Maske leise mit dumpfer Stimme, „hast Du vergessen, daß Du beim Verkauf im Garde-Meuble achttausend Stück Louisd'or unterschlagen hast?"

Der Consul wurde schneebleich.

„Cambacérès," fuhr die Maske fort, „auf Deinen Antrieb hat Fouquier-Tinville Deinen reichen Vetter in Rouen hinrichten lassen; Cambacérès, ein Wort von Dir hat die schöne Pauline zur Wittwe gemacht, mit der Du die Erbschaft von jenem Vetter durchgebracht hast; Cambacérès, Du hast für den Tod der Girondisten gestimmt und endlich auch für den Tod des Königs!"

„Mensch, wer bist Du?" stammelte der Consul, vom Grauen vor seinem Sündenregister, das ihm hier so unvermuthet vorgehalten wurde, erfaßt.

Die Gestalt zog langsam die Maske vom Gesicht. Mit einem leisen Aufschrei taumelte Cambacérès zurück und sank an die Wand, er sah in das bleiche Angesicht des Königlichen Märtyrer's, Ludwig XVI. Sein König, sein gemordeter König stand vor ihm!

In dem Augenblick wurde die Seitenthür des Ballsaales geöffnet, helles Licht fiel in den Corridor, die Maske war verschwunden. Mühsam sammelte sich der Consul er ließ sich von einem Diener in sein Zimmer führen und bewältigte mit einem Pokale spanischen Wein's die Folgen des Schrecks. Der aufgeklärte Sohn des achtzehnten Jahrhunderts dachte nicht mehr an eine Gespenstererscheinung, oder etwas dem Aehnliches, nachdem er den ersten Schrecken überwunden. „Das ist ja ein infamer Streich der Royalisten," rief er, „diese verdammten Cidevants, mir einen solchen Schreck zu machen! Indessen ist es doch noch menschlich, — nach Tische, bei vollem Magen wäre es mein Tod gewesen!"

Er leerte einen zweiten Pokal Val de Pennas und kehrte, jedoch mit einem Diener, völlig beruhigt, in den Ballsaal zurück, um seine Gäste zum Souper zu holen. Mit kurzen Worten theilte er dem ersten Consul die Veranlassung der kleinen Zögerung mit.

Bonaparte fuhr heftig auf, statt des Armes einer Dame ergriff er den des Polizeiministers, führte Fouché zur Tafel und sagte ihm unterwegs eine Menge von Grobheiten über seine schlechte Polizei, die nicht einmal zu hindern vermöge, daß die höchsten Beamten des Staates, Bonaparte sprach nicht von Beamten der Republik, in ihren eigenen Zimmern von den Ränken und Bosheiten der Parteien zu leiden hätten.

Fouché nahm diese Vorwürfe mit betrübter Miene und lachendem Herzen hin, verhieß sofortige Nachforschungen, fürchtete aber, daß dieselben bei den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote ständen, fruchtlos bleiben würden. „Wenn mir der erste Consul," schloß Fouché seine Rede, „nicht die Mittel bewilligt, die dazu nöthig sind, um die Thätigkeit der Parteien zu überwachen und ihren Anschlägen zuvorzukommen, so wird die Polizei immer nur ein Institut von untergeordneter Bedeutung bleiben; die hohe Polizei wird nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie die Mittel hat, Verschwörungen unmöglich zu machen!"

„Wir werden morgen darüber reden!" entgegnete Bonaparte gedankenvoll und nahm Platz an der Tafel.

Fouché entfernte sich, um sich diensteifrig zu zeigen, nachdem er sich mit anscheinender Genauigkeit bei dem zweiten Consul nach einigen Umständen erkundigt hatte.

„Er ist ein tüchtiger Mensch," sagte Talleyrand leise, Fouché mit feinem Lächeln nachblickend, „aber mit diesem kleinen Mittel wird er

sich nicht retten, indessen hat er damit auch wohl nur präludirt, ich kenne ihn ein wenig!"

Bei Tafel saß Bonaparte zwischen Hortense und Madame Lebrun. Er war sehr heiter, doch hatte die Gemahlin des dritten Consuls nicht Ursache, über seine Aufmerksamkeiten sich zu freuen. Sie mußte sich mit dem jungen Beauharnais begnügen, und vielleicht war ihr der jugendliche Kriegsmann lieber, als der berühmte Feldherr.

Das Souper war des Rufs würdig, den Cambacérès in der gastronomischen Welt bereits besaß und immer mehr errang, eines Mannes, von dem der große Philosoph der Küche, Brillat-Savarin, nicht ganz mit Unrecht sagte, er habe dem feinen Geschmack die Pforten des neuen Jahrhunderts eröffnet.

Mit einiger Verwunderung bemerkte Cambacérès übrigens, daß der jüngere Theil seiner Gäste die Tafel verließ, ehe das Souper nur halb zu Ende war, um wieder in den Tanzsaal zu gelangen. Indessen hatte er nichts dagegen, da Bonaparte, der sich ebenfalls bald erhob, aber nicht, um zu tanzen, sondern um in seinem Cabinet zu arbeiten, ihn in seinen Stuhl zurückdrückte, ihn am Ohrläppchen zupfte und in bester Laune sagte: „Bleiben Sie sitzen, mein dicker Consul, essen Sie sich durch bis an's Ende, Sie haben uns ein hübsches Fest gegeben, ich bin vergnügt gewesen, und es ist nicht mehr als billig, daß Sie sich nun auch ein wenig pflegen. Gute Nacht! gute Nacht!"

Etwa zehn Tage nach dem Ball in den Tuilerieen war die „Congregation der Königin" in dem uns schon bekannten chinesischen Salon der Marquise von Crequy versammelt zur gewöhnlichen Wochen-Conferenz. Den Namen „Congregation der Königin" führte eine Gesellschaft von edeln Damen, die mit einem bestimmten monatlichen oder jährlichen Beitrag zur Unterstützung Nothleidender zusammengetreten war und sich jede Woche einmal versammelte, um über die Vertheilung der Almosen zu bestimmen. Die Stifterin dieser Gesellschaft war die Königin Maria Leszinska, die fromme Gemahlin König Ludwig's XV., daher der Name.

Seit der Revolution hatte sich diese Schwesterschaft edler Damen vorzüglich damit beschäftigt, aus ihren Mitteln flüchtige Royalisten, verbannte Edelleute und geächtete Priester zu unterstützen, sie zu verbergen und ihnen endlich die Mittel zur Reise in's Ausland zu verschaffen. An der Spitze der Congregation stand seit fast zwanzig Jahren schon die Marquise von Crequy, und es waren höchst bedeutende Summen, die auf diese Weise im Interesse des Königthums und seiner Anhänger verwendet wurden.

Die Damen saßen an einer Seite einer langen, schmalen Tafel, welche quer vor das Kamin in dem chinesischen Salon geschoben war. Am Kamine standen zwei Lehnsessel, der zur Rechten stand stets leer, auf dem zur Linken saß die greise Marquise, als Vorsteherin der Congregation.

Ganz in derselben Weise hatten sich die Damen einst in Versailles versammelt; der Sitz zur Rechten war der der Königin Maria Lesczinska gewesen, zu ihrem Gedächtniß blieb er leer bei jeder Sitzung. Die Congregation hatte nur noch wenige Mitglieder, die Guillotine hatte gewaltig aufgeräumt unter ihnen, aber die noch lebenden hielten um so fester und treuer an der Stiftung der frommen Königin. Die erste Stelle an der Tafel nahm eine Dame ein, deren Gesicht von Blatter-Narben entstellt war, die aber doch so weiß und zart aussah in ihren schwarzen und grauen Wittwenkleidern, daß man sie trotz der fünfzig bis sechszig Jahre, die sie etwa alt sein mochte, eine hübsche Dame nennen konnte; ihre Augen glänzten noch, ihr Haar war noch schwarz, ihre Gestalt hatte noch Fülle und Rundung. Das war die Dame Madeleine Armande von Cambout, Herzogin von Bethune und Fürstin von Ferichemont. Neben ihr hatte ihre Schwägerin Platz genommen, die kleine, bleiche Dame, mit den schönen, sanften blauen Augen, die trotz ihrer fünfzig Jahre noch eine Schönheit gewesen sein würde ohne das peinliche nervöse Zucken, das ihre sanften Züge fortwährend entstellte; es hatte sie nicht verlassen seit der Stunde, in welcher man ihre beiden Töchter zur Guillotine führte und ihr nicht erlaubte, sie zu begleiten. Louise Leontine Jacqueline von Bourbon-Soissons war die Wittwe des Herzogs Heinrich Maximilian Nicolaus von Sully, Prinzen von Boistelles, Grafen von Rosny und Conty, Pairs von Frankreich. Die dritte Dame war eine vor fünfzig Jahren am Hofe gefeierte Schönheit, jetzt ein altes, zitterndes Mütterchen, das sich nur noch mit Mühe verständlich machen konnte, Charlotte Candice von Chamillart, Herzogin von Fleury. Die vierte in der Reihe war eine Tochter aus dem hohen Hause Rohan, Isabelle Gabrielle Pelagie von Rohan, Demoiselle von Frontenay, Aebtissin von Origny. Diese stattliche, kräftige Dame, mit energischen Bewegungen, trug noch ihre geistlichen Gewänder und die Abzeichen ihrer kirchenfürstlichen Würde. Den letzten Platz an der Tafel nahm die Schatzmeisterin der Congregation ein, die kleine, freundliche Schwester des Erzbischofs von Bordeaux, Mademoiselle Maria Angelica von Cicé.

Aber außer diesen Damen waren noch zwei weibliche Wesen im Zimmer, die der Congregation so zu sagen als dienende Schwestern angehörten. Sie saßen auf niedrigen Tabourets an den beiden schmalen Seiten der Tafel. Neben der Herzogin von Béthune saß die reizende junge Frau mit den blonden Locken und schwarzen Augen, die wir bereits im Schlosse von Saint-Cloud gesehen haben; es ist Madame d'Anéthan, die Gemahlin des jungen schönen Mannes, den Fouché unter dem Namen eines Grafen d'Entragues einführte. Ihr gegenüber, neben der Schatzmeisterin der Congregation, saß die alte Intendantin des Hotels Fleury, Demoiselle Favreau, welche die Almosen an die Hausarmen zu vertheilen hatte.

Die laufenden Geschäfte der Congregation waren beendet, die Marquise sagte: „Ich bitte die liebe Schatzmeisterin, für die beiden treuen Männer des Königs Sorge zu tragen, für Herrn von St. Regent und Herrn Picot von Limoëlan, ich habe sie letzte Nacht aus der Cachette meines Hauses in das sichere Versteck bei unserer Freundin Beaufort führen lassen."

In jedem royalistischen Herrenhause zu Paris gab es damals einen Versteck, den man Cachette nannte. Er war dazu eingerichtet um flüchtigen Priestern, Edelleuten oder andern Royalisten für längere oder kürzere Zeit als Zuflucht zu dienen. Die bewegte Zeit erheischte solche Vorkehrungen.

„Fürchteten Sie für die Sicherheit unserer Freunde, liebe Marquise?" fragte die Herzogin von Béthune.

„Mir wurde gestern Nacht die Mittheilung gemacht, daß Fouché das Attentat auf den ersten Consul vom vorgestrigen Abend auch gegen die Royalisten auszubeuten gedenke."

„Aber," rief die Aebtissin von Origny, „in dem Bericht, der heute bekannt gemacht wurde, nennt man ja die Jacobiner als die Anstifter dieses Complotts, und diesen sieht es auch ähnlich; die Royalisten sind keine Meuchelmörder. Ich bin fest überzeugt, daß die ehemaligen Jacobiner diese sogenannte Höllenmaschine auf den ersten Consul abgefeuert haben."

„Sie irren sich, meine theure Hoheit!" versetzte die Marquise trocken.

„Wie? was sagen Sie? wäre es möglich?" fragten die Damen erregt.

„Nun, unsern Freunden," fuhr die Greisin beruhigend fort, „fällt das Verbrechen noch weniger zur Last. Lassen Sie mich sprechen, meine theuren Freundinnen, ich werde Ihnen zeigen, wer der Urheber dieses Attentates ist, das zweiundzwanzig Menschen auf der Stelle tödtete, sechsundfunfzig andere schwer verwundete und fünf Häuser der Straße Saint Nicaise, darunter das schöne Hotel der guten Gräfin de Feuillans, zum Theil zerstörte, einige Minuten nachher als der Wagen des ersten Consuls die Straße passirt hatte. Bemerken Sie wohl, meine Damen, einige Minuten n a ch d e m der Wagen des ersten Consuls passirt war. Ich weiß ganz genau, daß Bonaparte bereits vor der Oper, Straße Louvois, war, als diese sogenannte Höllenmaschine Straße Nicaise, gegenüber der einen Seite des Carousselplatzes auflog; Sie sehen also, meine Freundinnen, daß der Urheber der Höllenmaschine viel gefährlicher für das Leben der Bewohner von Paris, als für das des ersten Consuls war. In Wahrheit lief Bonaparte wohl nur dann Gefahr, wenn er sich in der Stunde täuschte, oder etwa mit dem Wagen umgeworfen wurde. Ich bin überzeugt, daß Fouché selbst der Erfinder der Höllenmaschine ist und daß er mit diesem Schlag drei Dinge zugleich beab-

sichtigt und, wie ich leider glauben muß, auch erreicht hat. Zuerst hat er dem ersten Consul, der offenbar der Betrogene, der Getäuschte ist, bewiesen, daß er mit seiner Polizei unentbehrlich ist, dann hat er sich von seinen alten jacobinischen Genossen, die ihm im Wege waren, befreit, nun aber geht er gegen die Royalisten los, gegen seine eigentlichen Feinde und Gegner. Es ist ein kluger Mann dieser Fouché, aber zu durchschauen ist er denn doch!"

Die royalistischen Damen schauderten bei dem Gedanken, daß der Sturm der Verfolgung jetzt aufs Neue entfesselt werde gegen ihre seit Jahren nun schon verfolgten und gehetzten Freunde und politischen Glaubensgenossen; sie senkten die müden alten Häupter, und von ihren Lippen zitterten leise Gebete. Nur die fürstliche Aebtissin blieb aufrecht sitzen, und die Hast, mit welcher sie die Kugeln des goldenen Rosenkranzes durch die Finger rollen ließ, verrieth den Zorn ihrer ungebrochenen Seele.

Wahrlich, es ist so unendlich leicht über die Royalisten Frankreichs, über ihre Schuld und ihre Fehler zu richten, aber haben denn die Leute, deren Lippe kalt von Tadel trieft, sich auch nur ein Mal klar gemacht, welches furchtbare Gericht auch dafür über diese Royalisten und ihre Kinder ergangen? haben sie, Angesichts dieses furchbaren Gerichts, Angesichts dieser länger als ein Jahrzehnt dauernden Menschenjagd und Royalistenhetze Herzenshärtigkeit genug, um immer nur zu verdammen? fühlen sie sich nicht vielmehr getrieben, auch die unzähligen herzerwärmenden Züge frommer Festigkeit im Glauben, unerschütterlicher Königstreue, rührender Hingebung und edelster Aufopferung anzuerkennen?

Nach einer kleinen Pause nahm die Aebtissin das Wort und sprach mit fester Stimme: „Mag über uns kommen, was Gott beschlossen hat, ich bin bereit. Der allmächtige Gott und nicht dieser Fouché ist Herr über uns!"

„Amen!" sagte die Herzogin von Sully leise.

„Ueber hundert ehemalige Jacobiner sind verhaftet und sollen deportirt werden, wie mir mein Mann sagte," flüsterte die schöne Claire von Anéthan der Herzogin von Bethune zu, „auch der deutsche Prinz Karl von Rothenburg, der den Namen Bürger Charlesse angenommen hat, ist darunter."

Da klopfte es drei Mal leise an die Thür.

Demoiselle Favereau ging hinaus, nachdem ihr die Marquise durch ein leises Nicken die Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Als sie zurück kehrte, meldete sie, Herr Dupont, der Intendant der Frau Marquise, bitte um augenblickliches Gehör, da er sehr wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Man ließ den treuen Diener eintreten, dessen erhitztes Gesicht sowohl, wie die Kleidung, in der er sich sonst nie vor seiner Herrschaft sehen ließ, von der Eile zeugten, mit der er gekommen. Der feine alt-

liche Herrendiener, der sonst nie anders als à quatre épingles in dem chinesischen Salon erschien, trug heute die damals gewöhnliche bürgerliche Kleidung: einen braunen Frack, vorn lächerlich kurz und auf der Brust zugeknöpft, dafür aber mit Schößen, die bis zur Ferse reichten, eine weite Cravatte von rother Wolle, eine bunte Weste, die bis über den Leib hinab ging, enge gelbe Tuchbeinkleider um die Wade geschnürt, blaue wollene Strümpfe und schwarze Schuhe, Pelzhandschuhe mit grünem Ueberzug und einen spaßhaft kleinen Hut.

Das Gesicht der Marquise verfinsterte sich bei diesem Anblick.

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Madame," sagte Dupont, der das wohl bemerkte, „die hohen Damen wollen meine unanständige Kleidung mir der dringenden Umstände wegen verzeihen, aber ich durfte mich nicht umkleiden, weil ich in diesem Augenblick wieder fort muß. Gnädige Frau, die Polizei hat vor einer halben Stunde das Hotel Beaufort, das wir für so sicher hielten, untersucht, hat die Cachette entdeckt und Herrn von Limoëlan, so wie Herrn von St. Regent verhaftet."

Ausrufe der schmerzlichsten Ueberraschung begleiteten die Mittheilung Dupont's.

„Die Polizei mußte sehr genau wissen, wen sie in der Cachette finden würde," fuhr der getreue Herrendiener fort, „denn als Herr von Saint-Regent in den Saal geführt wurde, sagte ein Kerl, der mit der Polizei gekommen, gleich: „Das ist der Bürger, der mir die Karre abgekauft hat."

„Oh! mein Gott!" rief die Marquise, von einer finstern Ahnung ergriffen.

„Die hohen Damen", erläuterte Dupont, „wollen die Gnade haben, sich zu erinnern, daß gestern Morgen schon die Polizei einen Mann auffand, der in den Resten des Karrens, auf dem das geladene Faß der Höllenmaschine gestanden, ganz genau sein ehemaliges Eigenthum erkennen wollte, obgleich keiner dieser Splitter über einen Finger lang war. Seinen Karren wollte der Mann an einen Unbekannten verkauft haben; er erkannte diesen Unbekannten nun in Herrn von Saint-Regent."

„Ach, der arme Edelmann!" rief die Marquise, „ich weiß, er kaufte einen Karren vor sechs Monaten etwa, um die Leiche seines armen Bruders, der im Jahre 1793 guillotinirt wurde, vom Kirchhofe von Vaugirard zu holen und sie nach der Bretagne zu führen. Ich selbst habe ihm das Geld dazu gegeben, und Dupont selbst hat den Karren, als er nicht mehr gebraucht wurde, für 18 Francs wieder verkauft."

„In Herrn von Limoëlan," fuhr Dupont traurig fort, „wollte ein Beamter, jedoch nicht mit Bestimmtheit, den Mann wiedererkennen, der den Karren mit der Höllenmaschine geführt am Abend des dritten Nivôse!"

„Das ist wirklich infernalisch," klagte die greise Dame jetzt, „ich habe die beiden Herren hier in der Cachette meines Hotels verborgen gehalten, sie haben dieselbe seit vierzehn Tagen nicht verlassen, Niemanden gesehen außer mir und Dupont, als unsere gute Cicé hier und den ehrwürdigen Abbé von Closrivière!"

Einige der Damen weinten.

Dupont bat, sich entfernen zu dürfen, da er versuchen wollte, zu erfahren, was weiter mit den gefangenen Royalisten geschehe.

In großer Aufregung trennte sich die „Congregation der Königin", denn daß Fouché der royalistischen Damen nicht schonen werde, die den angeblichen Urhebern der Höllenmaschine Zuflucht gegeben, ließ sich voraussehen.

„Liebes Kind," sagte die greise Marquise zu dem guten Fräulein von Cicé, das sich zuletzt entfernte, „diese armen Edelleute werden lieber den Tod leiden, als uns, ihre Wohlthäterinnen, in ihren Prozeß verwickeln; überlegen Sie sich, ob es nicht unsere Pflicht ist, selbst eine Anzeige zu machen und ihre Unschuld zu beweisen?"

„Ach, Frau Marquise," entgegnete Fräulein von Cicé seufzend, „man wird uns nicht anhören, man sammelt nur Beweise für die Schuld der Armen, man wird unsere Stimme nicht hören!"

„Gehen Sie mit Gott, liebes Kind!"

Als das fromme Fräulein unter das Portal ihres Hauses in der Straße Cassette fuhr und der Wagen hielt, öffnete nicht ihr Lakai, sondern ein Gensd'arm der Republik den Schlag, und das arme alte Mädchen sah eine ganze Reihe großer rothwollener Epauletten und Hüte mit rothen Federn vor sich.

„Sie sind die unverehelichte Bürgerin Cicé?" fragte ein Brigadier, den bespornten Kniestiefel so fest auf den Wagentritt setzend, daß das ganze Gefährt schwankte, während er zugleich mit der Rechten, die mit einem gelben Stulphandschuh bekleidet war, sich auf den Vordersitz stützte, um der Dame in's Gesicht zu sehen.

„Ich bin Maria von Cicé!" antwortete die Schatzmeisterin der Congregation der Königin endlich.

Sofort schwang sich der Brigadier in den Wagen, setzte sich der Dame gegenüber, nahm seinen Schleppsäbel zwischen die Kniee und rief mit lauter Stimme: „Vorwärts!"

Der Schlag wurde geschlossen, ein Gensd'arm setzte sich neben den Kutscher, der Wagen wurde umgelenkt und rollte der Polizei-Präfectur zu.

Das gute kleine Fräulein von Cicé verhaftet, verwickelt in das Complott der Höllenmaschine! Fouché montirte seine Verschwörung.

Um dieselbe Stunde etwa, wo Fräulein von Cicé verhaftet wurde, nahm Eugen von Beauharnais Abschied von Fouché, mit welchem er eine lange Unterredung gehabt hatte. An der Thür stehen bleibend, sagte er noch: „Sinnen Sie irgend einen Vorwand aus, unter welchem

man diesen unbequemen Herrn entfernt, unser Vortheil geht dabei Hand in Hand; es ist unerträglich, daß dieser Mensch nicht müde wird, seinen Bruder gegen mich und meine Mutter aufzureizen; alle Verdrießlichkeiten im Hause kommen von diesem Herrn Lucian!"

„Warum sprechen Sie es nicht klar und deutlich aus, Herr von Beauharnais," fragte Fouché lebhaft, „was Sie eigentlich von Herrn Lucian fürchten?"

Der schöne junge Mann schwieg und sah Fouché erwartungsvoll an.

„Ich erlaube mir, Ihnen bemerklich zu machen, Herr von Beauharnais," fuhr Fouché geschmeidig fort, „daß Herr Lucian Bonaparte kein ganz ungefährlicher Gegner ist; diese kleinen Familienzwistigkeiten, von denen Sie sprechen, sind von ihm nicht aus bloßer Laune hervorgerufen, sie gehören in sein System, er hat einen bestimmten Zweck."

Fouché hielt inne, Beauharnais winkte ihm, fortzufahren.

„Herr Lucian behauptet, Madame Josephine werde keine Kinder mehr haben, und will den ersten Consul von Ihrer Frau Mutter trennen. Wie er glaubt, so ist er es, der am achtzehnten Brumaire dem ersten Consul den Weg zur Herrschaft geöffnet; nun will er noch mehr für den geliebten Bruder thun, er will ihm eine Gemahlin geben, durch welche die Zukunft einer Dynastie Bonaparte gesichert wird."

Es zog eine dunkle Röthe über das jugendschöne Antlitz Eugen's von Beauharnais; Fouché sagte ihm nichts Neues, er hatte das Alles selbst schon gedacht, aber er hatte es noch nicht ausgesprochen, noch nicht gehört. Er war in Verlegenheit, aber er zögerte nicht mit der Antwort. „Bin ich nicht," sagte er, „der Sohn des ersten Consuls? Die Beauharnais sind besser, als die Bonaparte!"

Das alte Edelmanns-Blut regte sich in dem jungen Stiefsohne des ersten Consuls.

„Oh! was das anbetrifft, besser, viel besser!" antwortete der alte Jacobiner schmeichlerisch.

„Herr Lucian muß entfernt werden!" sagte Eugen bestimmt.

„Er muß entfernt werden, seine Intriguen hier könnten Ihnen eine Krone kosten, Herr von Beauharnais!" flüsterte Fouché.

Der Jüngling wurde bleich, Fouché hatte ihn auf dem Gedanken an eine Krone ertappt.

„Ich werde mit meiner Mutter sprechen!" entgegnete er gepreßt.

„Reden Sie mit Madame Josephine und Fräulein Hortense," setzte der Polizeiminister hinzu, „und haben Sie die Gewogenheit, beide Damen meiner unbegrenzten Ergebenheit zu versichern!"

Eugen von Beauharnais ging; der Minister begleitete ihn unterwürfig bis in's letzte Vorzimmer. Als er in sein Cabinet zurückkehrte, blieb er einen Augenblick, die Hand an die Stirn gelegt, sinnend stehen, dann trat er an ein Meuble, das wie ein Clavier aussah. Er nahm einen kleinen Schlüssel aus seiner Westentasche, öffnete und schlug den

Deckel zurück. Es waren da allerdings Tasten, wie in einem Clavier, die Tasten aber waren alle mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet. Fouché berührte eine der Tasten leicht und ging dann zu seinem Arbeitstisch, der mit Papieren bedeckt war.

Er legte einige Papiere auf einen Pack anderer und sagte grinsend: „Bei dem Prozeß der Höllenmaschine wird es wenigstens nicht an Material fehlen!"

Eine Secunde später wurde eine Thür leise geöffnet, und eine Stimme sagte: „Der Fremde ist da, Bürger Minister!"

„Laß ihn eintreten!"

Graf d'Entragues trat ein, den Minister leicht begrüßend.

„Guten Abend, mein Herr Graf," nahm Fouché, dem Eingetretenen etwas familiair zunickend, das Wort, „setzen wir uns zuerst!"

Fouché nahm Platz auf einer Art von kleinem, schmalem Sopha mit steifer Lehne. Sein Gesicht war halb im Schatten, während das des Grafen, der sich neben ihm niedersetzen mußte, vom vollen Kerzenlicht beschienen war. Es war das einer der kleinen Polizeivortheile, die sich Fouché nie entgehen ließ. Der schmale Sitz und die steife Lehne machten es dem Grafen unmöglich, sein Gesicht aus dem hellen Schein zu bringen, er mochte sich drehen oder wenden, wie er wollte.

Graf d'Entragues erkannte diesen Vortheil Fouché's wohl, aber er gab sich den Anschein vollständiger Unbefangenheit.

„Sie haben gewünscht, Herr Graf, mir persönlich Ihren Bericht zu machen; meine Zeit ist von der Untersuchung über das letzt verübte, abscheuliche Attentat gegen das Leben des ersten Consuls sehr in Anspruch genommen, und ich gestehe, daß ich unter diesen Umständen mich mit einem schriftlichen Bericht über den Erfolg Ihrer Sendung begnügt haben würde."

„Ich bin fest davon überzeugt, Herr Minister," antwortete der junge Mann kalt, „aber ich kann leider nicht schreiben, wenigstens nicht so schreiben, daß es lesbar wäre, und Sie müssen deshalb mit meinem mündlichen Bericht zufrieden sein!"

Fouché machte ein unbeschreiblich süßsaures Gesicht. „Das dürfte unsern Verkehr doch sehr erschweren, Herr Graf!" meinte er.

„Oh nein," versetzte dieser ganz wie vorher, „ich werde meinem Secretair Chiffern für Sie dictiren, wo es nöthig ist. Sie wollen nur die Gewogenheit haben und mir zweitausend Francs für meinen Secretair anweisen lassen.

„Der ist fein," dachte Fouché, „ich darf es nicht einmal probiren, ihm einen Secretair anzubieten, er würde nicht in die Falle gehen!"

Der Graf schien sich wenig um die Gedanken des Ministers zu bekümmern, sondern sagte geschäftsmäßig: „Ich habe mich Ihrem Wunsche gemäß in den westlichen Departements umgesehen. Unter den bedeutenderen Edelleuten des Landes ist wohl Keiner, dem ich nicht, ohne alles

Aufsehen, meinen Besuch gemacht hätte. Das war in der Vendée ein ziemlich leichtes Stück Arbeit, denn ich habe fast Keinen gefunden; in der Bretagne dagegen fand ich Manche schon wieder zurückgekehrt, während Einige das Land gar nicht verlassen hatten. Es ist mir bei Wenigen nur verborgen geblieben, wie sie denken, was sie wünschen, was sie hoffen. Alle wünschen die Herstellung des Königthums und nur Wenige fürchten, daß ihre Hoffnungen darauf nicht in Erfüllung gehen könnten. Einige glauben diese Restauration des Königthums ganz nahe und sind überzeugt, daß der erste Consul schon jetzt nur im Auftrage König Ludwig's XVIII. handelt. Andere, die etwas klarer denken, glauben das zwar nicht, aber sie sind überzeugt, daß die Umstände über lang oder kurz den General Bonaparte nöthigen werden, das Königthum zu proclamiren. Die Meisten denken bis jetzt weder an die Zeit, in welcher, noch an die Mittel, durch welche sich ihre Hoffnungen verwirklichen sollen; sie loben den ersten Consul, weil er die Ordnung im Lande aufrecht erhält und für die öffentliche Sicherheit sorgt. Alle diese Edelleute aber stehen in Verbindung mit dem Auslande, entweder direct mit den Prinzen, oder mit Personen des Hofes, und ich bin überzeugt, daß Viele derselben, trotz der Freude, die sie an der hergestellten Ordnung haben, sofort auf einen Appell der Prinzen mit den Waffen in der Hand sich erheben würden, weil dann eben Jeder glauben würde, die Stunde der Herstellung des Königthums habe geschlagen."

„Es ist so, genau so, wie ich mir dachte!" murmelte Fouché, dann sagte er: „Nun erlauben Sie mir, Herr Graf, daß ich Ihnen einige Fragen über Specialitäten vorlege, die mir überhaupt wichtig sind und unter den jetzigen Umständen besonders schwer wiegen."

„Glauben Sie, daß diese Edelleute ihrer Unterthanen gewiß sind, wenn sie das Banner des Königthums entfalten?"

„Die Edelleute, die im Lande geblieben sind," antwortete der Graf, „oder diejenigen, die jetzt schon wieder im Lande sind, können unbedingt auf ihre Unterthanen zählen, wenigstens in der Nieder-Bretagne und auch in den anderen westlichen Departements, so weit die Landschaften nicht ganz und gar dem Einfluß der Städte ausgesetzt gewesen sind. Dagegen macht sich unter der Bewohnerschaft der Landstriche, die zu dem großen Besitze der ausgewanderten Grand-Seigneurs gehören, eine ganz eigenthümliche Erscheinung bemerklich, auf deren Bedeutung ich den Herrn Minister nicht erst aufmerksam zu machen brauche. Diese Gemeinden, ich habe da namentlich die Unterthanen des Hauses Rohan im Auge, sind zwar sehr royalistisch und katholisch, was dort überall zusammenfällt, aber sie sind zugleich auch feindselig gegen den hohen Adel; es verdrießt sie, daß sie in der Noth der Revolution verlassen worden sind von ihren Seigneurs; man hört dort die Junker rühmen, die Noth und Gefahr mit ihren treuen Leuten getheilt hätten, während die Erbleute des großen Hauses Rohan keinen Führer gehabt und keinen Sohn vom

Hause unter sich gesehen hätten während der ganzen blutigen Zeit. Die Leute sind in ihrem patriarchalischen Clansstolz verletzt, ihr Gefühl der festen Zusammengehörigkeit des Herrn mit seinen Leuten ist tief verwundet. Mit einiger Geschicklichkeit wäre das wohl zu benutzen. Die Erbleute des Hauses Rohan, und der Herr Minister mag deren Zahl nicht zu gering anschlagen, sind besonders darum so aufgebracht, weil sie, bis zur Revolution mit dem ganzen Stolze des Hauses Rohan bewaffnet, sich gewissermaßen vornehmer dünkten, als die Erbleute kleinerer Herren, weil die Rohan vornehmer waren und berühmter, als die anderen Edelleute in Bretagne. Diese Dienstleute der großen Häuser nun haben während der Revolution ebenfalls für das Königthum gekämpft, aber nicht unter ihren natürlichen Führern, unter ihren Herren, sondern unter selbstgewählten Anführern, meist höheren Jagdbeamten der Herrschaft, die sich zwar bei vorkommenden Gelegenheiten den angeseheneren Edelleuten unterordneten und im Ganzen und Großen dem Oberbefehl der Königlichen Generale gehorchten, sonst aber ziemlich unabhängig waren und den Krieg auf ihre eigene Faust führten. Diese kleinen Bandenführer waren es namentlich, welche nach dem Erlöschen der Chouannerie im Maine den Kampf bis jetzt hier und dort fortsetzten, hauptsächlich weil sie nur im Kriege eine Autorität üben und gar kein Interesse an der Herstellung der Ordnung, die ihnen ihre Autorität nothwendig nehmen muß, haben können. Daß diese Leute der Regierung nicht gefährlich werden können, liegt auf der Hand, daß sie aber zu allerlei gefährlichen Streichen auf eigene Faust immer bereit sind, ist eben so klar."

Fouché rieb sich die Hände. „Gut, sehr gut!" sagte er, „hat nicht ein gewisser St. Regent die Leute der Rohan, die in der Umgegend von Vannes angesessen, in den letzten Jahren geführt?"

„St. Regent? richtig," rief der Graf, sich besinnend, „St. Regent, der Wolfsjägermeister des Prinzen von Soubise, befehligte die Chouannerie um Vannes; ein kühner, energischer Mann!"

„Das ist er," bestätigte Fouché, „energisch, höchst energisch, sehr kühn, höchst gefährlich!"

Der Graf sah den Minister forschend an, er begriff nicht, warum sich Fouché so lebhaft für den kleinen Chouannerie-Hauptmann interessirte. Wir wissen es bereits.

„Mein Herr Graf," nahm Fouché nach einigem Besinnen das Wort wieder, „haben Sie im Morbihan auch den berühmten Royalisten, den Baron von Batz gesehen?"

„Ich war zwei Tage bei ihm in seinem alten Donjon am Meere, Herr Minister. Der berühmte Royalist ist ein müder Greis geworden; die energische Seele, die ihn sonst belebte, scheint mit seiner Gemahlin gestorben zu sein, mit jener schönen Claudia von Arpajon, welche die „Herbergen der Gerechtigkeit", wie man sie nannte, erfand, auf

welchen die Organisation der royalistischen Partei mehrere Jahre lang beruhte."

„Glauben Sie wirklich, daß der Baron von Batz todt ist? todt, meine ich, für diesen politischen Parteienkampf; ich habe Leute gesehen, die sich sehr gut todt zu stellen verstanden!"

Fouché blickte den Grafen lauernd von der Seite an.

„Ich habe die Gewißheit, daß der Baron von Batz sich jetzt nur um seine Leute und die Erziehung seines Stiefsohnes kümmert!" entgegnete der junge Mann fest.

Fouché lächelte höhnisch, nahm eins von den Papieren, die er vorher zusammengelegt, entfaltete es, hielt es dem Grafen hin und sagte: „Lesen Sie!"

Der Graf las: „An den General-Lieutenant des Königs in Niederbretagne, Ritter vom heiligen Geist und vom Spital zu Jerusalem, Unsern Lieben und Getreuen, den Baron Julian von Batz u. s. w. u. s. w."

„Lesen Sie die Unterschrift!" rief Fouché.

Der Graf las: „Louis," und weiter unten, „der Herzog von Pienne, erster Edelmann der Kammer Sr. Majestät."

„Was sagen Sie nun?" triumphirte Fouché. „Sagen Sie, was ist das?"

„Das ist sehr gut gemacht, Herr Minister!" antwortete der Graf bestimmt.

„Wie? Sie wollen doch nicht —" rief Fouché; aber er beendete seinen Satz nicht, denn im Moment ertönte eine Schelle, die in einer Ecke des Cabinets hing. Fouché faßte die Hand des Grafen, führte ihn ohne Ceremonie zu der Thür hinaus, durch welche er eingetreten, flüsterte hastig: „Entschuldigung, ich lasse Sie wieder rufen!" dann schloß er die Thür. Der Graf stand allein in einem matt erleuchteten Vorzimmer.



Unser zweites Aufgebot.

Als nach Entlassung sämmtlicher Landwehr-Mannschaften, welche die Feldzüge von 1813—1814 und die Mobilmachung des Jahres 1815 mitgemacht, die ganze Zahl dieser kriegstüchtigen, abgehärteten und durch den Sieg disciplinirten Soldaten nach und nach in das zweite Aufgebot übertrat, — eine Schöpfung, der wir überhaupt die Fortdauer des ganzen Landwehr-Systems verdanken, — da hatte die Armee eine ganz zuverlässige, mit Hülfe der französischen Kriegs-Contributionen wohl

ausgerüstete und namentlich in den Offizieren kriegserfahrene Truppe, die bei jeder politischen wie militärischen Combination schwer in das Gewicht fiel. Je nachdem aber der Frieden andauerte, die jungen zu drei- resp. zweijährigem Dienste im stehenden Heere ausgehobenen Leute, nach Ausdauer im Reserve-Verhältnisse und im ersten Aufgebote der Landwehr, den einzigen Ersatz für die Landwehr zweiten Aufgebotes bildeten, die kriegserfahrenen Landwehr-Subaltern-Offiziere in das Greisen-Alter übergingen und — aus ökonomischen Gründen — keine Zusammenziehung oder Uebung des zweiten Aufgebotes mehr stattfand, da ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß diese Institution in gar nicht langer Zeit nothwendig von innen heraus der Auflösung verfallen müsse. — Durch die neue Organisation im Jahre 1820 sollte diesem Uebel vorgebeugt werden, und bis zu einem gewissen Grade wurde ihm allerdings vorgebeugt. Irgendwie Durchgreifendes, um das zweite Aufgebot aus der Nebelhaftigkeit seiner Existenz herauszuziehen, geschah aber nicht. Man begnügte sich, bei jeder Gelegenheit auf das Vorhandensein von **116** Bataillonen Landwehr zweiten Aufgebotes hinzuweisen, in ihnen einen Schrecken für den Feind, eine genügende Besatzung für alle unsre Festungen und den wahren Kern des Heeres an gereiften, bei der Vertheidigung des Vaterlandes interessirten und dafür begeisterten Männern zu erkennen und sehr stolz auf diese so bereite und nichts kostende Kraft des Vaterlandes zu sein. — Es hat seit der v. Boyen'schen Reorganisation der Landwehr nicht an bescheidenen und schüchternen Stimmen in der Oeffentlichkeit gefehlt, welche hin und wieder darauf aufmerksam gemacht, wie es unbegreiflich erscheine, mit solcher Gewißheit auf eine Kraft zu zählen, von der man weder etwas höre noch sehe, die unzweifelhaft auf keine Weise geübt, und welcher nur durch seltene Controll-Versammlungen, Ab- und Anmeldungen bei den Bezirks-Feldwebeln und später durch Ertheilung der Landwehr-Dienst-Auszeichnung bei vorwurfsfreiem Betragen in Erinnerung gebracht werde, daß der Staat unbedingten Anspruch an ihren Soldatendienst habe. Daß dieser Soldatendienst im reiferen Mannes-Alter, bei eigenem Heerde, Frau und Kind, mit besonders erschwerenden Umständen umgeben sei, und daß durch die Entziehung so vieler kleinthätigen Hände der gewerblichen und ackerbauenden Bevölkerung eine sehr in Anschlag zu bringende Kraft entzogen werde, davon verlautete nur sehr selten etwas; nur im Auslande erinnerten hin und wieder Schriften daran.

Die preußische Landwehr ist durch die Friedens-Organisation vom Jahre **1820** aus einem Rekrutirungs-System in ein Reserve-System verwandelt worden. Als Rekrutirungs-System, in einer Zeit allgemeinen Aufschwunges und ganz besonders nach siebenjährigem unerträglichem Drucke, den endlich jeder Einzelne fühlte, hat die Landwehr Ausgezeichnetes geleistet. Als Reserve-System — und zwar wenn es in seiner ganzen Kraft gehandhabt wird, als vortreffliches und entschieden

bestes Reserve-System — hat es in einem wirklichen Kriege seine Probe noch erst zu bestehen. Die theilweisen Zusammenziehungen und kriegsähnlichen Begebenheiten seit 1815 können dem Erfahrenen wenigstens noch nicht als Probe gelten. Daß dabei allerlei Unerfreuliches zum Vorschein gekommen, macht uns keineswegs an der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Ganzen irre, weil die revolutionär geschwängerte Zeit Vieles, wenn auch nicht entschuldigt, so doch erklärt. In den Jahren 1848—1849 fällt allerdings mancher Vorwurf auf die Landwehr-Mannschaften, im Jahre 1850 bei ernsthafter Mobilmachung reicht der Vorwurf indessen auch noch anderswo hin, und es muß anerkannt werden, daß seitdem Vieles geschehen, was diese letzteren Vorwürfe für die Zukunft zu vermeiden bestimmt ist. Das von den Kammern ziemlich bereitwillig und nur mit den gewöhnlichen oppositionellen Redensarten bewilligte Geld ist theilweise mit zur kriegsmäßigen Ausrüstung des zweiten Aufgebotes verwendet worden, und Scenen, wie sie im Winter 1850—1851 in unseren Festungen vorgekommen, wo die Bataillone des zweiten Aufgebotes organisirt wurden, sind wenigstens nicht mehr zu erwarten. Auf Vergangenes wollen wir überhaupt unseren Blick nicht richten. Die Gegenwart und die aus ihr zu berechnende Zukunft soll uns allein hier beschäftigen.

Die Bevölkerung und die Einkünfte des Staates sind, seitdem die jetzige Organisation des Heeres in's Leben getreten, auf das Doppelte gestiegen. Dagegen ist das Heer und seine bereite Reserve weniger zahlreich geworden und den Kosten für das Heer sind nur einige Millionen zugelegt worden, während alle anderen Staatshaushalts-Zweige ihre Budgets nahezu verdoppelt haben. Hier liegt der Schwerpunkt der Frage. Alles rings umher ist gewachsen, hat sich entfaltet, gesteigert. Das Heer allein ist dasselbe geblieben, die Zahl der Offiziere verringert worden, und doch beweisen die politischen Vorgänge der neuesten Zeit, daß ein Staat nur gerade so viel im Rathe der europäischen Völker-Familie gilt, als seine Armee werth ist. Was ist nicht Alles entstanden, hat sich Mittel zu seiner Existenz und Blüthe verschafft und ist zum Mit-Factor im Staatsleben geworden! Nur die Armee hat sich kein Mittel verschaffen können, nur die Armee ist geblieben, was sie vor 40 Jahren war, nur die Armee hat nichts in dem allgemeinen Ringen und Streben für sich erlangen können. Sieben Millionen Menschen, um welche die Bevölkerung des Staats seit 1815 gestiegen ist, haben der Armee keinen Mann mehr zugeführt, als sie in den Befreiungskriegen gezählt; 50 Millionen Thaler Mehr-Einkünfte haben nicht ausgereicht, um der Armee im Verhältniß zu den andern Verwaltungs-Zweigen eine Erhöhung ihres Budgets zu bringen.

Das mußten wir vorausschicken und muß Jeder vorausschicken, der irgend einen Theil unserer Wehrkraft besprechen will. Das zweite Aufgebot ist aber ein wunder Fleck dieser Wehrkraft, und hier ganz be-

sonders der Mangel an nöthigen Geldmitteln und die Unmöglichkeit, die Bataillone des zweiten Aufgebots vollzählig zu erhalten, maßgebend. Ein bekannter preußischer Militair-Schriftsteller hat zwar gesagt: „Preußen hat es verstanden, den Enthusiasmus mit Achselklappen und die Hingebung mit Nummerknöpfen zu uniformiren!" und das ist in der That in seiner ganzen Ausdehnung wahr. Ohne Geld und ohne Uebung hinkt der Ausspruch aber, wenn es darauf ankommt, Kriegstüchtigkeit zu berechnen. Poetisch klingt es sehr schön, wenn „hunderttausend Bayonnette aus der Erde gestampft werden," wenn „ein ganzes Volk sich in Bataillonen um sein Palladium schaart;" in der Wirklichkeit sieht das Ding aber doch wesentlich anders aus, und es ist eigentlich zu verwundern, daß in unserer so concreten und positiven Zeit nur Wenige anders als im vertrautesten Freundeskreise, ihre Bedenken über dergleichen Phrasen aussprechen.

Mit vollkommenster Gewißheit kann man voraussehen, daß die Armee nach den ersten blutigen Schlachten des nächsten Krieges und den damit verbundenen Strapazen eine ganz andere Gestalt gewinnen muß. Das läßt sich in den einfachsten Zahlen beweisen. Nach den noch jetzt befolgten Vorschriften, welche unmittelbar nach den Befreiungskriegen und als Ergebniß der gemachten Kriegs-Erfahrungen aufgestellt wurden, besteht jedes Landwehr-Bataillon, sowohl ersten als zweiten Aufgebotes, auf dem Papier aus 1726 Mann, denn so viel hielten die kriegserfahrenen Führer für unbedingt nöthig, um daraus ein Kriegs-Bataillon von 1002 Mann zusammenzustellen und dabei noch eine bestimmte Quote für das zu bildende Ersatz-Bataillon abzugeben, wenn man nicht allein die gesetzliche, sondern auch die billige Unabkömmlichkeit der Familienväter, Hauswirthe und Erwerbs-Vorstände berücksichtigen will. Jene Quote an das Ersatz-Bataillon ist unerläßlich, wenn man nicht will, daß dasselbe allein aus Rekruten formirt werden soll, und weil das stehende Heer und seine Kriegs-Reserven keine Mannschaften dafür abgeben können. Ueberdies sollen ja die Ersatz-Bataillone ebenfalls sofort in die Festungen abrücken, dort Dienst thun und den Abgang der Truppen im Felde ergänzen. Sinkt daher die Zahl der Landwehr-Mannschaften auf dem Papier, so muß zunächst die Quote für das Ersatz-Bataillon verringert werden, und es kommen ganz unausgebildete junge Leute als Ersatz zur Armee, und die Gestalt der Armee muß sich also sehr bald verändern.

Um ganz deutlich zu sein, müssen wir einen Rückblick auf den anfänglichen und späteren Ersatz für das zweite Aufgebot werfen, und die verschiedenen Experimente erwähnen, die seit 1815 mit dem Rekrutirungs- und Ausbildungs-Modus gemacht worden sind, da dieser doch immer die Basis für das zweite Aufgebot abgiebt und das Ende sich eben nur aus dem Anfange erklärt. In den ersten 5 Jahren nach dem Uebertritt der Wehrmänner des 1. Aufgebotes, welche den Krieg mitgemacht, und

bei der Reduction der Armee überhaupt, war das zweite Aufgebot nicht allein mehr als vollzählig, sondern wie schon gesagt, auch ganz vorzüglich kriegszuverlässig. Als aber die Rotation durch Ersatzmannschaft, stehendes Heer, Kriegs-Reserve und erstes Aufgebot mit zwei und ein halbjähriger Dienstzeit bei der Fahne begann, zeigte es sich sehr bald, daß durch den natürlichen Abgang — Tod, Invalidität, Krankheit, Auswanderung — nicht mehr die nothwendige Zahl in das zweite Aufgebot übergehen konnte. Zuerst suchte man sich durch die sogenannten Reserve-Rekruten zu helfen, von denen 50 Mann pro Linien-Bataillon zu einer nur sechsmonatlichen Dienstzeit ausgehoben wurden. Da das aber wie gewöhnlich kein Geld kosten sollte, so suchte man die Löhnung und Verpflegung für diese 50 Mann dadurch zu gewinnen, daß man 50 zwei Jahr gediente Soldaten, für die Dauer des zweiten Dienstwinters in die Heimath entließ und sie nur den dritten Sommer wieder einzog. Ganz abgesehen von den gegründeten Klagen der Compagnie- und Bataillons-Commandeure über eine Einrichtung, welche den ganzen Ausbildungs-Modus störte und die Arbeit verdoppelte, war der numerische Erfolg dieser Reserve-Rekruten für die beiden Aufgebote der Landwehr doch nur ein sehr geringer, jedenfalls kein durchgreifender. Man ließ sehr bald davon ab, wie man später nach kurzem Versuche auch von den vierten Bataillonen, von den Stamm-Compagnieen der Landwehr und vielem Andern zurückkam.

Diesem Experimente mit den Reserve-Rekruten, denen man doch wenigstens sechs Monate wirklicher Soldatenschule bei den Linien-Bataillonen gönnte, folgte das ungleich schlimmere mit den Landwehr-Rekruten. Durch diese sollte die Sollstärke der Landwehr-Bataillone auf 1726 Mann erhalten werden, wozu man Dienstpflichtige über den Ersatz für das stehende Heer aushob und sie nur sechs Wochen allernothdürftigst ausbildete. Es hieß zwar, diese Ausbildung solle bei den Linien-Bataillonen, könne aber auch bei den Landwehr-Stämmen geschehen; und die Praxis davon war, daß sie in der That fast ausschließlich bei den Landwehr-Stämmen, allerdings mit Hülfe einiger von der Linie dazu commandirter Exercier-Unteroffiziere geschah. Damit waren wir auf dem Gipfel der Fixdressir-Methode angelangt und man las damals sogar allerlei Bewunderndes über dieses „Fortgehen mit dem Zeitgeiste", welches den unnöthigen „Paradekünsteleien" hoffentlich für immer das Garaus machen werde. Es war überhaupt die Zeit des Schnell-Drillens und die Entstehung des v. Rohrschen Systems, welches allerdings in auffälliger Kürze ausexercierte Rekruten, nie aber Soldaten hervorzubringen vermag. Glücklicherweise hatten auch diese Landwehr-Rekruten kein längeres Leben, als Zeit dazu gehörte, ihren Einfluß auf den inneren Gehalt eines Landwehr-Bataillons zu erkennen, und dieser Einfluß war in der That kein vortheilhafter. In ganz ruhigen Zuständen, wo „des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr" eben maschinenmäßig weiter rollt, hätte es wohl noch länger mit den Land-

wehr-Rekruten so fortgehen können. Da kamen aber die ernst aussehenden Jahre 1830—1831. In Westen und Osten drohte es. Landwehr würde zusammengezogen, und da die Landwehr-Rekruten bei ihrer Jugend auch leichter abkömmlich waren, so hatte man eine große Anzahl derselben in Reih und Glied. Die Urtheile der damaligen Landwehr-Brigade-Commandeure lauteten aber nichts weniger als erfreulich, und hätte man zu jener Zeit schon bis ins zweite Aufgebot hineingreifen müssen, so dürften wunderliche Dinge zum Vorschein gekommen sein, etwa wie dies 20 Jahre später geschah.

Es bedurfte ernster Remedur, und das Gesetz vom 24. September 1833, welches die zweijährige Dienstzeit für die gesammte Infanterie einführte, sollte sie bringen; brachte sie auch in einigen Beziehungen, in anderen aber nicht. Es hat bis 1852 gewirkt und ist eigentlich die Quelle und Schule, aus der unsere jetzigen Landwehr-Verhältnisse, namentlich die numerischen, hervorgegangen sind. Die zweijährige Dienstzeit brachte den Friedens-Etat eines Bataillons auf 522 Mann. Jedes Armee-Corps aber, welches die sogenannte Königs-Revue, das heißt große Herbstübung in zusammengezogenen Corps, hatte, zog für dieses eine Jahr 80 Reserve-Rekruten pro Linien-Bataillon ein. Bekanntlich hatten unter der vorigen Regierung jährlich zwei Armee-Corps große Herbstübung. Innerhalb vier Jahre waren demnach die circa 1000 Mann per Armee-Corps, zusammen circa 8000 Mann, für den Uebergang in die Landwehr gewonnen. Gewiß kein bedeutender und jedenfalls kein genügender Zugang während vier Jahre. Schon ehe der erste Termin von vier Jahren abgelaufen war, trat in so fern eine Aenderung ein, als 1836 der Befehl kam, die Rekruten im Herbst, statt wie bisher im Frühjahr, einzustellen.

Bei allen diesen Versuchen und Palliativ-Mitteln, war die Sollstärke der Landwehr nicht mehr zu erhalten gewesen. Nach und nach sank sie beim zweiten Aufgebote um etwa 40 Procent und im ersten um ungefähr 20 Procent. Unberechtigt, in den Listen die Soll- und Iststärke für die gesammte preußische Landwehr nachzusehen und die Summen zusammenzurechnen, können wir allerdings nur nach denjenigen Landwehr-Bataillonen urtheilen, deren Stärken uns bekannt geworden sind, und da finden wir für das erste Aufgebot durchschnittlich statt 1726 Mann, nur praeter propter 1400 pro Bataillon und das ist auch sehr natürlich, ja es kann nicht anders sein, wenn man die allereinfachste Berechnung anstellt.

Seit dem Einführen der zweijährigen Dienstzeit haben die Bataillone 522 Köpfe.

Davon sind ungefähr 80 Unteroffiziere und Capitulanten, welche letztere entweder invalide werden oder gleich ins zweite Aufgebot der Landwehr übertreten.

Demnach bleiben circa 442—450 zweijährige Dienst-Mannschaften.

Der Ersatz beträgt also circa 220 Mann.

Ungefähr eben so stark würde der Uebergang in das erste Aufgebot sein. Das müßte denn in 7 Jahren ein Product von 1540—1600 Mann geben, giebt es aber in der Wirklichkeit nicht, weil in 7 Jahren der Abgang durch Auswanderung, Invalidität und Tod sehr bedeutend ist.

So kommt es denn, daß die Zahl der Mannschaften in den Listen eines Bataillons ersten Aufgebotes der Landwehr nur 1400 Köpfe nachweist, während die ungestörte Fortwirkung des Systems auf 1726 Köpfe berechnet ist.

Die sehr natürliche Folge davon ist, daß die Landwehr zweiten Aufgebotes in der ursprünglich dafür festgesetzten und in aller Leute Munde befindlichen Kriegsstärke gar nicht mehr aufgestellt werden kann.

Das zweite Aufgebot hat keinen anderen Ersatz als:

1) einige Unteroffiziere und Capitulanten, welche über 12 Jahren im stehenden Heere gedient haben;
2) einige Halbinvalide aus dem ersten Aufgebote;
3) jährlich denjenigen Jahrgang, welcher seit dem Austritt aus dem Kriegsreserve-Verhältniß 7 Jahr im ersten Aufgebote gestanden.

Wir haben oben gesehen, daß ein solcher Jahrgang beim ersten Aufgebote auf circa 200 Mann anzunehmen ist, was aber davon während der 7 Jahre in Abgang kommt und was davon während der 7 Jahre im zweiten Aufgebot in Abgang kommt, muß doch jedenfalls abgerechnet werden.

Was die 7 Jahrgänge des 2. Aufgebotes betrifft, so hat es damit auch eine eigene Bewandniß. Das Gesetz entläßt den Wehrmann mit dem vollendeten 39. Lebensjahre aus der Landwehr überhaupt. Treten nun nach dem System von 1852 die Ersatzmänner der 20jährigen Altersklasse erst im 21. Lebensjahre ein, so brauchen sie begreiflich nicht 7, sondern nur 6 Jahre im 2. Aufgebote der Landwehr zu bleiben, denn das System von 1852 hat die Dienstverpflichtung keinesweges über das 39. Lebensjahr hinaus verlängert. Dauert die Dienstzeit im 2. Aufgebote aber nur 6 Jahre, so können auch nur die Mannschaften von 6 Jahren in ihm vorhanden sein. Damit ist die Minus-Rechnung aber noch nicht einmal abgeschlossen. Der bei weitem größte Theil der Ersatzmannschaften wird bekanntlich nicht im ersten, sondern im zweiten und dritten Gestellungsjahre, einige wohl auch noch später einberufen. Da nun auch für diese später Eintretenden die Dienstzeit in der Landwehr nicht über das 39. Lebensjahr hinaus verlangt wird, das 1. Aufgebot aber seine vollen 7 Jahre ohne Rücksicht auf das Lebensalter von ihnen verlangt, so geht unwiderleglich daraus hervor, daß das 2. Aufgebot eigentlich nur 5 Jahrgänge stark ist und von diesen 5 Jahrgängen ein 12jähriger Abgang für Tod, Krankheit, Urlaub ins Ausland u. s. w. abgerechnet werden muß.

Das Facit dieser ganzen unerquicklichen Berechnung ist, daß die Landwehr-Bataillone 2. Aufgebotes bei einer Mobilmachung sehr viel schwächer zusammenkommen werden, als man das in den Leitartikeln der Zeitungen liest, wenn es darauf ankommt, irgend einer Drohung von Westen, Osten, Süden oder Norden mit dem bekannten „ganzen Volk in Waffen" zu antworten. Da in ruhigen Zeiten bei den Mannschaften des 2. Aufgebotes keine ärztliche Untersuchungen statt finden, so ist auch für diese noch eine ansehnliche Quote abzurechnen und die aus dem ersten Aufgebote einstweilen in das zweite überwiesenen Halb-Invaliden dürften im letztern auch nicht gerade kräftiger geworden sein. Von der Unabkömmlichkeit, die im 2. Aufgebote noch viel mehr auf der Hand liegt, als im ersten, wollen wir noch gar nicht einmal reden, obgleich sie grade der allerbedeutendste Factor bei Beurtheilung der Kriegsbereitschaft des 2. Aufgebotes ist. In der That hat der Mann in seinem 30. bis 40. Lebensjahre sich in größter Mehrzahl bereits den eigenen Heerd gegründet und die Jahrgänge seiner Kinder sind mit viel größerer Gewißheit zu berechnen, als die Jahrgänge für den Uebertritt aus einer Kriegsdienstverpflichtung in die andere. Man muß in den Bureaus der Landwehr-Bataillone Zeuge der Vorstellungen, Bitten und Beschwerden gewesen sein, welche von Familienvätern bei nur einigermaßen drohenden Gerüchten von Mobilmachung angebracht und von Behörden, Gutsbesitzern, Dienstherrschaften auf jede erdenkliche Weise unterstützt werden, um sich in dieser Beziehung keiner Täuschung hinzugeben.

Und wirklich, die Täuschungen in Bezug auf die bei einem wirklichen großen Kriege unfehlbar eintretenden Verhältnisse sind mannichfacher Art. Das Gesetz über die Militair-Dienstverpflichtung geht z. B. offenkundig von dem Grundsatze aus, daß bei einer Mobilmachung die ganze wehrfähige und wohlverstanden ausgebildete Mannschaft des ganzen Landes bewaffnet werden soll. So lautet die Idee und ihre Ausarbeitung auf dem Papier. Was zeigt die Praxis? — Nur 2 Procent der ganzen Bevölkerung des Staates sind es, auf denen erwiesen jetzt die Last einer neunzehnjährigen Militair-Dienstverpflichtung ruht, alle anderen vollkommen dienstfähigen Männer bleiben ihr Lebelang vollständig befreit von jedem Militairdienst. Und wie kann das anders sein, da die Zahl der Bevölkerung in Preußen von 10 Millionen auf 17 Millionen gestiegen, die jährliche Rekrutirung aber vermindert worden ist? Das Gesetz besteht zwar noch 1855, wie es 1814 gegeben worden ist. Auch die einfachste Berechnung ergiebt, daß wenigstens die hinzugekommenen 7 Millionen nicht denjenigen Procentsatz für die Armee stellen, welchen 1816 10 Millionen für dieselbe gestellt haben.

Was die Offiziere des zweiten Aufgebotes der Landwehr betrifft, so ist es mit Dank anzuerkennen, daß seit dem Jahre 1850 die Rangliste dieselben abgesondert von denen des ersten Aufgebotes aufführt. Es

trifft diese Aenderung in der Rangliste — die sich sonst sehr schwer zu Aenderungen entschließt — mit der Bestimmung zusammen, daß Landwehr-Offiziere mit dem 32. Lebensjahre in das zweite Aufgebot übertreten können, eine Maßregel, die zwar ihrer Zeit gewaltig angefeindet wurde, aber sowohl in ihrem Princip, als namentlich in ihrer Fortwirkung eine gesunde und deshalb vortreffliche ist. Wir machten uns, bei der Neuheit der Erscheinung, gleich damals eine Zusammenstellung sämmtlicher Offiziere des zweiten Aufgebotes und kamen auf das Resultat von 118 Hauptleuten, 190 Premier-Lieutenants und 258 Seconde-Lieutenants. Da wir nun für 116 Bataillone des zweiten Aufgebotes, abgesehen von Cavallerie, Artillerie und Pionieren, 464 Hauptleute, eben so viele Premier-Lieutenants und 1508 Seconde-Lieutenants bedürfen, so stellte sich heraus, daß im Jahre 1851 nicht weniger als 346 Hauptleute, 274 Premier-Lieutenants und 1250 Seconde-Lieutenants des zweiten Aufgebotes vollkommen fehlten. Wir haben die neueste Rangliste freilich nicht eben so genau durchgenommen, da sich aber die Verhältnisse im Großen und Ganzen nicht geändert haben, so dürften sich auch die obigen Zahlen schwerlich bedeutend geändert haben. Danach fehlen aber factisch circa sieben Zehntheile des ganz bestimmten und unumgänglichen Bedarfes.

Während des Friedens ist das freilich von keinem Belang. Da das zweite Aufgebot weder unter Waffen versammelt, noch irgend wie soldatisch gewöhnt oder für den Krieg geübt wird, so kann der Mangel an Offizieren nicht fühlbar werden. Wird es aber einmal Ernst, so bleibt eben kein anderes Mittel, als das der Improvisation übrig, und dies hat denn doch seine Schattenseiten. Junge Offiziere der Linien-Regimenter sind hier am wenigsten an ihrer Stelle, weil ihre Mannschaften aus 32- bis 40jährigen gereiften und selbstständig gewöhnten Männern besteht. Je mehr Entwöhnung in den letzten Jahren vor einer eintretenden Mobilmachung stattgefunden hat, je schwieriger wird die Handhabung des Wiedergewöhnens sein, und je weniger besorgt wir für das erste Aufgebot sind, welches sofort in Marsch gesetzt und gewissermaßen unterweges disciplinirt wird, je mehr sind wir es für das zweite Aufgebot, welches zunächst in die Festungen kommt und keineswegs so vollständig von seiner Heimath abgehoben wird, wie die Truppen im Felde. Für Bekleidung und Ausrüstung ist allerdings jetzt besser gesorgt, als früher, und damit unzweifelhaft ein Halt für die Disciplinirung gewonnen. Vollständig auf Kriegsstärke können die Bataillone des zweiten Aufgebots aber aus den schon besprochenen Gründen nicht erscheinen, und will man sie auf diese vervollständigen, so wird man zu den allerdings zahlreich vorhandenen Mannschaften greifen müssen, die bisher von jedem Militairdienst befreit geblieben, aber vollkommen dienstfähig sind. Dann werden die Bataillone des zweiten Aufgebotes so ziemlich dasselbe sein und auch nur dasselbe leisten können, was die vorausbestimmte Aufgabe der Ersatz-Bataillone sein soll.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß über die Landwehr zweiten Aufgebotes eigentlich noch keiner unserer Militairschriftsteller irgend ausreichend geschrieben. Seit 1848 läßt sich eine Fluth von Broschüren und Artikeln in militairischen Zeitschriften nachweisen, welche sämmtlich die Landwehr in allen ihren Beziehungen besprechen. Kein Mangel und kein Vorzug des Systems im Allgemeinen ist unbeachtet geblieben, nur das zweite Aufgebot hat keine Controverse hervorgerufen. Gegner und Freunde der Landwehr haben es nicht der Mühe werth gehalten, einen Blick in seine Sollstärken und in seine wirklichen Stärken zu thun. Das zweite Aufgebot scheint somit eine Art von Noli me tangere sein und bleiben zu sollen. Weder die, welche von einem „Landwehr-Bewußtsein", von einem „Aufgehen der ganzen Waffenkraft des Preußischen Staates in die Wehr des Landes" sprachen, noch diejenigen, welche so kurz mit der Landwehr umsprangen, daß sie ihr sogar den Namen nahmen und sie ohne Weiteres „Reserve des stehenden Heeres" tauften, weil sie doch in Wahrheit nichts Anderes sei, haben das zweite Aufgebot anders als obenhin erwähnt. Und doch sollen es nach dem ursprünglichen Plan circa 120,000 Mann sein, auf die man rechnet, die man wenigstens nie mit zu berechnen vergißt, wenn davon die Rede ist, daß Preußen zu den europäischen Großmächten gehört. Also eben so viel als das stehende Heer im Frieden.

Das erste Aufgebot ist fast ein Lieblingsgegenstand für die Unterhaltung aller Offiziere. Bis auf Horn-Musik, Stammschreiber, graue Tuchbeinkleider ist Alles erwogen, angegriffen, vertheidigt worden. Vom zweiten Aufgebot spricht Niemand. Man sieht nichts, man hört nichts von ihm. Neuerdings erzählt man sich wohl von der fertigen Bekleidung, von Mützen statt der Helme, von Wachsleinwand-Tornistern statt dergleichen aus Kalbfell. Das ist aber auch so ziemlich das Einzige, was davon verlautet. Nur das ganz Vollkommene und das Hoffnungslose hat den Vorzug, daß Niemand davon spricht. Daß nun unser zweites Aufgebot nichts Vollkommenes ist, dafür liegen einige Wahrnehmungen vor. Gott verhüte aber, daß sie auch etwas Hoffnungsloses sei, denn die Zeit wird kommen, wo man sie braucht, sehr dringend braucht, und wo das Schweigen über sie gebrochen werden muß.

Eine nicht geübte Kraft gilt sonst im Leben als eine nicht vorhandene Kraft, und daß die Mannschaften des zweiten Aufgebotes auf keine Weise geübt werden, ist wenigstens so allgemein bekannt, daß man sich nicht wundern muß, wenn endlich auch ganz außerhalb des Heeres stehende Personen nach dieser schlummernden Kraft fragen. In den Kammern ist seit 1849 auch noch nicht ein einziges Mal von dem zweiten Aufgebote der Landwehr die Rede gewesen. Eine Wahlprüfung und eine persönliche Erwiderung, irgend ein Wort oder eine Redewendung, sind dort sehr viel wichtiger, als eine Frage nach dem Drittel der ganzen preußischen Wehrkraft. Schwerlich wird es auch weiterhin anders

damit werden; denn jedes Berühren dieses Gegenstandes kostet Geld, Geld und wieder Geld! Und wir wissen sehr wohl, daß die Armee an der immensen Vermehrung der Staatseinkünfte nicht zu participiren hat, obgleich das von einigen Männern, denen das Wohl und der Ruhm des Vaterlandes recht nahe am Herzen liegt, wohl anders gewünscht wird.

Die Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815 — noch jetzt eigentlich das Alpha und Omega der ganzen Landwehr — erzählt folgendes, nun schon historisch Gewordene vom zweiten Aufgebot:

„§ 16. Eine Landwehr-Compagnie des zweiten Aufgebotes soll bestehen aus 1 Capitain, 1 Premier-Lieutenant, 3 Seconde-Lieutenants, 22 Unteroffizieren, 4 Spielleuten und 300 Landwehrmännern.

§ 20. Der Stab eines Bataillons zweiten Aufgebotes soll in Friedenszeiten bestehen aus 1 Commandeur und 1 Adjutanten.

§ 54. Das zweite Aufgebot soll jährlich eine Friedens-Uebung haben.

§ 55. Ein Bataillon des ersten Aufgebots soll während seiner zweiten achttägigen Uebung mit einem Bataillon des zweiten Aufgebotes in der Mitte seines Ergänzungsbezirks an einem schicklichen Orte zusammenrücken.

§ 61. Inwiefern einzelne Theile der Landwehr zweiten Aufgebotes zur Erhaltung der innern Sicherheit und zur Unterstützung des Landsturms auch im Frieden in einzelnen Fällen mitwirken sollen, darüber werden noch besondere Vorschriften erfolgen."

In der Instruction für die Inspecteure und Commandeure der Landwehr aus demselben Jahre heißt es: daß die jährliche Uebung der Landwehr-Bataillone zweiten Aufgebotes jedesmal drei Tage und zwar im Frühjahr dauern solle. Weiterhin wird gesagt: „Auf große Präcision darf bei den Uebungen der Landwehr zweiten Aufgebotes nicht gesehen werden, und es ist hinreichend, wenn die vorkommenden Bewegungen so ausgeführt werden, daß dabei keine die Wirkung störenden Unordnungen vorkommen können. Die Kriegsartikel sollen jedesmal auch dem zweiten Aufgebot vorgelesen werden, und von den Wehrmännern desselben eine Anzahl Patronen nach der Scheibe verschossen werden." Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß alle Vorschriften dieser umfassenden Instruction für die Mannschaften beider Aufgebote ganz gleiche Kraft haben sollen.

Was ist aus allen diesen Vorschriften geworden? Sie entstanden unmittelbar aus der Kriegserfahrung und waren für das Kriegsbedürfniß berechnet. Jetzt sind sie freilich veraltet, oder müssen wenigstens dafür gehalten werden, da man sie nicht mehr befolgt. Hätte man jene

Vorschriften erlassen, welche die Heranziehung des zweiten Aufgebotes der Landwehr für den inneren Sicherheitsdienst feststellen sollten, so hätte man sich 1848 vielleicht die ganze Bürgerwehr erspart. Es blieb aber bei der Ankündigung, daß dergleichen Vorschriften überhaupt später einmal erlassen werden würden, ungefähr so, wie das Gesetz über den Landsturm nie zum Vorschein gekommen ist, obgleich der Landsturm sogar in der glücklich errungenen Verfassung groß und breit als ein Theil der bewaffneten Macht Preußens figurirt.

Wir wissen nicht, in welchem Jahre jene gesetzlich vorgeschriebenen 8tägigen Frühjahrs-Uebungen des zweiten Aufgebotes aufgehört haben, ja wir wissen nicht einmal, ob sie überhaupt jemals, namentlich mit dem Bataillon des ersten Aufgebotes zusammen und gleichzeitig stattgefunden haben. Wahrscheinlich hat man sehr bald mißfällig bemerkt, daß durch dergleichen allerdings Kosten verursacht werden. Auch mögen Klagen über Störung bürgerlicher Verhältnisse laut geworden sein. Kurz, das zweite Aufgebot zog sich aus dem Leben in die Listen, aus der Wirklichkeit in den Nebel der Sage zurück. Wenn irgend eine militairische Kraft nur „auf dem Papiere“ vorhanden ist, so ist es dieses zweite Aufgebot der Landwehr, und nach dem Eingangs Mitgetheilten ist es sogar mit diesem „auf dem Papier stehen“ in den amtlichen Listen anders, als in den früher dem Publicum zugänglichen Etatsfestsetzungen oder der Wahrnehmung bei Controlversammlungen.

Dem sollte aber doch wohl eigentlich nicht so sein! Wir wissen zwar sehr wohl und sind stolz darauf, daß, wenn es Noth thut, in Preußen Dinge möglich gemacht werden, von denen man in anderen Ländern keinen Begriff hat. Verlassen kann man sich aber nicht auf das Gelingen, und wenn man bei allen politischen Vorgängen mit einem Factor rechnet, dessen man nicht in allen seinen Elementen vollkommen Herr und seiner Wirksamkeit sicher ist, so sollte man sich auch nicht scheuen, zur Zeit der Ruhe die Sonde recht tief in einen wunden Fleck zu stoßen, damit er nicht krebsartig wird.

Sollen wir schließlich daran erinnern, daß seit dem Jahre 1848 Elemente in die bürgerliche Gesellschaft eingedrungen sind, von denen der Gesetzgeber im Jahre 1815 allerdings keine Ahnung hatte. Aus den alten Unterthanen sind constitutionelle, wählende und sich selbst gouvernirende Staatsbürger geworden, die gelegentlich ihre Ansichten in der Presse und auf einer Tribüne von sich geben. Der allerconstitutionellste Staat hat, wie die letzten Jahre beweisen, das schlechteste Reserve- und Ersatzsystem, dafür aber allerdings sehr viel Geld, mit dem er sich Soldaten miethen kann, welche seine „Civilisationsschlachten“ fechten. Im Allgemeinen sind constitutionelle Staatseinrichtungen dem Reservesystem, wenn es sich auf Familienväter und Heerd-Eigenthümer stützt, nicht günstig, und auch das ist ein Gegenstand, der auf größere soldatische Gewöhnung unseres zweiten Aufgebotes dringend hinweist.

Unstreitig liegt in dem zweiten Aufgebote unserer preußischen Landwehr eine immense Kraft, aber sie muß gewöhnt und geübt werden, wenn sie nicht im Augenblicke des Gebrauches versagen soll. —

Es war nicht behaglich, über diesen Gegenstand einmal ernsthaft und ohne Rückhalt zu sprechen, aber es war nothwendig, und das hilft dem, der es mit seinem Vaterlande gut meint, über die Unbehaglichkeit einer Aufgabe hinweg.

Der Krieg im Orient

in den Jahren 1853 und 1854 bis Ende Juli 1855. Historische Skizze von Georg Klapka; und

Die kaukasischen Länder und Armenien,

herausgegeben von Dr. Karl Koch. 1855.

Man war darauf gefaßt, daß ein großer Krieg zwischen europäischen Mächten eine Fülle von glänzenden Talenten und gewaltigen Charakteren erwecken werde, und zwar auf beiden Seiten, der westlichen wie der östlichen. War doch Vielen noch das titanische Zeitalter in Erinnerung, in welchem Männer wie Desair, Hoche, Moreau, Bonaparte, Lannes, Massena auf der einen, und wie Blücher, Bülow, York, Wrede, Nelson, Wellington, Palafor, Castannos auf der andern Seite standen! Noch näher lag uns die Zeit, in welcher glänzende, wenn auch verlorene, Talente in Görgei und Klapka, in Lamoricière und Cavaignac geglänzt hatten neben den Radetzky und Haynau, welche die Vereinigung von Talent, Charakter und Gesinnung darstellten. Man war also wohl berechtigt, zu denken: „Sobald Frankreich und England einerseits, Rußland andrerseits vom Leder ziehen, welche Menge von bedeutenden Männern werden wir erblicken, welche Riesenkräfte mit einander ringen sehen!" Davon ist aber Nichts wahr geworden. Geschicklichkeit ist wohl vorhanden, aber die Größe fehlt. Todleben und Buchmaier und Melnikoff einerseits, Grach und Niel und Williams andrerseits sind unzweifelhaft geschickte Ingenieure, aber der Ingenieur allein macht noch keinen Feldherrn. An einem solchen fehlt es überall. Auf Seite der Russen stand ein Mann, in welchem das Talent und die Charaktergröße vereinigt sich zeigten: es war der verstorbene Admiral Nachimoff. Aber er durfte die Gelegenheit, etwas Großes zu leisten, nicht nutzen. Wem das parador erscheint, der erinnere sich an den gewaltigen Seesturm, der vom 14. bis 19. November 1854 die Flotten der Alliirten so schüttelte, daß sie total unfähig zum Kampfe wurden. Nachimoff erbot sich, am 20. mit der Flotte herauszugehen und die vom Sturm erschöpften Feinde anzugreifen. Es ward ihm vom Fürsten Menzikoff verboten. — Auf

Seiten der Alliirten dagegen steht gar kein Held. Die Feldherren der Landtruppen haben zwar die erste und unerläßlichste Eigenschaft des Soldaten: sie fürchten sich nicht; die Admirale aber, welche Frankreich und England bis jetzt ins Feld geschickt, haben sich sämmtlich selbst in ihrem eigenen Vaterlande ernste Vorwürfe zugezogen; ihre Vorwände, die russischen Küstenstädte aus Großmuth zu verschonen, finden keinen Glauben. Es scheint im Plane der Vorsehung zu liegen, diesen Krieg als den der allgemeinen Verrechnung durchzuführen, wenigstens begann derselbe mit einer solchen: der Czar, Napoleon und der Sultan wollten ihn nicht — und mußten ihn dennoch beginnen, weil eine höhere Macht ihn beschlossen hatte. Derselbe Charakter der Vereitelung aller Berechnungen geht durch alle Phasen des Kampfes, zu dessen Betrachtung die zwei Schriften, welche wir hier kritisiren, ein willkommenes Material liefern. Die Persönlichkeiten der Verfasser sind sehr ungleich. Professor Koch ist ein conservativer Gelehrter, Georg Klapka ein revolutionärer General, der den Beweis, daß er sich nur zu gut aufs Kriegführen versteht, nicht erst zu liefern braucht. Klapka verdankt seine theoretische Ausbildung den österreichischen Militairschulen: er war in der kaiserlichen Nobelgarde vor 1848. Damals trat er als junger Mann auf die Seite der Revolution und commandirte zuerst als General gegen Graf Schlick, dem er bei Tokai eine Schlacht abgewann: die österreichische Division Fiedler wurde dort aufgerieben. Darauf ernannte ihn Kossuth zum Gouverneur von Komorn. Als solcher machte er zwei Ausfälle mit Erfolg: bei Szöny kämpfte er mit dem Feldmarschall-Lieutenant Csorich, der eben so wie Schlick für einen ungewöhnlichen Heerführer von vieler Distinction gilt. Nachdem die Sache des Magyarenthums über die Donau gegangen, übergab Klapka Komorn auf Capitulation, und soll dabei 200,000 Gulden durch Einwechselung von Kossuth-Noten in österreichische Banknoten profitirt haben. Er lebte in London und Paris bis 1853, ging dann nach Konstantinopel und ward vom Prinzen Napoleon, der ihn zu seinen Freunden zählt, dem Sultan vorgestellt. Trotzdem erhielt er nicht die Stellung, welche er wünschte: es war keine geringere, als die eines Serdars *) der anatolischen Armee, welche jetzt Omer bekleidet. Er kehrte daher nach Europa zurück und hat nun von Genf aus in vorliegender Schrift den orientalischen Krieg kritisirt. Die Summe dieser Kritik ist: es werde nicht eher ein entscheidender Erfolg gegen Rußland erkämpft werden, als bis man den Krieg revolutionär

---

*) Das osmanische Heer hat 5 Generalsstufen. Die unterste ist die eines Liva: Brigade-Generals. Danach avancirt man zum Ferik: Divisionär. Hierauf folgt der Muschir: kommandirender Chef einer Horde (ordu) oder eines Armee-Corps. Ueber diesem steht der Serdar oder Feld-Marschall. Hat dieser, wie Omer, das Recht der Ernennung von Offizieren ohne vorherige Anfrage, auch bei Ernennungen von Generalen bis zum Muschir, so heißt er Serdar-Seraskier: Marschall vom Pallast. Der erste Feldherr, der diese Vollmacht besaß, war Kara Mustapha, der vor Wien von Poniatowski geschlagen und dann durch die seidene Schnur hingerichtet wurde.

führe. Sie zerfällt in fünf Capitel: das erste behandelt den **Feldzug an der Donau** — d. h. den Feldzug, welcher dort hätte stattfinden können, wenn Omer die Offensive ergriffen hätte. Vergeblich sucht man aber nach dem scharfen und sicheren Blick, den man in der Beschreibung fand, welche Klapka selbst von seiner Vertheidigung Komorns lieferte. Er ist in seinen orientalischen Anschauungen sichtlich gehemmt durch das Bestreben, sich Omer's Freundschaft zu erwerben: er nennt denselben kriegserfahren und energisch, während er doch nicht umhin kann, zu tadeln, „daß die türkische Armee von Kalafat bis zu den Donau-Mündungen auf eine Weise vertheilt und zersplittert war, daß jede Operation im Felde gegen die anrückenden Russen rein unmöglich wurde, und daß diese, durch gänzliche Niederwerfung des rechten türkischen Flügels in der Dobrudscha, ihren Feldzug siegreich eröffnen konnten" — dieses negative Ergebniß von Omer's Energie und Kriegs-Erfahrung schiebt er auf den allgemeinen Sündenbock, der Alles im Orient verschuldet haben soll: die Diplomatie. Freilich charakterisirt unser Jahrhundert als Epoche sich in der Eigenschaft als Blüthezeit der Diplomatie. Aber darum Alles, was geschieht, auf Rechnung der Diplomaten zu schieben, heißt ihnen mehr aufbürden, als sie tragen können. An der Thatenlosigkeit Omer's waren die Diplomaten so unschuldig, wie an der Unthätigkeit der Flotten; obwohl ich nicht verkenne, daß beide Erscheinungen verschiedene Motive haben: Omer's Zögerung entsprang nicht aus Feigheit, vielleicht daraus, daß er für gewisse Fälle in Konstantinopel mit einer unversehrten Armee einzuziehen wünschte.

Das zweite Capitel handelt von dem Kriege in Asien und ist das durchdachteste im ganzen Buch. Sein wesentlicher Inhalt: der Kaukasus ist das einzige Land im russischen Süden, welches Elemente bot, die den Alliirten sich anschließen wollten, darum mußte hier der Krieg ein offensiver sein. Die Richtung des Offensivstoßes mußte von Kars nach Erivan zu gehen. Die Schuld, daß dies nicht zu Stande kam, liegt nach Klapka daran, daß erstens die Pforte keinen fähigen General nach Asien schickte und daß zweitens die westmächtliche Diplomatie die Gewinnung Persiens versäumte, denn mit Recht hebt Klapka hervor, daß ohne Persien sein Gedanke unausführbar war. Allein Persien zu gewinnen, hat die westmächtliche Intrigue gewiß eifrig genug gearbeitet, der Phönix von Iran läßt sich aber kein Salz auf den Schwanz streuen. Folglich war es mit der ganzen Offensiv-Idee nach Klapka's Plan Nichts; eher noch ist Verstand in dem Plane Ferhad Pascha's, des ehemaligen Unterbefehlshabers von Bem in Siebenbürgen. Dieser Plan, den jetzt Omer in Ermangelung eigener Eingebungen befolgt, wurde von Ferhad schon zur Zeit, als St. Arnaud noch in Varna stand, diesem vorgetragen und bestand darin, daß die Macht der Alliirten an der kaukasischen Küste lande und direct über Kutais und Gori nach Tiflis vordringe, sich hier festsetze und in Verbindung mit den

östlichen und westlichen Tscherkessen die Vollendung der Eroberung des Kaukasus herbeiführe. Der Fehler dieses Planes liegt nur darin, daß das Einnehmen von Tiflis zwar möglich ist, wenn immerfort die Türken siegen, daß aber das Festsetzen in einer verbrannten Stadt und verwüsteten Gegend unberechenbare Schwierigkeiten bietet. Wie groß nun diese Schwierigkeiten sein werden, das sieht man aus der zweiten hier überschriebenen Abhandlung: dem Reise-Memoir Koch's über den Kaukasus. Habent sua fata libelli (die Bücher haben auch ihre Schicksale) sagt der antike Autor, und in der That kommt für das äußere Fortkommen oder „Gehen" eines Buches sehr viel darauf an, in welchem Zeitpunkt es erscheint: die zeitgemäße Novität geht am Besten. Eine solche nun war Koch's Buch. Es wurde noch portirt durch Murawiew's Feldzug in Armenien. Der Inhalt dieses Octavbandes besteht in der Geschichte sechs verschiedener Reisen. Die zweite und sechste sind von dem Verfasser, die übrigen von britischen Touristen zurückgelegt. Die erste entwirft ein Bild von der Oertlichkeit der Landschaften Tscherkessien (Küstenland zwischen dem schwarzen Meer und den Flüssen Kuban und Laba), Abchasien (dem zwischen der Laba, dem Kuban und dem Rioni) und Mingrelien (der Küste südlich vom Rioni). Sie beginnt mit einer Beschreibung von Anapa, welches im Jahre 1828 von dem Fürsten Menzikoff nach einer dreimonatlichen Belagerung zu Wasser und zu Lande den Türken entrissen wurde. Als besten Hafen der ganzen kaukasischen Küste wird Gelendschik bezeichnet. Die Gegend zwischen Anapa und Gelendschik beschreibt der englische Tourist Spencer folgendermaßen: „Alle Berge waren vom Rande der Flüsse bis zu den höchsten Gipfeln mit Grün bedeckt. Wer die Augen über die Hügel an der Meeresküste schweifen ließ, sah die fruchtbarsten Thäler; in und an ihnen erblickte man zahlreiche Heerden schneeweißer Schaafe ruhig grasen und daneben Heerden von Büffeln, großen Rindern und pechschwarzen Ziegen, ausgezeichnet durch ihre langen und schlanken Glieder. Auch erschaute man schöne halbwilde Pferde, wie sie stolz ihren gewölbten Nacken krümmen. Ihre flatternden Mähnen erhoben sich schon bei schwachem Hauche des Windes. Gleich dem Wilde in unseren Wäldern sprangen sie lustig in den grünenden Thälern herum und über die steilen Abhänge der Hügel hinweg. Nicht weit davon traten wiederum die kleinen hölzernen Häuser der Tscherkessen mit ihren rauchenden Schornsteinen und umgeben von allerhand Wirthschaftsräumen hervor. Haine, aus Fruchtbäumen bestehend, umschlossen die menschlichen Wohnungen. Schäfer, mit Lanzen in der Hand, hüteten ihre Heerden. So weit das Auge reichte, waren allenthalben in Mais- und Hirsenfeldern Männer, Weiber und Kinder beschäftigt, die wogende Saat zu mähen, während Ochsen und Büffel die schwerbeladenen Wagen die in Schlangenwindungen sich gefallenden Thäler entlang ihrem Bestimmungsorte zuführten. Es war in Wahrheit ein mannichfaltiges Gemälde, ein ewig

wechselndes Panorama, welches die erhabensten und malerischsten Scenen mit der Romantik des Landlebens harmonisch vereinigte und in der That alle Träume verwirklichte, welche die Phantasie des Dichters von Arkadien sich bilden kann." — Derselbe sagt über das tscherkessische Schlachtgeschrei:

„Wenn dieses die kaukasischen Krieger ertönen lassen, so ist es in der That schrecklich. Es gleicht dem Geheul eines Rudels Schakale. Es ist so grausig und so abweichend von der menschlichen Stimme, daß es einige Personen, die es zum ersten Male gehört haben, wahnsinnig gemacht haben soll." Ueber die tscherkessischen Trachten und Wohnungen: „Die Staatskleidung der Männer sowohl als der Frauen ist wahrhaft kostbar und reich mit Gold- und Silberstickerei besetzt. Sie ist ein Werk der Frauen und Mädchen, die gerade darin nicht geringen Geschmack und nicht unbedeutende Geschicklichkeit an den Tag legen. Die Männer zeichnen sich hingegen durch ihre Erfindungskraft, die sich namentlich bei der Verfertigung der Waffen kund giebt, aus. Mag ihre Ueberlegenheit auch in der besseren Qualität des Metalles ihren Grund haben, so ist doch nicht abzuläugnen, daß wir nicht im Stande sind, den Waffen die feine Härte, wodurch sie diesen ihren großen Werth geben, hervorzurufen." Ferner: „Was den Anzug der Frauen betrifft, so ist blaue Seide der Lieblingsstoff für das Kleid, welches gewöhnlich außerdem mit Gold und Silber durchwirkt ist; ein eben so verzierter Gürtel, den eine große Gold- oder Silberspange zusammenhält, zieht sich über der Hüfte herum. Ein leichter Shawl von irgend einer hellen Farbe wird entweder zu einem Turban gewunden oder fällt in lieblichen Falten über Nacken und Schultern. Um die ganze Figur einzuhüllen, dient ein feiner und hinlänglich weiter Mousseline-Schleier. So erscheint die Tochter Tscherkessiens in ihrem schönsten Schmucke. Der Leser mag sich selbst den Eindruck, den eine solche liebliche Erscheinung hervorzurufen im Stande ist, denken, wenn er plötzlich eine Bewohnerin des Landes, gleich der Diana von einem Lieblingshunde begleitet, mitten in einer reizenden Gegend dieses Landes einherwandeln sieht. Und wie angenehm: der verliebte Ritter kann schon auf den ersten Blick, wenn er eine schöne Gestalt leicht daher wandeln sieht, an der Farbe der Beinkleider erkennen, ob die Trägerin Mädchen, Frau oder Wittwe ist. Weiße werden von jungen Mädchen getragen, rothe von denen, welche bereits Pflichten des Ehestandes übernommen haben, blaue hingegen von den Unglücklichen, welche schon den Tod ihres Gemahls betrauern. Sonst ist die Kleidung in allen Stücken gleich. Nur das Haar der Mädchen ist, während es bei den verheiratheten Frauen über Nacken und Schultern fällt, in dicke Flechten, welche unten mit Silberdrath zusammengehalten werden, nach hinten geordnet." Ueber die Sittlichkeitsgesetze, welche diese weiblichen Schönheiten behüten, sagt derselbe Verfasser: „Die Gesetze gegen die Unsittlichkeit sind in Tscherkessien äußerst streng. Ertappt man z. B. einen

Mann, der mit einer andern Frau unerlaubten Umgang hat, so wird er vor die Aeltesten des Stammes geladen und entgeht selten der Bestrafung. Je nach den Umständen, unter denen eben die Beleidigung zugefügt wurde, wird er zu einer bedeutenden Geldbuße oder zu ewiger Verbannung verurtheilt. Wenn das entehrte Weib zu ihren Eltern zurückgekehrt ist, wird sie als Sclavin verkauft. Ein unverheirathetes Mädchen erleidet dieselbe Strafe. Ist es aber gar die Frau oder die Tochter eines Häuptlings, welche die Familie beschimpft hat, so kann der Schandfleck nur mit dem Blute des Buhlen und mit dem des Weibes abgewaschen werden."

Von tscherkessischen Wohnungen dagegen wird berichtet: „Der gänzliche Mangel häuslicher Bequemlichkeit in ihren kleinen Häusern, die häufig nur aus Flechtwerk gemacht und mit einer Art Thon oder Lehm überkleidet sind, sticht gegen die glänzende Rüstung der Männer, ihre edlen Rosse der feinsten Zucht, ihre reichen Schabracken, ihre mit Juwelen geschmückten Waffen und gegen den orientalischen Goldbrokat und Silbermousselin der Franen sonderbar ab ..... Diese Hütten können ohne Schaden in Brand gesteckt werden: bei der Ankunft eines Feindes hat es keine Schwierigkeit, für Weiber, Kinder und Heerden einen sicheren Zufluchtsort ausfindig zu machen. Diese Eigenthümlichkeit bildet auch eine große Schwierigkeit für jede, wenn auch noch so furchtbare Macht, welche das Gebirge zu unterjochen versuchen sollte." Ueber das Innere des Kaukasus, d. h. über die unzugänglichen Höhen des Elbrusgebirges, deren Bewohner Suaneten heißen, erzählt Spencer: „Die Russen haben nie vermocht, in das Innere dieses Landes vorzudringen. Nach den vielfachen romantischen Geschichten, die über sie in Umlauf sind, soll es bei ihnen Gegenden von seltener Schönheit geben, die deshalb sogar mit Eden verglichen werden. Durch das Hochgebirge selbst sind diese Striche vor jedem rauhen Winde geschützt: die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers ist dort gleich unbekannt. Fürst Woronzoff, der ein gründlicher Sprachforscher ist und großes Interesse für Alles an den Tag legt, was sich auf die alte Geschichte der Kaukasusstämme bezieht, berichtete uns, daß dies geheimnißvolle Volk nur Einen Gott verehre, welchen sie Daal nennen, und daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Alle Versuche, die bisher gemacht, sie zum Muhamedanismus oder zur christlich-griechischen Kirche zu bekehren, sind gänzlich mißlungen. Den Sonntag feiern sie, indem sie ihn zu einem Ruhetag machen. Die Gegend zwischen den beiden höchsten kaukasischen Bergen, Elbrus und Kasbeck, gaben alle russischen Offiziere als bisher unbetreten zu; die Tscherkessen hatten zu ihnen gesagt: Ihr mögt euch an der Küste niederlassen und den Besitz der See behaupten: nimmer werdet ihr im Stande sein, mit Gewalt in die Alpenheimath der Suaneten zu dringen. Dort haben wir Kornfelder, Weingärten, Wiesen und Matten, hinreichend, um unser ganzes Volk zu erhalten! ..... Daß Gold in diesem Theile des

Kaukasus vorhanden ist, kann nicht zweifelhaft sein, denn man findet es noch einzeln im Ingur und in dessen Nebenflüssen, die sämmtlich ihre Quelle im Elbrus haben. Seit des russischen Reisenden Reinegg Zeit im vorigen Jahrhundert sind manche Versuche von Abenteurern gemacht worden, sich einen Zugang in das geheimnißvolle Land der Suaneten zu verschaffen: sie kehrten aber nie zurück."

Man sieht aus dieser Beschreibung, daß unzweifelhaft das Vorbringen in diesem Lande außerordentliche Schwierigkeiten hat. „Wenn das Wetter nicht erlaubt," so heißt es dann in der zweiten Reisebeschreibung bei Koch selbst weiter, „unter Gottes freiem Himmel zuzubringen, so ist der Reisende gezwungen, in einem Karawanserai seine Zuflucht zu nehmen, wo man sich mit allerlei Vieh in ein gutes Vernehmen stellen muß. Die Haut eines Occidentalen ist empfindlicher, wie die des Orientalen gegen die Angriffe von Wind und Wetter und Ungeziefer. Uns war es im Verlauf der Reise unbegreiflich, wie der Asiate, diesen Peinigern ausgesetzt, ruhig die Nacht verschlafen konnte... Poti ist ein noch traurigerer Ort, als Redutkaleh und auch weit ungesunder. Trotz der günstigeren Lage in merkantilischer Hinsicht, waren die Russen schon bald nach Besetzung des Ortes gezwungen, ihn als Stapelplatz aufzugeben und nur als militairischen Punkt zu behalten. Die Besatzung hatte ein trauriges Aussehen: nirgends bemerkte man eine nur einigermaßen frische Gestalt oder ein freundliches Gesicht. Alles schleicht mehr dahin, als daß es geht. Das Fieber ist hier und in Nikolai (Schewketil) am gefürchtetsten. Wen es in seiner ganzen Heftigkeit packt, der erliegt häufig schon den ersten Paroxysmen: wir sahen Fälle, wo wir in der That nicht wußten, ob wir einen Epileptischen oder einen Fieberkranken während des Froststadiums vor uns hatten, so wurden die Glieder geschüttelt. Aber auch die, welche nicht von der acuten Krankheit ergriffen werden, siechen langsam dahin. Die meist aufgedunsenen, bleichen oder gelblichen Gesichter sind gegen äußere Eindrücke unempfindlich; keine Miene verzieht sich auch nur auf die kürzeste Zeit. In den weiten Höhlen liegen die matten Augen, die gleichgültig vor sich hinsehen. Die Arme hängen schlotternd herab und den trägen Füßen wird es schwer, sich vorwärts zu bewegen . . . Ein bleicher, abgemagerter russischer Offizier empfing uns in St. Nikolai und hieß uns in seiner aus Brettern zusammengesetzten Wohnung willkommen mit den Worten: „Was wollen Sie in dieser Stätte des Todes oder wenigstens der allmählichen Auflösung des Körpers, wohin nur solche Unglückliche kommen, welche ihrem Chef mißliebig geworden und nun hierher verbannt werden? Glauben Sie mir, meine Herren, wer nach St. Nikolai seine Schritte zu lenken wagt, geht nicht ungestraft von dannen. Eilen Sie von hinnen, denn hier entsteigen der Erde pestilentialische Dünste und tragen in des Menschen Körper den Keim des Verderbens."

Ich habe diese Citationen darum hier in extenso gegeben, weil im gegenwärtigen Augenblicke Ferhad und Omer auf der Operationsbasis von Redutkaleh gegen Kutais und angeblich auch gegen Tiflis vordringen. Ein Winterfeldzug ist dort freilich der Gesundheit weniger schädlich, wie ein Sommermarsch, allein, es wird doch auch wieder Sommer werden, und bis dahin dürften wohl noch die Hauptbollwerke der Russischen Macht in Kaukasien sich halten. Man sieht aber jedenfalls: ein leichtes Stück Arbeit ist die Brechung dieser Macht auch dort nicht, obgleich durch die antirussische Gesinnung des muhamedanischen Theiles (zweier Drittheile) der Tscherkessen für den Angreifer immerhin eine Möglichkeit dazu einleuchtet. Die Gesammtstärke der muhamedanischen Tscherkessen geben, nach Koch, die Türken auf 700,000 Combattanten an: nehmen wir an, es seien wenigstens 400,000, so ist das, obgleich sie auf der weiten Gebirgskette von Anapa bis Baku am kaspischen Meere zerstreut wohnen, und nur auf der östlichen Seite dieser Kette, jenseit des Elbrus, durch Schamyl, den Nachfolger der islamitischen Prophetenfürsten Kasimollah und Elias Mansur, zu einer politisch-religiösen Genossenschaft organisirt sind, doch immer eine nicht ganz verächtliche Macht, wie es etwa die Tartaren in Cherson oder die Rumänen in Bessarabien sein würden. Klapka's Grundgedanke: der Krieg im Kaukasus müsse das Hauptaugenmerk der Alliirten sein, ist also von dem antirussischen Standpunkte so vortrefflich, wie nur möglich. Koch's Meinung, die Tscherkessen würden den Alliirten gar Nichts nützen, weil sie eben nur den kleinen Gebirgskrieg verstünden, kann mich nicht überzeugen, denn daraus, daß man Etwas nicht versteht, folgt nicht, daß man es auch nie lerne. Doch ich will mich nicht zu lange bei den Details dieses, bei Lorck in Leipzig zu habenden und zum Weihnachtsgeschenke sich eignenden Buches aufhalten und nur noch in gedrängtem Auszug eine Beschreibung des Aufstandes des Sultans von Jelißui daraus wiedergeben, der von den Russen abfiel und Schamyl's thätigster Unterbefehlshaber oder Naib wurde.

„Schamyl gab sich alle mögliche Mühe, um den Häuptling auf seine Seite zu ziehen. Russischerseits überhäufte man ihn mit Ehrenbezeugungen: er erhielt einen Orden nach dem andern, stieg zum Rang eines Generalmajors, und da er, obwohl Muselmann, den Champagner über Alles liebte, wurde von Seiten des Oberbefehlshabers auch hierfür Sorge getragen. Noch ein paar Wochen vor seiner Empörung wurde er in einer Versammlung von Generälen zu Rathe gezogen. — Chef der lesghischen Linie war damals General Schwarz, ein braver und tapferer Mann, dem Rußland viel dankt, der aber mit den orientalischen Sitten nicht vertraut genug zu sein schien und bei dem Umgange mit einem so gewichtigen Häuptling nicht die nöthige Vorsicht hatte. Schwarz gewann Daniel's Geheimschreiber, einen Armenier von Geburt, daß er ihm von Allem, was in Jelißui vorging, genaue Kunde gebe. Jelißui

war unter den Kreishauptmann von Sakataly gestellt. Streitigkeiten eines Jelißuiers wurden von diesem gegen Daniel's Meinung entschieden. Daniel beklagte sich und erhielt von Schwarz Unrecht. In dieser Zeit versuchte Schamyl auf's Neue, ihn zu gewinnen und der Geheimschreiber wurde mit der Antwort beauftragt. Anstatt sie aber an Schamyl allein abzusenden, sandte er sie auch an Schwarz und fügte noch einige Worte hinzu, in der Hoffnung, eine große Belohnung zu erhalten. Ein Zufall führte das letztere Schreiben Daniel in die Hände. Nun sendete dieser augenblicklich einen treuen Boten an den Imam des Kaukasus. Als Orientale und Anhänger des Koran verstand er sich zu beherrschen, als wäre Nichts mit ihm vorgegangen. Er befahl, ein Gastmahl zu bereiten und ließ rasch die angesehensten seiner Unterthanen dazu einladen. Dergleichen war man gewöhnt, denn der Sultan von Jelißui liebte Feste. Jedermann hatte sich eingefunden, unter ihnen auch der Geheimschreiber. Es ging lustig zu; Niemand ahnte, was in Kurzem geschehen sollte. Man trank und ließ den freigebigen Herrn leben. Da erhob sich dieser und rief: Einen Verräther haben wir unter uns, dessen Bestrafung mir obliegt. Grade der, den ich liebte und hochstellte, hat mich verrathen. Ist das Deine Handschrift? — Der Schreiber verstummte. Wieder sprach der Sultan, zu dem Henker gewandt, der inzwischen eingetreten: Die Hand, die mich verrathen, werde abgehauen! — Es geschah! Danach: Das Auge, was mich so oft betrogen, werde herausgerissen, und die Zunge, die so oft gelogen, abgeschnitten. . . . . Wohlan, meine Freunde, das Entsetzliche ist geschehen. Von nun an bin ich Feind der Christen und gehe zu Dem, der unsere Religion wieder zu Ehren gebracht hat. Ihm leihe ich meinen Arm: mit ihm streite ich für den rechten Glauben. Wer mit mir gleich denkt, schüttle das russische Joch, was wir bisher getragen, ab, wer aber durch Glauben oder Verhältnisse an die Giaurs sich gebunden glaubt, gehe von dannen. Von nun an sind wir Feinde! — Damit entließ er die wenigen Russen, welche er bei sich hatte, und wer sonst nicht mit ihm gehen wollte. Dies war für Rußland ein großes Glück, denn ehe Daniel seine ihm treubleibenden Truppen sammelte, war durch die Flüchtlinge auch die Kunde zu General Schwarz gelangt." . . . . Es folgt dann die Erzählung des Feldzuges, der von beiden Seiten mit ausgezeichneter Energie geführt wurde und damit endet, daß Daniel zu Schamyl flieht, und seine Burg mit unermeßlichem Champagnerlager den Russen zur Beute wird; diese Skizze, mit der ich das Werk Koch's verlasse und zu dem Klapka's zurückkehre, enthält einen Mikrokosmus des ganzen tscherkessischen Volksthums: seine Vorzüge, welche in seiner Thatkraft, und seine Todeskeime, welche in seinem Hange zu jener närrischen Gemüthseigenschaft liegen, welche man „Großmuth" nennt, welche aber eigentlich nur aus unklaren Anschauungen hervorgeht.

Im dritten Capitel bespricht Klapka die Krim-Expedition. Deren

Gegner zerfallen in zwei Klassen: Die Einen, welche sagen, daß die ganze Expedition eine Thorheit gewesen sei; die Andern, welche meinen, die Expedition hätte wohl stattfinden müssen, nur auf andere Weise sei sie auszuführen gewesen. Klapka begeht hier den großen schriftstellerischen Fehler, sich nicht bestimmt und bedingungslos für die eine oder die andere Ansicht zu erklären. Jeder Angriff auf Rußland im Süden, mochte Odessa und Kiew oder mochte Tiflis und Anapa dessen Ziel sein, war unausführbar, wenn die Angreifenden sich nicht vorher der Krim versicherten, wenigstens so lange diese einer russischen Flotte zum Ausgangspunkt diente. Denn bei siegreichem Vordringen riskirte der Angreifer stets im Rücken von der Krim her gefaßt zu werden. Daher war St. Arnaud im Rechte, als er vor Allem auf Eroberung Sebastopols drang, und wer da meint, die Alliirten hätten ohne das pontische Abenteuer Rußland vom Süden her bekriegen können, ist kein Strateg. Dagegen haben diejenigen Recht, welche der Meinung huldigen, die Alliirten hätten auf andere Weise, als sie es gethan haben, die Eroberung der Krim versuchen sollen. Ich wiederhole, daß es lediglich die Aufgabe der Erobernden war, die russischen Streitkräfte von den Verbindungen mit dem russischen Innern abzuschneiden. Dies war nicht blos möglich, sondern auch leicht. Die Franzosen mußten bei Kinburn (gleich im Anfang, also im September 54) landen und von dort aus Perecop nehmen. Die Engländer mußten bei Mariupol im asowschen Meere landen und von dort aus Genitschi nehmen. Dann ward die Krim abgesperrt und ausgehungert, sofern die Russen nicht im Angriffskampf obsiegten. Nach Anwendung des Aushungerungs-Systems wären alle die Opfer vor Sebastopol überflüssig gewesen.

Im vierten Capitel giebt Klapka ein allgemeines Resumé der ganzen Kriegslage und tadelt, daß man der türkischen Gesammtarmee nicht von Anfang an unter Omer eine Verwendung in Asien gegeben habe. Jetzt sei es auch dort zu spät, denn: „Der Auflösungsprozeß der letzten Armee, welche die Türkei besaß, der türkischen Donauarmee, wurde von ihren Freunden glücklich zu Stande gebracht. Ein Theil lagert bei Eupatoria, ein anderer auf dem Felsen von Jenikale, ein drittes Corps hilft die Gräber vor Sebastopol füllen, 12,000 Mann, in englische Jacken gesteckt, bilden das englische Hülfscorps, und die heutige Donauarmee reicht kaum hin, die Danaufestungen mit Besatzungen zu versehen." Dies Capitel schließt mit dem offenen Appell an die Revolution: „Die Menschenopfer, die vom Beginn dieses Krieges an gebracht sind, werden sich nach Hunderttausenden, die Geldopfer nach Milliarden zählen lassen! Man wird vor diesen Zahlen zurückschaudern, den bisherigen sterilen Localkrieg und die engherzige Politik, die ihn veranlaßte, verwünschen und laut und drohend einen Krieg verlangen, dessen Resultate im Verhältnisse zu den Opfern stehen, die bereits gebracht worden sind. Kommt es nicht zum Frieden, so hat die diplomatische Kriegführung dann ihr Ende erreicht."

Das fünfte Capitel „Der wahre Krieg gegen Rußland" verlangt dessen Zerstückelung nach der bekannten Schablone, nach welcher Kaukasien den Türken, Bessarabien den Walachen, Finnland den Schweden und Polen sich selber, d. h. der Anarchie, zurückgegeben werden soll. Klapka fühlt indessen, daß die Jäger des Bären Fell theilen, bevor er erlegt ist. Er räth deshalb, die Zahl der Jäger zu vermehren und zwar dadurch, daß man zunächst einmal Oesterreich zerstückele, damit in den Donauländern ein slawisch-sarmatischer Völkerbund errichtet werde zum Krieg gegen Rußland. Die Unzweckmäßigkeit dieses Rathes aber erhellt aus der Geschichte und aus der Geographie. Aus der Geschichte: denn die Magyaren und Südslaven haben, so oft ihnen bisher vergönnt war, selbstständig einen politischen Entschluß zu fassen, diese Gelegenheit nie versäumt, um sich unter einander bei den Köpfen zu nehmen: es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum sie diesmal in brüderlicher Eintracht bleiben müßten, wenn die österreichische Gensd'armerie aufhörte. Aus der Geographie: denn Nationalität, Volksthum kann nur innerhalb natürlicher Grenzen bestehen. Wo, wie im Donaubecken, diese Abgrenzungen fehlen, wo vielmehr die verschiedenartigsten Stämme schachbrettförmig unter einander gewürfelt sind, da kann ein Föderativ-Reich nicht bestehen, ja es kann selbst mit der höchstmöglichen Gewalt nicht einmal äußerlich hergestellt werden. Wenn man Ungarn und seine Nebenländer entgermanisiren will — auf dies Experiment käme doch Klapka's Idee zuletzt heraus — so geht das nur so (wenn es nämlich überhaupt anginge), wie Kossuth es 1848 machen wollte: er dachte alle männlichen Südslaven umbringen zu lassen und die Weiber polygamistisch mit magyarischen Honveds zu verbinden. Darin war doch Methode!

*

Grundzüge der National-Oekonomie,

von Max Wirth. Köln 1856. Verlag der M. du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung. IX. in 542 S.

Der Verfasser hat, wie er uns in der Vorrede berichtet, das Resultat eines zehnjährigen Studiums und Gedankenprocesses in ein System zusammengefaßt. Wir würden ihn bedauern, einen so großen Theil seines Lebens verloren zu haben, wenn wir nicht die Hoffnung hätten, daß er in sich selbst eine Belohnung für seine Mühe gefunden habe. Für das Publicum hätte das Buch aber ungeschrieben bleiben können; denn einestheils enthält dasselbe keine neuen und eigenthümlichen Ideen, sondern nur solche, welche bereits von Andern und in einer weit bessern Weise entwickelt worden sind — namentlich sind es die Gedanken, welche Fr. Bastiat in seinen „harmonies économiques" darzustellen bemüht

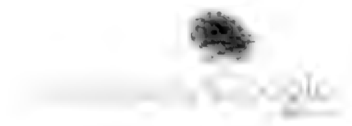
war — die von dem Herrn Max Wirth vorgetragen werden, obwohl bekanntlich eine Uebersetzung dieser Harmonieen vorhanden ist, also Jedermann — auch wenn er des Französischen unkundig wäre — der Zugang zur Quelle selbst freisteht, — anderntheils verschmäht es der Verfasser nicht, ganze Seiten aus andern Büchern auszuziehen, so daß hier thatsächlich ein Buch aus andern zusammengeschrieben wird.

Was nun die stoffliche Behandlung betrifft, so ist sie dem Ursprunge der Ideen würdig. Das Buch zerfällt nämlich in drei Abschnitte. Der erste derselben beschäftigt sich mit einigen allgemeinen Begriffen (Werth, Preis, Geld, Capital, Gewinn, Arbeitslohn, Bodenrente), besonders um die von dem Amerikaner Carey herrührende, dann von Bastiat verarbeitete Idee, daß die Grundrente kein Monopol sei, sondern eine Entschädigung für Arbeit, oder der Preis einer „Dienstleistung", welcher von dem Grundbesitzer bei der Production gewährt werde.

In dem zweiten Theile wird eine „Geschichte der Volkswirthschaft" gegeben, in welcher Reflexionen mitgetheilt werden über den Entwickelungsgang der wirthschaftlichen Verhältnisse und Lehren. Die Absicht dabei ist, zu zeigen, daß die Menschheit, trotz aller Verirrungen, in einem ununterbrochenen Fortschritt zum Bessern begriffen ist, wo es denn nicht fehlen wird, daß eines schönen Morgens die Menschen aufwachen und das Paradies auf Erden verwirklicht finden. Glücklich, wer alsdann noch am Leben sein wird. Das Material zu dieser Geschichte ist nicht nur aus zweiter, sondern oft aus sechster und zehnter Hand entlehnt.

Der dritte Theil endlich enthält 37 Aufsätze über verschiedene Gegenstände aus der Wirthschafts-Lehre und Wirthschafts-Politik in bunter Ordnung. Das Ganze macht den Eindruck einer Reihe von Zeitungs-Artikeln, und es möchten solche Betrachtungen auch in der Kölnischen Zeitung ihre passende Stelle gefunden haben. Es dreht sich dabei Alles um die ewig wiederholten Sätze, daß Freiheit und Theilbarkeit des Besitzes, Freiheit der Gewerbe, des Handels, Freiheit der Banken und Einkommensteuern die Bedingungen alles Fortschrittes und die Grundlagen der „Civilisation" sind.

Wir wollen indessen dem Verfasser, trotz aller Mängel seines Buches, ein Verdienst nicht absprechen. Dies besteht darin, eingesehen zu haben, oder — da er es bei Bastiat gelernt — begriffen zu haben, daß die Wirthschafts-Lehre in ihrer bisherigen Entwickelung zu ihrer nothwendigen Folge den Socialismus und Communismus hatte, und daß man entweder diese Consequenz annehmen und sich zu den communistischen Lehren bekennen, oder aber auf eine Umbildung der Wirthschafts-Lehre bedacht sein müsse. Diese Umbildung kann jedoch nicht in der von Bastiat gesuchten und von Hrn. Max Wirth befürworteten Weise dadurch geschehen, daß man die Unbeschränktheit des Egoismus ...der, wie es die ehemalige „Berliner Abendpost" gethan hat, die



Anarchie — in der Wirthschaft predigt, sondern dadurch, daß man bemüht ist, die Selbstliebe oder Selbstsorge, wie man sich vorsichtig auszudrücken pflegt, mit ihren Bestrebungen in diejenigen Schranken zurückzuweisen, welche ihr durch die Natur der Dinge und die Aufgabe des Staats angewiesen wurden; kurz daß man die Wirthschafts-Lehre aus ihrer Gefangenhaltung in den Ketten des Individualismus befreit, und anerkennt, daß die Wirthschaft der Nation als ein Ganzes betrachtet werden muß, welchem die einzelnen Wirthschaften untergeordnet sind, und daß diese das Princip ihres Lebens und ihrer Bewegung aus dem Ganzen, nicht aber umgekehrt das Ganze seine Lebenskraft und seine Bewegung aus den Wirthschaften der Einzelnen erhalten muß.



Literatur.

Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von Christian Schad. Würzburg 1856. Stahel'sche Buchhandlung. Sechster Jahrgang. Mit dem Bildniß Christian Friedrich Scherenberg's und einer Musikbeilage von Franz Liszt.

Man braucht nur das Inhaltsverzeichniß des vorliegenden Buches anzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß es aus dem „Reich" kommt, wo die alten Stammestheilungen des deutschen Volkes noch immer mehr gäng und gäbe sind, als die politischen Unterschiede. Da haben wir Dichter aus Franken, Schwaben, Niedersachsen, Nordalbingien, Rheinland u. s. w., auch aus Preußen sind Dichter darin, aber zu Preußen gehören eine ganze Menge von Provinzen nicht, die doch heut Friedrich Wilhelms IV. Scepter unterworfen sind, und eigentlich können wir uns noch gratuliren, daß wenigstens Berlin und einiges Andere zu Preußen gerechnet und nicht bloß der ehemalige Ordensstaat der Deutschherren unter dieser Bezeichnung begriffen wird. Im Ganzen aber, das können wir nicht läugnen, hat uns diese Eintheilung in einem Musenalmanach nämlich recht wohl gefallen, es handelt sich hier ja nicht um Politik, sondern es sind die Vertreter aus allen Landen des Reichs der deutschen Sprache, die in dem Musenalmanach ihren Mittelpunkt finden, und in dieser Beziehung können wir Curland eben so gut ein deutsches Land nennen, wie den Elsaß, ohne gegen russische einerseits, noch gegen westmächtliche Ansprüche andererseits zu verstoßen. Was nun die einzelnen deutschen Länder und ihre Vertreter betrifft, so ist es mit der Vertretung denn allerdings oft sehr sonderbar bestellt, wie sich das gleich selbst zeigen wird. Baiern führt den Reigen, vertreten durch Emma Niendorf (die ein reizendes kleines Gedicht: An das liebe Christkindle im Himmel, ge-

geben) und Pangkofer; gut, aber wo sind die eigentlichen Dichter, die jetzt der Stolz Baierns? wo Emanuel Geibel mit seiner Frauen- und Mädchenherzen stürmenden Lyrik? wo der formenglatte, geistreiche Paul Heyse? wo der russisch gebildete Bodenstedt? wo ist Dönniges, der Gemsen und schottische Balladen mit gleichem Glück und gleichem Eifer jagte? wo ist Lingg, der neuentdeckte bairische Klassiker? kurz, die ganze neubairische Glorie vom Maximiliansorden, sie glänzt durch ihre Abwesenheit! Auf Baiern folgt Curland, würdig vertreten durch einen Veteranen im deutschen Dichtercorps, durch den Freiherrn Apollonius von Maltitz; an Curland schließt sich der Elsaß, unter dessen Vertretern sich die Gebrüder Stöber befinden, die dort seit Jahren schon auf der deutschen Warte stehen und der Verwälschung kräftigen Widerstand leisten. August Stöber's Klagen eines armen Teufels bilden ein launiges, wohlgemachtes Stück. Dann folgt Esthland, vertreten durch Graf Nicolai Rehbinder, der Seemann in seinem Gedicht spricht ein wenig zu viel, aber es sind schöne Verse und das Ganze ist poetisch aufgefaßt. Dann folgt Franken; Friedrich Daumer's Art ist bekannt, es sind artige, hübsche Sachen dabei; Friedrich Güll giebt ein schönes Lied vom Heimweh. Der Herausgeber, Christian Schad hat Mädchenlieder beigesteuert, die zart empfunden und oft auch in der Form sehr gelungen sind; die andern Beiträge, meist heiterer Art, sind sehr ansprechend, würden aber gewiß noch mehr ansprechen, wenn sie in der Form knapper gehalten wären. Aus Galizien läßt sich Dräxler-Manfred, auch schon eine literarische Notabilität von älterm Datum, mit einem artigen Scherz vernehmen. Hessen wird durch Adolf Doerr und einen gewissen Levy, der sich wohlklingender Weise Julius von Rodenberg nennt, nicht unwürdig vertreten. Die Gedichte der Frau von Plönnies, die sonst schon Besseres geleistet hat, haben uns nicht zusagen wollen. Livland vertritt Jégor von Sivers, ein weitgereister Edelmann, durch mehrfache literarische Arbeiten dem größeren Publicum bereits bekannt. Aus der Lombardei, dem alten deutschen Reichslehen, tönt Cajetan Cerri's Stimme herüber über die Alpen. Adolph Schöll und Rudolph Hirsch repräsentiren Mähren. Für Niedersachsen stehen im Musen-Almanach der bekannte Hoffmann genannt von Fallersleben mit einem Toast auf Franz Liszt, der sich bei Tische ganz gut gemacht haben mag; der Freiherr von Leutrum-Ertingen singt Reinecke's Verbannung und Rückkehr, eine ganz lustige Satyre auf die letzte Revolution mit obligatem Seitenhieb auf die äußerste Rechte. Sehr wohlgefallen hat uns sein Gedicht: Rothbart der Schläfer. Vielleicht hat er damit endlich das nun doch wirklich bis zum Ekel abgedroschene Thema für immer beseitigt. Die drei Gedichte von Günther Nicol sind gut und würden noch besser sein, wenn sie etwas runder in der Form wären; der Rabe ist das beste. Eduard Ziehen giebt zwei interessante Volkslieder aus Flamland und Schweden. Für Nordalbingien läßt Friedrich Wilhelm Rogge einen

„Alexander vor Ilion" zeugen. Oesterreich hat seine alten bekannten Vertreter geschickt: Castelli, Seidl, Vogel, Levitschnigg u. s. w. Nun kommt Preußen, zuerst Helmine von Chézy und R. Gottschall, ein seltsames Paar, dann Louise Hensel und August Kahlert, der gute Professor von Breslau; Wilhelm Osterwald mit einer Schaar von Liedern, unter denen einige recht hübsch sind. Heinrich Pröhle, ein bedeutender Erzähler, aber viel zu wenig Herr der Formen, um hier seinen Rang zu behaupten, Otto Roquette, der jetzt vielfach zu hart und ungerecht beurtheilt wird, weil er unter dem Bann der Ueberschätzung leidet, mit der seine ersten Arbeiten aufgenommen wurden. Auch die hier von ihm mitgetheilten Gedichte beweisen, daß er nicht, wie zum Beispiel der arme Herr von Redwitz, unter dem Fluch der Ueberschätzung erliegen wird. Ueber Leopold von Schefer enthalten wir uns grundsätzlich jedes Urtheils, weil es uns nie gelungen ist, ein Verständniß für diesen Dichter zu finden. Jedenfalls gehört auch er zu den Ueberschätzten. Der Letzte in der Reihe ist Christian Friedrich Scherenberg, er hat eine ergreifende Galeerenpoesie und noch ein kleines Gedicht gegeben. Damit ist die Reihe der Vertreter Preußens geschlossen; sonderbarer Weise fehlen neben oder hinter Scherenberg sämmtliche preußische Dichter von Rang und Namen: Otto Gruppe, Wilhelm von Merckel, Franz Kugler, Fedor von Köppen, Theodor Fontane, Friedrich Eggers, Bernhard von Lepel, George Hesekiel, Hugo von Blomberg, Curtius, Firmenich, von Salviati, H. Smidt, Hermann Grimm, Hermann Kette, Witte, Werder u. s. w. u. s. w. Unter den Vertretern Rheinlands sind Alexander Kaufmann und Gustav Pfarrius die bedeutendsten. Eduard Brauer behandelt den nicht ganz neuen Stoff von Kunz von Kauffungen noch ein Mal, aber in sehr unglücklicher Weise; der Kurfürst „Fritz", der mit seinem Schwert den Köhler „rittert" und den Kunz „entrittert", hat uns gar nicht gefallen wollen, auch war, beiläufig bemerkt, Herzog Ernst der ältere, Herzog Albrecht der jüngere Sohn Kurfürst Friedrich des Sanftmüthigen. Unter den Beiträgen aus Sachsen sind die von J. Minckwitz, dem Freunde des Grafen Platen, ausgezeichnet in der Form. C. Heiberg sendet aus Schleswig einen schönen Toast auf die deutsche Sprache. Unter den Abgeordneten Schwabens zeichnen sich die Lyriker Karl Mayer und Eduard Mörike aus, auch Hermann Kurz hat ein schönes Gedicht gegeben. Ein sonderbares Machwerk ist das Gedicht eines gewissen Meier, der sich wohlklingender Weise Ernst Minneburg nennt. Die Schweiz und Siebenbürgen haben je nur einen Vertreter gesandt und sind nicht sonderlich vertreten. Thüringen hat sein wohl bekanntes Triumvirat gestellt, Ludwig Bechstein, Adolf Bube und Ludwig Storch. Von den literarischen Höfen Neu-Weimar und Neu-Gotha ist Niemand da. Ludwig Storch erzählt zwei sehr hübsche Geschichten, die wir noch mehr loben würden, wenn sie nicht Reime hätten wie: Schaden — gerathen; Gebieter — Mieder; Bade — wate; oder gar: Bethätigt — geschä-

digt und erledigt. Das ist uns denn doch zu sächsisch-thüringisch und ein Dichter, wie Ludwig Storch, sollte sich solche Dinge nicht zu Schulden kommen lassen! Aus Tyrol kommt Adolf Pichler als „Wanderer“ und die Reihe beschließen Kulemann und der Freiherr Gisbert Vincke aus Westphalen.

So ist das deutsche Dichter-Parlament im Musen-Almanach zusammengesetzt für dieses Jahr; wir können nur wünschen, daß uns der Musen-Almanach als poetisch-literarischer Mittelpunkt Deutschlands erhalten bleibe, und daß der Musen-Almanach, um das zu sein, recht viel Theilnahme sowohl bei den Dichtern, als auch im Publicum finden möge.

Deutsche Wochen- und Monatsschriften.

Gegen den Materialismus. — Die Leipziger Novellen-Zeitung. — Jacob Moleschott. — Ludwig Feuerbach und das Evangelium der Erbsen. — Die weltgeschichtliche Bedeutung des Küchenzettels. — Ein bescheidenes Literaturbild. — J. D. Gries. — Sein Leben in Jena. — Seine Bedeutung als Uebersetzer und für die Literatur. — Aus den Grenzboten: Berlin 1806.

Allerdings haben die naturwissenschaftlichen Werke, deren die „Berliner Revue“ schon zu mehreren Malen ausführlich gedacht, in Deutschland ein großes Publicum gefunden, und die Schrift von L. Büchner über „Kraft und Stoff“, die in diesen Blättern abgefertigt worden ist, erlebte vor Kurzem ihre vierte Auflage; aber es ist diesen radicalen und gottlosen Schriften doch, Gott sei Dank! das Feld nicht allein überlassen worden. An vielen Orten, und oft da, wo man es gar nicht vermuthete, erheben sich die Gegner mit kräftigem Wort, und unser alter Glaube, daß da, wo Gott der Herr das Gift wachsen läßt, er auch das Gegengift hinstellt, ist dadurch von Neuem bestätigt worden. So brachte die Leipziger Novellen-Zeitung, ein mit anderen Unternehmungen des Buchhändlers J. J. Weber ursprünglich sehr großartig angelegtes Blatt, das in neuerer Zeit im Verlage von A. Dürr sich wieder sehr gehoben hat, eine Galerie deutscher Naturforscher, die manch treffendes Wort enthält. Moleschott erfährt darin eine lebhafte und oft witzige Abfertigung. Es wird gesagt, die Ermahnung, die jener alte Bauer seinem Sohne gab, der in die Stadt ging, er solle sich nur durch nichts verblüffen lassen, thun, als habe er Alles schon besser gesehen und gefunden, tüchtig schimpfen und übertreiben, wenn er Hader bekäme, Behauptungen aussprechen, die überraschten, die Zeit würde, wenn er darin beharrlich sei, schon kommen, wo die Besonnenen zweifeln und die Meisten ihm zujauchzen würden, — diese Ermahnung schiene auch dem Herrn Moleschott gemacht zu sein und bei ihm Eindrücke hervorgebracht

zu haben. „Wie ist Moleschott's wissenschaftliche Art?“ fragt der Referent, der sich selbst als Mediciner zu erkennen giebt. „Das“, antwortet er, „vermögen wir zu erkennen aus einem umfänglichen Werk, das Moleschott vor fünf Jahren veröffentlichte, aus seiner Physiologie der Nahrungsmittel. Es ist ein Buch, welches von vielen Laien betrachtet wird als eine Art naturwissenschaftlicher Bibel, aus der man unendliche Schätze der Weisheit zu heben vermöge. Der ernste Forscher aber würde ein anderes Urtheil darüber fällen. Würde nicht der Name des Verfassers auf dem Titel uns eines andern belehren, wir würden eben so gut glauben, daß die fleißige Hand einer geistvollen Frau dasselbe zusammengetragen und sorgfältig Stückchen an Stückchen zum sinnreichen Mosaik gefügt. Von jenem männlichen Ernst finden wir zwar vielsagende, aber nur vereinzelte Andeutungen. Das ganze Buch macht nicht den Eindruck, als ob ein Mann des Berufes es geschrieben, der sein Leben der Wissenschaft geweiht.“ Und an einer andern Stelle: „Moleschott's von den Massen oft angestaunter Ausspruch: Stoff ist Kraft, und Kraft ist Stoff — ist ein Beispiel seiner Uebertreibung. Freilich lehrt die exacte Wissenschaft, daß es nicht möglich sei, nach unsern menschlichen Erfahrungen eine Kraft sich zu denken, ohne daß ein Stoff die Unterlage derselben gebe, daß es z. B. nicht möglich sei, die electrische Kraft oder den Magnetismus irgendwo sinnlich wahrnehmbar zu finden, ohne daß es einen Träger der Electricität gebe, ohne daß ein Metall der Träger des Magnetismus sei. — Eben so wissen wir von den lebendigen Organismen, daß durch jede Kraftäußerung eine gewisse Menge Stoffs unbrauchbar gemacht werde und sich zersetze, das heißt, daß durch jede Muskelbewegung etwas von der im Körper befindlichen Materie so in seiner chemischen Mischung umgeändert werde, daß dieselbe zur Ernährung oder zur Unterhaltung weiterer Kraftäußerungen nicht mehr dienlich sei und in Folge dessen in Schweiß, in der Galle oder als anderer Ausscheidungsstoff aus dem Blute herausgeschafft werde. Es verbraucht also jede Kraft (im irdischen Leben) Stoff. . . Aber ist deshalb dasjenige, was vom Andern abhängig ist, mit ihm eins und dasselbe? . . . Dieselbe Leichtfertigkeit des Ausdrucks findet sich auch in verschiedenen allzukühnen Schlußfolgerungen wieder, welche Moleschott ganz harmlos als die baare Münze der Wahrheit uns anbietet... Das einseitigste von Moleschott's Büchern ist: „Der Kreislauf des Lebens, physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe.“ Der Verfasser will uns hier nichts Anderes beweisen, als daß die Weltgeschichte, die der Dichter das Weltgericht nennt, auf nichts Anderem beruhe, als — auf dem Küchenzettel. Es ist nämlich gar nicht wahr, daß der Mensch Gedanken habe, das sogenannte Denken ist nur eine Nebensache, eigentlich — mit Erlaubniß gesagt — verdauen wir nur; aus dem Verdauen entsteht Blut, aus dem Blute bildet und erhält sich der ganze Körper, und nebenbei kommt davon etwas auf

das Gehirn. In dem Gehirne nun bilden sich Blasen, Nervenschwingungen und Dämpfe, und das ist das, was die Laien für Gedanken halten... Die Folgerung auf die Weltgeschichte zieht Moleschott selbst: „„Das Hirn und seine Thätigkeit verändern sich mit den Zeiten und mit dem Hirn die Sitte, die des Sittlichen Maßstab ist."" Die größte Feindschaft hat Moleschott der Kartoffel erklärt, sie kann dem Gehirn nicht den nöthigen Phosphor geben; wer viel Kartoffeln ißt, wird satt, aber dumm. Daher kommt die viele Bornirtheit unserer Zeit, auch die, welche z. B. Moleschott's Materialismus nicht billigen will. Da die Erbsen viel besser das Gehirn ernähren, so hat Ludwig Feuerbach, der Philosoph, im verzweifelten Gefühle seines einsamen Unverstandenseins den Schluß ausgesprochen, daß durch Abschaffung der Kartoffel und Einführung des Erbsenbaues das Heil der Zukunft und das allgemeine Bewußtwerden des menschlichen Geistes zu erzielen sei. Glück auf! diesem neuen Evangelium, dem Evangelium der Erbsen!" Mit Recht macht übrigens der Verfasser dieser lebhaften Erörterung des Moleschott'schen Materialismus darauf aufmerksam, daß die Lehre von den Lebensmitteln längst besser und klarer vorgetragen sei, als Moleschott dies gethan habe. So citirt er ein Buch von **1682**, erschienen zu Köln an der Spree, das den Titel führt: „Diäteticon, das ist Tischbuch oder Unterricht von Erhaltung guter Gesundheit durch eine ordentliche Diät 2c. von J. S. Elsholtz." Der Schluß dieser Abfertigung lautet richtig: „Das Neue an Moleschott's Buch ist nicht gut, und das Gute nicht neu." Bemerken wir noch ausdrücklich, daß der Verfasser dieses abfertigenden Artikels in der „Novellen-Zeitung" keineswegs ein besonders positiver Mann ist, daß er vielmehr von einem Standpunkte kahler Wissenschaftlichkeit sein Urtheil formirt zu haben scheint, aber schon das genügte, um die Anmaßungen Maleschott's und seiner Clique unerträglich zu finden.

Aus diesen wilden Empörungen des „jüngsten Deutschlands" gegen den Geist überhaupt führen uns die „Blätter für literarische Unterhaltung" in die stillen Räume eines Literaturbildes, das nicht besonders hell leuchtet, aber doch in der deutschen Literaturgeschichte untergebracht werden will. Es ist das Bild von Johann Diederich Gries, des bekannten Uebersetzers romanischer Gedichte. Ein Buch: „Aus dem Leben von J. D. Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. Als Handschrift gedruckt" erschien in diesem Jahre bei Brockhaus. Es ist nicht in's Publicum gekommen, und man wird daher den „Blättern für literarische Unterhaltung" für die Mittheilungen, die sie aus ihm machen, dankbar sein müssen. Gries wurde als der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Senators in Hamburg am **7.** Februar **1775** geboren, ging nach Jena, um die Rechte zu studiren, und fand dort — **1795** — Schiller, Fichte, Woltmann, die beiden Hufeland, Griesbach Paulus. Zu Hufeland, Woltmann, später auch zu Schiller kam

er häufig, und war besonders bei Frauen wohlgelitten; außer einer feinen Sitte war es auch sein gutes Clavierspiel, was ihn in geselligen Kreisen empfahl. In besonders innigem Verhältniß stand er mit Erich Berger, der später als origineller Philosoph in Schelling'scher Richtung thätig war, und mit Rist, einem geistreichen und vielseitig literarisch gebildeten jungen Manne, der in der Folge als Diplomat in dänischen Diensten seine Laufbahn gemacht hat. Auch mit Herbart, Schelling, den beiden Schlegel und Savigny kam er in nähere Verbindung. Die Rechtswissenschaft zog ihn nicht an, ein Anflug von poetischem Talent entschied seine künftige Laufbahn, und bescheiden, wie er war, erkannte er bald richtig, wozu er sein poetisches Talent am besten anwenden konnte, nämlich zu Nachbildungen in fremden Sprachen. Dieser Weg stand damals nicht wie heutzutage jedem Talent offen; einerseits war die moderne fremdländische Prosa überhaupt neu entdecktes Land, andererseits erhielt auch erst in dieser Periode unsere Sprache durch den Einfluß ihrer Classiker die Ausbildung, die sie befähigte, treu und künstlerisch nachzudichten. Er begann mit Tasso; der sechszehnte Gesang des befreiten Jerusalem wurde von Wieland 1798 im „Neuen Deutschen Merkur" eingeleitet. 1802 war das Werk mit dem vierten Bande vollendet. Jede Auflage, deren vierte 1837 erschien, brachte Verbesserungen. (Die sechste Auflage kam 1844 nach seinem Tode.) Dann übersetzte er von 1804—8 Ariosto's rasenden Roland, endlich Calderon, von dem 14 Stücke in 7 Theilen von 1815—29 erschienen sind. Schelling und Goethe wollten letztere Uebertragung der von Schlegel vorziehen. Als selbstständiger Dichter trat er selten und ohne größeren Erfolg auf, seine Uebersetzungen aber sind wohl ein Gemeingut der Nation geworden, jedenfalls aber für die Entwickelung unserer Literatur von großer Bedeutung. Er öffnet mit Schlegel die Thore des Auslandes und hilft unserer Literatur zu einer Vielseitigkeit, die in Zukunft auch noch ihre Früchte tragen wird. Reiche Geister, wie z. B. Platen, den neulich diese „Revue" schon würdigte, gehen auf seinem Wege weiter. Gries, unabhängig durch sein Vermögen, lebte als Privat-Gelehrter, leider durch Taubheit schwer geplagt, in Jena. 1842 starb er bei Verwandten in Hamburg. Der wohlhabende Hamburger Patricier-Sohn mit den guten Sitten und der Kenntniß der modernen Sprachen, wie sie in den höheren kaufmännischen Kreisen der Handelsstadt wohl vorhanden waren, hat sicher in das Jena am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts auch einen Theil anregenden Geistes gebracht, und wahrlich nicht gering darf man von einem Manne denken, der in dem oft schwindelhaften Treiben dieses Kunst- und Literatur-Marktes eine Bescheidenheit bewahrt, wie sie sich in folgender Stelle eines seiner Briefe ausspricht:

„Mit dem Bojano (einem italienischen Dichter, dessen Uebersetzung weniger bekannt ward) werde ich meine literarische Thätigkeit auf immer beschließen. Ich denke mich alsdann in meine Vaterstadt, in den Kreis

meiner Familie zurückzuziehen, der literarischen Welt vergessend und von ihr vergessen. Zwar war ich kühn genug, zu glauben, meine Uebersezzungen würden meinen Namen noch eine Zeitlang erhalten; seitdem ich aber in Erfahrung gebracht, daß der geniale Donner mit Einem Sprunge meine vierzigjährigen Bestrebungen weit, weit übertroffen, habe ich auch diese Hoffnung aufgegeben." So schreibt er in einem Briefe, den die literarischen Blätter zum ersten Male veröffentlichen. Gries ist uns interessant, weil er einen echt deutschen Zug so klar in seinem Thun und Treiben ausprägt, den Zug, die Fremde sich anzueignen. Er ist kein genialer Herumtreiber, seine Heimath bleibt ihm die geschlossene Familie in Hamburg; er ist ein nordsächsischer Mann, klar, kräftig und bestimmt, und doch verdeutscht er die klangvollen Strophen Tasso's und die leichtfertigen und phantastischen Verse Ariost's. Das hat seinen tieferen Grund, der aus dem ausdehnungssüchtigen Wesen der ganzen Zeit, in der Gries lebte, geschöpft sein will.

Die „Grenzboten" enthalten einen interessanten Artikel, der die Ueberschrift trägt: „Die Franzosen 1806 in Berlin." Er bringt eigentlich nichts Neues, aber wir wollen ihn als ganz passende Warnung an den Philister gern hinnehmen. Es muß das eine ganz besonders angenehme Zeit gewesen sein, als die Bürger von Berlin auf die Nachricht von der Niederlage bei Jena schnell eine Million zusammenbrachten, um die ersten Forderungen der Franzosen befriedigen zu können, und als sie dann eine Deputation an Napoleon sandten, um um Schonung zu bitten. Der Kaiser antwortete damals: „Sie haben den Krieg gewollt, nun haben Sie ihn; in meinem Plane lag dieser Krieg nicht." Zur „Berichtigung" dieser Worte Napoleons ist es überflüssig, auf das hinzuweisen, was er an Bernadotte schrieb, als er ihm den Durchmarsch durch das preußische Anspach, allem Völkerrecht zum Hohne, befahl: „Man muß Alles aufs Spiel setzen, um Alles zu gewinnen." In dem Aufsatze wird eine Proclamation des Fürsten Karl von Isenburg mitgetheilt, dem „Se. Majestät der Kaiser von Frankreich und König von Italien die Errichtung eines Infanterie-Regiments von vier Bataillonen, so aus lauter Individuen, die in preußischen Diensten gestanden, zusammengesetzt werden soll, gnädigst zu übertragen geruht hatte," aber es folgte ihr kein preußischer Soldat. Interessante Züge aus dem Berliner Leben kommen vor. Auf dem Gends'armenmarkt bildete sich eine Art permanenten Jahrmarkts, auf welchem Beutegegenstände verhandelt wurden; ein gutes Pferd kaufte man da wohl für 5 Thlr.! Alle möglichen Papier- und Geldsorten circulirten, und das Wechselgeschäft nahm einen großen Aufschwung. Das Haus Marpurg & Schulze soll da in drei Monaten 60,000 Thlr. gewonnen haben, ein Jude kaufte 450 Thlr. preußische Kassenanweisungen für 8 Friedrichsd'or, und im Gasthause zum goldnen Adler am Dönhofsplatze wurden hundert Pfund niedersächsische Münz- und Courantsorten für 100 Friedrichsd'or veräußert.

Tages=Ereignisse.

Mit unendlicher Naivetät klagt das eine unserer Organe der Berliner Bourgeoisie darüber, daß die Theilnahmlosigkeit an den Wahlen dazu beigetragen, Preußen abermals zu isoliren und die Rivalitäten in Deutschland zu nähren. Im vorigen Jahre war das anders — klagt das Organ weiter — da kam es der Stellung Preußens wesentlich zu Hülfe, daß die Kammern der kleinen (scilicet: ohnmächtigen, überwundenen, verkommenen) Partei ein starkes Gegengewicht hielten. Wer sagt denn jenen Organen aber, daß die Theilnahmlosigkeit an den Wahlen nur bei den Liberalen und den zugestanden mit ihnen verbündeten Demokraten stattgefunden? Wir sind leider überzeugt, daß die Theilnahmlosigkeit an den Wahlen gerade der conservativen Partei zur Last fällt und zu ernstem Vorwurf gereicht. Hätten die Conservativen überall ihre Schuldigkeit gethan, so wäre diesmal vielleicht kein einziger ausgesprochen Linker in das Haus der Abgeordneten gekommen, außer denen, welche die Residenzstadt Berlin gesandt und wo die Wahl von Linken kein Wunder ist, weil so treffliche Bourgeoisie=Zeitungen dort den Bedarf an politischer Ansicht liefern. So weit unsere Nachrichten reichen, sind bei allen Wahlverhandlungen, sowohl Urwahlen, als Zusammenkünften der Wahlmänner, die irgend wie liberal gefärbten und angegangenen Personen sehr pünktlich gewesen; dagegen hat die conservative Partei überall geklagt, daß ihre Gesinnungsgenossen alles Wählen vollkommen satt hätten und überhaupt von keiner Wahlhandlung mehr wissen wollten. Aber freilich, was in die liberale Chablone nicht paßt, wird einfach bei Seite geschoben. Ist aber somit in dieser Phrase von Theilnahmlosigkeit und Gegengewicht die bekannte liberale Ueberhebung widerlich, so nehmen wir doch gern das darin liegende Bekenntniß an, daß die liberale cum demokratische Partei sich diesmal im Hause der Abgeordneten von vornherein für überwunden erklärt und mit Schmerz auf die schöne Zeit zurückblickt, wo noch Gegengewichte gegen den ernsten und ausgesprochenen Willen der Regierung, neutral bleiben zu wollen, in der Kammer waren. Allerdings folgen die Niederlagen der Linken so rasch aufeinander, daß die Kampflust auf die Länge kaum gestärkt werden dürfte, nnd die Zeitungen der Bourgeoisie werden zu ihrem Staunen und vielleicht zu ihrem Schmerze erfahren, daß auch ohne Gegengewicht gegen die Regierung der Preußische Staat weiter besteht. Auffallend ist der gegenwärtige ungleich geringere Verbrauch des Stichwortes: kleine Partei. Früher in jedem Leitartikel wenigstens 5 bis 6 Mal, einmal sogar 14 Mal in nur zwei Spalten, klemmt sich das Favoritwort jetzt nur schüchtern höchstens 1 Mal zwischen allerlei

nichtssagende Phrasen am Ende. Ganz kann die Bourgeoisie von der süßen Gewohnheit noch nicht lassen. Auch das wird vielleicht noch kommen, wie schon vieles Andere gekommen ist.

Wie sollten wohl die Friedensvorschläge lauten, welche die Zeitungen in diesem Augenblicke mit seltener Einstimmigkeit erwarten, von Rußland gemacht zu sehen? — Glaubt man denn wirklich ein Reich wie Rußland so banquerot aller staatlichen und nationalen Ehre, daß es schon jetzt sich für besiegt erklären und unter dem Joche durchkriechen wird? — An seinen Extremitäten allerdings verwundet, und empfindlich verwundet, aber noch durch keinen irgendwie nachhaltigen Schlag gelähmt, auf keinem Punkte durch innere Schwierigkeiten bedroht und gefesselt, ohne größere Verluste an Menschen, Geld und Material als seine Feinde sie ebenfalls erlitten und noch erleiden, sollten 70,000,000 Menschen um Verzeihung bitten, überhaupt zu existiren, und sich von Mückenstichen überwunden erklären! — Möge sich auch der heftigste Feind Rußlands, seiner Sitten, Formen und Zustände nur einmal für wenige Minuten in die Lage eines Russen versetzen und sich dann die Frage beantworten, ob von Rußland Friedensvorschläge ausgehen können, ob der Russe, welcher jetzt schon um Frieden bitten oder dazu rathen wollte, nicht die ganze Zukunft seines Vaterlandes auf lange hinaus unterbindet? — Allerdings hat Rußland in der Hauptsache bereits nachgegeben. Dem drohenden Drucke Oesterreichs, nicht dem der Westmächte, ist es in den Donaufürstenthümern gewichen, und nicht zu seinem Schaden, denn ganz Europa ohne Ausnahme mußte die Pfandbesetzung jener Fürstenthümer tadeln, wenn sich auch Beispiele, Gründe und Erklärungen übergenug und gerade in der Geschichte der deshalb kriegführenden Mächte finden lassen würden. Damit ist der erste Punkt erledigt. Liest man aber jetzt schon in den englischen Zeitungen den offenen Ausspruch, daß — um ihrer selbst willen — die Türkei über den Krieg hinaus besetzt gehalten und civilisirt werden müsse, so scheint auch die Gefahr einer weiteren Bedrohung der türkischen Unabhängigkeit, namentlich nach Vernichtung der russischen Schiffe im Hafen von Sebastopol und Erbeutung der immensen Kriegsvorräthe auf der Südseite jenes festen Punktes, so ziemlich beseitigt. — Was soll denn Rußland nun noch weiter thun? Soll Kaiser Alexander II. etwa ebenfalls an das Grab Napoleon's im Dome der Invaliden zu Paris wallfahrten und es bereuen, daß sein glorreicher Vorfahr zweimal in ganz anderer Beschäftigung dort gewesen? — Soll er die Kriegskosten mit dem Gelde bezahlen, mit dem er einstweilen noch Krieg führen kann? — Man weiß in der That nicht, was man von dem politischen Verstande der Schriftsteller denken soll, die es für ganz natürlich und die Sache von durchaus keiner großen Bedeutung halten, wenn Rußland jetzt um Frieden bittet; denn jeder Vor-

schlag, auch der bedeutungsloseste, würde in Paris und London, ja sogar in Turin eine Bitte genannt werden. — Kaiser Alexander II. zeigt in jeder seiner Handlungen eine solche Ruhe, Klarheit und Würde, daß man in der That vollkommen durch vorgefaßte Meinungen und politischen Haß verblendet sein muß, um von diesem Fürsten eine unrühmliche Handlung zu erwarten. Seine Antwort liegt in dem Befehle, Petersburg noch mehr zu befestigen, seine Erwiederung in seinem Schweigen. Schwer ist die Erbschaft, die er angetreten, aber er scheint der Mann dazu, sie zu tragen, und sollten auch noch schwerere Prüfungen ihn erwarten. Wer wollte behaupten, daß sie ihm erspart werden, denn der Allmächtige läßt keinen Baum bis in den Himmel wachsen und gebietet noch immer zur rechter Zeit sein Halt. Was Rußland jetzt erfährt, ist zu seinem Besten. Aus schwerer Prüfung wird es geläutert und auch mäßiger in seinen Ansprüchen hervorgehen. Aber vernichten wird es dieser Kampf nicht. Würde es sich nicht selbst, wenigstens moralisch vernichten, wenn es nach einigen schweren Erfahrungen schon jetzt um Frieden bitten wollte? Warum verlangt man von einem andern Staate, was man den eigenen mit höchstem Schmerz oder höchster Entrüstung thun sehen würde? Weshalb glaubt man Rußland weniger kräftig, weniger stolz und selbstbewußt, oder gar weniger opfer- und leidensfähig, als die Geschichte von so vielen der kleinsten Staaten rühmt? Welche Begriffe hat man von dem Ehrgefühl einer ganzen Nation, von dem Gedanken eines Kaiserhauses, von den Erinnerungen einer Armee, um jetzt schon Friedensvorschläge von Rußland zu erwarten? Welches Recht hat man, diesen Staat mit einem andern Maße messen zu wollen, als irgend einen der großen europäischen Staatenfamilie? Nach zwei Kaisern, wie Alexander I. und Nikolaus I., wird Alexander II. weder den Lord Palmerston noch irgend jemand anders um Frieden bitten.

Mit eindringlichster Schärfe, hin und wieder sogar mit einer nachgerade unvermeidlich gewordenen Aufrichtigkeit, durchweg aber ohne besonderes Glück, discutiren die englischen Zeitungen noch immer die Frage über den künftigen Oberbefehl des Land-Heeres und der Flotte der Alliirten. Mit Schärfe, weil sie in die subtilsten Details eindringen, aber doch den einen Gedanken nicht fassen können, den Krieg getrennt, Jeder auf seine Rechnung und Gefahr, aber zu gemeinsamem Zwecke führen zu müssen, wenn wirklich etwas dabei herauskommen soll; mit Aufrichtigkeit, weil die Engländer immer unumwundener eingestehen, von den Franzosen an Zahl, an Geschicklichkeit, Ersatz und tausend anderen Dingen übertroffen zu werden, und ohne besonderes Glück, weil sie nie einen Franzosen überzeugen werden, daß es nöthig sei, die ganze französische Flotte unter ein britisches Ober-Commando zu stellen. Es ist

unterhaltend zu lesen, wie die englischen Zeitungen sich winden und drehen, um die Zweckmäßigkeit eines englischen Ober-Commando's zur See zu beweisen, und wie sie alle ihre Beweise aus der künftigen Campagne in der Ostsee herbeiholen, sich aber vergeblich nach einem Grunde dafür aus den beiden vergangenen, erfolglosen Campagnen umsehen. Hören wir, was „Illustrated London News", die sonst so Krieg- und Wuthschnaubende, in Bezug darauf sagt:

„Bei der Einnahme von Sebastopol haben die Franzosen allein den Ruhm gehabt, und Aehnliches dürfte sich sogar noch öfter wiederholen. Ja, wir glauben sogar, daß, wenn die Alliirten sich im offenen Felde mit den Russen zu messen haben, die englischen Truppen nur einen kleinen Theil des sichern Ruhmes haben werden. Marschall Pelissier wird so ziemlich allein den Lorbeer pflücken. Gestehen wir es offen, durch ihre Mehrzahl sind die Franzosen offenbar die Herren der Situation in der Krim, und der englische Oberbefehlshaber mag so geschickt und so heldenmüthig sein, als nur möglich, so wird er sich immer dem französischen unterordnen müssen, denn die Franzosen sind stärker und bereiter, als wir. Wir wollen den Französischen Ruhm auch wahrlich nicht beneiden. Schon sein Wiederschein ist etwas, worauf wir stolz sein können. (Even its reflex upon ourselves, is something to be proud of. Wir geben diese Worte im Original, weil sie in einer englischen Zeitung fast unglaublich klingen.) So mögen die englischen Generale in der Krim unter französisches Ober-Commando gestellt werden, wenn dies für zweckmäßig anerkannt wird. Dafür müßte aber natürlich die französische Flotte in der Ostsee unter englischen Admiralen stehen und die englische Regierung ernstlich den Entschluß fassen, Kronstadt im Frühjahr 1856 zu nehmen. Mit Hülfe der Franzosen ist die Ueberlegenheit unserer Waffen bis jetzt bewiesen worden. Nun hat England aber den Beweis zu führen, daß es in der That die Herrschaft auf der See führt, daß seine Flotte die größte der Welt ist, daß seine jungen Seeleute dasselbe vermögen, was die alten vermocht, daß wir unter unsern Admiralen auch jetzt noch Blake's und Nelson's haben und daß, wenn Sebastopol von den Franzosen genommen werden konnte, Kronstadt von den Engländern genommen werden kann. Die Vernichtung von Bomarsund und Sweaborg (demnach wird Sweaborg in England immer noch für vernichtet gehalten?) und die brillanten Expeditionen in das Asow'sche Meer und den Dniepr-Liman — so herrlich diese Thaten auch sind, — genügen weder für unsere Sicherheit, noch für unsere Geltung. Und wir müßten uns sehr irren, oder es wird ein sehr gefährlicher Unwille in England überhand nehmen, wenn mit dem Thauwetter des nächsten Frühjahrs kein britischer Admiral in der Ostsee commandirt, der nicht allein fest entschlossen, sondern auch vollkommen mit allem Material ausgerüstet ist, um Kronstadt anzugreifen. Die Einnahme von Sebastopol hat bis jetzt wenig — ja, wenn wir ehrlich sein wollen, — gar nichts geholfen, um

den Frieden herbeizuführen. Kronstadt aber öffnet die Pforte nach Petersburg, und einem solchen Argumente dürfte Alexander II. schwerlich widerstehen."

Wir haben hoffentlich nicht zu viel gesagt, wenn wir eindringlichste Schärfe und Aufrichtigkeit in der englischen Discussion gefunden. Daß sie aber schwerlich ein besonderes Glück machen wird, das glauben wir bei unsern Lesern auch wohl voraussetzen zu können. Welcher irgend ausreichende Grund könnte den gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen veranlassen, seine Flotte unter das Ober-Commando eines englischen Admirals zu stellen? In der Krim haben die Franzosen factisch das Ober-Commando und es braucht ihnen nicht erst bewilligt zu werden. Warum sollten sie es zur See aufgeben? —

Kars ist gefallen, und ein englischer Commandant hat capitulirt. In dem gegenwärtigen Stadium des Krieges können wir diesem Ereigniß keine besondere und namentlich keine weitgreifende Wichtigkeit beilegen. Für das nächste Frühjahr mag der Besitz von Kars für die Russen als Ausgangspunkt, Depot oder Repli von Bedeutung werden; für den Augenblick ist er indessen nichts weiter, als ein Paroli, etwa für Kinburn. Wir können uns durch dieses endliche Gelingen nicht von der Ansicht trennen, daß der Feldzug eines Theiles des kaukasischen Corps in Klein-Asien ein für dieses Jahr verfehlter war, denn eine Bergfestung mit einer halbverhungerten Garnison kann kein Object für einen Feldzug sein! — Wenn das Vorgehen in Klein-Asien nicht zu einer Bedrohung Konstantinopels führt, oder auch nur zu einem lähmenden Druck für weiter vorgeschobene Operationen der Alliirten, so ist der Fall von Kars keine Entschädigung für das Mißlingen des Hauptzweckes. Anders steht es freilich damit, wenn nun im nächsten Frühjahre sich ein russisches Corps auf Erzerum wirft, Tschiflik und Kara-Hissar bedroht, Trapezunt und Sinope überflügelt und ganz Anadoli paralysirt. Dazu müßte aber der erste und Hauptfehler der russischen Operationen, die ungenügende Truppenzahl, verbessert werden, und das könnte allerdings im Winter geschehen, denn mit dem Fall von Kars ist die Diversion Omer's bei Kutais in die Luft gestellt. Wenn der russische „Invalide" aber gleichzeitig von Kämpfen gegen westkaukasische Völkerschaften zu berichten hat, „die im October vorgefallen", so läßt sich den Verstärkungen kein günstiges Prognostikon stellen. Die Vortheile für die Russen liegen nach dem Falle von Kars vorzugsweise darin, daß sie den Feldzug im nächsten Frühjahre sehr viel früher beginnen können, und daß die Alliirten dadurch gezwungen werden, eine sehr bedeutende Kraft auch nach dieser Seite hin zu entwickeln, und diese Kraft ihrer Hauptkraft in der Krim entziehen müssen, denn nach der bisherigen Behandlungsweise Omer's und seiner Türken von Seiten der

alliirten Generale zu schließen, werden sie die Abwehr Murawieff's ihm und ihnen schwerlich allein überlassen wollen. Was wir im ersten Augenblick von Kinburn gesagt, müssen wir auch von Kars sagen.. An und für sich sind beide Plätze nichts, aber als Ausgangspunkt für Anderes können beide etwas werden. — Unterdessen haben die wirklichen Winterquartiere in der Krim begonnen, und zwar unter Verhältnissen, die den Russen wenigstens nicht ungünstig sind, und das Geschick ihrer Generale muß es zeigen, ob sie nicht sogar entschieden günstig gegen ihre Angreifer werden können. Der von dem gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen angeordnete Wechsel der nun kriegsgewöhnten, gegen frische Truppen, ist in vollem Gange, die Garde sogar bereits vollständig wieder in Frankreich angekommen. Einmal ist es mit diesem Ablösungssystem vollkommen gelungen, nämlich bei dem letzten, das heißt bis jetzt letzten Straßenkampfe in Paris, wo die vor den Barrikaden kämpfenden Truppen ganz reglementsmäßig Mittags durch Andere abgelöst und zum Essen in die Kaserne zurückgeführt wurden. Diese Ruhe und Stetigkeit des militairischen Dienstes imponirte den Aufrührern so sehr, daß sie erkannten, ihr Gegner lasse sich vollkommen Zeit, habe gar keine Neigung, sich zu übereilen, und verschiebe auf den nächsten Tag, was etwa heute nicht gelingen wolle. Ob das einmal so bewährte System auch für die größeren Verhältnisse eines wirklichen Krieges ausreicht, muß sich erst zeigen. Daß die Russen in der Krim noch auf lange hinaus proviantirt sind, und daß sich alle Razzia's der Engländer gegen Getreide-Vorräthe als vollkommen unwirksam für die Hauptsache erwiesen haben, wird bereits zugestanden, und alle Berechnungen, die sich auf so und so viel Transportwagen, so und so viel Pferde, schlechte Wege u. s. w. basiren, haben sich, wenigstens was die Russen betrifft, als unhaltbar bewiesen. In der That braucht man auch nur einen Blick in die Geschichte der Feldzüge zu werfen, welche Münich und Lascy vor 120 Jahren in der Krim geführt, um zu wissen, daß die russische Armee schon damals von 90,000 — sage neunzigtausend bespannten Fuhrwerken begleitet war, und was in jenen Zeiten möglich war, dürfte es jetzt wenigstens in gleichem Maße sein. Für die Alliirten gelten die Transportschwierigkeiten allerdings, denn weder ein Engländer noch ein Franzose würde mit einem solchen Fuhrwerke zurecht kommen, mit welchem ein Russe Hunderte von Meilen zurücklegt. Wo der Russe mit einem Strick, ja mit einer Schnur fertig wird, da verlangt ein Engländer sauber gearbeitetes Riemzeug; wo der Russe mit selbst zurecht geschnitztem Holze ausreicht, sieht sich der Franzose nach Eisen um, und was der Russe auf seinem Simnji putj oder Winterwege auf Schlitten zu Stande bringt, das würde dem West-Europäer geradezu unmöglich scheinen. Mit der leichtern Verpflegung ist es aber bei den Russen allein auch nicht gethan. Sie haben große und schwere Verluste an Mannschaften gehabt. Die Bataillone, welche in Sebastopol gestanden, sind fast auf starke Com-

pagnieen reducirt, namentlich wird das Regiment Borodino, ein Jäger-Regiment, unter andern als besonders schwach erwähnt. Es ist dasselbe, welches mit dem Regiment Tarutino zusammen bei Inkjerman den Kampfplatz verließ. An Verstärkungen dafür wird es aber so wenig fehlen, als an Lebensmittel-Vorräthen, die nun schon unendliche Male von den westmächtefreundlichen Zeitungen als vollständig erschöpft und unersetzbar bezeichnet worden, aber dessenungeachtet immer wieder ersetzt worden sind.

Geht freilich der Winter ohne Offensivbewegungen und Stöße von Seiten der Russen vorüber, dann hat sich das napoleonische Ablösungssystem als zum zweiten Male wirksam bewiesen, und der Fall von Kars wenigstens wiegt den dann zu erwartenden Schaden nicht auf.

Ismail Pascha, der eigentliche Commandant der Bergfeste Kars, wird vor der Hand als entflohen gemeldet. Wir wünschen ihm Glück, entkommen zu sein, denn die Russen möchten wenig Rücksicht auf seinen türkischen Generals-Rang nehmen. Bekanntlich ist Ismail Pascha ein geborner Ungar, mit Namen Kmety, und bis 1848 österreichischer Offizier gewesen, nachdem er die Rechte studirt und Jurat werden wollte. Mit vollstem Enthusiasmus stürzte er sich 1848 in die Ungarische Revolution, flüchtete in die Türkei, ließ sich beschneiden und brachte es in kurzer Zeit bis zum Pascha. Ueber die Gebühr wegen des abgeschlagenen russischen Sturmes auf Kars gelobt, wird er wahrscheinlich jetzt über die Gebühr getadelt werden. Beides verdient er wohl kaum, denn er ist in der That ein sehr mittelmäßiges Talent. Die civilisirte Presse hat ihn rasch, aber auch nur auf eine sehr kurze Zeit, in eine künstliche Berühmtheit hinein geschraubt. Fällt er noch in die Hände der Russen, so wird er unzweifelhaft an Oesterreich ausgeliefert und dürfte dann leicht das Loos des Deserteurs Türr theilen. Der heftige Sturm, der sich in England über das Verfahren der Oesterreicher erhoben hatte, als diese durchaus keine Rücksicht auf das Verhältniß jenes Türr als englischer Agent nahmen und ihn wie jeden andern Deserteur behandelten, hat sich bereits gelegt, und es ist nicht mehr die Rede von einer diplomatischen Reclamation. Nicht anders wird es denen ergehen, die als geborne Preußen in der englischen Fremdenlegion etwa im Laufe des Krieges den Russen als Kriegsgefangene in die Hände fallen. Auch sie werden nach russischem Gebrauche ausgeliefert, und daß man in Preußen entschlossen ist, durch strengere Strafen diesem Condottiere-Wesen entgegenzutreten, beweist der neuerdings vom Justiz-Minister im Herrenhause eingebrachte Gesetzvorschlag.



Wappen-Sagen.

Truchseß-Waldburg.

Auf dem Markte zu Neapel,
An dem schönsten Punkt der Erde,
Wo die Sonne selber zögert,
Sich von all' dem Reiz zu trennen,
Der die Erde prangend schmückt;

Auf dem Markte zu Neapel
Hatte für zwei deutsche Fürsten,
Für den letzten Hohenstaufen
Und für Friederich von Baden,
Anjou sein Schaffott erbaut.

In dem Kampf um's Vatererbe,
Um des Südens helle Krone,
Unterlag dem schlauen Gegner
Schwabens jugendlicher Herzog,
Ward gefangen Conradin.

Finster lehnt auf hohem Söller
König Karl, der blut'ge Sieger,
Durch Verrath nur und Verräther
Hat besiegt er deutsche Helden,
Ward er Herr des Kaisersohn's.

Markgraf Friederich von Baden,
Deutscher Treue ew'ges Muster,
Der dem Kaisersohne folgte,
Hold gewärtig durch das Leben,
Ging im Tode ihm voran.

Nach ihm trat auf das Gerüste
Herzog Conradin von Schwaben,
Er, der letzte Hohenstaufe,
Stand inmitten seines Erbes,
In dem Herzen seines Reichs,

Sah die blüthenduft'gen Küsten,
D'ran die blauen Wellen spülen,
Sah die ganze Pracht des Südens,
Sah die Perlen seiner Krone —
Alles heut' zum letzten Mal!

Und Er tritt hervor zum Rande,
Sucht im Volke mit den Augen,
Zieht den Handschuh von der Rechten
Und der Staufen stolzes Wappen
An dem gold'nen Siegelring.

Und Er ruft mit lauter Stimme:
„Tritt heran, mein treuer Truchseß
„Aus dem Herzogthume Schwaben,
„Tritt heran, mein edler Waldburg
„Und vernimm mein letztes Wort:

„Ring und Handschuh nimm als Pfänder
„Für Don Pedro, meinen Erben
„Und den Rächer meines Todes,
„Ring und Handschuh nimm und bringe,
„Bringe sie nach Arragon!"

Weinend nahm der treue Truchseß
Seines Herzogs letzte Pfänder,
Sah am Henkerblocke sterben
Stolz den letzten Hohenstaufen
Und so vieler Kaiser Sohn.

Sah den Adler niederschießen
Aus dem Meer der blauen Wolken,
Ihn durch's Blut den Fittich ziehen
Und dann brausend ostwärts fliegen
Nach dem Lande Arragon. *)

Truchseß-Waldburg folgt zu Schiffe
Nach des Adlers hohem Fluge,
Ring und Handschuh bracht' er treulich
An der Staufen rechten Erben,
An den König Arragon's.

Um den treuen Dienst zu ehren,
Gab der König Truchseß-Waldburg
Das erlauchte Löwen-Wappen,
Wie's die Hohenstaufen führten
Von dem schwäb'schen Herzogthum.

Und noch heut, die Truchseß-Waldburg,
Führen sie drei schwarze Löwen
In der Alten-Thanne Wappen,
Neben den drei gold'nen Zapfen
Und dem Apfel deutschen Reichs.

---

*) Historisch.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Drittes Capitel.

Der Krieg der Brüder und der Damen.

Während allgemach die Kriegsstürme sich legten, die seit zehn Jahren fast ununterbrochen durch Frankreich und um dessen Grenzen brausten, während ein Friedensschluß dem andern folgte und Deutschland, Neapel, Spanien, Portugal, Rußland und die Pforte, ja selbst endlich England, ihren Frieden mit der französischen Republik machten, entbrannte im Hause des ersten Consuls ein Krieg, der trotz mehrfacher Waffenstillstände und Friedensschlüsse fortgedauert hat bis zum Tode Napoleon Bonaparte's, ja, über dessen Tod hinaus bis zum heutigen Tage, bald mehr bald minder heftig geführt wird.

Nach dem Luneviller Frieden brach zwischen den beiden häuslichen Factionen, die sich schon seit einiger Zeit um Ansehen und Einfluß bei dem ersten Consul gestritten, der offene Krieg aus. Die Bonaparten standen gegen die Beauharnais, die Brüder des ersten Consuls gegen die Damen in dessen Familie. An der Spitze der Faction der Brüder stand Herr Lucian Bonaparte, Minister des Innern, an der Spitze der Damen Madame Josephine.

Die Damen hatten ihre Hauptstütze in der Gefälligkeit Josephinen's, in den jugendlichen Reizen Hortense's und in der unübertrefflichen Gewandtheit des Polizeiminister's Fouché, der in offener Opposition zu Lucian stand. Durch die geflissentliche Fassung seiner Berichte, durch die Haltung und die Pläne, die er den politischen Parteien, ganz wie es ihm paßte, unterschob, wußte er in dem Gemüthe des ersten Consuls bald Furcht, bald Hoffnung zu erregen. Auf diesen Grund baute der listige Minister sein Ansehen und er war seines Einflusses um so sicherer, da General Bonaparte, von dem Verlangen getrieben, seine Herrschaft dauernd zu begründen, die Intriguen Fouché's für unentbehrlich hielt; dieser dagegen stützte sich gegen seiner persönlichen Feinde Angriffe

hauptsächlich auf Josephine, der er als Tribut seiner Dankbarkeit große Summen aus dem Ertrage der Lotterie zufließen ließ.

Madame Josephine war launenhaft verschwenderisch, wie eine ächte Creolin, und hatte dabei noch einen Hang zu wirklich großmüthiger Freigebigkeit, die allen Bonaparten fremd war und blieb.

Lucian, der besonders stolz darauf war, am 18. Brumaire zur Erhebung seines Bruders hauptsächlich gewirkt zu haben, wollte durchaus selbstständig noch mehr für denselben thun, aber auch Einiges für sich. Eigentlich hatte er wohl nur eine unklare Idee von dem, was er wollte; jedenfalls aber wollte er, auf bürgerliche Elemente gestützt, eine Stellung neben seinem Bruder nehmen, während er doch wissen mußte, daß sein Bruder Niemanden neben sich dulden würde. Vorläufig wirkte er als Minister des Innern nicht ohne Erfolg und mit großer Geschicklichkeit dahin, daß die Gemüther für die Herstellung der Alleinherrschaft gewonnen wurden. Zu diesem Zweck sollte auch eine Druckschrift dienen: Vergleichung zwischen Cromwell, Carl V. und Bonaparte! die er allen Beamten seines Departements unter Kreuzband zugehen ließ. Lucian war der Verfasser dieser Schrift, man machte kein Geheimniß daraus, aber man gab ihr keinen amtlichen Charakter. Das benutzte Fouché und er unterdrückte diese Schrift durch einen Polizei-Erlaß, in welchem dieselbe als das Werk einer verächtlichen und strafbaren Intrigue bezeichnet wurde.

Wüthend eilte Lucian zu seinem Bruder und warf ihm nach einem heftigen Wortwechsel sein Minister-Portefeuille vor die Füße. Zitternd vor Zorn, rief Napoleon seine Garden und sagte: „Soldaten, entfernt diesen Bürger, er beleidigt den ersten Consul!“

Nachdem Lucian auf den Botschafter-Posten nach Madrid in eine Art von glänzender Verbannung geschickt war, ließ Eugen Beauharnais jene Schrift Lucian's mit geringen Aenderungen in den Kasernen und bei den Regimentern vertheilen. So zeigte sich auch hier, daß Napoleon seine Gewalt — den Einfluß der Verwaltung und der bürgerlichen Obrigkeit verschmähend, — lediglich auf die Soldaten stützen wollte.

Kaum hatte Lucian Paris verlassen, als sich Fouché die größte Mühe gab, ihn und seine Verwaltung in den Augen des Publicums herabzusetzen. Man streute die unsinnigsten Gerüchte über seine Verschwendung und seinen Lebenswandel aus; indessen war Lucian nicht verschwenderischer und lüderlicher, als die Andern auch. In Madrid setzte er seinen Kampf gegen die Beauharnais fort. Er war der Liebling der spanischen Königsfamilie, die von einer krankhaften Bewunderung für den ersten Consul und Alles, was von ihm kam, erfüllt war, und versuchte sofort, seinen Bruder durch Heirath mit den spanischen Bourbons zu verbinden. Die zweite Tochter des Königs, die Infantin Isabelle, damals sechszehn Jahre alt, eine schöne, sanfte Prinzessin, war das erkorene Opfer. Lucian war in seinen Bemühungen in Paris so-

wohl, wie in Madrid, so glücklich, daß Alles im Geheimen geordnet war und der König von Spanien nur die letzte Unterschrift Bonaparte's erwartete. Statt dieser erhielt Lucian plötzlich den Befehl, Alles abzubrechen und nach Paris zurück zu kommen.

So geheim und vorsichtig die Correspondenz zwischen den beiden Brüdern geführt worden war, Fouché hatte sie doch entdeckt, Josephine hatte geweint, Hortense hatte geschmeichelt, Eugen hatte geschmollt, Fouché hatte die politischen Schreckbilder heraufbeschworen und — Lucian war abermals geschlagen.

Der spanische Hof nahm die blutige Beleidigung von dem vergötterten Manne ruhig hin; im Volke lebte aber der Stolz von Alt-Castilien noch, das blaue Blut der Grandezza wallte hoch auf, denn es blieb kein Geheimniß, welche Kränkung Spanien erlitten, welche Schmach es auf sich geladen. Längst schon hatte die freie Lebensart des französischen Gesandten und seiner Begleiter die Spanier gereizt; mochte am Hofe auch die Schande Herrin sein, im Volke herrschte noch die gute Sitte, die strenge Gewöhnung. Die zahllosen Liebeshändel der Franzosen empörten die Hauptstadt. Der Spanier war noch der eigene Arzt seiner Ehre. Die von Lucian und seinen Begleitern verführten Frauen und Mädchen verschwanden in dem Dunkel abgelegener Klöster, das vermochte der Hof nicht zu verhindern. Aber die Caballeros und Granden, welche als beleidigte Gatten, Brüder oder Väter die Franzosen oder den französischen Gesandten selbst zum Zweikampfe forderten, um Genugthuung zu erhalten, denen gab der elende Friedensfürst den Befehl, fern von Madrid darüber nachzudenken, ob sie ein Recht hätten, sich über Dinge beleidigt zu fühlen, die ihr König mit der Philosophie der Schwäche trug.

Das Betragen Lucian's und seiner Freunde weckte zuerst wieder den Funken des nationalen Hasses, der in allen spanischen Herzen tief im Verborgenen schlummerte seit einem Jahrhundert; er war der Erste, der den furchtbaren Brand anfachte, dessen Funken später knisternd über ganz Europa hinstoben. Lucian Bonaparte hatte das spanische Volk in seiner Sitte, in seinem Gefühl beleidigt, und die Spanier waren die erste Nation, die sich gegen die Bonapartische Herrschaft erhob.

Als Lucian nach Paris zurückgekehrt war, schien eine Art von Waffenstillstand in dem häuslichen Kriege zwischen den Damen und den Brüdern eingetreten zu sein. Da er Madame Josephine den ersten Besuch machte, begnügte sie sich, ihm halb scherzend zu bemerken: „Ei, Herr Bruder, Sie wollten mich von meinem Gemahl trennen?"

„Freilich hätten wir unsere Neigungen dem Wohle des Staates zum Opfer bringen müssen!" antwortete Lucian. Aber die Gewandtheit dieser Antwort entwaffnete Josephinen nur auf kurze Zeit.

Lucian nahm nun Antheil an den Sitzungen des Tribunats und war sehr thätig bei den Verhandlungen über das Concordat, das Frankreich mit dem Papst abschließen wollte, dann auch bei der Stiftung der

Ehren-Legion. Das Concordat und die Ehren-Legion bewiesen, daß die Herstellung der Monarchie immer näher herankam.

Durch das Concordat wurde die gallicanische Kirche mit neun Erzbisthümern und einundvierzig Bisthümern äußerlich wieder unter die Herrschaft des Papstes gestellt, durch die Ehren-Legion der Grund zu einem neuen militärischen Adel gelegt.

Lucian wurde Groß-Offizier der Ehren-Legion und Senator.

Um diese Zeit war Lucian Wittwer geworden. Er ließ der armen stillen Christine Boyer für die vielen Kränkungen, die er ihr im Leben zugefügt, ein Marmordenkmal in seinem Park zu Plessis-Saint-Chamans errichten, auf dem er den Besuchern durch eine Inschrift verkündete, daß hier Christine Boyer ruhe, die als Tochter, Gattin und Mutter ohne Tadel gewesen sei. Er stiftete bei der Kirche zu Plessis, obwohl er wie alle Bonaparten in Bezug auf religiösen Glauben völlig indifferent war, Seelenmessen für die abgeschiedene Gemahlin, und ließ seine beiden kleinen Töchter durch ihre Hofmeisterin zuweilen zum Grabe der Mutter führen, von dem ihm Lolotte und Lilli, wie die Schwestern genannt wurden, dann Blumen mitbrachten, die er nicht ohne Rührung empfing. Weitere Trauer über den erlittenen Verlust heuchelte er nicht, sondern stürzte Hals über Kopf in einen Strudel von Liebschaften und Vergnügungen, in dem er seine Schwestern Elise und Pauline zu Genossinnen hatte. Bald aber wußte sich Madame Jouberteau, eine schöne Weißzeughändlerin, die bereits von dem General Franceschi zwei Kinder hatte und in ganz Paris wegen ihrer Schönheit und ihres wenig ehrbaren Wandels bekannt war, seiner so zu bemächtigen, daß er ihr versprach, sie zu heirathen, wenn sie die Mutter eines Sohnes werde.

Und sie wurde Mutter eines Sohnes.

Lucian beeilte sich sofort, sein Versprechen zu erfüllen, und traf ohne alle Umstände Vorkehrungen zu seiner Hochzeit.

Bis dahin hatte ihn die Partei der Damen gewähren lassen, eine Heirath mit der Jouberteau aber mußte der ganzen Familie sehr unangenehm sein, beschämend im höchsten Grade aber in einer Zeit, wo sie gedachte, in die Reihe der souverainen Geschlechter Europa's einzutreten.

Der erste Consul ließ seinen Bruder zu sich bitten und kam ihm gleich mit der Frage entgegen: „Ist es möglich, Lucian, daß Sie die Jouberteau heirathen wollen, wie man mir sagt?"

„Ich bin dazu entschlossen, mein Bruder!" entgegnete Lucian, sich niedersetzend.

„Geben Sie den Entschluß auf," rief Bonaparte, „ich habe andere Pläne mit Ihnen; ich gebe Ihnen eine spanische Infantin zur Frau."

„Ich habe ebenso wenig Geschmack an spanischen Infantinnen, als Sie, und werde Madame Jouberteau heirathen!" entgegnete Lucian.

„Wie?" erwiederte Napoleon, vor seinem Bruder stehen bleibend, „ich will Ihnen eine Prinzessin zur Frau geben, eine Prinzessin mit

einem Königreiche, das ich noch bedeutend zu vergrößern gedenke, und Sie weigern sich, Sie weigern sich wegen einer Person, die doch nichts weiter ist, als eine — Dame?"

„Das ist möglich," versetzte Lucian mit kaltem Hohne, „aber ich folge ja nur Ihrem Beispiele, und Sie werden zugeben, daß meine — Dame wenigstens jung und schön ist."

Napoleon kämpfte einige Secunden mit sich, seine Augen schossen Blitze, aber es gelang ihm wirklich, seinen Zorn niederzukämpfen, und mit halb erstickter Stimme sagte er: „Josephine hat mir den Weg geöffnet, auf dem ich zur höchsten Macht gekommen bin, Josephine hat mir emporgeholfen, sie hat Euer Glück mit gemacht; durch meine Thaten habe ich meine Familie erhoben, die mir Alles verdankt. Ich will meine Brüder auf Throne setzen; und Sie, der Sie mir beistehen sollten, den ich liebe, Sie geben sich mit solchen Albernheiten ab. Was, Sie wollen sich freiwillig, ohne Zweck und Ziel herabwürdigen? Nein! Nein! Sie kennen mich zu gut, um zu glauben, daß ich jemals dazu meine Einwilligung geben könnte!"

„Erlauben Sie, mein Bruder," nahm Lucian aufstehend das Wort, „daß ich mir, mir allein, wenigstens mein häusliches Glück verdanke, wenn ich auch Madame Josephine, wie Sie meinen, alles Uebrige verdanke!"

Sprachlos vor Wuth schmetterte der erste Consul eine Dose, in deren Deckel in Emaille die Portraits seiner beiden Stiefkinder gefaßt waren, zu Boden, daß das Bild in tausend Stücke zersprang.

„Da ist nun wieder ein hübsches Gemälde ganz ohne Noth vernichtet!" sagte Lucian, bedauernd auf die Trümmer blickend, und entfernte sich mit einer höhnischen Verbeugung.

Einige Jahre später hätte Bonaparte diese Sprache seinem Bruder gewiß nicht so hingehen lassen; damals aber glaubte er Lucian schonen zu müssen, — er that es widerwillig genug, — weil derselbe einen nicht unbedeutenden Anhang hatte und das Publicum überzeugt war, daß er das Emporkommen des ersten Consuls bedeutend gefördert habe.

Als Lucian in seine Wohnung im Hôtel de Brienne zurückgekehrt war, ließ er sogleich die Jouberteau rufen und erklärte ihr, daß er sich sofort mit ihr vermählen werde. Natürlich hatte die Dame nichts dagegen, sondern war bemüht, ihn in dieser Absicht zu bestärken. Die nöthigen Befehle wurden gegeben und der große Salon zu der Feierlichkeit der Trauung in Bereitschaft gesetzt.

Diese Veranstaltungen alle wurden im tiefsten Geheimniß und mit möglichster Eile getroffen, damit der erste Consul dem Vorhaben nicht noch ein Hinderniß in den Weg stelle.

Gegen sieben Uhr Abends war Alles bereitet, und Lucian stellte in dem geschmackvoll decorirten Salon Madame Jouberteau seinen Freunden als seine Braut vor.

Diese Freunde waren der kleinere Chatillon, ein Mann von niederer Herkunft, aber vielen Talenten, grob gegen Untergebene und fügsam gegen seinen Herrn, bei dem er eine Art von Geheimsecretair war und die menus plaisirs dirigirte.

Dann der rauhe, wunderliche Campi, ein Corse, zu Ajaccio in demselben Hause, wie die Bonaparte geboren, der älteste Hausfreund und das Factotum der ganzen Familie, aber besonders mit Lucian liirt. Als Lucian Minister des Innern wurde, machte er Campi zu seinem Generalsecretair. Später war Campi Lucian's Intendant, immer sonderbar, immer geheimnißvoll, ein Musikliebhaber und vollkommener Sonderling. Er aß nie Fleisch, selten Brod, sondern nur Gemüse und zuweilen Fische, war häßlich wie die Nacht und ein Weiberfeind.

Neben dem langen, knochigen Campi sah man den wohlbeleibten, hübschen Sapey, einen reichen Magazinverwalter aus der Dauphiné, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, der eigentlich der intimste Freund Lucian's war.

Der Vierte war der gelehrte Dr. Thibaud, ein Botaniker von Ruf, noch jung, auf weiten Reisen gebildet und mit einer reichen schottischen Dame vermählt.

Zu den Trauzeugen gehörte ferner der Stallmeister Lucian's, Herr le Thiers, der in Madrid die Duelle für Lucian ausfechten wollte, aber von den spanischen Granden mit Verachtung zurückgewiesen wurde.

Außer diesen eben nicht sehr hervorragenden Persönlichkeiten waren nur noch einige Männer von ganz untergeordneter Bedeutung im Saal, als sich die Thüren öffneten und Lucian mit seiner Braut, welche von ihrer Tante, einer alten Weißzeughändlerin, begleitet wurde, eintrat.

Lucian hatte unbezweifelt Recht gehabt, als er zu seinem Bruder sagte, daß seine Dame wenigstens jung und schön sei. Die Jouberteau war etwa fünfundzwanzig Jahr alt und mehr schön als hübsch. Sie hatte einen zarten, weißen Teint, runde, volle Formen, ein lebhaftes Auge, und ihr ausdrucksvolles Gesicht war mehr imponirend als anziehend. Sie erschien schöner durch ihren Wuchs und ihre Bewegungen, als durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge; sie hatte jenen asiatischen Charakter von Schönheit, die eben so sehr von der Anmuth deutscher, wie von dem Reiz französischer Gesichter abweicht und doch nicht die Strenge und den Ernst römischer Bildung hat. Sie trug Weiß und Purpur, und war mehr prächtig als eigentlich geschmackvoll gekleidet.

Die Vorstellung war rasch vorüber, und Lucian wartete ziemlich ungeduldig auf Duquesnoy, den Maire des zehnten Arrondissements, der die Trauung nach dem Civilcoder zu verrichten hatte, als statt des Beamten ein Brief desselben erschien. Der Beamte bedauerte, dem Befehl des Herrn Senators nicht Folge leisten zu können, da er so eben von dem Polizei-Minister die Ordre erhalten habe, seine Wohnung nicht zu verlassen, die Register der Municipalität nicht aus der Hand zu

geben," die Handlung der Civilstands-Führung Keinem zu übertragen, und Niemanden anders, als nachdem das Aufgebot binnen der vom Gesetz festgesetzten Zeit angeschlagen gewesen, zu trauen!

Die Gesellschaft war wie versteinert, als sie diesen Brief vorlesen hörte; die Jouberteau erschien noch als die Gefaßteste. Lucian wüthete und überließ sich den Ausbrüchen des maßlosesten Zornes, er überschüttete seinen Bruder mit Verwünschungen und Schimpfworten. Da flüsterte ihm der kleine Chatillon etwas ins Ohr. Augenblicklich wurde der Wüthende still und gab dem Stallmeister le Thiers den Befehl, sofort die Wagen vorfahren zu lassen.

Eine Viertelstunde später fuhr die ganze Hochzeit-Gesellschaft von dannen, nach Plessis-Saint-Chamans, dem Schlosse Lucian's. Um elf Uhr war man dort.

Chatillon lief in's Dorf, den Maire und den Pfarrer zu wecken und auf's Schloß zu holen, wo Sapey und Campi unterdessen eine Art von Altar bauten. Der Maire war nicht zugegen, der Pfarrer aber war gewohnt als Adjunct des Beamten zu fungiren, er hatte also die Ehre, das Paar sowohl bürgerlich als kirchlich zu trauen. Kurz nach Mitternacht war Alles beendet und Lucian gegen den Willen des ersten Consuls vermählt.

Es war noch ziemlich früh am andern Morgen, als sich Fouché bei Madame Josephine melden ließ. Die Gemahlin des ersten Consuls, überrascht von dem Besuch des Ministers zu so früher Stunde, schickte Hortense zu ihm heraus, da sie sich nur in den allerdringendsten Fällen anders als in voller Toilette sehen ließ.

Hortense trat, wie eine frische Rose blühend, im weißen Negligé, ein kokettes Morgenhäubchen auf dem runden Köpfchen, in das Zimmer, in welchem der Minister wartete. Sie wagte nichts, und wenn sie sich auch im tiefsten Negligé gezeigt hätte.

„Was führt Sie so früh ins Schloß, Herr Minister?" fragte Hortense eintretend.

„Entschuldigung, tausend mal bitte ich um Entschuldigung!" entgegnete der Minister, indem er die weiche Hand Hortense's mit den rosigen Nägeln, nicht ohne einen Anflug von wirklicher Galanterie ergriff und leicht mit seiner Fuchsschnauze berührte, „ich wünschte, daß der erste Consul nicht durch mich davon unterrichtet würde, daß sich Herr Lucian, trotz aller Gegenmaßregeln, doch in dieser Nacht mit der Person hat trauen lassen!"

Er erzählte ausführlich die nächtliche Fahrt nach Plessis-Saint-Chamans und die Trauung durch den Pfarrer daselbst.

Hortense, die ehrgeizig war, trotz ihrer Jugend, und einen lebhaften Sinn für die Familienehre mit einer wirklichen Bewunderung für die Größe ihres Stiefvaters verband, gerieth in einen Zorn, der ihr neue Reize verlieh.

„Erwarten Sie mich hier!“ sagte sie zu dem Minister mit befehlender Stimme, und eilte hastig zu ihrer Mutter hinein.

Fouché sah ihr mit einem langen, halb begehrlichen, halb feindseligen Blick nach, dann rieb er sich die Hände und sagte leise zu sich selbst: „Erwarten Sie mich hier! Ja wohl, sie ist schon eine Prinzessin und kann befehlen, und doch ist die Zeit gar nicht fern, da das Haupt ihres Vaters auf der Guillotine fiel. Sie weiß nicht, wer die Veranlassung dazu war. Aber schön ist das Dämchen, sehr schön!“

In dem Augenblick öffnete sich die Thür wieder, Hortense, vielleicht in noch größerer Aufregung als vorher — sie hatte sich selbst erhitzt, als sie den Vorfall der Mutter wieder erzählte — eilte an ihm vorüber und rief noch ein Mal: „Warten Sie, lieber Fouché!“ Dann verschwand sie hinter einer Tapetenthür, welche den Gang maskirte, der zu dem Cabinet des ersten Consuls führte.

„Lieber Fouché“ — wiederholte der Minister der jugendlichen Schönheit nachblickend. Diese Anrede schmeichelte dem alten Sünder gewaltig, sein Gesicht verzog sich zu einer Fratze, die ihn zwar nicht häßlicher machte, als er immer war, die aber doch einen andern Ausdruck von Häßlichkeit zeigte. Er sah aus, wie ein Fuchs, der durch ein festes Gitter auf einen vollen Hühnerhof blickt; die Spitze seiner Zunge wurde zwischen den Lippen sichtbar, der thierische Ausdruck seines Gesichtes kam ganz und voll zum Vorschein.

Der erste Consul arbeitete mit Bourienne, als Hortense plötzlich eintrat. Sofort und ohne einen Befehl zu erwarten, stand der Secretair auf und entfernte sich. — Bourienne beobachtete von Anfang an die volle Discretion eines Hofmanns gegen Bonaparte, obwohl er dessen Mitschüler zu Brienne auf der Kriegsschule gewesen.

„Wissen Sie,“ rief Hortense, ohne jeden Gruß, „daß Herr Lucian in der letzten Nacht die Jouberteau doch geheirathet hat!“

„Das hat er sich nicht unterstanden!“ schrie Bonaparte.

„Es ist nur zu gewiß!“ entgegnete Hortense.

„Ich habe dem Maire verboten, ihn zu trauen; der hat gewiß nicht gewagt, meinem Befehl zu trotzen!“

„Er hat sich von seinem Pfarrer zu Plessis-Saint-Chamans trauen lassen; der Pfarrer dort ist zugleich Adjunct des Maire's!“

Der erste Consul gerieth jetzt in fast noch größere Wuth als gestern sein Bruder, als er den Brief des Maire's erhielt; auch er ließ es nicht an Verwünschungen Lucian's fehlen. Die beiden Brüder waren sich in vieler Beziehung sehr ähnlich.

„Dieser heillose Pfaffe soll mir das büßen,“ schrie er, dann eilte er zur Thür des Vorzimmers und donnerte den Befehl hinaus, den Pfarrer von Plessis-Saint-Chamans sofort durch Gensd'armen festnehmen zu lassen und zu ihm zu bringen.

„Was sagt Ihre Mutter?“ fuhr er, von der Thür zurückkommend, Hortense an.

„Sie ist außer sich und weint!“ entgegnete die junge Dame.

„Sie kann nichts als weinen!“ schalt Bonaparte grimmig.

„Mein Gott,“ rief Hortense ärgerlich, „soll Maman nicht einmal weinen, wenn Ihnen eine solche Beleidigung widerfährt?“

„Meinetwegen mag sie weinen, so viel sie will . . .“

„Sie sind hart und ungerecht, mein Herr; es thut mir leid, daß ich Ihnen das sagen muß,“ unterbrach Hortense ihren Stiefvater gereizt; sie litt nie, daß Bonaparte ihre Mutter in ihrer Gegenwart schalt.

„Hortense!“ rief Bonaparte mit neuem Zorn.

„Nein,“ entgegnete das muthige Mädchen, „Sie sollen mir meine Mutter nicht schelten, die Sie so liebt, die stets nur Gefälligkeiten und Freundlichkeiten für Sie hat; muß ich Sie daran erinnern, wie weit Maman's Gefälligkeit für Sie geht?“

Hortense war wunderschön als Vertheidigerin ihrer Mutter.

„Woran erinnern Sie mich,“ murrte der erste Consul, und seine Stimme klang wie der verhallende Donner eines abziehenden Gewitters, denn sein Zorn legte sich bei dem hinreißenden Anblick, den Hortense in ihrer Aufregung bot.

„Ja,“ fuhr Fräulein von Beauharnais, deren Aufwallung sich ebenfalls legte, mit berechnender Klugheit fort, „ja, mein Herr, der Sieger von Arcole und Lodi, der Eroberer Aegypten's, der Held von Marengo, der Besieger der Revolution muß viel zu vornehm sein, um seine üble Laune eine Frau empfinden zu lassen, die nur für ihn lebt, die nur darauf denkt, ihm gefällig zu sein!“

Der erste Consul blickte geschmeichelt einen Augenblick in das bewegte Gesicht der lieblichen Sprecherin, dann rief er: „Geben Sie mir die Hand, liebe Hortense, Sie sind ein edles, großmüthiges Herz!“

Hortense gab ihm ihre Hand, aber sie entzog ihm dieselbe sogleich wieder; sie hatte ihren Frieden mit ihm noch nicht gemacht. Bonaparte bemerkte es wohl und runzelte die Stirne wieder, aber er nahm sich zusammen und unterdrückte die leise Aufwallung, weil er begriff, daß sie ihm keinen Vortheil bringen könne.

„Und was soll ich Maman sagen?“ fragte Hortense. „Werden wir die Beleidigung, die uns Herr Lucian durch diese Heirath zugefügt hat, so ohne Weiteres ruhig hinnehmen?“

„Ich weiß in der That nicht, was sich da thun lassen wird!“ sagte Bonaparte, auf- und abgehend. „Vielleicht ist ein Formfehler vorgefallen, an dem man sich halten könnte; ich muß dieses unverschämte Priesterlein erst sprechen, das uns diesen verwünschten Streich gespielt hat. Beruhigen Sie Ihre Mutter vorläufig, so gut Sie können, ich will mit Fouché reden! Adieu, liebe Hortense!“

Der erste Consul winkte, und seine schöne Stieftochter entfernte sich, nicht unzufrieden mit der Art und Weise, in welcher Bonaparte die Sache auffaßte. Fouché hatte sie pflichtschuldigst in Josephine's Vorzimmer erwartet und vernahm mit großer Freude, daß der erste Sturm vorüber sei, daß ihn der erste Consul sprechen wolle über die Möglichkeit, diese Ehe aufzulösen!

Bonaparte hatte einige Stunden mit Fouché gearbeitet, und man brachte ihm eben das Frühstück, als die Ankunft des Pfarrers von Plessis-Saint-Chamans gemeldet wurde. Der erste Consul ließ ihn sogleich heraufführen.

Der Geistliche war ein kleiner freundlicher Herr in den besten Jahren, der, obwohl nicht ohne Bewußtsein seiner geistlichen Würde, doch nicht ohne eine gewisse Schüchternheit die Höhle des Löwen betrat, wenngleich er keine Ahnung von dem Empfang hatte, der ihm hier werden sollte.

Bonaparte ging ihm mit funkelnden Augen einige Schritt entgegen, blieb dicht vor ihm stehen und donnerte ihn dann an: „Elender, wie konnten Sie sich unterstehen, meinen Bruder zu trauen?"

Der arme Priester fuhr vor dem Zornblick dieser Augen und vor dem Schall dieser drohenden Stimme entsetzt zusammen, dann aber faßte er sich und antwortete schüchtern: „Herr Lucian ist mein und meiner armen Gemeinde Wohlthäter, Consul-General! Man weckte mich aus dem ersten Schlafe, befahl mir, auf's Schloß zu kommen und meine geistlichen Gewänder mitzubringen, ich habe eine Ehe einzusegnen. Es war Mitternacht. Die Gesetze der heiligen Kirche gestatten, um diese Stunde die Messe zu lesen und Ehen einzusegnen!"

„Sie haben auch die Functionen des Maire's ausgeübt!" sagte Bonaparte streng, aber ohne Zorn, denn er fühlte, daß diesem demüthigen und doch, wie sich zeigte, eigentlich furchtlosen Priester gegenüber, der Zorn nicht am rechten Platze war.

„Der Maire war abwesend, ich hatte als sein Adjunct seine Stelle zu vertreten!" lautete die einfache Antwort des Geistlichen.

„Wußten Sie nicht, daß Sie meinem Willen zuwider handelten? Daß ich gegen diese Ehe war?"

„Nein, Consul-General!"

„Wie konnten Sie die heilige Handlung an einem ungeweihten Orte vornehmen? Ich werde dem Bischof von Beauvais Bericht erstatten lassen über Ihre Handlungsweise und Sie vom geistlichen Amte suspendiren!"

„Verzeihen Sie, Consul-General, ich habe Alles gethan, was die Kirche für solche Fälle vorschreibt, und bin sicher, in keine kirchliche Censur zu verfallen."

„Gehen Sie und erwarten Sie in Ihrem Pfarrhause die Folgen Ihres unüberlegten Benehmens!"

Der arme Pfarrer nahm eilig seinen Rückzug, er war froh, der Löwenhöhle entronnen zu sein, die er sehr gegen seinen Wunsch betreten hatte. Uebrigens geschah ihm nichts. Bonaparte vergaß ihn glücklicherweise über andern Dingen; das war des guten Mannes Glück, denn der große Held war in seiner Rache ein ächter Corse, es war ihm nichts zu hoch, aber auch nichts zu niedrig.

Bonaparte überzeugte sich bald, daß er nichts machen könne gegen die Ehe seines Bruders ohne diesen. Vergeblich schickte er ihm nach und nach die ganze Familie zu, die Brüder, die Schwestern. Lucian blieb fest und war noch so aufgebracht gegen den ersten Consul, daß er in seinem Hause verbot, überhaupt auch nur von seinem Bruder zu sprechen. Endlich führte Bonaparte, von Josephine und Hortense getrieben, die letzte Reserve gegen seinen Bruder in's Gefecht. Er befahl seiner Mutter, zu Lucian zu gehen, und ihm das Unheil vorzustellen, das er durch eigensinniges Festhalten an dieser Ehe über sich und seine ganze Familie bringe; zugleich sollte sie ihn dann durch ihre mütterliche Autorität bewegen, selbst die bürgerliche Scheidung und die kirchliche Annullirung seiner Ehe zu verlangen.

Madame Mutter, wie Frau Lätitia Bonaparte, geborene Ramolino, am Consularhofe schon genannt wurde, blickte unwillig bei diesen Zumuthungen. Sie hatte den „Napolione" nie leiden mögen, den sie in ihrem italienischen Französisch stets eine „testa de fer" nannte, dagegen war der „Luciano" ihr Liebling und dessen jetzige Gemahlin war ihr immer, wie sie sagte, als ein „feines Frauenzimmer" erschienen. Die gute Frau konnte nicht begreifen, warum ihr Sohn, der in erster Ehe eine Gastwirthstochter zur Frau gehabt, nicht in zweiter Ehe eine Weißzeughändlerin nehmen sollte. Dennoch willigte sie endlich, von Napoleons Drohungen und Befehlen mehr belästigt als erschreckt, ein, mit Lucian zu reden.

„Ich muß nur gehen," sagte sie ärgerlich zu ihrer alten Kammerfrau, „sonst nimmt er dem armen Luciano seine Stelle, und ich habe dann die ganze Last wieder auf mir!" Die Dame war eine sehr sparsame Wirthin.

So erschien denn Madame Mutter eines Morgens im Hotel Brienne, nach ihrer Gewohnheit ganz wie ein junges Frauenzimmer gekleidet in Mousselin und Linon, einen Blumenkranz auf dem Kopf. Sie war eine sehr schöne Frau gewesen und hatte sich noch immer einige Reste dieser Schönheit erhalten, trotzdem aber hatte ihre Erscheinung etwas Possierliches, und Napoleon war wüthend, weil er wohl wußte, daß sich die Leute über den Aufzug seiner Mutter eben so wie über deren kleinbürgerlichen Geiz lustig machten. Die alte Bürgerfrau aber kümmerte sich nicht um das Lachen der Leute und sagte oft: „Wer weiß, wie lange das dauert mit der Herrlichkeit Napolione's und wer soll dann für die armen Kinder sorgen, die alle schon Familie haben, oder noch unversorgt sind!"

Als Madame Mutter im Hotel Brienne ankam, ging ihr Lucian mit seiner Frau entgegen und empfing sie mit allen Zeichen kindlicher Ehrfurcht und Zärtlichkeit, die bei ihm in der That nicht erheuchelt waren, denn er war immer ein guter Sohn gewesen, und liebte seine Mutter wirklich, was ihn früher schon oft zu Zwistigkeiten mit Napoleon geführt hatte, der die brutale Art, mit der er Menschen brauchte und verbrauchte, auch seiner Mutter gegenüber nicht ablegte.

Madame Mutter befand sich einige Stunden sehr wohl bei ihrem Sohne Lucian und dessen junger Frau, mit der sie sich sofort weit besser, als mit Josephine und Hortense verstand, mit der sie plauderte von Wirthschafts-Angelegenheiten, die ihre Ermahnungen zur Sparsamkeit freundlich annahm und auch zu befolgen versprach, die überhaupt ganz eben so kleinbürgerlich dachte, wie Madame Mutter selbst.

Als sich Madame Lätitia endlich entfernte, sagte sie zu ihrem Lieblingssohne: „Luciano, Du weißt, weshalb ich hierher gekommen bin; ich habe kein Wort gesagt, denn Deine Frau ist eine brave Person, Ihr werdet gut zusammen leben, ich gebe Euch meinen Segen und dem Eisenkopf werde ich sagen, daß Du Dich nicht von Deiner Frau scheiden lassen willst und daß er Dich in Frieden lassen soll. Habe auch keine Sorge, wenn Du auch keine Anstellung hast, Deine Frau ist sparsam und ich werde auch thun, was ich kann!"

Damit ging die gute Alte und kümmerte sich herzlich wenig um den Zorn, mit dem Napolione ihre Meldung aufnahm.

Josephine und Hortense gaben sich endlich seufzend darein, daß die Jouberteau ihre Schwägerin, und waren endlich sogar halb und halb zufrieden mit einem Ereigniß, das Lucian so vollständig mit seinem Bruder entzweit hatte, daß derselbe ihnen nicht mehr gefährlich werden konnte. Anders war es bei Bonaparte, der von Fouché fort und fort aufgestachelt wurde, seinem Bruder immer neue Vorschläge zur Scheidung machen zu lassen.

Fouché wollte Lucian aus Paris vertreiben, denn allerdings hatte er da kaum einen gefährlichern Gegner.

Lucian seinerseits, empört über das fortwährende Drängen seines Bruders, waffnete die öffentliche Meinung nicht nur stets aufs Neue gegen Fouché, sondern suchte auch seine Brüder Joseph, Jerôme und Ludwig, sowie seine Schwestern gegen den ersten Consul aufzubringen. Er war der Urheber des kecken Widerstandes, den Jerôme eine Zeit lang seinem gefürchteten Bruder zu leisten wagte. Freilich hatte dieser Widerstand bald ein Ende, so wie die ganze Opposition der Brüder nicht viel zu sagen hatte, da sie alle drei viel zu charakterschwach waren, um der Energie eines Napoleon trotzen zu können.

Während Frankreich nach dem Frieden von Amiens Ruhe nach außen hatte und nur die Expedition gegen die Neger in Sanct Domingo rüstete, tobte der häusliche Krieg um den ersten Consul fort und ent-

brannte um so heftiger, als Josephine und Hortense wieder selbst auf den Kampfplatz treten mußten, weil Fouché, der den Krieg bisher für sie fast allein geführt, sich endlich gezwungen gesehen hatte, wirklich sein Portefeuille abzugeben.

Bonaparte mußte den Polizeiminister der öffentlichen Meinung opfern, die förmlich gegen ihn tobte; aber er behielt den Senator Fouché bei sich und dieser blieb im Mittelpunkt aller seiner weitläuftigen Verbindungen eine Art von geheimer Polizeiminister.

Die öffentliche Meinung schrieb den Sturz Fouché's, der ihr Werk allein war, mit großem Unrecht Lucian zu, der gar keinen Einfluß mehr auf seinen Bruder hatte und diesen fast nie sah.

In dieser Zeit machte die junge schöne Claire von Anéthan ihrer Freundin Riquette, der Schwester des Orangerie-Verwalters, im Schloß von Saint-Cloud einen Besuch.

„Oh, Claire," rief das muntere gute Mädchen schmerzhaft bewegt aus, als die Freundin bei ihr eintrat, „oh, Claire, was ist Dir begegnet, wie bleich, wie traurig, wie verweint siehst Du aus? Arme Seele, sage mir, was Dich quält, schütte mir Dein Herz aus, ich will Dich schon trösten!"

Damit wickelte sie die junge Frau aus ihrem Pelz, nahm ihr das Hütchen ab, umarmte und küßte sie und führte sie zu einem weichen Stuhl, der am Kamine stand, drückte sie darin nieder, dann knieete sie vor sie hin, band ihr die Schuhbänder los, zog ihr die Schuhe ab und wärmte die kleinen zierlichen Füßchen in ihren Händen und an ihrer Brust unter tausend zärtlichen Schmeicheleien, wie sie wohl unter den zärtlichen Freundinnen in der Pension früher gebräuchlich gewesen sein mochten.

Die schöne Traurige schien sehr gerührt durch diese zärtlichen Freundschaftsbeweise. Die Erinnerung an die Mädchenfreuden der Pension mochte über sie kommen. Sie lächelte der Freundin durch Thränen zu, legte ihre Hand auf den Kopf Riquette's und ließ sich streicheln und liebkosen wie ein Kind.

„Nun sage mir, meine süße Claire, was Dir fehlt," bat Riquette, immer noch die kalten Füßchen der jungen Frau wärmend, „schütte Dein liebes Herz aus, vielleicht kann ich Dir helfen, beistehen gewiß. Weißt Du noch, in der Pension nannte man mich immer den Cavalier der schönen Claire? Ich will Dich schon vertheidigen!"

Riquette hatte eine so straffe, resolute Art, daß diese Zärtlichkeit ihr doppelt gut stand und wirklich etwas Tröstliches, etwas Herzerwärmendes hatte. Claire fühlte auch bald den Zauber dieses Benehmens und sagte leise: „Meine liebe, liebe Riquette, ich komme eben von dem Sarge jener unvergeßlichen edeln Frau Marquise von Créquy, von der ich Dir so oft erzählt habe."

„Ah! von der hundertjährigen alten Dame, die so wohlthätig war und Dich so liebte," meinte Riquette, „oh, meine süße Claire, weine doch

nicht, siehe, wenn man hundert Jahre alt geworden, dann hat man schon ein Recht, zu sterben —"

„Ach, darum weine ich auch nicht," unterbrach Claire lebhaft, „nein, mich schmerzt es nur, daß die selige Frau Marquise sich noch in ihren letzten Lebenstagen so schwer bekümmert und stets so tief geseufzt hat. Sie starb versöhnt mit Gott und nach abgelegter Beichte und nachdem sie den heiligen Leib und die letzte Oelung empfangen, dennoch aber sagte sie kurz bevor sie ihren Geist aushauchte, mit brechender Stimme: „Die letzte Créquy hätte das doch thun müssen!" Das gute Fräulein von Cicé hat es mir ausführlich erzählt."

„Aber, mein Gott, mein süßes Herz," rief Riquette, „nun weinst Du wieder. Was hätte sie denn thun müssen, als letzte Créquy?"

„Ich weine nur," entgegnete Claire, „daß diese edle fromme Dame dahin geschieden ist mit einem so schmerzlichen Kummer, daß selbst die Gnadenmittel der Kirche nicht vermochten, sie ganz zu beruhigen!"

„Aber was meinte die alte Dame denn, was war's, was sie hätte thun müssen?" fragte Riquette mit einer starken Beimischung von Neugierde.

Das ist eine lange Geschichte, meine theure Riquette," entgegnete die junge Frau. „Erinnerst Du Dich der Geschichte mit der Höllenmaschine, die so vielen Menschen das Leben kostete?"

„Ja, man wußte nicht recht, wer diesen Anschlag gegen das Leben des ersten Consuls gemacht hatte, es wurden viele Demokraten eingekerkert, bis die Polizei endlich herausbrachte, daß die Chouans das Complott gemacht; es wurden ja auch zwei hingerichtet!"

„Nun," sagte Claire, „die Chouans hatten das Complott nicht gemacht, die beiden Männer, die hingerichtet wurden, starben unschuldig und die edle Marquise von Créquy wußte, daß sie unschuldig waren!"

„Wie konnte die alte Dame das wissen?" rief Riquette eifrig.

„Sie konnte es wissen," entgegnete die junge Frau traurig, „denn sie hatte die beiden Männer in ihrem Hause verborgen und wußte, daß sie ihren Versteck wochenlang vor dem Vorfall mit der Höllenmaschine bis den Tag nachher nicht verlassen hatten."

„Aber, wenn das so war, warum beriefen sich die Männer nicht vor Gericht darauf?" meinte Riquette verwundert.

„Es waren Cavaliere," sagte Claire erregt, „sie schwiegen, um ihre greise Wohlthäterin nicht in den Proceß zu verwickeln."

„Jetzt verstehe ich den Schmerz der alten frommen Dame!" sprach Riquette ernst.

„Ich auch!" erwiederte Claire traurig, obgleich ich der Meinung bin, daß meine gute, edle Marquise Unrecht hatte, sich Vorwürfe zu machen, denn man würde sie zwar angehört haben, aber man hätte ihr sicher keinen Glauben geschenkt, sondern hätte angenommen, sie thue diesen Schritt nur, um die Royalisten zu retten; zugleich aber gefährdete

sie durch ihre Anzeige nicht nur sich selbst, sondern alle ihre Freundinnen, die mit ihr Flüchtlinge herbergen und pflegen. Hatte doch Fouché selbst Fräulein von Cicé, dieses unschuldige Schäflein Gottes, arretiren und einsperren lassen. Sie ist noch heute untröstlich, daß man sie auf der Polizei nur „die unverehelichte Cicé" genannt hat, das hat sie am meisten gekränkt."

Claire und Riquette lachten.

Gleich darauf fuhr die junge Frau wieder ernst fort: „Das liebe Fräulein von Cicé hat mir erzählt, daß Frau von Créquy in den letzten Tagen, nach ihrer Weise mit sich selbst sprechend, mehrmals leise gesagt habe: „Sie haben den Tod gering geachtet, sie sind auf das Schaffott gestiegen, ohne sich zu vertheidigen, aus Liebe für mich, um mich zu schonen, um mir noch einige Monate eines Lebens zu sichern, das schon so lang ist, eines Lebens, das nun doch gestört ist durch den fortwährenden Gedanken an die Seelengröße meiner Freunde und meine elende Schwäche. Oh, daß ich dem Zureden der Umgebung so leicht nachgeben konnte! Ich zögerte, bis es zu spät war. Ich hätte mich von diesen Männern nicht an Großmuth übertreffen lassen sollen! Großer Gott im Himmel, gieb Deinen Frieden diesen beiden unschuldig Hingerichteten, nimm sie auf zu Deinen Freuden, allmächtiger Gott, der Du das Vorbild des Opfers gegeben hast. Oh, mein Gott, Du kennst die Bitterkeit meiner Reue!"

Es entstand eine kleine Pause. Riquette war aufgestanden und betrachtete ihre schöne Freundin mit forschenden Blicken von der Seite, plötzlich rief sie: „Oh, Claire, meine süße Claire, Du verbirgst mir etwas; Du bist vielleicht traurig über den Tod jener alten frommen Dame, darum aber hast Du nicht so geweint, das ist's nicht, was Dich so bewegt. Sage mir, sage es mir, was Dir fehlt!"

Das heftige Wogen des Busens und der niedergeschlagene Blick verriethen die innere Bewegung der jungen Frau. Endlich brach sie leidenschaftlich aus: „Es ist vorbei, Riquette, wir müssen uns trennen; übermorgen reise ich mit meinem Gemahl nach Italien und Deutschland!"

Riquette fuhr zusammen. Sie liebte ihre Freundin sehr und trug den Gedanken an eine lange Trennung von ihr nicht leicht; doch faßte sie sich bald und sagte: „Aber meine Claire, kleine, närrische Claire, von einer Reise kommt man doch wieder; eine Reise ist doch kein Unglück, sondern ein Vergnügen!"

Claire schüttelte leise das lockige Köpfchen, dann sah sie Riquette eine Weile forschend an, zog sie zu sich nieder und flüsterte, einen Zug innerlicher Bitterkeit um den feinen Mund: „Ich fürchte mich vor meinem Mann!"

Riquette fuhr zurück und sah ihrer Freundin mit sprachlosem Erstaunen in's Gesicht. Diese aber nickte betheuernd mit dem Köpfchen.

„Was habt Ihr mit einander gehabt?" fragte Riquette kleinlaut.

„Nichts!“ entgegnete Claire seufzend.

„Nichts? nun denn, warum fürchtest Du ihn? Du mußt doch einen Grund haben?“

„Ich fürchte ihn, weil er falsch ist!“ antwortete Claire bestimmt.

„Woher weißt Du das?“

„Ich weiß es, weil ich's fühle!“

„Claire, nimm Dich in Acht, Deinem Gemahl Unrecht zu thun, wie kann man so etwas fühlen!“ warnte Riquette.

„Liebe Riquette,“ antwortete Claire traurig, aber fest, „fühlst Du nicht, daß ich Dich liebe, und daß ich nicht falsch gegen Dich bin? Ich fühle Deine Liebe zu mir in jedem Worte fast, was Du zu mir sprichst; meinst Du, daß eine Frau, die einen Mann liebt, es nicht fühle, wenn derselbe falsch ist? Ich sage Dir, mein Mann ist falsch, nicht gegen mich, oh! er liebt mich auf seine Weise, ich zweifle nicht daran, aber ein Mann, der überhaupt falsch ist, der, zu welchem Zwecke weiß ich noch nicht, das Vertrauen von Männern täuschen kann, die nicht ihn, sondern die er gesucht hat, ein solcher Mann hat keine Ansprüche mehr auf meine Liebe; vor einem solchen Manne habe ich Widerwillen, Furcht. Und ein solcher Mann ist gerade der, an den ich für dieses ganze Leben gebunden bin, und ich bin noch so jung!“

Die junge Frau begann wieder zu weinen, — die gute Riquette, die von der Rede ihrer Freundin nicht allzu viel begriffen hatte, wollte trösten, die schöne Claire aber rief: „Ich zittere, wenn er mich anfaßt, ich schaudere und friere bei seinen Küssen, ich bebe bei seinen Liebkosungen, seine Schmeichelworte schneiden wie scharfe Messer durch meine Seele, und mit diesem Mann allein soll ich reisen, reisen, ich weiß nicht wohin, ich weiß nicht warum, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wie lange, allein mit ihm, ganz in seiner Gewalt!“

Frau von Anéthan war sichtlich in einem Zustande der höchsten Aufregung. Es kostete der guten Riquette große Mühe, sie nach und nach wenigstens etwas zu beruhigen. Das reizende, junge Weib war seit mehreren Wochen schon die Beute dieser Bewegung; sie hatte durch einen Zufall ein Geheimniß erfahren, dem sie bei ihrer Freundin in Saint-Cloud schon einmal sehr nahe gewesen; sie hatte die Verbindungen ihres Gemahls mit dem Polizeiminister Fouché entdeckt, und da sie wußte, daß ihr Gemahl einer der Correspondenten Monsieur's, Sr. Kgl. Hoheit des Herrn Grafen von Artois war, so mußte sie glauben, daß d'Anéthan die Prinzen, seine und ihre Wohlthäter, an Fouché verrathe. Claire von La Chateigneraye war früh verwais't worden, ihr Vater war Jagdcapitain bei dem Grafen von Artois, der Graf hatte sie in Person über die Taufe gehalten, er hatte ihr im vorigen Jahre eine Aussteuer gegeben, um ihre Vermählung mit d'Anéthan möglich zu machen. Man sagte in der Pension, Claire sei eine natürliche Tochter des Königlichen Prinzen. Jedenfalls war sie durch Erinnerungen, Pflichten und Ge-

fühle der Dankbarkeit festgebunden an das Königliche Haus Bourbon, und ihre Liebe für ihren Gemahl erlosch in dem Moment, in welchem sie inne wurde, daß er falsches Spiel spiele mit seinen Königlichen Wohlthätern. Das Alles ließ Claire ihre Freundin mehr errathen, als daß sie es sagte, und Riquette errieth auch wirklich so viel davon, daß sie im Stande war, ihre süße Claire auf's Höchlichste zu bedauern und Herrn d'Anéthan mit allerlei eben nicht sonderlich schmeichelhaften Titeln zu belegen.

Endlich hatten sich die beiden Freundinnen so weit beruhigt, daß sie allerlei Abreden für eine Correspondenz nahmen; Claire wollte wenigstens eine Seele haben, die ihren Hülferuf vernehme, wenn sie in die äußerste Noth gerieth, wie sie in ihren dunkeln Phantasieen fürchtete; sie hatte zwar noch mehrere Verbindungen, aber die alten Damen von der Congregation der Königin, in deren Kreise sie seit ihrem Austritt aus der Pension und ihrer Verheirathung gelebt hatte, waren wenig geeignet, unter solchen Umständen ihr Rath oder Hülfe zu gewähren.

Die Freundinnen besprachen sich noch sehr ernsthaft über den zu führenden Briefwechsel, als plötzlich Hortense von Beauharnais in das kleine Stübchen trat und die gute Riquette mit heiterer Freundlichkeit begrüßte.

„Fräulein Hortense!" rief Riquette erfreut, „ich wußte ja gar nicht, daß Sie hier sind!"

„Das konnten Sie auch nicht wissen, kleine Tonne, denn ich bin vor einer halben Stunde erst angekommen!"

Hortense bemerkte Frau von Anéthan und wollte sie leicht begrüßen, blieb aber sichtlich überrascht von dem lieblichen Anblick der reizenden jungen Frau stehen und sah sie mit unverhehlter Bewunderung an.

„Fräulein Hortense," nahm jetzt Riquette, sich ihrer Pflichten als Wirthin erinnernd, das Wort, „das ist meine geliebte Freundin, wir waren in einer Pension, Frau Claire von Anéthan; meine liebe Claire, sieh Fräulein Hortense von Beauharnais, die Tochter des ersten Consuls!"

„Stieftochter, wenn's beliebt," verbesserte Hortense mit seltsamen Lächeln; dann wendete sie sich an Claire und sagte: „Sie haben gewiß ebenso von der Kälte gelitten unterwegs, wie ich; eigentlich, ich will's nur gestehen, hat mich nur die Kälte zu dieser kleinen Tonne hier herunter geführt; es war oben in den großen Räumen so kalt, daß ich unwillkürlich an das warme Stübchen hier denken mußte!"

Damit nahm Hortense auf der andern Seite des Kamins, Claire gegenüber, Platz und freute sich der Wärme.

Das Gespräch kam bald in Gang und wurde ziemlich munter, nur Claire blieb zurückhaltend.

„Wissen Sie denn, Fräulein Hortense," fragte Riquette, die sich ein Bänkchen neben den Stuhl ihrer Freundin geschoben hatte, „daß

alle Leute von der neuen Frau sprechen, die sich Herr Lucian genommen hat?"

„Nun," entgegnete Hortense lachend, „das ist doch schon einige Monate her, es wundert mich, daß noch von ihr gesprochen wird! Was sagen denn die Leute, kleine Tonne?" setzte sie neugierig hinzu. Josephine, wie Hortense, beide mochten immer gern hören, was in Paris geschwatzt wurde.

„Sagen Sie, Fräulein Hortense, warum nennen Sie mich immer kleine Tonne?"

„Ach, sein Sie nicht böse, liebe Riquette, es ist das so ein Scherz von Maman, die den Consul Cambacérès immer ihre große Tonne nennt; nun, ich wollte gern auch meine kleine Tonne haben und da Sie so rund sind, — aber sein Sie nicht böse, ich will's nicht wieder sagen."

„Bah," rief Riquette lachend, „thun Sie sich keinen Zwang an, Fräulein Hortense, nennen Sie mich meinetwegen auch große Tonne, aus Ihrem Munde klingt Alles gut; ich mochte nur gern den Grund wissen. Aber denken Sie sich, die neue Madame Lucian, ich hatte nie gedacht, daß der feine Herr Lucian so Eine heirathen würde, giebt ihren drei Köchen täglich nur eine Schürze und ein Wischtuch frei und allen zusammen nur ein Handtuch täglich! Alle Lieferanten, die ihr nicht bedeutende Procente geben wollten, hat sie abgeschafft, und die sie noch hat, die müssen ihr stets Quittungen über größere Summen ausstellen, als sie bekommen haben. Und die prächtigen Perlhalsbänder, welche Madame Josephine den Fräuleins Lolotte und Lilli geschenkt hat, hat sie genommen, die großen, schönen Perlen verkauft und kleines, schlechtes Zeug hineinsetzen lassen. Wissen Sie, Fräulein Hortense, die neue Madame Lucian zählt sogar die Wäsche und nimmt von allen Ouvrier's Geschenke an!"

„Aber, liebe Riquette, woher wissen Sie denn diese saubern Geschichten alle?" sagte Hortense.

„Gestern war Bassard, der ehemalige Maitre d'hôtel des Herrn Lucian, bei uns!"

„Wie, ist Herr Bassard nicht mehr in Diensten des Senators Bonaparte?"

„Oh! nein, schon seit zwei Monaten nicht mehr, er hat es bei dieser neuen Madame Lucian nicht aushalten können. Morgen tritt er bei Madame Bacciochi ein. Herr Bassard ist ein sehr anständiger Mann," setzte die kleine runde Person nicht ohne Selbstgefühl hinzu, „der mir eifrig den Hof macht. Es hängt nur von mir ab, ihn zu heirathen. Oh, wir können alle Tage Hochzeit machen!"

„Haben Sie Kummer, Madame?" fragte Hortense die junge Frau theilnehmend. Die auffallende Blässe rechtfertigte diese Frage.

„Ich muß in diesen Tagen eine weite Reise antreten, mein Fräulein," entgegnete Claire, „der Abschied von meinen Freunden fällt mir

um so schwerer, da ich Paris noch in meinem Leben nicht verlassen habe und nun nach Italien und Deutschland! Ich verstehe wenig italienisch und gar nicht deutsch und meine Reise wird vielleicht sehr lange dauern!"

„Sie reisen doch nicht allein, Madame?"

„Oh nein, mein Fräulein, ich begleite meinen Gemahl. — Ach, ich werde mich sehr nach Paris und Saint-Cloud sehnen!"

„Nun," tröstete Hortense, „jede Reise hat ein Ende, und während derselben hilft man sich durch einen recht lebhaften Briefwechsel mit seinen Freunden!"

„Wir sprachen eben davon, Fräulein Hortense," nahm Riquette das Wort, „aber ein solcher Briefwechsel hat seine Schwierigkeiten, ich weiß gar nicht einmal, ob es im Auslande ordentliche Posten giebt!"

Hortense lächelte und wendete sich zu Claire, indem sie freundlich sagte: „Darf ich Ihnen ein Anerbieten machen, Madame?"

„Sie sind sehr freundlich, mein Fräulein!"

„Legen Sie um Ihre Briefe an diese kleine Tonne, Verzeihung! noch ein Couvert und schreiben Sie darauf: „Privatangelegenheit des ersten Consuls; zu Händen des Fräuleins Hortense von Beauharnais." Ich glaube Ihnen dafür bürgen zu können, daß so, in den meisten Fällen wenigstens, Ihre Briefe richtig bestellt werden. Und Sie, liebe Riquette, geben mir ebenfalls Ihre Briefe an Madame, ich werde dann dafür sorgen, daß sie nicht verloren gehen!"

Claire verneigte sich freundlich dankend, während Riquette ihren Dank wortreicher aussprach.

Da schlugen die Tambours im Hofe an, zwei, drei Mal, dann wirbelte der Fahnenmarsch, man hörte Carossen vorfahren. Hortense sprang auf: „Ich muß eilen," rief sie, „der erste Consul ist gekommen; leben Sie wohl, glückliche Reise, Madame, und freundliches Wiedersehen!"

Eilend entfernte sie sich, schob die runde Riquette, die sie begleiten wolle, mit sanftem Druck in's Zimmer zurück und schloß die Thür.



An unsere Leser.

Neun Monate erst sind verflossen, seitdem die „Berliner Revue“ begründet wurde, und schon hat sie Resultate gewonnen und — irren wir nicht ganz — sich aufrichtige und herzliche Freunde erworben. Durch die natürlichsten Gefühle ist es geboten, daß wir unseren Lesern gegenüber uns offen aussprechen, ihnen von unsern Erlebnissen erzählen; der bevorstehende Jahresschluß scheint hierzu der rechte Augenblick. —

Als der selige Ancillon der Welt verkündete: „Unsere Zeit habe keinen Beruf für die Gesetzgebung,“ war diese Offenbarung weder sonderlich tiefsinnig noch geistreich. Das Factum lag so klar zu Tage, das Reich der Experimental-, der Eintagsgesetzgebung nahm im Laufe der Zeit so riesige Dimensionen an, daß jene Wahrnehmung sich gewissermaßen von selbst aufdrängte. Dessenungeachtet ward die große Entdekkung bewundert und gefeiert, der große Troß des politischen und literarischen Janhagel zehrte daran, er reproducirte dieselbe in allen möglichen Formen, er freuete sich des Factums — er und mit ihm das neunzehnte Jahrhundert. Es waren doch grundgescheute Leute. Damit war indessen die Sache abgethan. — An eine Untersuchung der Ursachen, der Folgen dieser Thatsache und in wie weit sie Zeugniß gebe von dem so vollbackig ausposaunten Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts, daran dachte jener Janhagel nicht.

Einzelnen drängte sich aber sehr bald die Ueberzeugung auf: Nicht die Zeit an und für sich sei politisch unproductiv; es trage vielmehr der Liberalismus die Schuld der politischen Unfruchtbarkeit unseres Jahrhunderts, er habe vermöge der Allgewalt, mit der er die Geister beherrschte, das politische Denkvermögen fast ertödtet. Indem man tiefer eindrang in das Wesen des Liberalismus war auch der Beweis hierfür ohne Schwierigkeit zu führen.

Auf der Voraussetzung beruhend, jedes Partikelchen des großen Gesellschaftsorganismus habe ein für sich bestehendes Leben, es könne selbstständig behandelt und entwickelt werden, ohne Rücksicht auf den unlösbaren Zusammenhang mit dem großen Ganzen, dessen Bestandtheil es ist, von dem es Leben empfängt, durch dessen massenhaften Einfluß dessen Zustand, dessen Dasein bedingt wird, konnte der Liberalismus vermöge der Energie der Einseitigkeit nur im Zerstören Großes leisten. Er hat durch Beseitigung des Feudalstaats seine weltgeschichtliche Mission erfüllt. Er mußte überall Fiasco machen, sobald er zu einer aufbauenden, zu einer productiven, organisirenden Thätigkeit überging. Auch muß ihm die Anerkennung gezollt werden, daß solche Bestrebungen ihm gar nicht in den Sinn gekommen sind. Vielmehr beschränkte dessen ganze Schöpferkraft sich darauf, die atomisirte Gesellschaft durch äußeren Zwang, vermöge eines administrativen Mechanismus zusammenzuhalten, die Frei-

heit und die Gleichberechtigung der Staatsbürger durch Verfassungs-Artikel zu gewährleisten, sie gegen die überall supponirten Angriffe der Krone sicher zu stellen, derselben in der Volksvertretung, in der freien Presse, in dem unabhängigen Richterstande officielle Wächter zu bestellen ꝛc.

Die Wirkungen einer so geistvollen Staatskunst konnten nicht ausbleiben. Die Krone, welche in der christlichen Monarchie überall die Aufgabe hat, den Bürger zu schützen, die daher weder Neigung, noch ein Interesse dabei haben konnte, denselben in seiner Freiheit zu beschränken, oder seine Gleichberechtigung anzutasten — so weit diese überhaupt möglich — ward in ihrer Schützerkraft gelähmt. Gleichzeitig traten aber die Privatkräfte, die vormals durch organische Bande auf ihren natürlichen, mit den Interessen der Gesellschaft vereinbaren Wirkungskreis beschränkt waren, jetzt aber durch den Liberalismus entfesselt worden, in ungezügelter Thätigkeit und progressiv steigender Macht hervor. Das große Capital beutete die Erwerbskräfte der Bevölkerungsmassen aus, das Individuum that, was es wollte, so weit Justiz und Polizei nicht hinderlich wurden, es vermehrte sich vor Allem ohne Rücksicht auf Erwerb ꝛc., und schließlich traten dem erschrocknen, freiheitschwärmenden Politiker das Proletariat, die Lebensmittelfrage, die sociale Krankheit als drohendes Gespenst entgegen.

Wie aber der polnische Reichstag über die Geschäftsordnung oder dergleichen debattirte, während die Russen Praga stürmten, so unsere liberalen Doctrinäre, während jenes Gespenst immer bedrohlicher hervortrat und schließlich die Existenz der Gesellschaft in Frage stellte.

Der Ernst der Zeiten mußte die Ueberzeugung hervorrufen, daß der bisher verfolgte Weg unmittelbar in den Abgrund, zur Säbelherrschaft, zur socialen Revolution führen müsse. Es mußte ein letzter Versuch gemacht werden, um die Politik auf neue, zukunftreiche Bahnen hinzuleiten.

Zwar waren in der Bekämpfung des Liberalismus nicht unerhebliche Erfolge erzielt worden. Die conservativen Mitglieder gewannen in den Kammern immer mehr Terrain, die Neue Preußische Zeitung besonders hatte gegen die Organe des Liberalismus ruhmvolle Schlachten geschlagen, aber — die Negation des Liberalismus genügte nicht mehr.

Es gab nur einen Ausweg. Nicht mit Kammer-Majoritäten durften nachhaltige, fruchtbringende Erfolge verhofft werden. Mit den Waffen des Geistes, auf dem Gebiete der Wissenschaft mußte der Feind geschlagen werden, nicht allein dadurch, daß dessen Unproductivität, dessen Lebensunfähigkeit dargethan wurde, sondern zugleich dadurch, daß demselben die aufbauende, die schaffende Kraft der conservativen Politik entgegengestellt, daß diese aus der negirenden in die positive Stellung hinübergeführt wurde. Der dahin führende Weg war ohne Schwierigkeit zu erkennen. Man mußte überall die entgegengesetzte Richtung des-

jenigen Weges einschlagen, den der Liberalismus verfolgt hat. Man mußte den gesellschaftlichen Gesammt-Organismus, — die innerhalb des gesammten Staatsgebiets waltenden und wirkenden Kräfte, — das gesellschaftliche Massenleben, die ewigen Gesetze, auf denen dasselbe beruht, in Betracht ziehen, daraus die Stellung des Individuums, der Einzelwirthschaft rc. zur Gesellschaft folgern, während umgekehrt der Liberalismus aus dem individuellen Leben, aus der Einzelwirthschaft rc. die Doctrinen für die Behandlung des Massenlebens ableitet. Ferner mußte man an die Stelle der Abstraction die wissenschaftliche Empirie treten lassen — ein Weg, der auf dem Gebiete der Naturwissenschaft sich so überaus erfolgreich erwiesen. Endlich die Volkspolitik studiren, die in den vom Liberalismus unberührt gebliebenen Volksschichten fortlebenden Traditionen der conservativen Politik zusammenstellen, den Geist derselben zu erfassen suchen.

Lag hiernach die Möglichkeit einer aufbauenden, schaffenden und dadurch conservativen Politik vor, und zwar in einer Bestimmtheit, die den endlichen Erfolg zweifellos erscheinen ließ, so durfte nicht gefeiert, es mußte an's Werk gegangen werden.

Aus diesen Motiven, aus diesen Bestrebungen ist die „Berliner Revue" hervorgegangen.

Wie sie großen, entgegenstehenden Schwierigkeiten gegenüber ihre Aufgabe gelöset hat; ob sie vollen Grund zu der Erwartung bietet, daß sie dem großen Ziele näher treten, oder doch dazu Anregung und Beistand gewähren werde: dies zu beurtheilen müssen wir unsern Lesern anheimgeben.

Den Nachweis glauben wir überzeugend geführt zu haben, daß die auf liberalen Doctrinen beruhende Staatsbildung für die Dauer eine Unmöglichkeit ist. Die positiven Aufgaben der conservativen Politik zu entwickeln — so weit zu deren Begründung überhaupt Material vorliegt — mußten wir als unsere zweite Aufgabe betrachten, deren Lösung uns größtentheils noch obliegt.

Wie aber haben sich unsere Gegner, denen die Macht der Presse noch immer fast ausschließlich zu Gebote steht, unseren Bestrebungen, unseren schweren Angriffen gegenüber verhalten? Wie auf gemeinsame Verabredung haben sie das vollständigste Schweigen beobachtet; auch nicht einer derselben hat den Fehdehandschuh aufgehoben. Man schien uns todtschweigen zu wollen, gab sich wohl auch der Hoffnung hin, uns todtschweigen zu können. Ueber die von uns gewonnenen Resultate können sich aber unsere Gegner nicht ferner täuschen, und mit wahrem Berserker-Ungestüm fallen jetzt die in Liberalismus machenden Journale über uns her. Wir dürfen unseren Lesern die Details dieses interessanten Ereignisses nicht vorenthalten.

Die Wahlen zum Hause der Abgeordneten hatten für die conservative Partei einen überaus günstigen Erfolg gehabt. Gleichwohl lag

gerade darin eine ernste Gefahr für dieselbe. Vermöge der geringen Vertretung der Oppositions-Partei verlor auch das äußere Band an Stärke, welches die Mitglieder der Rechten bisher zusammengehalten hatte; — ein inneres Einigungsband erschien deshalb um so dringender geboten. Die uns angehörenden Mitglieder des Hauses der Abgeordneten glaubten dies durch Aufstellung eines gemeinsamen Programmes der Rechten erzielen zu können, in welchem die Grundzüge der den preußischen Verhältnissen entsprechenden conservativen Politik dargelegt würden. Der Entwurf zu einem derartigen Programm ward den Fractions-Vorständen und einigen andern Mitgliedern der Rechten vorgelegt, von diesen in seinen Grundzügen gebilligt, aus Nützlichkeitsrücksichten indessen die Aenderung des Titels und der Form beschlossen. Das Ganze enthielt eigentlich kaum etwas Neues. Beschränkung der Eheschließung, privilegirte Erbfolge in dem ländlichen Grundvermögen, Schuldentilgungs-Kassen, Decentralisation, Selfgovernment der Gemeinden, erweiterte Wirksamkeit der Kreis- und Provinzial-Vertretungen ꝛc. — Dinge, die dem conservativen Geiste seit Jahren geläufig sind, die aber freilich als organisch verbunden bisher nicht aufgewiesen worden. Es war um so dringender geboten, in diesem Sinne vorzugehen, als eben dadurch die Lösung der uns immer peinlicher berührenden Lebensmittel-Frage allein zu verhoffen ist. Die Volksvertretung und das Wahlgesetz wurden durch die Vorschläge nicht berührt, auch keinerlei Privilegien oder dergleichen als wünschenswerth bezeichnet.

Nun ließ sich zwar der bekannte Pistolenschuß nicht vernehmen, welcher in neuerer Zeit allen tragischen Ereignissen im Volksleben vorangeht, aber die Explosion ließ dennoch nicht auf sich warten. Durch eine besondere Fügung war ein Exemplar jenes Entwurfs in die Hände unserer Gegner gerathen, dessen Inhalt von hier aus bald allgemeine Verbreitung fand. Die Wirkung war theils entsetzlich, theils tragi-komisch. Wäre plötzlich einer der fünf Welttheile vom Erdboden verschwunden, das Zetergeschrei hätte nicht lauter ertönen können. Die in Liberalismus machenden Tagesblätter tischten ihren vor Schrecken gelähmten Lesern wahrhaft entsetzliche Geschichten auf. Die Rechte des Hauses der Abgeordneten habe nichts Geringeres im Sinne, als die directe Rückkehr in das pechschwarze Mittelalter; Despotismus, Pantheismus, Socialismus, Communismus standen, ihrer Angabe nach, gleichzeitig dicht vor der Thür; selbst der Ikarismus und die Inkas von Peru wurden zu Hülfe gerufen, um einige düstere Tinten in dem Schauergemälde zu liefern. Ein sonst ruhiges, aber sehr liberales Blatt zeigte sogar nicht übel Lust, auch noch den Staats-Anwalt um Beistand anzuflehen.

Diese Angriffe konnten uns nicht unberührt lassen, weil der Inhalt des Entwurfs zu dem Programm der Rechten den von uns bisher entwickelten Grundsätzen durchaus entspricht, wir die moralische Vaterschaft daher jedenfalls zu acceptiren haben.

Wir sind indessen gewohnt jede Erscheinung im öffentlichen Leben objectiv zu betrachten, und wollen unsern Lesern die Eindrücke nicht verhehlen, die ein so außerordentliches Gebahren unserer Gegner auf uns hervorgebracht hat.

Zuerst drängte sich die Frage auf: Wie muß die Phantasie eines leitartikelnden Politikers organisirt sein, die so heterogene Dinge, wie sie uns gleichzeitig Schuld gegeben werden, vereinbar erachten kann? Wir sind außer Stande gewesen, diese Frage zu beantworten. Aber wir wurden an den alten Spruch erinnert: Wer zu viel sagt, der sagt nichts. Ferner: Wie haben Reform Vorschläge, die seit Jahren vergebens angestrebt, auf deren Realisirung der schlichteste Conservative die Hoffnung einer besseren Zukunft bauet, den Herren von der liberalen Presse so unverständlich, so dämonisch erscheinen können? Diese Frage läßt sich zu unserm Bedauern nur dahin beantworten, daß diese Herren mit dem Zustande der Provinzen und insbesondere mit dem des Landbaues vollkommen unbekannt sind. Da sich die liberale Doctrin in allen Dingen in dem glücklichen Zustande der Zweifellosigkeit befindet, so hatten jene Herren auch keine Veranlassung, sich mit so untergeordneten Dingen speciell bekannt zu machen. Die Wahlen scheinen indessen darauf hinzudeuten, daß in der Auffassung der ländlichen und der großstädtischen Bevölkerung über das, was dem Lande Noth thut, einige nicht unerhebliche Gegensätze bestehen.

Aber auch damit ist die Maßlosigkeit nicht erklärt, die in der Erbitterung der liberalen Presse sich zu erkennen giebt. Wir fühlen uns versucht, daraus ein moralisches Leiden in dem Zustande unserer Gegner zu folgern. Die Furcht macht bekanntlich blind, und nur die Furcht läßt die blinde Maßlosigkeit unserer Gegner erklärlich erscheinen. Nicht die Furcht, daß dem Volke oder dem Vaterlande ein so entsetzliches Unheil widerfahren könne — denn die wenigen Motive, welche man gegen uns anführt, sind überall aus der Doctrin abgeleitet — sondern das Vorgefühl des nahe bevorstehenden Unterganges der liberalen Doctrin mit allen ihren Herrlichkeiten, das Vorgefühl, daß das Tummeln der liberalen Paradegäule, das Einzige, worauf sich ihre Wortführer verstehen, dann den Lesern nicht mehr munden werde; daß neue Bahnen gebrochen, andere Studien begonnen werden müssen, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Ohne diese Furcht und die daraus hervorgehende Verblendung würden — und wir setzen dies zuversichtlich voraus — die Vertreter der liberalen Presse Anstand genommen haben, Bestrebungen zu verdächtigen, die keinen anderen Zweck haben, als das Vaterland im Wege der friedlichen, gesetzlichen Reform vor jenem Unheil zu bewahren, das der an dem Mark der Gesellschaft nagende Liberalismus noch überall im Gefolge gehabt hat — von der Säbelherrschaft und schließlich von der socialen Revolution. Wahrlich, nicht das ruhmloseste Blatt in der preußischen Geschichte würde es sein, wenn es gelänge, uns

vor Staatsstreichen zu bewahren, die zur Rettung der Gesellschaft noch überall nothwendig geworden sind, wo man die rechtzeitige Rückkehr zur conservativen Politik verabsäumte.

Wenngleich das Schriftstück, das unsere Gegner zum Gegenstande einer ungemessenen Polemik machen, für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt war und keinen anderen Zweck hatte, als der Berathung und Beschlußnahme politischer Freunde zum Anhalt zu dienen, eine Verständigung unter denselben herbeizuführen, so wollen wir nichts desto weniger für den ganzen Inhalt jenes Schriftstückes einstehen. Aber nur auf einen Kampf, der mit Gründen geführt wird, wollen wir uns einlassen, mit Gründen, die aus den Bedürfnissen des Volkes, aus dem Wohl des Staats, aus der Erfahrung, aus den ewigen Gesetzen der Gesellschaft hergeleitet sind. Unsere Gegner selbst müssen einen offenen, ehrlichen, mit den Waffen des Geistes geführten, Kampf wünschen, weil er allein ihnen Aussicht auf Sieg verleihen kann, den sie für jetzt durch Majoritäten nicht zu verhoffen haben, — weil ein derartiger Kampf zur Erkenntniß der Wahrheit führen muß, die der alleinige Zweck desselben sein darf.

Wie wir das Schweigen unserer Gegner genutzt haben, werden wir in der Folge ihr Reden, selbst ihr Toben und Rasen zu nutzen versuchen, — mit Gottes Hülfe zu nutzen verstehen.

Doch wir sind unbewußt mit unseren Gegnern aneinander gerathen, während es unsere Absicht war, mit unseren Lesern uns zu besprechen. Diese mögen uns entschuldigen, wenn wir sie solcher Art zu Zeugen unserer Fehden und Mühen berufen haben. Wir glauben aber nachträglich nichts ändern zu dürfen, weil so in einfacher Weise unseren Freunden Gelegenheit geboten wird, sich in unsere Stellung zu versetzen, sich ein Urtheil über uns und unsere Gegner zu bilden.

Das Herbergswesen der Handwerksgesellen.

Der deutsche Handwerker muß wieder der kernhafte Theil des Bürgerthums werden — jetzt ragt er als eine Ruine des alten Bürgerthums in die moderne bürgerliche Welt. Die nivellirenden und negirenden Doctrinen verkümmerten dem Bürgerthum freilich selbst seine natürliche Bestimmung und Grundlage, eine wahre, reiche und allseitige Nationalcultur zu erwirken und zu erarbeiten, zu erhalten und zu mehren. Die wahre Bürgertugend des Mittelalters, in der nothwendigen Beschränkung seiner socialen Existenz sich stolz zu fühlen, die Standesehre ist dem Bürgerthume genommen, seit die Bewegungsmänner des vorigen Jahrhunderts das brillirende Schlagwort „allgemei-

nes Bürgerthum", „Staatsbürgerthum", als das Höchste, ja das Einzige, wonach man streben solle, erfanden. Zum „Bürger", citoyen, mußte ein König von Frankreich herabsteigen — Jeder war „Bürger", und während Alle Bürger waren, hörten Jene, die es wirklich waren, auf, es zu sein.

In Familien aber und in Ständen hat das Volk seine Natur und seine Geschichte. Das Verhältniß zwischen Familien und Ständen ist so innig, daß die unreinen Verhältnisse des einen die Verhältnisse des andern irre machen. Zur Zeit des alten, kräftigen Bürgerthums wohnte der Bürger mit Frau, Kindern und seinen Gesellen in einer Familie zusammen; in dem alten Bürgerhause mit dem spitzen Giebel und dem festen Eichenthor (wie es in der an ächt deutschem bürgerlichen Wesen reichsten Stadt Nürnberg noch erhalten, in deren Blüthezeit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts Kunst und Handwerk zu einem gemeinsamen Begriff verschmolzen,) war für den Bedarf des Meisters, seiner Familie und seiner Werkstatt Alles zweckmäßig und wohnlich eingerichtet. Der Geist der Vereinigung, welcher die Familie hier in ihrem Innern zu einem Ganzen abschloß und lebenskräftig erhielt, vereinte die Meister eines oder mehrerer ähnlicher Gewerke zu einer Innung, die Kaufherren zu ihrer Gilde, und Alle zusammen zu einem wohlgegliederten Ganzen als Bürgerschaft. Diese Organisation im einheitlichen Zusammenhalten des in sich Abgeschlossenen hatte nicht nur inneres und äußeres Leben, sie belebte auch. Jetzt steht jener großen Vergangenheit eine kleine, armselige Gegenwart gegenüber. Das Innere des Hauses ist nicht mehr des Hausherrn alte Burg — er hat sich in ein bescheidenes Stockwerk, oder gar ins Erdgeschoß — in den „Keller" — zurückgezogen, der übrige Hausraum ist vermiethet. Die Gesellen, um an Raum zu gewinnen und keine Unbequemlichkeit oder Unannehmlichkeit durch sie zu haben, sind sich selbst überlassen und auf Kostgeld gesetzt. Das alte Familienleben hat aufgehört. Wie im kleinen Kreise, so im größeren; in freier Concurrenz soll Jeder suchen seine Waare möglichst wohlfeil und das Auge bestechend herzustellen; an Stelle der alten Gilden und Kaufherren sind Börsen und Bank-Vereine getreten, in denen nach dem momentanen Vortheil und Glücksspiele immer neue Firmen mit einander wechseln; die Industrie macht „Fortschritte" und beschaut sich nun im selbstgefälligen Rückblick auf die „arme Vorzeit" in den reichen „Industrie-Ausstellungen".

So sind denn nicht mehr die großen sittlichen Gemeinschaften, sondern nur die atomistischen Einzel-Interessen die bewegende Macht der socialen Entwickelung geworden. Die Meinung hat sich breit gemacht, daß das auf sich selbst gestellte Subject das allein berechtigte sei. Dieser Subjectivismus ist in religiöser Beziehung als Rationalismus, in politischer als Liberalismus und Radicalismus

zu Tage gekommen, er hat eben hauptsächlich die volksgesellschaftlichen Organisationen zersetzt. Durch derartige selbstgefällige und doch ungenügende Vereinzelung ist die organische Gliederung der Gesellschaft unserem Volke immer mehr abhanden gekommen, ja die Grundlagen der modernen Gesellschaft sind tief erschüttert. Die Strebepfeiler, welche sie ersetzen sollten, sind auch bereits geborsten, weite Risse klaffen durch das Gemäuer, über die herumliegenden Trümmer wogt eine trübe Fluth, wie beim Einsturz der Berge, wenn die Wässer der Tiefe sich lösen und aus ihrem Innern hervorbrechen. Schon mancherlei Cement ward hineingeworfen, daß die Fluth sich kläre und einen festen Grund in der Tiefe absetze, um ein neues festes Gebäude darauf zu bauen. Die gährende Masse will noch nicht gerinnen. Soll der Staat nicht in fortwährender Fluctuation erhalten werden, so daß der Zerstörungs-Prozeß unaufhaltsam fortschreitet bis zur Auflösung der gesammten Volks-Gesellschaft, so muß wieder organisirt werden. Hirsch hat in einer vortrefflichen kleinen Schrift *) „schon hervorgehoben, daß die ungemeine, den früheren Zeiten ungeahnte Mannichfaltigkeit des gewerblichen Lebens in unseren Tagen die Organisation wie „auf der einen Seite dringend fordert, so auf der andern auch erleichtert." Dieser Organisation muß die christliche und sittliche Auffassung des bürgerlichen Berufs zum Grunde liegen. Denn die Stärke einer Gesellschaft liegt wesentlich in der Treue gegen das Gesetz und der Kraft ihrer Sittlichkeit.

Von solchen Grundsätzen ist auch der Verfasser einer unter dem Titel:

Das Herbergswesen der Handwerks-Gesellen, von Clemens Theodor **Perthes**, ordentlichem Professor der Rechte zu Bonn. Gotha, Verlag von F. A. Perthes. 1848. 8. S. 86.

erschienenen kleinen Schrift lebhaft durchdrungen. Es gilt ihm die Reformation und Reorganisation der Gesellschaft an einem freilich dem äußeren Range nach untergeordneten, aber der Zahl nach beträchtlichen, aus beiden Gesichtspunkten eben der Hülfe um so dringender bedürftigen Theile derselben zu vollziehen. — 446,000 Handwerks-Gesellen und Lehrjungen arbeiten allein in Preußen Jahr aus Jahr ein bei 552,000 Meistern: eine Million, das ist beinahe der achte Theil der gesammten männlichen Bevölkerung, gehört mithin in Preußen dem Handwerkerstande an. Auf eine wunde Stelle des deutschen Handwerker-Lebens, deren Heilung noch möglich ist, will der Verfasser die Blicke lenken. Er löst die gewählte Aufgabe mit einer liebevollen Hingebung, welche wirklich Werke hat, und mit gründlicher, auch auf statistischer Basis gewonnener Sachkenntniß nicht nur des augenblicklichen unglücklichen Thatbestandes, sondern auch der Mittel zur Besserung. Wenig-

*) Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft, vornehmlich in Deutschland. Berlin, 1854. S. 88.

stens kann Referent, welcher durch seine amtliche Stellung veranlaßt gewesen, dem Herbergswesen in einer größeren Stadt eine genauere Aufmerksamkeit zuzuwenden, aus praktischer Erfahrung bezeugen, daß die Schilderung der Gegenwart selbst in den anscheinend zu grellen Angaben durchaus thatsächlich getreu ist, und daß die Rathschläge für die Zukunft sich als zum rechten Ziele führend bewähren dürften.

Folgen wir dem Verfasser in den Einzelheiten. Er schildert zunächst (S. 1—17) die Zerfahrenheit des deutschen Handwerkerstandes, die immer größer werdende Lockerung des lebendigen genossenschaftlichen Zusammenhangs zwischen Meister, Gesellen und Lehrburschen in Folge der modernen Entwickelung der Industrie, die Hervorbildung eines selbstständigen Gesellenstandes, der nicht mehr wie früher den Uebergang zum Meisterstande bildet. „Von Jahr zu Jahr tritt nicht allein die Handwerksgenossenschaft, sondern auch der einzelne Meister dem Lehrjungen und Gesellen ferner und fremder; immer häufiger wird aus dem Meister ein bloßer Lehrer und Arbeitgeber, der von Erziehung zum Handwerkssinn und zur Handwerksehre nichts weiß und nichts wissen kann.“ (S. 10.) „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das lockere Verhältniß der Lehrjungen zum Handwerk von Jahr zu Jahr nothwendiger machen, daß die Pflege, welche das Handwerk nicht mehr und noch nicht wieder für seinen jungen Nachwuchs übt und ausreichend jetzt nicht üben kann, von denen übernommen wird, die ein Herz für die Jungen haben.“ (S. 13.) „Weit schneller noch wie für die Lehrjungen geht die Loslösung vom Handwerk für die Gesellen vor sich; in die Familie des Meisters kommt der Geselle nie, von dem Hause des Meisters ist ihm nichts bekannt als die Werkstätte. Dem Meister ist er nichts schuldig als Arbeit, er erhält von diesem nur Geld.“ (S. 15.) „Das Wirthshaus ist ihm geworden, was ihm früher in der Heimath das Vaterhaus, in der Fremde das Meisterhaus war. Die Bedeutung, welche drs Wirthshaus durch die Zersetzung des Handwerks für das Gesellenleben gewonnen hat, wird bis in das Unberechenbare dadurch gesteigert, daß es den Wandergesellen, so lange sie auf der Wanderschaft sind, einziger Aufenthalt ist und der Natur der Sache nach sein muß.“ (S. 17.) „Die ganze Jugend des Handwerkerstandes wandert (im Jahre 1843 kamen zu Berlin 26,122 Gesellen an und 29,582 gingen wieder ab). Aber das Wanderleben hat seine große Gefahr; es ist ein Boden, auf welchem Uebel aller Art wachsen und wuchern, auch ohne daß der Saame des Bösen von Außen herbeigebracht wäre; roh und ungeschlachtet tritt der Natur der Sache nach die Sünde in diesen Kreisen auf, verdirbt den künftigen Meisterstand schon im Werden und bedroht die Nation in ihrem sittlichen Leben.“ (S. 22.)

Die Wandergesellen sind gerade durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensweise der dreifachen Gefahr ausgesetzt, eine bettelhafte Gesinnung, die Leidenschaft des Branntweintrinkens und einen unsteten neuerungs-

süchtigen Sinn sich anzueignen. (S. 24—32.) „Hand in Hand mit der politischen war namentlich seit 1840 die religiöse Verwilderung gegangen; die Frechheit freilich und der wilde Hohn, der 1848 auch in Deutschland mit satanischer Lust zu Tage kam, gehört heute zu den Seltenheiten, aber religiöser Stumpfsinn bildet die Regel." Fügen wir dieser Ansicht des Verfassers die Thatsache hinzu, daß eben unter der Jugend des Handwerkerstandes ausweis neuerer Untersuchungs-Resultate nicht nur die verderblichen Grundsätze des Socialismus, sondern geradezu die gottesläugnerische Behauptung verbreitet war, „es gebe keinen Gott außer dem Geiste des Menschen, und alle Sehnsucht, welche über die Schranken dieses unbefriedigenden vergänglichen Daseins hinausgehe, sei eine Täuschung."

Nach des Verfassers Meinung (S. 34.) unterliegt es keinem Zweifel, daß das Wandern in seiner heutigen Entartung nicht nur ein sittenloses und revolutionäres, sondern auch ein gottloses Handwerksgeschlecht in Deutschland groß ziehen helfe. Hier glauben wir aber doch auch auf die günstige Seite der Wanderfahrt hinweisen zu müssen, welche Riehl treffend die „Universitäts Jahre des Handwerkers" genannt hat *). Eines Theils verhindert das Wandern, daß die Handwerkscultur nicht örtlich versumpft oder zurückbleibt, andern Theils macht es eben allein den allseitigen Austausch der gewerblichen Fortschritte und Weiterentwickelung des Kunstfleißes möglich. Diese ächt deutsche Einrichtung wird daher, wie der Verfasser (S. 34.) zugiebt, Handwerksgebrauch und Nothwendigkeit in Deutschland auch künftig bleiben, und die Aufgabe unserer Zeit kann nur sein, ihm den Stachel des Bösen zu nehmen, so viel es möglich ist. Die einzelnen wandernden Gesellen sind, nach des Verfassers gewiß richtigem Ausspruch, nur in dem Maaße gegen die Gefahren des Wanderns gesichert, und werden nur in dem Maaße Reformatoren des Wanderlebens werden, als sie bei dem Hinaustreten in die Welt christlichen Glauben und christlichen Sinn mit sich nehmen. Den Glauben im Kinde und Lehrling wecken, pflegen und großziehen zu helfen und den jungen Gesellen dadurch in sicherster Begleitung hinauszusenden auf die Wanderschaft, haben Haus und Kirche, Lehrer und Meister den Beruf; aber ist der Geselle auf der Wanderschaft, so ist er, wie jetzt die Sachen liegen, so lange er wandert, dem Hause und der Kirche, dem Lehrer und dem Meister völlig aus der Hand, und an die

*) Einen literarischen Vortheil des Wanderns können wir nur als Anmerkung kurz erwähnen: Die Handwerksburschen haben vornehmlich die Gesänge der Landsknechte, Jäger, Hirten und Bergleute, so wie ihre eigenen durch die Länder getragen. Was hier alt und beinahe verklungen war, tönte dort neu; und kam es wieder in die alte Heimath zurück, so war es wie ein aufgestandener Phönix, um so lieber begrüßt, als sich die Alten darauf als auf einen früheren, nur etwas veränderten Landsmann besannen. Es sind eben jene Lieder voll ewiger Jugend, die, Wort und Ton aus einem Guß, keinen Verfasser als Herrn erkennen, sondern sich modeln nach Gegend und Gelegenheit. So darf man behaupten, das alte Handwerksburschenleben hat uns manche Lieder eingebracht, welche als Gold in unserer Volkspoesie glänzen.

Stellen, von dem Allen ist die Herberge getreten. Es giebt heute keine andere Handhabe, auf die Wandergesellen zu wirken und das Wandern zu reformiren, als die Herberge.

„Die Herberge ist eine Macht geworden, welche das Leben der Gesellen und durch die Gesellen das Leben des künftigen Meisters beherrscht. Der Arbeitsgeselle wie der Wandergeselle empfängt die geistigen Eindrücke, die er überhaupt empfängt, fast ausschließlich durch die Herberge, und andererseits wird die Herberge zu dem, was sie ist, auch wieder fast ausschließlich durch die Gesellen, die in sie einkehren." (S. 37.)

„Im Großen und Ganzen sind nun aber die gegenwärtigen Herbergen Stätten, in welchen die Sünde gepflanzt, verbreitet und vertieft wird, und die Herbergsväter sind Speculanten auf die Sünde und die Liederlichkeit ihrer Gäste." (S. 39.) „Daß das auch anders sein kann, wird in Tyrol an den Wirthen und Wirthshäusern vieler kleinen und großen Orte anschaulich: sie sind der Mittelpunkt für Alles was gut katholisch und gut tyrolisch ist. Was der Wirth in Tyrol für Oesterreich und die katholische Kirche ist, müßten die Herbergsväter in Preußen oder Sachsen doch auch für Preußen oder Sachsen und für den Protestantismus sein können; aber heute sind sie es nicht, und damit sie es werden, muß die Macht des Herbergslebens aus einer gewaltigen Macht des Bösen in eine Macht des Guten umgewandelt werden, die auch eine gewaltige sein kann." (S. 40.)

Doch wer soll hier helfen? Der Handwerkerstand selbst hat, wie wir Eingangs gezeigt, zu sehr alles Standesbewußtsein, alle Macht über seine eigenen Glieder, und damit alle Kraft, als Stand zu handeln, verloren, als daß er dieses Werk in die Hand nehmen könnte, auch wenn er die sitlichen Kräfte dazu aufzuweisen vermöchte. Das Naturgemäße wäre es sonst freilich wohl, wie unser Verfasser (S. 44) bemerkt, daß die Herbergen wie andere Handwerksanstalten aus dem Handwerke selbst herauswüchsen. Sollen sie also überhaupt erstehen, so muß der Anstoß von anderer Seite kommen. Um das Ziel erreichen zu helfen, wird sehr wesentliche Aufgaben die Obrigkeit, insbesondere die örtliche Obrigkeit zu lösen haben. Sie darf einem sittlich, politisch, oder kirchlich anrüchigen Manne nie die Erlaubniß zur Eröffnung einer Herberge ertheilen; ein Wirth, welcher Gesellen beherbergen will, darf nie die Concession zum Branntweinschenken erhalten; ein Herbergsvater darf unter keinen Umständen mehr wie einen Gesellen in ein Bett legen. Hazardspiele, schmutzige Lieder, lästerliche Reden werden fern gehalten. Schlechten Herbergsvätern wird die Concession entzogen, verhältnißmäßig gute werden begünstigt.

„Böses in den Herbergen zurückdrängen kann die Obrigkeit jedenfalls in großem Umfange, aber gute Herbergen schaffen kann sie nicht, denn die Herberge muß, um gut zu sein, eine christliche Herberge sein, und weniger noch wie einen einzelnen Menschen vermag

die politische Gewalt eine Anstalt zu einer christlichen zu machen." (S. 43.) „Die christlichen Herbergen sollen wirkliche Herbergen, das heißt, Wirthshäuser für alle wandernden Gesellen ausschließlich sein." (S. 46.) „Nur wenn die Herberge als Wirthshaus vorzüglich gut ist, wird ihr der christliche Charakter nicht schaden." (S. 48.)

„Freundlich muß das Haus sein und so, daß es reinlich gehalten werden kann; aber die Gesellen sollen und dürfen durch die Einrichtungen der Herberge nicht mit neuen Bedürfnissen bekannt gemacht, nicht an ihnen fremde Bequemlichkeiten gewöhnt und dadurch für die Gefahr unserer Zeit, hinaus zu wollen über die eigenen Verhältnisse, noch empfänglicher gemacht werden, wie sie es schon außerdem sind." (S. 51.) „Die christliche Herberge darf und kann keine Einrichtungen haben, welche mit dem Wirthshauscharakter im Widerspruch stehen, oder die auf der Voraussetzung ruhen, daß die Einkehrenden gläubige Christen sind. Nicht allein das dem Wirthshauscharakter der Herberge Angemessene, nicht allein das Kluge und Zweckgemäße, sondern auch das Weise, Wahre und Christliche ist es, Einkehr und Aufenthalt in der Herberge nicht abhängig zu machen von der Theilnahme an den Gottesdiensten, an den Bibel- und Erbauungsstunden, an Morgen- oder Abend-Andachten des Hauses." (S. 62.) „Das Evangelium reicht aber für die Herberge nicht aus, sie bedarf des Gesetzes. Wer sich der Zucht nicht fügt, wird aus dem Hause entfernt; geht er nicht in Güte, so hat ohne langes Zaudern Gewalt nachzuhelfen." (S. 64.)

„Die positiv-christliche Einwirkung darf in der Herberge nicht fehlen; aber diese Einwirkung kann ihrem Wesen nach nicht im Gebot und Verbot bestehen, kann überhaupt nicht gesetzlicher Natur sein. Vor Allem fällt sie dem Hausvater anheim." (S. 66.) „Was der Hausvater ist, wird auch die Herberge werden; seine Persönlichkeit entscheidet über das gesunde innere und äußere Gedeihen derselben." (S. 68.)

„Der Hausvater soll Wirth sein und zwar Wirth für Handwerksgesellen; kennt er diese Art der Wirthschaft nicht, so wird es den Gästen bald hier bald dort fehlen. Damit das Haus nicht der Hausmutter entbehre, muß er eine Frau haben, und seine Frau muß die rechte Frau für eine solche Stellung sein. Gedeihen und Wirksamkeit der Herberge hängt wenigstens eben so viel von der Hausmutter ab wie von dem Hausvater" (S. 70.) „Einer muß die Pflege über die Herberge üben, denn der Hausvater, der Tag für Tag in dem Durcheinander des Wirthshauslebens steht, bedarf eines Halts und Rückhalts außerhalb desselben. Der Pfleger muß ein Mann sein, der die innern und äußern Seiten des Lebensverhältnisses kennt, um welches es sich hier handelt, ein Mann, der geistige Autorität hat und Sinn für die dem Hausvater nöthige Freiheit und Selbstständigkeit." (S. 73.) „Zweckdienlich wird sein, dem Hausvater eine Instruction zu geben, nach welcher er sein Amt zu führen hat; nur für ihn, nicht für die Gesellen, ist sie bestimmt, nur

ihm wird sie bekannt.“ (S. 75.) „Der Herbergsvater muß wo möglich selbst hindurchgegangen sein durch die Schule der Wanderjahre, ja neben seiner Herbergsthätigkeit soll er in den freien Stunden als Meister ein Handwerk betreiben, selbst mit Gesellen arbeiten und so in jeder Weise den Wanderburschen nahe gerückt sein. Eine solche Persönlichkeit zu finden, ist nicht leicht, und man soll deshalb daran denken, sie zu bilden und zu erziehen, wie man Diaconissinnen für Armen- und Krankenhäuser gebildet hat.“ (S. 75 bis 78.)

„Die Schwierigkeiten, welche einer Regeneration des Herbergslebens entgegenstehen, sind groß, und sie an einem einzelnen Orte zu besiegen, ist nicht leicht, aber äußere Erfolge sind wenigstens insoweit zu erreichen, daß die inneren möglich werden; das hat die „neue Herberge zur Heimath“ in Bonn erfahren. Sie wurde von dem Bonner Verein für innere Mission im Wesentlichen nach den oben angeführten Grundsätzen gegründet und am 21. Mai 1854 in einem neuerbauten Hause eröffnet.“ „Viele Mißgriffe sind bei Erbauung und Einrichtung dieser Herberge gemacht, Vieles ist bei Leitung und Führung derselben versehen; aber es ist doch ein erster Anfang versucht, welcher auch durch seine kleinen Erfolge die volle Gewißheit verschafft, daß eine Erneuerung des Herbergswesens durch Anlegung christlicher Herbergen möglich ist.“ (S. 79 bis 86.)

Mit dem Wunsche, daß man auch an anderen Orten dem Beispiele folgen und sich die Erfahrungen der Bonner Herberge zu Nutze machen möge, empfehlen wir das Büchlein zur Lectüre und Beachtung Allen denen, welche, weil sie ein Herz für die Leiden unseres Volkes haben, im Stande sind, an der guten Sache mitzuarbeiten. Wem es Ernst ist um eine selbstständigere, reinere und freiere Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, als der durch das Recht geschützten, durch Eigenthum und Familie dauernd erhaltenen Ordnung der Gemeinschaft, der muß durchdrungen sein von dem Bewußtsein des tiefen inneren Zusammenhanges, in welchem alle Erscheinungen unserer Zeit unter einander, in welchem die politischen und socialen Bewegungen mit den Grundrichtungen des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens stehen. Täuschen wir uns nicht: ein Kampf in der Gesellschaft ist bei Weitem ernster und gefährlicher, als jede politische Bewegung, deren gewaltigster Hebel eben die Gesellschaft selbst ist durch ihren Umfang und Inhalt. In der richtigen Erkenntniß der Gesellschaft muß man wesentlich die Erkenntniß der gewaltsamen Erschütterungen und die Lösung der so unendlich tief greifenden Fragen suchen, die unserem Zeitalter zur Last und Sühne auferlegt sind.

Freilich werden die durch freie Vereine geschaffenen Einrichtungen den Mangel der natürlichen, geschichtlich erwachsenen Organismen weder ersetzen, noch deren Aufgabe erfüllen können. Aber der feste Bau unserer einstmals so ehrenfesten Zünfte ist allmählich morsch geworden und

endlich zusammengebrochen; es wird noch lange Zeit dauern, ehe das Handwerk aus dem chaotischen Gewirre der modernen Industrie sich zu festen Organismen wieder emporgearbeitet und dadurch neue Kraft gewonnen hat, seine eigenen Söhne zu erziehen. Zunächst muß das Handwerk selbst die Freude an dem Berufe und die Ehre im Stande sich wieder erarbeiten; in der Beschränkung eben muß es seine Freiheit und das gebührende Verdienst zu erwerben suchen. Bis zu diesem günstigen Zeitpunkte ist Jeder aus der Gesellschaft verpflichtet, ein Theil Arbeit mit zu übernehmen, der im Stande ist, zu helfen. Daher sollten auch vorzugsweise diejenigen Glieder des Handwerkerstandes, welche durch die neuere Entwickelung der Industrie zu Reichthum und Ansehen vor der Welt gelangt sind, sich, weil sie helfen können, auch innerlich zur kräftigen Wirksamkeit für diejenigen berufen fühlen, welche sie als Standesgenossen vielleicht nicht mehr ansehen, die sie aber als Berufsgenossen immerhin werden anerkennen müssen. Mögen namentlich Anfangs auch verhältnißmäßig nur Wenige aus der großen Masse des Handwerkerstandes zu ihrer und der Gesellschaft Ehre gewonnen werden — immerhin werden auch diese Wenigen zu der künftigen gedeihlichen Entwickelung ihres Standes beitragen.



Der Erwerb

aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert, Doctor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doctorwürde, Geheimrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München. Erlangen, 1855. Verlag von J. J. Palm und E. Enke.

Bei Gelegenheit der Selbstbiographie des Dr. Hannibal Fischer stellte ich als Princip auf: conservative Schriftsteller, wenn sie talent- und geist-los sind, dürfen von der Kritik nicht verschont werden bloß um ihrer religiösen oder politischen Ueberzeugung willen, denn solches schadet zunächst der Kritik, in weiterer Folge aber auch der Partei. Der Kritiker darf sich nicht durch schwächliche Gutmüthigkeit verleiten lassen, einen ehrenfesten alten christlichen Gelehrten, wie der Verfasser dieser Schrift es ist, blos darum, weil er ein braver Mann ist, auch als Schriftsteller anzuerkennen. Dies Princip dürfte seine Probe zu bestehen haben bei Beurtheilung des vorliegenden Werkes. Hier liegt eine Selbstlebensbeschreibung vor, von der bisher drei starke Octavbände erschienen sind und welche mit noch mehreren droht. Der Inhalt ist kein anderer, als daß der Verfasser alterschwach ist, an Gespenster glaubt

und nie das Mindeste erlebt hat, was sich des Erzählens verlohnte. Die Lebensgeschichte ist nur insofern von einigem Interesse, als sie die Möglichkeit zeigt, wie Gottes Gnade einen vollständig beschränkten, dabei aber gründlich gutmüthigen und Gott ergebenen Mann nicht blos erhalten, sondern auch zuletzt glücklich und Doctor und Geheimerath werden zu lassen vermag. Insofern steht sogar Schubert ganz einzig da, als Gott in seinem Lebenslauf wirklich ein fortlaufendes, immer noch existirendes, Wunder vollbracht hat: denn daß ein geistig so beschaffener Mann eine solche Karrière macht — das ist kein geringeres Wunder wie die Versetzung von Bergen. So faßt er die Sache auch selber auf. Schubert hat, wie er uns erzählt, eine Menge von verkehrten Streichen begangen; es ist aber keiner darunter, der irgend welche besondere geistige Befähigung ankündigte: weder Muth, noch Gewandtheit, noch Hingebung, lediglich Beschränktheit leuchtet aus Schubert's Verirrungen hervor. Er heirathet aus Mangel an Urtheil und an Willenskraft ein Frauenzimmer, welches den stereotypen Titel „Theure Henriette" führt und sonst keine Eigenschaften besitzt, als daß es erstens kein Vermögen, zweitens nie einen gescheidten Einfall gehabt hat und drittens mit Schubert, der bei seiner Hochzeit noch Student war, durch das ganze Sachsenland zu Fuß gewandert ist. Seiner wissenschaftlichen Richtung nach ist Schubert ein Anhänger Schelling's, und Schelliug ist es, der denn auch Schubert's Fortkommen in der Welt ermöglicht hat. Schubert, der ursprünglich Medicin studirte, ist ein sogenannter Naturphilosoph, und das Eigenthümliche seiner Richtung besteht darin, daß er den Hexen-, Geister-, Ritter- und Räuber-Glauben wieder zu mittelalterlichen Ehren bringen möchte. Dies unternimmt er mit einer Naivetät, die wirklich über alle Bäume hinausgeht. Im ersten Bande seiner Selbstbiographie, betitelt: „Jugendgeschichte", ist ein Capitel „Das Ferngesicht der Seele" überschrieben, worin er im Tone einer alternden Kinderwartfrau die krassesten Gespenstergeschichten als wahr und verbürgt auftischt. Er hebt also an:

„Ich habe schon oben von meiner Großmutter väterlicher Seite gesprochen, und von dem, was sie an meinem Vater, so wie mittelbar durch diesen auch an uns, ihren Enkeln, gethan hat. Einmal war es meiner Großmutter im Traume, als ob ein ernster Mann im priesterlichen Gewande vor ihr stünde. Dieser fragte, warum sie ihren Sohn vom Studiren abhalten wollte, ob sie nicht wisse, welche Sünde das sei. Er ermahnte sie, die Vorrede zu Dr. Luther's kleinem Katechismus zu lesen rc. rc."

Ferner:

„Während mein Vater noch Hofmeister bei den gräflichen Kindern in Rochsburg war und nicht anders wußte, als daß die Seinigen, daheim in Schwarzenberg, alle vollkommen gesund seien, hörte er auf einmal an einem Morgen in seine Träume hinein die wohlbekannte, liebe

Stimme seiner Mutter, die ihm laut zuruft: „Christian Gottlob, wenn Du mich noch einmal sehen willst, so komm gleich nach Hause.“ — Derselbe Zuruf wiederholt sich nach Schubert's Erzählung, seitdem Christian Gottlob wieder eingeschlafen, mehrmals; endlich bleibt er wach und: „Sieht seine Mutter leibhaft (sic) vor sich an seinem Bette stehen. Diese reicht ihm die Hand und spricht: „Christian Gottlob, lebe wohl und Gott segne Dich, Du wirst mich nun auf Erden nicht mehr sehen . .“ Eben so schnell als sie gekommen, war die Erscheinung verschwunden.“

Ferner:

„Einstmals im Winter herrschte an unserem Orte ein sehr bösartiges Scharlachfieber, das viele Kinder dahinraffte. Da erwacht einmal des Nachts meine Schwester von einem eigenthümlichen Geräusche, das, wie ihr däuchtet (sic), aus dem Nebenzimmer kommt. Sie meint, es sei die Magd, welche den Ofen heizt, steht leise auf und tritt hinein in's Zimmer, da war aber Niemand, und an der Uhr bemerkte sie, daß es nur wenige Stunden über Mitternacht sei. Sie geht wieder hinein in die Kammer, und als sie mit dem Lichte an ihres Kindes Bette vorbeigeht, findet sie dieses wach mit offenen Augen. Eben, so sagt die Kleine ganz laut, war Stadtschreibers Linchen bei mir und sagte, ich solle zum lieben Gott kommen. Am Abend brach das Fieber mit Heftigkeit aus: in wenig Tagen ging das Traumgesicht der Kleinen in Erfüllung.“

Daran schließt sich folgende Fabel:

„Ich (d. h. Schubert, keineswegs der Kritiker) hatte, als ich angehender practischer Arzt in Altenburg war, die Hoffnung, daß ich in Jena Privatdocent werden könne. Da träumte mir, ich befände mich mit Doctor Burkhardt und einer Freundin von uns, beide aus Jena, in einem mir unbekannten Zimmer, wo mir Burkhardt mit einleuchtenden Gründen die Möglichkeit der Erfüllung meines Wunsches ganz zweifelhaft machte. Der Traum war mir und meiner Frau, während der Geschäftigkeit des Tages, ganz aus dem Sinne gekommen, da traten am Abend, als wir so eben Licht angezündet hatten, die Beiden, die ich im Traume gesehen, in's Zimmer . . . . baten uns, in das benachbarte Gasthaus zu kommen, wo sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, und hier, in einem von mir sonst noch nie als nur in meinem Traume gesehenen Zimmer, kündigte mir Burkhardt dasselbe Endurtheil über meinen Wunsch und meine Hoffnungen an, das mich schon der Traum hatte wissen lassen. Von einem solchen seltsamen Voraussehen der Ereignisse des nächsten Tages im Traume der vorhergehenden Nacht, habe ich (d. h. Schubert, nicht der Kritiker) nicht nur diese eine, sondern mehrere, mich zum Theil noch in der Erinnerung mit tiefem Ernst erfüllende Erfahrungen gemacht.“

Ich (d. h. nicht Schubert, sondern der Kritiker) gestehe nun offen, daß mich diese Erzählungen keineswegs mit tiefem Ernste, dagegen aber

mit gründlicher Heiterkeit erfüllt haben. Es hat Alles seine Grenzen: so darf auch die Leichtgläubigkeit nicht über ein gewisses Maß hinaus ausgebeutet werden. Man denke sich einmal, Aehnliches wäre geschrieben worden von einem Autor, welcher nicht die Titelmasse des Herrn Schubert besitzt, da würde ein Jeder sagen: Verfasser ist entweder ein Narr oder er treibt frivoles Spiel mit Dingen, die außer allem Spaße liegen! Weil aber Schubert Doctor der Theologie ist, darum liest man seine Narrenspossen mit einer Langmuth, die an Andacht grenzt. Gleichwohl sind diese Lebensergebnisse Unsinn, und der Standpunkt, auf welchem es auch nur möglich ist, dummen Aber- und Köhler-Glauben mit der christlichen Religien, der Quelle allen Lichts und aller Klarheit, zu verwechseln, ist ein „Schlafzustand bei scheinbarem Wachen," wie Schubert einen gewissen Abschnitt in seiner Geistesentwickelung bezeichnet, und wie er richtiger den ganzen Zustand, in welchem er sich noch befindet, charakterisirt hätte. Es giebt gar keinen stupideren Irrthum, als die Verwechselung der Beschränktheit mit religiöser Hingebung. In dem Buche des Herrn Schubert — des Doctors der Theologie — ist von wahrer Religion keine Spur vorhanden.



Heine's neuere Schriften.

Wer ist nicht schon einmal durch ein Heine'sches Gedicht, gelesen oder gesungen, entzückt worden und hat seine innigste Empfindung darin ausgedrückt gefunden? Und wer hätte sich nicht mehr als einmal durch seine lasciven Späße zurückgestoßen gefühlt? Heinrich Heine's Name regt so verschiedenartige Empfindungen und Erinnerungen auf, daß es wohl der Mühe lohnt, ein paar einleitende Worte über seine Persönlichkeit und über die von ihm mitbegründete literarische Richtung der Betrachtung seiner neueren Schriften vorauszuschicken.

Heine ist ein von jüdischen Eltern abstammender protestantischer Christ. Der protestantischen Kirche hat er anzugehören nie aufgehört, weil sie ihn, wie er sagt, in Nichts genire. Er studirte in Göttingen und schloß in Berlin sich an Hegel an. Dann ging er zu Börne, gleichfalls jüdischen Ursprungs, nach Paris. Börne übte bestimmenden Einfluß auf Heine's politische Richtung. Das wäre schwer begreiflich, da Börne eine unbedeutende Mittelmäßigkeit, Heine dagegen eine hervorragende Größe an literarischem Talent, wüßte man nicht, welches Uebergewicht ein Mensch über den andern, auch den weit fähigeren, durch Festhalten an einer bestimmten Ueberzeugung, durch den Charakter, erhält. Dieses Uebergewicht Börne's, der in seiner, wenn auch irrigen, Ueberzeugung stark war, riß auch Heine zum Republikanismus hinüber.

War Heine mit Börne schon bei dessen Lebzeiten zerfallen, so ging er nach seinem Tode vollends den eigenen Weg des frivolen Indifferentismus. Nie ist ein Mensch auf diesem Wege in intellectueller Beziehung weiter gegangen; nie ist einer mit physisch härterer Buße heimgesucht worden. Im Jahre 1831 kam er nach Paris und warf sich in das Genußleben des modernen Babylon — wenigstens mit seiner Einbildungskraft, denn wie viel er mit seinen geringen Mitteln davon wirklich erhascht habe, mag dahingestellt bleiben. Im Jahre 1841 zeigten sich bei ihm die ersten Symptome der Rückgratsdarre; der Weg nach dem westphälischen Bade, was allein dagegen spezifisch wirkt, war ihm durch seine politischen Sünden abgeschnitten: ich glaube, das Bad heißt Oynhausen. Im Jahre 1848 legte er sich zu Bett und seitdem liegt und stirbt er noch: täglich müssen Betäubungsmittel angewendet werden, um die Schmerzen erträglich zu machen. Beschäftigt hat sich Heine auf seinem Krankenlager, von dem er weiß, daß es auch sein Todtenbett wird, viel mit Nachdenken über Metaphysik, aber wie weit ihn dies gebracht hat, zeigt er in dem Stoßseufzer: „Der liebe Gott macht seine Experimente an mir; wenn er sich dazu doch einen Anderen ausgesucht hätte!" Dies ist der Autor, dessen letzte Productionen ich dem Leser vorführen will. Die älteren davon sind verboten, dürfen also nicht besprochen werden. Neuer und erlaubt ist „Lutetia": das sind Heine's gesammelte Correspondenzen für die „Augsburger Zeitung" während der vierziger Jahre, in zwei Bänden. Wir heben daraus folgende Stellen hervor:

Ueber Louis Philipp's Politik im Anfang des Jahres 1840 sagt er: „Der König wird jetzt seine Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der letzteren ist eine thörichte Idiosynkrasie. Er, vor dessen Augenzwinkern Alle zittern müßten, er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schulbub' und jammert: Schonet meiner! Verzeih't mir, daß ich, so zu sagen, den französischen Thron bestiegen, ich will sagen, daß sechsunddreißig Millionen Unruhestifter und Gotteslaugner mich zu ihrem König gewählt haben! Verzeih't mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Anfang an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabiren ließ: bei den Jakobinern, die mir den Ehrenposten eines Thürstehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte euch: verzeih't mir aus christlicher Barmherzigkeit und schenket mir den Frieden! — So hat sich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, aber das war doch immer der Sinn seiner langen Reden

und noch längeren Briefe, deren Schriftzüge mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Fliegenpfötchen" (pattes de mouche) nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine" benamsen; sie ähneln nämlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst mageren Buchstaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck."

An einer andern Stelle erzählt Heine: „Als ich kurz nach der Juli-Revolution hierher kam, gab es eine Societät von Claqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anboten, ihm für fünf Franken den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franken, so werde man sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd auf's Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franken, so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Füffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franken gegeben, so schrieen sie noch viel lauter und geberdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd auf's Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Franken kosten, und dann ward der Enthusiasmus auf's Höchste gesteigert, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philipp, vielleicht, um nur dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand auf's Herz legte und die Marseillaise mitsang. Ob er auch mit dem Fuße den Tact schlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der sie mir erzählte, ist seit sieben Jahren todt."

Ueber Lafayette erzählt Heine: „Als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette besuchte, drückte derselbe mir beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoctors, der uns ein Universalelixir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menschenrechte, die der Alte vor sechszig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radikal kuriren könne."

Es ist unter den Pariser Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft kaum Einer, dem Heine nicht gelegentlich eine Satyre gewidmet hätte, sei es in Versen oder in Prosa, und er hat bei Jedem die schwache Seite zu finden gewußt. Der flache und prahlerische, aber persönlich höchst liebenswürdige und ungemein thätige Dumas z. B. hat die Schwäche, daß er sich darüber ärgert, wenn ihn Jemand daran erinnert, daß er mütterlicherseits von einer Farbigen abstamme. Heine sang ihn also an:

Vollendetes schuf nimmer die Natur;
Das Gute trägt zugleich des Beſſren Spur,
Verwundbar war am Fuß der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas ist ein Metis.

Victor Hugo's Schwäche ist die, daß er sich für schön hält. Heine behauptet, Hugo habe einen geheimen Buckel, den nur sein Schneider kenne: alle seine Freunde wüßten, daß er bucklig sei, nur wisse, Dank dem Schneider, Niemand, wo der Buckel sitze: so sei es auch mit seinen Romanen: jeder ein grand bossu. Auch habe ich Heine im Verdacht, der Verfasser mancher von den anonymen Spottliedern zu sein, die im Charivari oder in andern Blättern gegen Hugo erschienen, ehe er verbannt war. Es ist Witz in denselben, und witzige Menschen sind so rar wie brave. Keiner aber kommt so schlimm weg wie der ehemalige Generalmusikdirector Spontini. Von ihm erzählt Heine: „Jedesmal, wenn in der Akademie de Musique oder bei den Buffos eine Oper durchfällt oder sonst ein ausgezeichnetes Fiasko gemacht wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blassem Gesicht und kohlschwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erscheinung immer ein musikalisches Unglück bedeutet. Die leichtsinnigen Franzosen, die nicht einmal einen Aberglauben haben, nennen jene Gestalt Monsieur Spontini . . . Er kann sich nicht darüber trösten, daß sein Herrscherstab übergegangen ist in die Hände Meyerbeer's. Die fixe Idee des armen Mannes ist und bleibt Meyerbeer. Jüngst fand ihn Jemand in den Sälen des Louvre, wo die ägyptischen Antiquitäten ausgestellt sind. Der Ritter Spontini stand wie eine Bildsäule mit verschlungenen Armen fast eine Stunde lang vor der großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein geringerer sein soll, als jener Amenophes, unter dessen Regierung die Kinder Israels das Land Aegypten verlassen haben. Aber Spontini brach am Ende sein Schweigen und sprach folgendermaßen zu seiner erlauchten Mitmumie: Unseliger Pharao, Du bist an meinem Unglück Schuld! Ließest Du die Kinder Israel nicht aus Aegypten fortziehen oder hättest Du sie sämmtlich im Nil ersäufen lassen, so wäre ich nicht durch Meyerbeer aus Berlin verdrängt worden!"

Das Neueste von Heine sind seine „Vermischte Schriften" vom Winter 54 auf 55. Darin sind wieder mehrere einzelne Gedichte von satyrischem Werth, welche an den glänzenden Humor erinnern, den Heine ehemals in seinem Epos „Atta Troll" und in der berühmten Ballade vom „Weißen Elephanten" zeigte. Jener Atta Troll war ein Tanzbär, der in Frankreich socialistische Grundsätze einsaugt und sie seinen Kindern mit der Versicherung überliefert: die Aristokratie des Menschengeschlechts sei eine Usurpation, und dem Thierreich gehöre die Zukunft.

Jener weiße Elephant verliebt sich par distance, von Siam aus, in eine Pariserin:

Durch wunderbare Wahlverwandtschaft, im Traume macht er ihre Bekanntschaft,
Und träumend in sein Herze stahl sich dieses hohe Ideal.
Geheimnißvolle Sympathie: er sah sie nie, und denkt an sie;
Er trampelt immer im Mondschein umher, und seufzet: wenn ich ein Vöglein wär'!

Zum Schlusse noch einen Auszug des Gedichtes: „Die Libelle", die gewissermaßen Heine's Epitaphium vorstellt, die Selbstschilderung zugleich und die Klage des sterbenden Dichters:

Es tanzt die schöne Libelle wohl auf des Baches Welle;
Sie tanzt daher, sie tanzt dahin, die schimmernde, flimmernde Gauklerin.
Gar mancher junge Käferthor sein Bischen Käferverstand verlor;
Die Buhlen sumsen von Lieb' und Treu, versprechen Holland und Brabant dabei.
Die schöne Libelle lacht und spricht: Holland und Brabant brauch' ich nicht;
Doch sputet euch, ihr Freier, und holt mir ein Fünkchen Feuer!
Kaum hat die Falsche gesprochen das Wort, die Käfer flatterten eilig fort,
Und die Verliebten, mit blindem Muth stürzen sie sich in die Kerzengluth.
Oh wehe dem Käfer, welchem verbrannt die Flügel sind! im fremden Land
Muß er wie ein Wurm am Boden kriechen mit feuchten Insecten, die häßlich riechen,
Die uns behandeln als Kameraden, weil wir im selben Schmutze waten —
Drob klagte schon der Schüler Virgil's, der Dichter der Hölle und des Exils!
Ich denke mit Gram an die bessere Zeit, wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimath-Aether gegaukelt, auf Sonnenblumen geschaukelt,
Aus Rosenkelchen Nahrung sog und vornehm war und Umgang pflog
Mit Schmetterlingen von adligem Sinn und mit der Cicade, der Künstlerin!
O daß ich nimmer gesehen hätte die Wasserfliege, die blaue Kokette,
Mit ihrer feinen Taille, die schöne falsche Kanaille!



Pariser Literatur-Brief.

„La France marche à la tête de l'Europe" — verkündeten lange Zeit selbstgefällig die Franzosen. In der neu-napoleonischen Zeit ist der alte Satz concret persönlich gefaßt „L'Empereur de la France c'est l'Empereur de l'Europe." Die Franzosen glauben es, weil sie es — müssen, Frankreich ist ja momentan in „Napoleon aufgegangen". Wer also bei Besprechung französischer Zustände augenblicklich die „Napoleonischen Ideen" in den Vordergrund stellt, bleibt sicherlich innerhalb des „Systems". Dieser Brief soll nun einmal wenigstens in solcher äußeren Form modern „correct" sein; ich suche deshalb den Anknüpfungspunkt für nachfolgendes literarisches Referat bei der Familie Bonaparte, noch dazu beim Gründer, dem Onkel des Neffen; — ich führe nach horazischer Regel den Leser „mitten hinein ins Werk". Barante hat in den kürzlich ausgegebenen, elegant geschriebenen drei Bänden der „Histoire du Directoire de la République Française. Paris,

Vidier"*) den General Bonaparte in den Vordergrund gestellt (nach Préface, p. VII. ff.), und ihn als die Aussicht auf eine Zukunft, namentlich als den Schöpfer einer lebensfähigen Regierung im Innern, und nicht blos als den Träger des kriegerischen Ruhms nach Außen, aufgefaßt. Es ist die Zeit der dritten Constitution, 1795: der Krieg wird eine thätige Angelegenheit des Landes, das Gefühl für den nationalen Ruhm entwickelt sich im Volke, die Generale gewinnen eine stets wachsende politische Bedeutung. Napoleons verderbliches Feldherrn-Talent bricht sich Bahn; — „son caractère impérieur et hautain ne se soumettait à aucune contrainte." (I. p. 183.) Die düstere Einförmigkeit, welche durch den tyrannischen Druck des Wohlfahrts-Ausschusses hervorgerufen war, hört auf. — Die Geschichte erhält wieder ein dramatisches Interesse. Barante folgt den Einzelheiten dieser ereigniß- und verhängnißvollen Zeit mit großer Sorgfalt. Es ist ihm aber weniger um eine Darlegung des militairischen Erfolges des Krieges zu thun, als um die Frage, in welche Stellung sich dadurch der anstrebende Kaiser zu dem Geist der Revolution versetzt. Nach seiner Auffassung machte die Praxis der großen Geschäfte in der Verwaltung des eben besiegten Italiens den jacobinischen General zum Staatsmann, zum Ueberwinder und Versöhner der Parteien. Aber andererseits erkennt er in der nie rastenden Ehrsucht des Eroberers, in seinen autokratischen Maximen, gegenüber den anderen europäischen Regenten (vergl. II, 265 ff.) nur die Erneuerung der revolutionären Methode, welche der Reorganisation des inneren Frankreichs zukünftige Gefahren bereitete. (Vergl. III, 569.) Ein solches Urtheil zu Paris im Jahre 1855 zu veröffentlichen, setzt Muth und Unabhängigkeit der Ueberzeugung voraus; aber Chateaubriand rühmte auch früher schon von Barante: „weder liebt, noch verachtet er die Menschen so sehr, um der Wahrheit Abbruch zu thun." So gewährt der eingenommene Standpunkt eine patriotische Unparteilichkeit — denn jeder ungerechte Erfolg, jeder falsche Triumph ist ein Unheil auch für das wahre Wohl des Vaterlandes selbst.

In dem ganzen Werke ist Maaß und Ziel nach den verschiedensten Seiten gehalten; der reiche Stoff ist auf die angemessenste Weise nach den richtigsten Verhältnissen geordnet. Der Verfasser geht nicht so sehr auf die Erweiterung der Kenntnisse, als auf Feststellung des Urtheils aus. Er giebt auch seinem Vaterlande den Spiegel zur Warnung: „Tant que l'esprit révolutionnaire ne sera pas éteint et qu'il élèvera la prétention de créer un nouvel ordre social, l'ordre politique ne pourra être établi." (p. XVI.) Eine Persönlichkeit nach der anderen,

---

*) Das Werk schließt sich, nach Inhalt und Form, an die 1849 herausgegebene „Geschichte des National-Convents" an. In diesem Jahre schrieb auch Barante noch eine kleinere politische Schrift: „Constitutionelle Fragen", welche in Frankreich so viel Aufsehen machten. Eine deutsche Uebersetzung desselben erschien in Berlin.

von denen, welche diese Zeit bezeichnen, erscheint scharf umrissen, meisterhaft colorirt und handelnd wie auf der Bühne vor unserm Auge (vergl. die Charakteristiken von Barras, le maitre du Directoire, I. p. 17. Carnot, p. 19. Babeuf II., 183. Bernadotte III., 124.). Der Verfasser zeigt eine außerordentliche Gabe in der Schilderung von Scenen und Situationen. Langsam, aber ohne Aufhören, ohne Unterbrechung, in beständiger Handlung schreiten die einzelnen Bilder an uns vorüber und vollenden das große Gesammtbild. Ein Staatskundiger malt uns dieses Bild, ein Eingeweihter in die Politik, die Geschichte, die Staats-Oekonomie und die Praxis der Geschäfte.

Besonders gelungen ist die Charakteristik der Parteikämpfe, welche die innere Geschichte Frankreichs unter dem Directorium ausfüllen. Sie dringt mit stets gleicher Schärfe durch die Phrase zu dem Wesen der Sache, durch die Programme der Parteien zu ihren Mitteln und Wirkungen hindurch. Gewöhnlich wird angenommen, nach Robespierre's Sturz hätten die Männer des Thermidor und nach ihnen die Directoren die Aufgabe gehabt, den positiven Inhalt der Revolution nach allen Seiten zu vertheidigen, einmal gegen Reste der Robespierreschen Faction, sodann aber besonders gegen das reactionäre Andringen der Royalisten und Emigranten. Diese Auffassung muß nach den von Barante benutzten Quellen als unrichtig verworfen werden. Die Nation war durch die Schreckenszeit so ermattet, so sehr auf das Nächste und Nöthigste beschränkt, daß Staatsformen, Verfassungsfragen und Standesrechte kein allgemeines Interesse mehr erregten. „En général, le peuple français est fatigué de toute idée de révolution, il ne demande qu'à être gouverné paisiblement", sagte Boulay in einer Commissions-Sitzung des Rathes der Fünfhundert am 5. September 1797.

Es handelte sich in diesem Kampfe um die bürgerliche Freiheit, die Sicherheit der Personen, den Schutz des Eigenthums, die Selbstständigkeit des religiösen Bekenntnisses, aber nicht um die Bourbonen oder die republikanische Verfassung. Die bürgerliche Gesellschaft in ihrem wirklichen Bestande erhob sich gegen die utopischen Neuerungen des Jahres 1793, gegen eine überall selbstsüchtige und bornirte Willkür. Dieses entscheidende Moment hat Barante sehr scharf geltend gemacht und dadurch seinen Beruf zum Darstellen der französischen Revolutionszeit bewiesen. Die Historiker haben bisher an den Ereignissen der letzten funfzig Jahre in Frankreich vorzugsweise die rein politische Seite betrachtet; so gewichtig und gewaltig sie ist, so viel man auch an ihr zur Lehre und Warnung besitzen mag, sie ist für ein richtiges Verständniß allein nicht ausreichend. Die neuere Geschichtschreibung hat darum ihr Geschäft so erhöht und erschwert, weil mehr und mehr die richtige Forderung einer Verschmelzung von politischer und Cultur-Geschichte gestellt wird. Rücksichtlich der inneren Verhältnisse Frankreichs seit dem Jahre 1789 hat jener doppelte Gesichtspunkt zu der Anerkennung ge-

führt, daß die Bewegungen seines staatlichen Lebens nur Erscheinungen und Folgen derjenigen Umgestaltungen sind, welche die Gesellschaft des französischen Volks erfahren hat, die bürgerliche sowohl wie die kirchliche. Barante setzt diese kirchlichen Verhältnisse vortrefflich auseinander, namentlich auch das große Unrecht, welches die Revolution gegen die Kirche beging und dadurch den gewaltigsten Widerstand, den sie erfahren, hervorrief. Der Drang zu der alten Gottesverehrung erwachte in den furchtbaren Leiden der letzten Jahre, hielt aus und wuchs trotz aller Angriffe der Machthaber. Die Revolution, vor der sich damals der Continent beugte, vermochte den alten hinfälligen Papst Pius VI. nicht zu überwältigen, welchen das Directorium 1798 aus Rom hinwegtreiben und später nach Frankreich führen ließ. Wohin er gebracht wurde, strömten aus Städten und Dörfern die Menschenmassen zusammen, um ihm Trost und Heil zu wünschen, sich selbst seinen Segen zu erbitten. (III., 328 ff.) Das Directorium wagte es nicht, gegen diese allgemeine Huldigung einzuschreiten. Die katholische Kirche hat glänzendere Zeiten als diese gehabt, aber vielleicht niemals eine stärkere Bethätigung ihres Berufes, einen reineren Triumph ihrer Kraft gefeiert.

Die Geschichte der französischen Revolution in ihren einzelnen besonders einschneidenden Epochen ist unter allerlei Formen unzählige Male bearbeitet. Seit den ersten vom Parteihaß nach beiden Seiten erfüllten Darstellungen ist bereits ein Schleier nach dem anderen gehoben; Memoiren von Theilnehmern, veröffentlichte Actenstücke, kritische Sichtung des Materials haben dem Historiker vorgearbeitet. Eine unbefangene Ansicht jener Zeit und ihrer Menschen, so wie eine gründliche Einsicht in ihre Motive ist jetzt möglich gemacht. Barante's Werk ist wiederum ein Verhelf und Fortschritt zu dieser Erkenntniß. — Seither war nur wenigen Geschichtsschreibern Frankreichs darum zu thun, die einfache unverhüllte Wahrheit der Verkündung oder Bekämpfung von Ideen des Zeitgeistes dem Prunke schönrednerischer Declamation und dem Reize pikanter Zeichnung vorzuziehen. Freuen wir uns, wenn endlich selbst von Frankreich aus die Wuchersaat falscher Angaben und Vorstellungen abgemähet wird.

Ich schließe an diesen Bericht noch einige kürzere literarische Notizen. Einen theilweise verwandten Gegenstand wie den eben erwähnten behandeln: „Barthazène Souvenirs militaires de la République et de l'Empire,“ sie umfassen die Feldzüge in Italien (1791—1800), gegen Preußen (1806—1807), gegen Oesterreich (1809), gegen Rußland (1812), in Deutschland (1813) und in Belgien (1815). Baron Barthazène, welcher an allen diesen Feldzügen persönlich Theil genommen, deckt mit großem Freimuth und soldatischer Offenheit die Nebenbuhlereien und Eifersüchteleien der Generale, die Willkür, die Fahrlässigkeit und das Raubsystem der französischen Militair-Verwaltung auf.

Es ist immer interessant, das gerechte Urtheil eines competenten Richters über seine eigenen Landsleute zu vernehmen.

Die „Nouvelle Biographie générale," deren Herausgabe einem Deutschen, Dr. Hoefer, anvertraut und auf 32 Octav-Bände berechnet ist, wird im Gegensatz zu der alten Biographie universelle auch einzelne biographische Notizen über noch lebende Zeitgenossen enthalten. Diese Biographieen der Zeitgenossen sind mit lobenswerther Discretion gehalten, das Urtheil lediglich nach den Thatsachen ermessen; Verfasser und Redacteure sind des Spruches eingedenk geblieben: „On doit des egards aux vivants, on ne doit aux morts que la vérité." Es läßt sich füglich darüber streiten, ob ein solcher Unterschied der Gerechtigkeits-Pflicht entspricht, welche wir zunächst von dem Historiker fordern.

Literatur.

Dresdener Album, herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. Zweite umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage. Zur Unterstützung der durch die Ueberschwemmungen an der Weichsel und am Rhein Verunglückten, so wie für eine schon bestehende wohlthätige Stiftung. Berlin 1856. Nicolai.

Ein sauberer Umschlag in Metalldruck, die Charitas als Titelblatt, eine poetische Dedication an J. M. die Königin von Preußen und der Name der Herausgeberin sind genug, um auch äußerlich schon das Dresdener Album als eine literarische Erscheinung von außergewöhnlicher Bedeutung aufzufassen. Wenn man aber einen Blick nur auf das Inhalts-Verzeichniß des starken Bandes wirft, so muß selbst dem blöden Auge klar werden, daß hier ein Sammelwerk ganz seltener Art vorliegt. Daß bei einem Buch von so reichem Inhalt auch mancherlei Schwaches mit unterläuft, versteht sich von selbst, doch ist der feine Tact der Herausgeberin nicht genug zu bewundern, mit welchem sie das geradezu Ungehörige und ganz Unpassende durchaus zu vermeiden gewußt hat. Das ist nicht so leicht, wie's auf den ersten Blick scheinen möchte, sondern im Gegentheil außerordentlich schwer.

Drei Könige haben beigesteuert, nicht aus Allerhöchsten Privat-Chatoullen, sondern aus der Fülle ihrer Poesie heraus. S. M. König Johann von Sachsen das Bruchstück einer Tragödie Pertinax. Der Verfall des römischen Weltreiches und das wachsende Christenthum bilden den Hintergrund, die Bekehrungs-Geschichte Justin's des Märtyrers spielt hinein — das Ganze ist ein bedeutendes Stück poetischer Arbeit. Im vierten Band der Belletristischen Schriften von Franz Kugler befin-

det sich ebenfalls ein Trauerspiel Pertinax, die Vergleichung ist interessant. S. M. König Ludwig von Baiern gab ein Sonnett und ein Gedicht auf das armenische Kloster bei Venedig. S. M. König Maximilian II. von Baiern ein tiefgefühltes Trauerlied auf den Tod Seiner Schwiegermutter, unserer unvergeßlichen Prinzeß Wilhelm von Preußen. Auch J. K. H. die Prinzeß Amalie von Sachsen hat einen werthvollen dramatischen Beitrag gegeben. Von den Andern, die gegeben haben, nennen wir nur Einige noch, um unseren Lesern einen annähernden Begriff wenigstens von dem reichen Inhalt des Albums zu geben. Wir finden von dem Vater unseres Minister-Präsidenten, Freiherrn v. Manteuffel, ein Vaterlands-Lied, von Otto Roquette ein biblisches Gedicht: Ruth; von Chr. Fr. Scherenberg ein Gedicht: Der Deßauer Marsch; von Hesekiel Episodien: Das erste Ordensfest; von Regis Briefe an den Rhetor Schramm; von Heinrich Smidt einen Aufsatz über den preußischen Kriegsschooner Frauenlob; mehrere sehr ansprechende Arbeiten von der Herausgeberin; vom Propst Nitzsch einen Aufsatz über die evangelische Union; mehrere Arbeiten von Karl Witte und Andreas Sommer u. s. w. u. s. w. Außerdem enthält das Album eine Fülle von literar- und kunsthistorischen Seltenheiten, Reliquien, interessanten Notizen, ungedruckten Briefen berühmter Männer und namentlich eine sehr merkwürdige Sammlung von Proben aus lebenden und todten Sprachen, an deren Uebersetzung sich die berühmtesten Gelehrten betheiligt haben. Es kann selbstverständlich nicht unsre Absicht sein, die Beiträge für das Album zu kritisiren; wir wollten, wie schon gesagt, nur auf den außerordentlich reichen Inhalt aufmerksam machen und das Publicum gebeten haben, durch recht rege Theilnahme den milden Zweck zu fördern, zu dem sich so viele Schriftsteller und Künstler mit der in gemeinnützigen und patriotischen Angelegenheiten unermüdlichen Herausgeberin vereinigt haben. Möchte Fräulein Elfriede von Mühlenfels den Lohn ihrer rastlosen Thätigkeit für die Noth und die Armuth auch in einer recht segensreichen Verbreitung des vorliegenden Albums finden; wir sind überzeugt, daß sie sich selbst keinen bessern Lohn wünscht.



Wappen-Sagen.

Struensee.

Im silbernen Felde
Auf blauem Meer
Dreimastig ziehet
Das Kriegsschiff her.

Stolz über den Wogen,
Hoch über der Fluth,
Da flattern die Wimpel —
Sind roth wie Blut;

Und von dem Gaffel,
Da wehet noch
Mit leisem Rauschen
Der Danebrog.

Das Wappen errang einst
Ein deutscher Mann,
Der die höchsten Ehren
In Dän'mark gewann;

Und hat er gefehlet —
Hoch stand sein Sinn,
Er gab zur Sühne
Sein Leben dahin!

Drum wehen im Winde,
Hoch über der Fluth,
Die Wimpel vom Maste,
Sind roth wie Blut.

Vor dem Henker alleine
Den Nacken er bog,
Vom Gaffel drum flattert
Der Danebrog.

Und was er gefehlet,
Das büßte er schwer,
Die Dichter sie singen
Die blutige Mähr.

Es faßt in die Herzen
Wie schneidendes Weh'
Die schaurige Sage
Von Struensee.

* * *

Gescheitert am Sunde
Der Struensee Glück,
Kehrten sie muthig
Zur Heimath zurück,

Errangen in Preußen
Sich Würden neu
Und dienten dem Könige
Weise und treu.

Weil reines Streben
Zur Höhe sie trug,
Drum prangt auf dem Helme
Ein weißer Flug.

Inserate.

Cigarren und Tabacke
von Adolph Streckfuß.

Comptoir: Friedrichsstraße 225. Commanditen: Leipziger Straße 25 — Neue Wilhelmsstraße 3 — Alte Schönhauser Straße 30 — Roßstraße 12a — Chausseestraße 5.

Mein in den feinsten Marken importirter Havanna-Cigarren sehr reich assortirtes Lager empfehle ich hierdurch bestens, eben so auch mein Lager guter Bremer und Hamburger Cigarren und eigener Fabrikate. — Von Rauchtabacken mache ich ganz besonders auf meine echt türkischen Tabacke aufmerksam, welche ich durch das Engagement eines zuverlässigen Agenten in Konstantinopel stets in feinster Waare und zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu liefern im Stande bin; ich empfehle feinsten Bochga à Pfd. 2 Thlr., Kienuvir à Pfd. 1½ Thlr., Samsun à Pfd. 1 Thlr. — Hierzu empfehle auch feine französische Cigarretten-Bücher und Maschinen mit Papiertuben zum Selbstverfertigen von Cigarretten, so wie französische Thonpfeifen in geschmackvollen Mustern, welche sich Meerschaumartig anrauchen. —

Von Schnupftabacken empfehle ich die Fabrikate von Gebr. Bernard, Gebr. Lotzbeck, Franz Foveaux, Gebr. Bolongaro Crevenna, C. G. Baum in Rawicz u. s. w., so wie importirte englische und Bahia-Schnupftabacke.

Auswärtige Bestellungen bitte ich an mein Comptoir, Friedrichsstraße 225, zu adressiren. — Bestellungen von 1000 Stück an sende ich franco und ohne Berechnung von Emballage und bitte ausdrücklich, sollte wider Erwarten eine von mir bezogene Waare nicht ganz ansprechen, mir dieselbe unfrankirt zurückzusenden, wogegen ich mich verpflichte, franco andere Waaren zu senden. — Proben berechne ich zum Tausendpreis. — **Adolph Streckfuß.**

Düsseldorfer Punsch-Essenzen feinster Qualité, Crême d'Allash, Slivowitz, Curacao, Anisette, Génèver, Huile de Roses, de Menthe, Carvy, Fleurs d'Oranges, Crême de Vanille, de Gingembre, de Café, d'Ananas, Noyau (rouge et blanche), Gazis, Parfait Amour, Marasquino di Zara, Baseler Kirschwasser, Extrait d'Absynthe von Bouvier frères, Danziger Goldwasser, Whisky, Steinhaeger Wachholder, Liqueur des Alpes, Liqueur Stomachale, ganz alte feine Jamaica Rums, ächten Cognac und Franzbranntwein, feinsten ganz alten Arrac de Goa empfiehlt billigst

F. W. Borchardt, Französischestrasse 48.



Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 10.







